

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band
auf das Jahr 1856.
Nebst Register.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
(W. Fr. Rästner.)

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1856

by unknown author

Göttingen; 1856

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

**EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACADEM.
GEORGIAE
AUG.**

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 1. September 1856.

L o n d o n

bei B. Fellowes, 1855. Phoenicia. By John Kenrick, M. A. With maps and illustrating plates. XXIV und 468 S. in gr. Octav. Mit vier Platten.

L e i p z i g

Ueber die Grabschrift des Eschmunazar. Von Prof. Const. Schlottmann (in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1856, S. 407—431 und 587—589).

Wir fassen diese beiden Schriften, so ungleich sie ihrem äußern Umfange nach sind, hier zusammen, weil sie die jüngsten Beiträge zur Erläuterung oder (wie man ebensowohl sagen kann) Ent-räthselung des phönikischen Alterthumes sind, welche einige Beachtung verdienen. Wer den Gang dieser phönikischen Bemühungen unsrer Wissenschaft näher verfolgt, wird finden, daß man bei allen den großen Schwierigkeiten, welche hier aufstößen, und allen den auch dadurch möglichen gro-

ßen Irrthümern, welche sich erheben, dennoch nicht umsonst so viele Mühe anwendet, jenes früh verschwundene Alterthum immer vollkommner wiederzuerkennen. Es ist jetzt fast gerade ein Jahrhundert verflossen, seitdem man eine solche Mühe ernstlicher begann: wie Vieles ist seitdem allmählich immer richtiger erkannt! Allein die Trümmer dieses Alterthumes sind bis jetzt noch immer zu gering an Zahl oder zu zerstückt und verstümmelt wiedergefunden; die Entzifferung der auf diesen Trümmern oder in andern Hülfsmitteln erhaltenen Schriften ist noch immer aus vielen Ursachen sehr schwierig; und je weniger in dem ganzen weiten Gebiete schon ein nach allen Seiten hin sicherer Grund erreicht ist, desto mehr müssen jetzt bei der immer mannichfaltiger und lebhafter werdenden Arbeit die Vorgänge dieser Arbeit selbst stets sorgfältig untersucht und überwacht werden. Mag diese Arbeit auf den ganzen so ungemein mannichfaltigen und an Ort und Zeit so weitausgedehnten Gegenstand oder auf etwas einzelnes noch Dunkleres sich richten, wir müssen ihr überall hin stets so bald als nur möglich aufmerksam folgen.

Der Verf. des oben zuerst genannten Werkes mit der so ganz allgemeinen Aufschrift hatte fünf Jahre früher schon ein ähnliches Werk allgemeinsten Inhaltes über das alte Aegypten in zwei Bänden veröffentlicht, welches eine völlig ähnliche Anlage und einen gleichen Zweck hatte, nur daß es mehr als noch einmal so lang war, da unsre Quellen und Hülfsmittel zur Erkenntniß des alten Aegyptens heute schon viel reicher fließen als die für Phönikien. Jenes frühere Werk des Verfs haben wir in diesen gel. Anz. 1852 St. 116 f. beurtheilt: wir können uns nun bei der Beur-

theilung des jetzigen desto kürzer fassen, da dieses seinen Vorzügen wie seinen Mängeln nach dem vorigen so ähnlich ist. Auch hier befließigt sich der Verf. überall einer gewissen Vorsicht und Mäßigung im Urtheilen, und benutzt dabei ohne eigene wahre Sachkenntniß mit vieler Geduld die Nachrichten in den griechischen und römischen Schriftstellern sowie die übrigen Hülfsmittel so weit er diese benutzen konnte. Allein wiewohl er auch deutsche Bücher liest und benutzt, so müssen wir doch bedauern, daß er in deren Kenntniß und Benutzung sehr hinter der Zeit zurückgeblieben ist, da ihm viele der wichtigsten deutschen Arbeiten über phönikisches Alterthum aus der neuesten Zeit noch entgangen sind. Noch mehr aber ist zu bedauern, daß er das Phönikische auch als Sprache und Schrift nicht im mindesten durch eigne Untersuchung und mühevollen Arbeit selbständig erkannt hat; sowie er überhaupt in allen morgenländischen Sprachen und Wissenschaften, obwohl er sein Buch mit hebräischen Buchstaben reich übersäet hat, völlig unerfahren ist. Bei keinem Alterthume ist aber so wie bei dem phönikischen, eigne Erkenntniß der Sprache und der schriftlichen Ueberbleibsel nothwendig: und wir müssen uns in der That wundern, wie Jemand, der als selbständiger Schriftsteller darüber auftreten will, dieses noch heute so gänzlich verkennen kann. Der Verf. läßt auch in der Vorrede seine Leser über diesen großen Mangel in Ungewißheit: wenn er aber hier beiläufig auf Heeren's bekannte Arbeiten über Phönikisches und Karthagisches hinweist, so könnte doch selbst dessen Beispiel hier nichts beweisen. Denn unser vortrefflicher Heeren wollte eigentlich nur den Handel und die Reichskunst dieser Völker beschreiben, so daß was er sonst

über sie sagte nur wie beiläufig bemerkt zu betrachten war. Und dazu haben sich seitdem die Zeiten gerade in dieser Hinsicht so gewaltig verändert, daß man heute noch weit mehr als damals eine selbständige Kenntniß der Sprache und der Schriften solcher Völker als unentbehrlich fordern muß.

Unter diesen Verhältnissen ist es denn wenig auffallend, daß man bei dem Verf. eine sehr große Menge ganz grundloser und heute theilweise längst veralteter Ansichten und Vermuthungen findet. Ihm sind S. 44 die Neslm, d. i. Giganten der altkanaanäischen Sage noch immer „Einfallende, Wüthende, Räuber“, nach einer allerdings schon 2000 Jahre alten, aber dennoch unrichtigen Vorstellung oder vielmehr bloß aus Mißverständnis des Wortes entsprungenen Vermuthung. Die Kerethi in David's Geschichte sind ihm nach S. 83 noch immer nicht die Kreten von der bekannten Insel, was man in den neuesten Zeiten doch schon immer allgemeiner als richtig erkannt hat, sondern „Scharfrichter“, nach einer bloß muthmaßlichen und noch dazu sprachlich völlig unbeweisbaren Wortableitung. Und Sardinien, dessen engeres Verhältniß zu phönikischen Völkern allerdings schon für ältere Zeiten nicht wohl bestritten werden kann, hat nach ihm S. 112 seinen Namen von $\gamma\psi$ schreiten wegen einer Aehnlichkeit seiner Gestalt mit einem menschlichen Fußtapfen vgl. mit dem Namen Ἰχνοῦσα , was sich doch höchstens sagen ließe, wenn man einen solchen Namen für Sardinien in phönikischer Schrift wirklich schon gefunden hätte; denn dann könnte man wenigstens mit etwas mehr Rechte nicht sowohl von einer Einschlebung des r in den Lauten Sardus, als vielmehr von einer der heutigen maurischen

ähnlichen Aussprache des ν als eines ξ reden. Karalis, die altphönikische Stadt Sardinien's, hat nach ihm ebensowohl wie der griechische Name Kyros für Korsika ihren Namen von $\gamma\rho$ Horn: und wie die ähnlichen Meinungen des Verf. weiter lauten. Denn man ersieht schon aus diesen Beispielen genug, daß der Verf. in alle dem fast noch unverrückt auf dem Standorte Sam. Borchart's steht.

Können wir nach diesen und so vielen andern Beweisen dem Werke im Ganzen und Großen keine wissenschaftliche Bedeutung oder gar Förderung unsrer Erkenntnisse vom phönikischen Alterthume zuschreiben, so wollen wir doch gern eine Bemerkung des Verfs S. 276 f. hervorheben, welche uns genauerer Betrachtung werth scheint. Er spricht hier nämlich den Zweifel aus, ob der Eigename $\gamma\rho$ in der Stelle Hez. 27, 10, wo man ihn gewöhnlich wie sonst von Persien verstanden hat, das bekannte Persien bedeuten könne. Diese Frage ist wirklich nach vielen Seiten hin wichtig. Würden wir den Namen der Perser als einen in den Ländern dießseit des Eufrat und Tigris so ganz bekannten und leicht verständlichen schon in den Schriften Hezeqiel's, also vor dem Auftreten des Kyros finden, so wäre dieses schon an sich sehr lehrreich: wir finden ihn sonst erst seit Kyros so erwähnt, und es ist bekannt, wie sehr Kyros gerade als Perser die westliche Welt überraschte. Noch auffallender wäre, daß danach von den damals noch im Innern Asiens wie verborgenen Persern Hülfsheere oder besoldete Krieger mit Schild und Helm am Weltmeere in Tyrus gedient hätten: was wir uns wenigstens nach unsern sonstigen geschichtlichen Kenntnissen bis jetzt schwer vorstellen können. Allein an jener Stelle

werden diese scheinbaren Perser als tyrische Söldlinge vielmehr nur mit rein afrikanischen Völkern zusammengestellt: daß solche als Söldlinge gern dienten und mit den Phönikern früh in sehr enge Berührung kamen, wissen wir auch sonst. Man würde aber sehr irren, meinend, Hezeqiel rede in jener langen Rede c. 27, welche uns noch heute das größte zusammenhängende Gemälde des weiten Weltverkehrs und der Macht der Tyrier gibt, ohne alle höhere Ordnung von so vielen Ländern und Völkern: vielmehr zeigt die nähere Einsicht, daß in jenem großen Redestücke bei aller Mannichfaltigkeit der Gegenstände überall eine feste Ordnung der Schilderung und eine hinreichend genaue Aufzählung der Völker und Länder nach ihrer Lage eingehalten ist. Und so kann man allerdings mit Recht bezweifeln, ob die gewöhnlich sogenannten Perser dort gemeint seien und ob man es als geschichtliche Thatsache annehmen könne, daß die Tyrier längst vor Kyros Zeiten die Perser als Söldlinge in ihren Mauern erhielten und in ihren Kriegen verwandten.

Frägt man aber, wie dieses geschichtliche Räthsel etwa zu lösen sei, so kommt uns hier leicht die Erzählung in Sallust's Jugurtha c. 18 entgegen, wonach Herkules in den Urzeiten Perser, Meder und Armenier bis in das westliche Afrika führte; aus den Medern und (den ihnen auch in Asien benachbarten und verwandten) Armeniern seien die bekannten Mauren entstanden; die Perser aber seien noch tiefer südlich außerhalb des mittelländischen Meeres angesiedelt. Diese seltsame Sage, welche Sallust und andre römische Schriftsteller nicht willkürlich erdichtet haben können, mag in Karthago während der letzten Jahrhunderte seiner Selbständigkeit ausgebildet und

durch punische Bücher zu den Römern gekommen sein; noch vollständiger wird sie in ihrem Sinne wenn man hinzunimmt, daß neben den Persern auch die den Armeniern in Asien benachbarten Iberen in diesen äußersten Westen der alten Erde eingewandert gedacht wurden, wie wir jetzt aus der kurzen Nachricht in Plinius' n. h. 3, 3 und aus andern wissen. Es mag in Karthago selbst während seiner blühendsten Zeiten und wohl noch unter dem Bestehen der persischen Herrschaft in Asien eine solche Ansicht ausgebildet sein, daß auch die entferntesten westlichen Völker schon in so frühen Zeiten von Osten aus ihr bestes Blut empfangen hätten: in Karthago hatte man Kenntnisse genug die westlichsten und die östlichsten Völker in eine nähere Beziehung zu einander zu setzen; und die Karthager wußten ja auch von sich selbst wie sie in späteren Zeiten, d. i. in Zeiten nach Herakles, von Osten nach Westen verschlagen waren, konnten also desto leichter etwas Aehnliches von älteren Völkern sich denken. Allein welchen Ursprung auch diese Heraklessage gehabt haben mag, jedenfalls konnten ihre ersten Erzähler die Namen der westöstlichen Völker nicht erdichten; und irgend welche ziemlich nahe liegende Aehnlichkeit der Laute westlicher Völkernamen mußte ihnen zu Hülfe kommen, wenn sie solche mit östlichen zusammenstellten. Bei dem Namen der Iberen ist dieses leicht verständlich. Was aber die Mauri=Medi betrifft, so brauchen wir hier nicht einmal einen so starken Lautwechsel wie den nur durch Zwischenstufen denkbaren von *d* und *r* anzunehmen: die den Medern benachbarten Armenier nannten diese *Uwp* also *Már*, welches fast ganz wie Mauri klingt und hinreichend zeigt, daß in Asien selbst der Name auch mit *r* lauten

Konnte; auch wenn Mōuru im Bendidād 1, 18. 26 wahrscheinlich Medien nicht sein sollte. Nun ist zwar der Name Mādai, woraus die Griechen ihr Wort Medien bildeten, sicher ebenfalls uralt, wie schon aus Gen. 10, 2 folgt: allein ob Medien von dem bekannten Worte aus ursprünglich Mittel-land bedeute oder ob sein Name nicht vielmehr aus dem sonst bekannten persischen Volksnamen der Marden verkürzt sei, ist eben die Frage; und in letzterem Falle würde sich das Dasein sowohl eines *d* als eines *r* in demselben ursprünglich gleichen Namen leicht erklären. Wir haben aber demnach allen Grund, auch einen den Persern ähnlich lautenden Volksnamen in diesem äußersten Westen zu erwarten: und das wirkliche Dasein von Völkern wie Pharusii und Perorsi bei Mela 3, 11. Plin. n. h. 5, 8 kann uns berechtigen, an der Stelle Hesequiel's statt der masorethischen Aussprache פָּרַם an ein Volk פָּרַם zu denken. Zwar dachten hier auch die LXX schon an die Perser: allein diese verstanden auch die לִיְדִים, welche hier doch gewiß die Libyer sein sollen unrichtig von den Lydern. Wir haben aber absichtlich diese Gelegenheit ergriffen, eine solche auch für das phönikische Alterthum wichtige Frage hier zu erörtern.

— Von den neuesten Entdeckungen und Entzifferungen, namentlich von der sidonischen Inschrift, weiß die Schrift des Herrn Kenrick noch nichts, obgleich sie nach der Vorrede erst im Mai 1855 vollendet wurde.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. 142. Stück.

Den 4. September 1856.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: »Ueber die Grabschrift des Eschmunazar. Von Prof. Const. Schlottmann.«

Dagegen beschäftigt sich die zweite der hier zusammengefassten Schriften, die des Hrn Schlottmann in Zürich, mit ihr allein, und tritt so noch zu der Zahl so vieler ähnlicher Versuche zur Entzifferung dieser Inschrift, welche bereits im vorigen Jahre erschienen und aus welchen wir die irgend einer näheren Beurtheilung nicht ganz unwürdigen schon in St. 4 des laufenden Jahrganges dieser gel. Anz. beurtheilten; weitere Erörterungen über diese wichtige Inschrift gab der Unterz. sodann mit Bezug auf seine eigne Abhandlung über sie in den Nachrichten Nr. 1 und mit Bezug auf das endlich veröffentlichte Werk des Duc de Luyneß in den gel. Anz. oben S. 689—700. Es ist nun erklärlich und nach mancher Seite hin recht wünschenswerth, daß sich so viele Geister als möglich um das vollkommne Verständniß eines so

völlig neuen und dazu so großen und wichtigen Schriftstückes baldigst bemühen: allein so starken Schwierigkeiten wie hier zu überwinden sind, sollten doch auch die Kräfte der Arbeitenden möglichst gewachsen sein, oder sie sollten sich bescheiden und lieber auf das Bessere warten. Wir können nicht sagen, daß die vorliegende Schrift in der einen oder der andern Weise den billigen Hoffnungen entspreche, welche man hier hegen muß, zumal wenn man sie nach dem Maßstabe beurtheilen will, welcher an sie als an eine in Deutschland erscheinende und auf deutsche Wissenschaft Anspruch machende zu legen ist.

Wir können schon dieses an ihr nicht gutheißend, daß ihr Verfasser sich mit einer neuen Erklärung so sehr beeilte als dazu, wie Jedermann leicht einsehen konnte, die sichere Grundlage noch fehlte. Die Schrift ist nämlich noch innerhalb des verflossenen Jahres beendigt; in einem spätern Anhange gibt der Verf. noch einige Nachträge zu ihr, welche für die Hauptsache unbedeutend sind. Sie gehört also nur zu den vielerlei andern vortheiligen Abhandlungen über die Inschrift, welche von unzuverlässigen Abschriften ausgingen. Zu solchen vorschnellen ungeduldigen Arbeiten lag weder bei den Verfassern der früheren Versuche, noch bei dem Verf. dieses letzten der Art irgend eine wahre Veranlassung oder Entschuldigung vor: und wir müssen uns in der That sehr wundern, noch so spät eine Abhandlung von dieser ersten unreifen Art veröffentlicht zu sehen. Auch würde man deshalb diesen Versuch einer Erklärung leicht ganz übersehen können, wenn der Verf. nicht in einem Anhange sich doch im Wesentlichen noch ganz zu ihrer Art und Weise als einer richtigsten bekännte.

Das Ungenügende seiner ganzen Entzifferung

hätte der Verf. nun wohl selbst vielleicht deutlich erkennen, oder doch dunkler fühlen können, wenn er beachtet hätte, daß schon die Uebersetzung der Inschrift wie er sie gibt, ohne einen irgend wie durchsichtigen und verständlichen Sinn bleibt. Man lege eine solche Uebersetzung irgend einem einfachen Leser vor, und er wird staunen über solchen Sinn, solche Unklarheiten, solchen Unzusammenhang und solche mehr als schwülstige Gedanken. Oder man gebe sie einem guten Kenner des Alterthumes zu betrachten: er wird erschrecken wie die Phöniker und kunstreichen Sidonier so unklar und untreffend reden sollten, aber er wird auch wissen, daß kein gebildetes Volk des Alterthumes mit solchen in Stein oder Buch zu verewigenden Gedanken in die Welt zu treten wagte. Es ist ein leeres Vorurtheil, daß das Morgenland schwülstig und überladen oder unklar und verwirrt rede: weder die Indier und Sinesen noch die Perser und Armenier, noch die Hebräer und Araber redeten und schrieben in den Zeiten ihrer Blüthe so; und was einige Schriftsteller aus den tiefgesunkenen Zeiten des neuern Morgenlandes, insbesondere Neuperser und Türken, in dieser Hinsicht sündigten, wird kein verständiger Mann dem Morgenlande selbst oder gar dessen schönerem Alterthume zuschreiben. Wie sollte man denn nun von den Phönikern so schlechte Rede erwarten, welche wohl noch weit nüchterner und besonnener Alles berechnend schrieben, und bei denen Niemand bis jetzt etwas so wenig aller menschlichen Schrift würdiges nachgewiesen hat? Unsrer Inschrift gehört dazu sicher in kein so spätes Zeitalter, wo die Sidonier etwa schon wie die neueren Perser und Araber unter dem Doppelschock des Islams und fremder vorzüglich türkischer Gewalt-

herren die menschliche Sprache durch Heuchelei und Kriecherei etwa ebenso zu verderben gelernt hätten wie auch im neuern Europa so viele üble Schriftsteller.

Aber die Inschrift würde, wenn ihr Verständniß durch Herrn Schlottmann das richtige wäre, auch gar keine innere Einheit enthalten: wie auch dieses jeder Leser der von ihm gegebenen Uebersetzung sogleich an vielen der stärksten Zeichen merkt. Wir wollen hier in der Kürze nur Folgendes hervorheben. Der todte sidonische König dieses Sarges soll in vielen Worten (und diese sind wenigstens im Allgemeinen am leichtesten und sichersten zu verstehen) um Nichtstörung seiner Ruhe bitten, aber auch seine Verdienste aufzählen und gute Wünsche für das Land und Reich aussprechen. Ließe sich nun an sich vielleicht ein höheres Band der Rede denken, welches so völlig verschiedene Gegenstände umschloße und enger vereinigte, so fehlt ein solches doch in der von dem Verf. versuchten Uebersetzung völlig. Hier fallen die Stoffe der Rede, wie sie lauten mögen, gänzlich auseinander: und am wenigsten begreift man, wie die Rede, da sie bald nach dem Anfange von der Verschönerung des Grabes handelt, am Ende ganz abgebrochen dahin zurückkehren könne. Fängt man dagegen die Inschrift etwas sicherer zu verstehen an, so begreift man wie gewiß sie eine feste Einheit und einen klaren Fortschritt aller ihrer Gedanken enthalte. Man kann dann auch kaum noch ihre Bezeichnung als „eine Grabchrift“ billigen: eine Grabchrift im gewöhnlichen Wortsinne wie er bei uns herrscht, ist sie sicher nicht. Eher könnte man sie eine Grabschußchrift nennen.

Indessen liegt eine Hauptursache des Mißverständnisses des Verfs in seiner Vorstellung von

dem Wesen des Phönikischen als Sprache. Er meint, wie freilich bisher die Meisten meinten und wie es vorauszusetzen zunächst am bequemsten ist, das Phönikische stimme mit dem Hebräischen so völlig überein, daß die Unterschiede zwischen beiden Sprachen völlig unbedeutend seien. Allein bei einer uns bis dahin so gänzlich unbekanntem Sprache des entfernteren Alterthumes, welche für uns erst in jüngster Zeit allmählich wieder in einigen ganz zerstreuten Trümmern aus dem alten Staube und Moder emportaucht, sollte man eigentlich gar nichts zähe voraussetzen, sondern sie einfach nehmen wie sie wirklich nach unsrer allerdings nur unter großen Schwierigkeiten sich nach und nach fester ausbildenden klaren Einsicht sich zu erkennen gibt. Wir können aber schon jetzt soviel deutlich erkennen, daß das Phönikische weder in den Lauten, noch in den Wortbildungen, noch in den Worten selbst und ihren Bedeutungen so völlig dem Hebräischen gleicht: und wie es höchst thöricht wäre, die Gleichheit beider Sprachen, wo sie sicher einleuchtet, nicht sehen zu wollen, ebenso schädlich und störend ist es, sie überall zähe vorauszusetzen und nur nach ihr im Einzelnen Alles beurtheilen zu wollen. Aber wie die bisherigen Entzifferer mit diesem so nackten und dürren Grundsatz nichts Genügendes erreichten, ebenso ist solches auch dem Verf. dieses neuesten Versuches nicht gelungen.

Dazu kommt, daß so Viele unter uns, welche sich mit dem Hebräischen oder auch mit den andern heute schon etwas leichter erlernbaren semitischen Sprachen beschäftigen, im Grunde doch auch in diesen selbst so wenig sicher sind, und noch so wenig richtig schätzen können, was in diesen Sprachen und ihren Schriftthümern möglich

oder unmöglich, erträglich oder unerträglich ist. So traurig diese Erfahrung sein mag, wenn man sie macht, so wäre es doch noch schlimmer, wenn man sich darüber täuschte und die Fachkennner hierüber einen öffentlichen Irrthum einführen oder beschützen wollten. Zumal in unsrer neuesten Zeit, wo ernstere Beschäftigung mit schwierigen und scheinbar wenig fruchtbaren Wissenschaften immer seltener wird, macht man leider diese Erfahrung nur zu häufig. Wir sagen dieses ohne besondere Beziehung auf unsern Verf., von dem wir vielleicht künftig noch Besseres hoffen können: allein hüten sollten sich vor dieser offenen Gefahr die jüngeren Schriftsteller unter uns sehr, und wir bemerken nicht, daß der Verf. auch nur diese Gefahr selbst näher kenne.

Unter diesen Umständen kann es hier genügen, wenn wir den Lesern nur ein Beispiel vorführen, welches deutlich zeigt, wie der Verf. seiner Aufgabe genüge: wir wählen es aus dem Anhang als dem Orte, woraus man sieht wie der Verf. in seiner Art sogar am reifsten urtheilt; auch ist es das einzige etwas wichtigere Beispiel, welches der Anhang enthält. Auf 3. 19 will der Verf. nach dieser seiner zweiten Einsicht die Worte so abtheilen und verstehen: *אש בשר שרן למרת* „denn durch die Herrschaft unsres Herrschers habe ich gelernt die Großthaten, die ich gethan habe“. *עצמה אש פעלה*. Dieses nun soll bedeuten, wie der Verf. erläutert, der hier redend eingeführte König habe durch Baal als seinen sidonischen Gott und Beispiel gebenden Herrn gelernt, seine Großthaten auszuführen. Allein gesetzt, die Worte könnten an sich so übersetzt und so verstanden werden, obgleich schon da sich viele Anstände erheben: wer wird aber in den so übersetzten Worten den Sinn

finden, welchen der Verf. in sie hineinlegt? wie kann „durch die Herrschaft unsres Herrschers“ so schlechthin gesagt bedeuten durch sein Beispiel? in welcher Sprache redet man so völlig dunkel und unverständlich? wie ist „unser Herrscher“ so viel als Baal, zumal mit dem Worte $\gamma\omega$? noch ganz abgesehen davon, daß die Worte im Zusammenhange der ganzen Rede so einen treffenden Sinn geben müßten, was der Verf. nicht bewiesen hat. Man sieht hier wirklich nichts als daß dem Verf. einige abgerissene hebräische Worte aus dem A. T. vorschweben, die er ohne Weiteres auf das Phönikische und die Entzifferung der dunkeln Inschrift anwenden will. Aber obwohl er hier auch ausdrücklich auf Ps. 18, 35. 99, 1. Jes. 52, 7 als ganz ähnliche Gedanken sich beruft, so wird doch Niemand leicht diese Ähnlichkeit wirklich finden. Daß einigen Gelehrten zerstreute Worte aus der Bibel immer zunächst vor den Augen schweben, kann nichts helfen und nichts beweisen. Auch das echte Verständnis und die nützliche Anwendung der Bibel wächst dadurch nicht.

Freilich ist alles Phönikische, so weit wir es bis jetzt wieder mit unsern Händen betasten und mit unserm Geiste versuchen können, ein so völlig neues und schwieriges Gebiet, daß jeder neue schärfere Blick vieles Neues lehren kann und jedes Stück Schrift welches wieder an den Tag kommt, einem Aschenhaufen von Perlen gleicht, wo mit dem Wegnehmen und Ordnen der obersten immer noch ebenso schöne andre deutlicher hervorschimmern, bis es vielleicht gelingt, endlich mit ihnen alle die noch leeren Stellen unsrer Erkenntnisse auszufüllen und auszuzieren. Wir wollen auch davon hier ein Beispiel geben. Ich habe überall, auch in den oben erwähnten Aufsätzen dieser gel. Anz., gegen weit

verbreitete Irrthümer gezeigt, daß die altphönizische Schrift in dem Ausdrucke der Selbstlaute wesentlich ebenso verfähre wie alle älteste semitische Schrift, daß sie also einen auslautenden Vocal am Ende des Wortes, zumal wenn er nicht etwa tonlos und sonst schon leicht verständlich ist, durch den entsprechenden Vocalbuchstaben deutlich unterscheiden muß. An diesem Gesetze wird wohl nie zu rütteln sein, da es sich immer weiter bestätigt, so sehr auch manche Entzifferer heute noch dagegen viel fehlen. Allein ich habe dort auch schon zugegeben, daß vielleicht das auslautende -é (wie die Phöniker vielen Spuren nach für æ sagten) eines Namenwortes im Anziehungsfalle (so genannten stat. constr.) eine Ausnahme bilden könne, weil zwei so zusammentretende Namen eine wahre Wortkette bilden und das erste Wort mit dem folgenden zusammen wie zu einem Worte sich gestaltet. Das Phönizische würde dadurch zwar von den übrigen semitischen Schriftarten sich entfernen und insofern eine noch kargere Schrift geben: allein ein Gesetz läge auch dabei noch zu Grunde; und daß ähnlich Vorsatzwörtchen, welche einem hebräischen בִּי gleichen, im Phönizischen nur wie בִּי geschrieben wurden, habe ich schon bewiesen. Es läßt sich nun nicht verkennen, daß die Worte der sidonischen Inschrift auf Z. 18 nach dem Zusammenhange der ganzen Rede leicht wie $\text{בִּי אֱלֹהֵי צִדוֹן}$ den Göttern der Sidonier gelesen und verstanden werden können: die Sidonier hätten dann zu jener Zeit nur zwei oberste Götter gehabt, während wir nach den andern Kennzeichen drei erwarten und der Dritte der nachher genannte Milküm sein könnte. Indessen bestätigt sich die bessere Richtigkeit dieses Verständnisses vielleicht auch wohl durch weitere Inschriften, wenn

solche gefunden und gut entziffert werden. Allein das Verständniß der ganzen großen sidonischen Inschrift wie sie in der Abhandlung des Unterz. gegeben ist, verändert sich durch diese Kleinigkeit nicht, so wichtig übrigens jede scheinbare Kleinigkeit ist.

Es ist zu bedauern, daß diese Abhandlung auch mit dem genauen Abbilde der Inschrift, welches ihr beigegeben ist, Hrn Schlottmann noch unzugänglich war als er seinen Versuch niederschrieb. Wenn er aber in dem Nachtrage bemerkt, dieses Abbild weiche in einigen Kleinlichkeiten von den durch de Luynes veröffentlichten Zeichnungen ab, so ist dieses unrichtig. Jenes Abbild entspricht völlig dem von ihm schon 1855 an einzelne Fachkenner ausgetheilten Lichtbilde; der Steindruck, welchen dieser dann seinem 1856 erschienenen Werke beigab, weicht etwa nur in dem ganz verstümmelten 12ten Buchstaben der Z. 17 dem äußern Scheine nach etwas ab, aber ohne allen wesentlichen Unterschied, wie jeder Kenner sieht.

Wir ergreifen aber diese Gelegenheit, um an etwas für die in Malta gefundene neueste Inschrift Wesentliches zu erinnern. Der Unterz. hat diese von dem Duc de Luynes veröffentlichte Inschrift am Ende seiner eben genannten Abhandlung zwar kurz, aber wohl hinreichend erklärt, allein auch schon dort geäußert, es sei zu wünschen, daß die Echtheit derselben noch durch etwas mehr Grund erhärtet werde als daß der Abbé Lanci ein Abbild von ihr aus Italien dem wohlwollenden Duc übersandte. Da man nicht früh und nicht nützlich genug von der völligen Echtheit solcher Denkmäler überzeugt sein kann, so wiederholen wir hier ausdrücklich diesen Wunsch, daß man alsbald öffentlich sage, wo die Inschrift jetzt zu

finden sei. Der Abbé Lancy hat, wie de Luyneß in seiner Vorrede bemerkt, schon eine eigne Arbeit über sie zu Rom herausgegeben: diese aber ist uns noch nicht zugekommen, um aus ihr die näheren Umstände des Auffindens dieser neuesten phönikischen Inschrift und ihres gegenwärtigen Aufbewahrungsortes zu erkennen. Es wäre unbillig, die Einsendung eines Abbate an de Luyneß ohne Weiteres zu verdächtigen; und absichtlich redete ich am Ende jener Abhandlung nur sehr kurz über diese neueste Inschrift, ohne Alles zu äußern was ich über sie und ihren möglichen Sinn sonst dachte. Allein da auf jene meine Anfrage (denn eine solche lag bestimmt genug in dem Wunsche) bis jetzt noch keine Antwort gefolgt ist, so sei sie hiemit noch deutlicher wiederholt.

— Nachdem wir obige Bemerkungen seit mehreren Wochen niedergeschrieben und abgesandt hatten, kommt uns so eben noch eine neue Abhandlung über die Inschrift zu, welche wir bei der großen Wichtigkeit der Sache selbst und weil ihr Verfasser schon seit längerer Zeit sich viel mit dem Phönikischen beschäftigt hat, bei dieser Veranlassung wohl passend zugleich beurtheilen:

P a r i s

Essai sur l'inscription Phénicienne du sarcophage d'Eschmoun-ézer, roi de Sidon; par M. S. Munk (im Journ. asiatique 1856 I. p. 273 — 315).

Wir müssen leider voraus bemerken, daß der Verf., welcher seit den letzten Jahren erblindet ist, die Inschrift nicht in ihrer Urgestalt untersuchen konnte, sondern sie nur nach einer Umschrift in

hebräischen Buchstaben zu entziffern suchte, sich auf seine seit vielen Jahren geübte Kenntniß mehrerer semitischer Sprachen stützend. Es kann nun nicht wohl anders kommen, als daß der Verfasser manches Einzelne in der Inschrift richtig erkannte. Allein die eigentlichen Schwierigkeiten der Entzifferung einer noch so wenig bekannten Sprache hat er nicht entfernt, ja kaum richtig gefühlt. Wir finden ihn voll von dem Gedanken, daß das Phönikische so gut wie ganz Hebräisch sei; und die ewigen Redensarten darüber, welche in neuern Zeiten zur Gewohnheit geworden sind, schallen auch hier beständig wieder. Es ist nur zu verwundern, daß die, welche dieser Grundsatz folgen, mit ihm so wenig das Ziel erreichen: wie die Erfahrung längst gelehrt hat und hier wiederum lehrt. Was aber die phönikische Schriftart betrifft, so meint der Verf., Wörter wie יר könnten ebenso leicht für ידו seine Hand geschrieben sein: ein anderer höchst folgenreicher Grundsatz, dessen Richtigkeit noch nie erwiesen ist, und worüber auch in unsern Blättern schon weiter geredet wurde.

Sogleich die erste etwas schwierigere Redensart 3. 2 f. נגזלה בלעתי בן מסך ימים versteht der Verf. so: נגזלתי בלא עתתי בן מסך ימים „ich ward dahin gerafft vor meiner Zeit als ein Sohn weniger Tage, d. i. Jahre“. Wir wollen dabei bloß die dem Worte מסך gegebene Bedeutung näher betrachten. Es soll von der W. סך = כס zählen sich ableiten und Zahl bedeuten. Könnten wir nun dieses an sich als möglich zugeben, so folgt doch daraus nicht im mindesten, daß es auch wenig zu bedeuten fähig sei. Hr Munk beruft sich hier darauf, daß ja auch das hebräische Wort מספר Zahl so viel als wenig aussagen könne. Allein dieser an sich etwas seltsame Sprachgebrauch

ist doch nur möglich, wenn das Wort einem vorigen Grundworte enger angehängt wird, wie אנשי מספר Männer von Zahl, d. i. zählbare, leicht zu übersehende, also wenige: und es erhellet leicht, warum das Wort in anderer Verbindung, z. B. selbst als erstes Glied einer Wortkette so gebraucht wie es hier der Fall sein würde, eine solche Bedeutung gar nicht geben kann. Nicht an sich trägt das Wort diesen Begriff, also auch nicht in jeder Stellung und Verbindung mit andern Wörtern im Satze, sondern nur unter bestimmten Verhältnissen, welche hier nicht eintreffen würden. Wir sehen hier also, wie wenig es nützt, nach einer Sprache, die man selbst noch nicht einmal nach jeder Seite hin richtig versteht, eine andre noch viel unbekanntere erklären und richten zu wollen. Und dieses Beispiel ist bei unserm Verf. ebenso wie so vielen andern Entzifferern nur eins der nächsten und leichtesten.

Der Verf. kennt ferner das Hebräische schon als Israelit; und hat als solcher in Frankreich, wo gerade diese Wissenschaften seit langer Zeit äußerst vernachlässigt sind, viel Ehre und Theilnahme gefunden. Allein es ist zu bedauern, daß die heutigen gelehrten Israeliten noch immer das A. T. viel zu wenig genau und sicher kennen: und wie sehr der Verf. dadurch auch in geschichtlicher Hinsicht zu schwerern Irrthümern sich hat verleiten lassen, wollen wir nur an einem Beispiele zeigen. Im A. T. wagen einige Dichter und Propheten das Volk Israel mit einer ursprünglich bloß wichtigen Umbildung dieses Namens Teshûrân zu nennen: ein Dichter von übersprudelndem Witz fing damit an (Deut. 32, 15), er wagte diese Neuerung in einem Zusammenhange von Gedanken, wo sie sich von selbst leicht erklärt und ent-

schuldigt; einige andre Dichter und Propheten folgten ihm; immer aber bleibt dieser Name sehr selten und zerstreut, rein dichterisch, und nur bei sehr wenigen Schriftstellern frühestens seit dem achten Jahrh. v. Ch. gebräuchlich. Daß der Name ein gewöhnlicher auch nur im Volke Israel selbst gewesen oder gar über die Grenze des alten Volkes zu andern gedrungen sei, ist undenkbar. Dennoch meint der Verf. ihn auf Z. 16 der sidonischen Inschrift sicher zu finden; ja er schließt daraus auf mancherlei Geschichtliches, und findet in der Inschrift nun auch einen Beweis, daß viele Israeliten, etwa als Flüchtlinge, in Sidon die Astarte eines gewissen Tempels verehrt hätten. Das Alles soll aus diesem Worte oder vielmehr aus bloßen Buchstaben gefolgert werden, welche dieses Wort enthalten zu können scheinen?

Auch die Kenntniß des Arabischen, welche der Verf. besitzt, scheint uns nicht hinreichend sicher, um sie auf etwas noch so Dunkles wie das Phönizische anzuwenden. Er will z. B. beweisen, daß 𐤊𐤍𐤁 Z. 13 so viel bedeute als gleich mir, und beruft sich zu dem Ende darauf, daß man ja auch im Arabischen wohl 𐤊 wie ich oder 𐤋 wie sie sagen könne, wie aus de Sacy's gr. ar. I. § 1042 der 2ten Ausg. erhelle. Allein de Sacy nimmt zwar dieses auch als möglich ohne Weiteres an, es ist aber keineswegs so. Nur in der überkünstlich gezwungenen Sprache einiger sehr später halbdichterischer Schriftsteller kommen Sätze vor, welche solche im Arabischen wie in jeder alten echt semitischen Sprache unmöglichen Wortbildungen zu enthalten scheinen, und doch nicht enthalten: denn in ihnen sogar wird man das 𐤊 so nur vor einem einen ganzen Satz beginnenden

Fürworte finden, welches noch ein sehr verschiedener Fall ist; denn in diesem Falle steht كَ nicht für כְּמִדָּרָה oder كَمَثَلِي, sondern für كَمَا أَوْ كَمَا لَأَ mit folgender Aussage dazu; und و ist dann nicht Präposition, sondern Conjunction; de Sacy aber hat die aus Ibn-Arabschâh entlehnten Stellen nicht genau genug verstanden, auch nicht richtig punctirt.

Möge man also künftig immer allgemeiner in diesen schwierigen Aufgaben neuester Wissenschaft größere Genauigkeit und Sicherheit zu erreichen suchen. Je schwieriger die Entzifferung solcher Inschriften unstreitig ist, desto festere und ausgebreitete Sprachen- und Sachenkenntniß sollte jeder Entzifferer mit hinzubringen. H. G.

L o n d o n

Longman, Brown etc. 1856. Sixteenth annual Report of the Registrar-General of births, deaths and marriages in England. 153 und 130 S. in gr. Octav.

Obgleich dies Buch seinem Titel nach der statistischen und nicht der medicinischen Litteratur angehört, ist es doch eben in letzterer Beziehung eines der inhaltvollsten und lehrreichsten Schriftwerke. Es ist der amtliche Bericht über die biostatistischen Verhältnisse des Jahrs 1853, abgestattet von dem General-Registrator an den Staats-Secretair des Innern, auf Grund von 2191 Special-Berichten aus den 11 Divisionen mit 628 Districten der beiden Länder England und Wales. In dieser jährlichen, seit 1838 erscheinenden Aufstellung ist der Theil, welcher „die Mortalität und, unter dem Namen „Todes-Ursachen“, auch

die Morbilität betrifft, ein ärztlicher und bereits als zuverlässig und musterhaft anerkannt, ja mit seinem eigenthümlich dazu befähigten Verfasser, Dr W. Farr, schon berühmt geworden. Er verdient aber noch mehr eine besondere Berücksichtigung wegen seiner allgemeinen Bedeutung für die ganze Nosologie. — Als Zugabe hat der Bericht diesmal einen (auf dem Titel nicht erwähnten) Appendix, welcher sich auf den bereits zweimal abgehaltenen internationalen statistischen Congress bezieht und ebenfalls auf allgemeinere Berücksichtigung gerechten Anspruch hat.

Im Jahre 1853 sind in England und Wales, unter einer Einwohnerzahl von 18,403,313, gestorben: 421,097, also 2.2 Proc. = 22 p. Mille = 1 : 44 der Einwohner (geboren: 612,391, also 3.2 Pr. = 32 p.M. = 1:30). (verheirathet: 329,040, also 1.6 Proc. = 16 p. M. = 1 : 56).

Das Mortalitäts-Verhältniß, von dem hier allein die Rede sein soll, ist, wie übersichtlich dargelegt ist, ziemlich gleichbleibend die letzten 10 Jahre hindurch gewesen.

Hervorzuheben ist, daß unter den 421000 Todesfällen, die im ersten Lebensjahre erfolgten, nur 13 Proc. (134 p. M.), also nicht ganz $\frac{1}{4}$ der ganzen Summe ausmachen, während dies Verhältniß an den meisten anderen Ländern 20 bis 25 Proc. (200 bis 250 p. M.), also $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$ der Mortalität bildet; hieraus allein könnte man schon das ausgezeichnet günstige Verhalten der Mortalität in England, verglichen mit dem in anderen Ländern derselben Zone, erklären.

Unter den 628 verschiedenen Districten besteht keineswegs Gleichmäßigkeit in dem jährlichen Le-

bensverluste, sondern einzelne zeichnen sich anhaltend aus durch sehr geringe Zahl, andere durch sehr viel höhere. Z. B. betrug die Sterblichkeit in 3 Districten nur 15 p. M. (2 in Northumberland, 1 in Suffex), in 14 Districten war sie 16 p. M., in mehreren anderen 17 p. M. Diese Districte haben frische Luft und die Bewohner leben in zerstreuten Häusern. Es wäre aber freilich einer besonderen Untersuchung werth und nicht schwierig, gerade hier die speciellen Krankheitsformen, welche den Ausfall ergeben, zu nennen, dann würde auch auf die Ursachen zu schließen sein. Der Vf. nimmt nun die Zahl von 17 p. M. (also 1:56) an als das günstigste natürliche Mortalitäts-Verhältniß des menschlichen Geschlechts, welches zu erreichen erstrebt werden kann. Im Allgemeinen ist es immer günstiger auf dem Lande als in den Städten. Pächter zeigen hohe Zahlen; Kinder leiden da, wo die Mütter wegen Arbeiten von ihnen abgezogen werden; Marschboden erweisen sich nachtheilig (23 bis 27 p. M.), z. B. die niedrigen Theile der Themse-Ufer und die Docks. Aber eine Hauptveranlassung der Ungesundheit liegt in dem gedrängten Zusammenwohnen in Städten, ohne Ventilation und Reinlichkeit, ohne Trockenheit und Sonnenschein. Es gibt in einigen Districten so ungünstige Verhältnisse der Mortalität, daß diese bis 36 p. M. (also 1:28) steigen. Die Tabellen sind ausführlich und genau genug, um die Belege für diese Angaben leicht zu erweisen, aber man könnte wieder, noch etwas weiter gehend, mit geringer Mühe und großem Nutzen diejenigen Krankheitsformen speciell anführen, welche örtlich hier oder dort überwiegen. —

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 6. September 1856.

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »Sixteenth annual Report of the Registrar-General of births, deaths and marriages in England.

Es wird dann der Vorschlag gemacht, eine Scala der Mortalität aufzustellen und diese anzufangen mit 17 p. M. und fortzuführen bis etwa 36 p. M. [also von 1:58 bis 1:28, was in manchen Ländern noch nicht ausreichen würde. Beiläufig gesagt, wird für das gesündeste Land bis jetzt Chile zu halten sein, dort ist das Mortalitäts-Verhältniß, guten Nachrichten zufolge, 1:48. Ueberhaupt aber wird unsere nördliche gemäßigte Zone nur künstlich freigehalten von manchen Krankheits-Formen und Epidemien, wird aber in natürlicher Salubrität weit übertroffen von der ganzen gemäßigten Zone der südlichen Hemisphäre].

Wir vermiffen sehr in diesem schon so großen und so gut geordneten Zahlen-Heere noch eine Berücksichtigung, das ist die Zusammenstellung der einzelnen vorgekommenen Krankheitsformen nach

den Jahreszeiten und Monaten, welche freilich für die Statistik selbst weniger Werth hat.

Im weiteren Verfolge werden von jedem Districte die Zahlen-Werthe in Tabellen mitgetheilt. London bildet eine Division für sich. Die Stadt hat gegenwärtig 2,362,236 Ew., davon sind im Jahre 1853 gestorben 60,069 (also 1:40), und zwar, nach den Jahreszeiten, im Winter, Januar bis März 15,990, im Sommer 13,179, im Herbst 16,339, im Frühjahr 14,561. Hier ist also nicht ersichtlich, was sich doch in allen übrigen Divisionen von England bewährt, daß im Winter die meisten (in Summa 118,000), im Sommer die wenigsten (in Summa 92,000) Todesfälle vorkommen; dies ist aber überhaupt das normale Verhalten auf unserer gemäßigten Zone, außer da, wo Malaria-Boden in größerer Ausdehnung besteht, also besonders in ihrem ganzen südlichen Theile, hier ist es der Sommer, welcher die Mehrzahl enthält. Wir erhalten dann in Tabellenform, nach einer trefflichen Classification, von welcher unten näher die Rede sein wird, über ganz England, in seinen 10 Divisionen, die Todes-Ursachen mit ihren Zahlen-Verhältnissen specificirt dargestellt. Die verschiedenen Lebens-Perioden sind dabei berücksichtigt, aber, wie schon gesagt, nicht die Jahreszeiten, obgleich hierfür die Ergebnisse, sogar in wöchentlichen Berichten, wenigstens was London betrifft, vorhanden sind (z. B. regelmäßig mitgetheilt in der London Medical Gazette). — Meteorologische Beobachtungen sind, reichlich und sorgfältig angestellt, angegeben, besonders sind die hygrometrischen gründlich zu nennen. Benutzt sind sie aber auch hier wenig oder gar nicht.

Wenn schon in der ganzen Anordnung die Mitwirkung eines Arztes zu erkennen gewesen, so er-

halten wir nun noch eine kurze übersichtliche Mittheilung desselben über den öffentlichen Gesundheitsstand des Jahrs 1853. Die mittlere Temperatur, in Greenwich beobachtet, war $6\frac{1}{2}$ R. (47.7° F.) und war 1.7° F. unter dem Mittelstande der 12 früheren Jahre. Die Regen-Menge betrug 29 Zoll, d. i. 2 Zoll über dem Mittel, der Thaupunkt war dennoch niedriger als früher, nicht ganz 4° R. (41° F.). Eine Uebersicht der Krankheiten ergibt Zunahme derselben in dem respiratorischen Organe, also in Uebereinstimmung mit der niedrigeren Temperatur (wie Verf. selber bemerkt). In Vergleichung mit früheren Jahren betrug diese im Jahre 1853 unter den 421000 Gestorbenen der beiden Länder 56436, dagegen in den zwei vorhergehenden Jahren nur 48,559 und 47,400; die des Nervensystems 52000, früher 49800 und 50700; die der Digestions- Organe 23800, früher 23300 und 23700; Phthisis hat 54900 hingenommen, früher 49100 und 50500; Hydrops ergab die Zahl 10300, früher 9800 und 9700; Carcinoma 5600, früher 5200 und 5400; Apoplexia 8400, früher 7900 und 7800; Scrofula 2700, früher 2500 und 2500, Pneumonia 24000, früher 22000 und 21000; Diabetes 412, früher 403 und 402. Man wird das sehr beachtenswerthe regelmäßige Gleichbleiben in diesen Zahlen nicht verkennen; also nicht nur die ganze Summe der Mortalität wiederholt sich jährlich nahebei, sondern auch die Summe der einzelnen Krankheitsformen; fällt eine derselben aus oder kommt eine dazu, so sinkt oder steigt auch die Summe der ganzen Mortalität, bessert man die Krankheits-Verhältnisse, bessert sich auch das ganze Mortalitäts-Verhältniß, also die mittlere Lebensdauer. Dieses Verhalten und damit die Bedeu-

tung der Hygiene wird noch häufig von der Statistik verkannt, indem hier gültig ist, der Ausfall der einen Krankheitsform würde durch die Zunahme einer anderen ersetzt.

Jene beharrende numerische Gleichmäßigkeit findet sich nicht bei einer anderen Krankheits-Klasse, d. h. den zymotischen oder epidemischen. Hier ergibt sich eine bedeutendere Oscillation. Z. B. Blattern brachten im Jahre 1853 an Todesfällen 3100, früher 6900 und 7300; Scharlach 15600, früher 13600 und 18800; Keuchhusten 11200, früher 7900 und 8000; Dysenteria 14100, früher 14700 und 17600; Puerperal = Fieber 790, früher 1000 und 970; Typhus, merkwürdig constant, 18000, früher 17100 und 17800. Zusammen bildeten die zymotischen Krankheiten die Summe von 85600, d. i. beinahe $\frac{1}{2}$ der ganzen Mortalität; früher betrug ihre Summe 86,600 und 92,400; also auch hier erhält sich für das Ganze eine gewisse Mittelzahl, wenn auch mit weit größerer Oscillations-Breite.

Bei aller Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Ordnung dieses Berichts müssen wir wiederholen, daß er neben dem statistischen Gesichtspunkte auch den pathologischen noch weit mehr berücksichtigen könnte. Die Aetiologie namentlich kann hier reiche Ernten sammeln, und in Folge davon auch die Hygiene. Wenn man z. B. die bedeutenderen Krankheiten in Hinsicht auf ihr Vorkommen in den Jahreszeiten und auf die wichtigsten Meteore (unter welchen die Wärme vor allen die größte Wichtigkeit hat, nächst ihr die Feuchtigkeit) mit solchem großen thatsächlichen Material verfolgen wollte, würde man hier die in großem Maßstabe schon vorhandenen nöthigen Thatsachen nur zu ordnen haben und würde die feste Regelmäßigkeit

in dem jährlichen Umlaufe der Krankheiten trotz aller unregelmäßig scheinenden Fluctuation dann hervortreten; es würde, wenn man so sagen darf, das System der zeitlichen Vertheilung der Krankheiten sich ergeben, als ein zugehöriger Theil der Physik der Erde.

Der Appendix ist eine Zugabe und bezieht sich auf eine Nomenclatur und Classification der Krankheiten behufs statistischer Berichte, verfaßt von W. Farr und zunächst bestimmt für den Internationalen statistischen Congress. Dieser hatte in seiner ersten Zusammenkunft zu Brüssel (1853) beschlossen, eine übereinstimmende Nomenclatur der Todes-Ursachen, passend für alle Länder aufstellen zu lassen, und den Verf., sowie den Genfer Arzt Dr. Marc d'Espine damit beauftragt. Der erstere hat nun diejenige statistische Nosologie dazu eingereicht, welche bereits in England seit dem Jahre 1838 in Gebrauche ist, und dabei sich bewährt und ausgebildet hat; vorher aber hat er sie noch einmal sorgfältig nachgesehen, auch anderen Aerzten zur Begutachtung mitgetheilt. Der Erfolg ist bis jetzt gewesen, daß vom statistischen Congress zu Paris im Jahre 1855 die Nomenclatur gebilligt und angenommen, aber über die Classification noch kein Beschluß gefaßt worden ist.

Es ist erklärlich, daß der Verf. diese für die geeignetste hält und zu gemeinsamer Anwendung empfiehlt. Sie ist in der That eine sehr glückliche, mit genialem Ueberblicke und ungewöhnlichem Organisations-Sinn entworfene Ordnung zu nennen, sie ist einfach und doch hinreichend bestimmt; sie unterscheidet erst ätiologisch specifisch verschiedene Formen, dann anatomisch die localen Erkrankungen der Organe. Ref. steht nicht an zu be-

kennen, daß er diese Classification im Ganzen für geeignet hält, als gemeinsames Schema für die Biostatistik zu dienen; er hat ihre Tauglichkeit selbst bewährt gefunden bei ausgedehnten Untersuchungen über die geographische Distribution des ganzen Krankheits-Bestandes auf der Erde, und also damit nicht nur für eine Mortalität, sondern auch für die ganze Morbilität. Sie hat nicht nur statistischen, sondern auch pathologischen Werth. Die vom Dr Marc d'Espine vorgelegte Eintheilung ist ihm auch bekannt geworden, wenigstens soweit sie in der Gazette médicale de Paris mit dem Bericht über den internationalen statistischen Congreß vom September 1855 mitgetheilt sich befindet, aber er muß der ersteren größere Vorzüge zugestehen.

Dem Verfahren des vorigjährigen Congresses ist darin jedoch beizustimmen, daß derselbe über die Annahme der Classification noch nicht entschieden hat. Nach Ref. Meinung ist die hier vorgelegte nicht mehr so gut wie sie früher in ihrer einfacheren Gestalt war. „Das Bessere ist der Feind des Guten.“ Indem der Verf. sagt: »I carefully revised the statistical Nosology which has been in use in England for since 1838«, gibt er den Fehler an, den er begangen hat. Ihr größter Vorzug war ihre Einfachheit, ihre weite, unvorgreifliche Gliederung, welche bestimmt genug schied, ohne dabei Hypothesen zu verwenden. Jetzt erscheint sie zu gekünstelt, hat theils Probleme aufgenommen, theils einen gelehrten Prunk sich zugelegt, welche sie beide wieder aufgeben sollte.

Früher waren 5 Klassen gebildet und genügten; jetzt ist jede noch in Ordnungen getheilt, mit neu-gebildeten griechischen Namen versehen. Die I. Klasse enthielt damals die zymotischen Krank-

heiten (fermentative, jedoch soll damit nicht die Gährung als Erklärung angesehen sein), d. h. contagiöse und epidemische; die II. Klasse enthielt die Kachexien oder Dyskrasien; die III. Kl. bildeten die localen Erkrankungen, d. i. der Organe und Systeme anatomisch geordnet. (Diesen drei Hauptklassen schlossen sich noch an IV. Kl. Todesfälle aus Krankheiten der Entwicklung und V. Kl. Plözhliche und gewaltsame Todesfälle).

In der I. Klasse sind in der neuen Classification die Krankheits-Formen in 4 Ordnungen eingetheilt: d. h. 1. „miasmatische“, 2. enthetische, 3. diätische und 4. parasitische. Unter miasmatische werden gerechnet alle in der Luft diffusiblen fieberhaften Krankheiten, sei ihr krankmachender Stoff vom menschlichen Körper entsprungen oder aber von der Erde (z. B. Blattern, Malaria-Fieber u. a.). Ohne Zweifel ist diese Verwendung des Ausdrucks „miasmatisch“ geradezu verwirrend. Einige, namentlich in Frankreich, bezeichnen damit die flüchtigen Contagien, Andere, und das ist die ursprüngliche und allgemeiner geltende Bedeutung, verstehen darunter, entschieden getrennt von den Contagien, nur feine, von der Erde oder Luft herührende krankmachende Stoffe; dies ist gewiß annehmbarer. Man wird sich aber hierüber zur Zeit noch nicht einigen können, weil die realen Unterschiede noch nicht klar und fest gefunden und hingestellt sind. Eben deshalb ist es rathsamer, nicht eine Ordnung danach abzutrennen, sondern in einer Klasse unter dem Namen „zymotisch“ die Formen alle friedlich vereinigt zu lassen. Die zweite Ordnung, die „enthetischen“, d. i. die implantirten Krankheiten, soll die fixen Contagien absondern; die dritte Ordnung soll die „diätischen“, d. h. Scorbut, Ergotismus u. a. begreifen

und endlich die vierte die parasitischen. Besser man läßt die ganze Klasse ohne Ordnungen. — Die II. Klasse, die Kachexien, also auch spezifische Krankheiten (man könnte sie nennen chronische Dyskrasien und die der ersten Klasse acute Dyskrasien) werden in 2 Ordnungen vertheilt, 1. in „diathetische“, d. h. die Diathesen Gicht, Hydrops u. a., und 2. in tuberculose, d. h. Scrofeln, Phthisis u. a.; auch sie bleibt besser ungetheilt. — Die III. Klasse enthält die Localisationen nach den Organen und Systemen und diese haben hier den Namen »monorganici«, worin offenbar eine ganz unrichtige und unnöthige Beschränkung enthalten ist. Diese Klasse hat übrigens ihre früheren acht anatomischen Ordnungen mit Recht behalten, diese sind: 1. Krankheiten des Nervensystems, 2. der Circulations-Organen, 3. der Respirations-, 4. der Digestions-Organen, 5. der Nieren, 6. der Generations-Organen, 7. der Muskeln und Knochen, 8. der Haut.

Bleibt man, dies ist unser Erachten, bei der früheren Einfachheit dieser Classification, welche auch, ein großer Vortheil, den unausbleiblichen, vielfachen, individuellen Ansichten freieren Raum gestattet, so wird sich eine Verständigung und Einigung auf sie gründen lassen, wenn auch erst nach einigen Jahren. Befehlen ließe sich die Annahme doch nicht und die Empfänglichkeit für die Wahrheit dieser Eintheilung findet zur Zeit noch Hindernisse in der herrschenden Richtung der Medicin. Es steht der Anatomismus noch zu sehr entgegen dem Aetiologismus (sit venia verbo), obgleich beide hier Platz finden würden, und auch dürfte die noch bestehende Verbreitung der Annahme essentieller Fieber, welche hier gar nicht Platz finden, hinderlich sein. — Es wäre erfreu-

lich, wenn mit vorliegender Classification nicht allein zu statistischen Zwecken ein internationales gemeinsames System der Mortalitäts-Bestimmung gewählt, sondern auch für die Nosologie endlich die Einheit der Terminologie und Classification gewonnen würde, welche hier, wie in keiner anderen naturbeschreibenden Wissenschaft, noch immer entbehrt wird. Welch eine treffliche Unterlage würde durch einen sicheren Ueberblick über die festen wie die beweglichen, über die endemischen wie die epidemischen pathischen Vorgänge in allen Ländern Europa's zu Vergleichen und zu Folgerungen allgemeiner Gesetze erreicht werden. Aber auch, wie viele nationale und locale Vorurtheile und noch mehr welche Menge von bloß ideell existirenden besonderen Krankheits-Species würden dann in Vergessenheit sinken und den wirklichen, einfacheren, objectiven Bestand frei hervortreten lassen.

A. Mührly.

L a h r

Bei J. H. Geiger 1856. Ophthalmiatrik. Nach den neuesten Forschungen für das Studium und die Praxis bearbeitet von Dr. L. H. Schauenburg. XV u. 272 S. in Octav. Mit Holzschnitten und 4 lith. Tafeln.

Verf. stellte sich bei Abfassung vorliegender Schrift die löbliche Aufgabe das gesammte Material der Ophthalmiatrik zu prüfen und zu sichten und die Ausbeute in möglichster Kürze und Uebersichtlichkeit dem studirenden und praktischen Arzte streng wissenschaftlich und brauchbar vorzuführen. So zeitgemäß ein solches Unternehmen ist, so konnten wir uns nach Lesung der Schrift des Gefühls nicht erwehren, daß dasselbe nur von einem Standpunkte aus hätte versucht werden sollen, welcher

vermöge Studiums und Erfahrung auch ein individueller genannt zu werden verdiente. Wir begnügen uns durch einige dem Büchlein entnommene Beispiele die Rechtmäßigkeit unseres Urtheils darzuthun. — Da möglichste Kürze der Darstellung in der Absicht des Verf. lag, so konnte z. B. Gräfe's Empfehlung von Milch und Desmarres' Empfehlung von Speichel bei Xerosis Conjunctivae (von physiologischen Gründen erfahren wir Nichts), sowie die Annahme Mackenzie's, daß dieser Krankheitsproceß in chronischer Entzündung begründet sei, füglich eher übergangen werden, als die nicht aufgeführte Beobachtung des letztern Schriftstellers, daß die Krankheit häufig den Anfang der Amaurosis (Atrophia bulbi) bilde.

Die Hinweisung auf andere Schriftsteller geschieht dagegen nicht immer mit der eben bezeichneten Genauigkeit. Nach der Art und Weise, wie Verf. z. B. bei der Behandlung der Blepharitis ciliaris Demours erwähnt, scheint er anzunehmen, daß Letzterer jenes Uebel nur mit Blutegeln behandelt habe. Wenn Verf. dieß etwa aus dem Handbuche von Desmarres oder aus den Demours'schen Abbildungen geschlossen hat, so hätte er aus dem Texte des Handbuchs von Demours (Tom. I. p. 83) ersehen können, daß derselbe die Blutentziehung bei Anschwellungen der Augenlider, welche in einen Absceß überzugehen drohen, empfiehlt, daß dessen Behandlungsweise der Blepharitis ciliaris aber nicht wesentlich von der noch heute gebräuchlichen abweicht.

Wenn Verf. die Erwähnung Demours für angemessen hielt und älteren Leistungen Anerkennung zu Theil werden lassen wollte, so wäre grade bei dieser Krankheit Gelegenheit gewesen, um die neuerdings von Gräfe als Abortivverfahren bei äußern Ophthalmien empfohlene Compression zu erwäh-

nen und zu zeigen, daß dieselbe von Demours, wenn auch mit anderm Material, bereits ausgeübt worden ist (Tom. I, p. 87 u. 91). — Vertribuiert zwar Ryba das Verdienst die irrigen Ansichten über das Chalazion zurückgewiesen zu haben; von der Auffassung Rybas über das Wesen dieser Affection (die wir beiläufig nicht theilen können) erfahren wir aber gar Nichts. — In dem Verf. für Bluterguß in die Conjunctiva den Terminus *Taraxis* gebraucht, so entfernt er sich von der seit Galen dafür geltenden Begriffsbestimmung, vermöge deren man damit eine gelinde oberflächliche Hyperämie der Conjunctiva, wie Demours sagt, *une Ophthalmie très légère*, bezeichnet. — In dem Abschnitt über das Hornhautstaphylom erkennt man leicht, daß Verf. die über diese Krankheit neuerdings erschienene Monographie von Roser benutzt hat. In dieser Schrift Rosers ist die Ansicht Richter's, welcher bekanntlich die Ursache des Staphyloms in Verdickung, Anschwellung und Verdunklung der Hornhaut setzte, übergangen und nur erwähnt, daß derselbe eingeräumt habe, daß auch in manchen Fällen Erweiterung der vorderen Kammer Statt haben möge. Verf. nimmt hienach an, daß Richter auf den Einfluß der Extension durch das Kammerwasser (dies sind seine Worte) aufmerksam gemacht habe, wodurch er beweist, daß er Richter's Ansicht lediglich aus Roser's Schrift kennt. In der Operationslehre des Staphyloms wird allein Scarpa und Desmarres citirt und zwar als die Methode des Ersteren die vollständige Abtragung des Staphyloms abgehandelt, während derselbe doch im Wesentlichen dem Vorgange des Gelfus folgt. Warum Verf. dem operativen Verfahren des Dr. Röchler, welches wir im 140. Stück vom J. 1854 dieser Blätter besprochen und von dessen

großen Vorzügen wir uns seitdem mehrfach überzeugt haben, gar keine Berücksichtigung schenkt, ist sehr befremdend. Bei der Intention des Verfs, die neuesten Forschungen praktisch verwerthen zu wollen, erscheint es uns freilich noch auffallender, daß er in dem Abschnitte über Mydriasis die an seinem Aufenthaltorte von Budge über die Bewegung der Iris gemachten und überaus wichtigen Versuche gänzlich unberücksichtigt läßt. — In Betreff der Behandlung der Ophthalmia Neonatorum befindet sich Ref. nach seinen Erfahrungen, welche er als Assistent in der hiesigen Entbindungsanstalt zu machen Gelegenheit hatte, mit der Ansicht des Vfs, der gemäß kalte Aufschläge in den meisten Fällen entbehrlich, dagegen bei Infiltration der Höllenstein in Substanz nöthig sei, durchaus im Widerspruch. Unnöthig sind dieselben vielmehr in der Nachbehandlung eines operirten staphylomatösen Auges, wo sie indeß Vf. von Minute zu Minute angewendet wissen will. — Wir halten Auszüge der vorliegenden Art für ein gründliches Studium ungeeignet, insofern die Gefahr zu nahe liegt, daß die Resultate, welche sich dem Autor aus seinen Studien ergaben, von dem Studirenden als Axiome aufgenommen werden, ohne daß er sie zu begreifen und zu verstehen in den Stand gesetzt wird. Gieseler.

P a r i s

J. B. Baillièrè 1855. Mémoires de l'Académie impériale de Médecine. Tome XIX. Avec une planche et une carte. CXCIX u. 612 S. in 4.

Der vorliegende neunzehnte Band der Denkschriften der k. Akademie der Medicin zu Paris wird wie gewöhnlich mit einem Nekrolog eröffnet, der diesmal die Herren Desormeaux, Capuron, Deneux und Baudelocque betrifft und vom Ge-

cretair der Akademie, Dubois, abgefaßt ist. An den Nekrolog schließen sich die Berichte über die Preisarbeiten an, welche für die Aufgaben vom Jahre 1854 eingegangen sind, und dann folgt der umfangreiche Bericht von E. Gaultier de Claubry über die Krankheiten, welche im Jahre 1853 in Frankreich geherrscht haben. Die Abhandlungen sind: Nolta über die Obliteration der Nabelarterien und über die Entzündung desselben; Antonio José Peixoto (Rio-Janeiro), Beobachtungen über Elephantiasis des Scrotum, Ligatur der Art. anoxyma, Lithotritie, Lipom, Resection der Rippen, eingeklemmten Bruch und Exstirpation der Paretis; Barrier, eine Beobachtung von vollständiger Inversio uteri nach einer Entbindung schwere Blutungen und glückliche Reduction nach funfzehn Monaten; Auberger über die Cultur des Mohns in Frankreich zur Gewinnung des Opium; Carrière, Studien über die medicinischen Eigenschaften der Salzwasser des Jura; Marchand, über das Trinkwasser, seine physikalische und chemische Beschaffenheit, sein Verhalten in Bezug auf die Physik der Erde, die Geologie, Physiologie und öffentlichen Gesundheitspflege, mit besonderer Berücksichtigung der Trinkwasser von den Arrondissements Havre und Yvetot, mit einer Karte; Delieur, kritische Prüfung der erweichenden Heilmethode; Bach, über die pathologische Anatomie der verschiedenen Arten des Kropfes und über die Behandlung des letzteren, gekrönte Preisschrift, mit einer Tafel; Hutin, pathologische Anatomie der Narben in den verschiedenen Geweben; gekrönte Preisschrift; Blache, die gymnastische Behandlung der Chorea. Unter allen diesen Abhandlungen sind die bedeutendsten die von Bach über den Kropf und von Hutin über die Narben. Bach handelt unter dem Na-

men Kropf nicht allein die hypertrophische mit Colloidbildung verbundene Schwellung der Schilddrüse ab, sondern alle überhaupt an diesem Organ vorkommenden, mit Anschwellung desselben verbundenen Krankheiten, er unterscheidet demnach: 1. die vasculären Kröpfe, hierher gehören: die Hyperämie oder Congestion, Hämorrhagie, der aneurysmatische Kropf, bestehend in einer wahren Telangiectasie der Gefäße der Schilddrüse (wobei zu bemerken ist, daß der Verf. wohl an die Existenz dieser Form „glaubt“, aber keine positiven Nachweise über ihre pathologisch anatomischen Verhältnisse zu geben im Stande zu sein „bedauert“); der parenchymatöse Gefäßkropf, worunter B. die von Cæler beschriebene Form versteht; 2. den parenchymatöse Drüsenkropf, die Struma lymphatica autorum; 3. den durch Infiltration, Emphysem oder Hypertrophie des interstitiellen Zellgewebes bedingten Kropf; 4. das Carcinom; 5. Tuberkel; 6. Echinococcus; 7. Hornbildung und 8. Cystenbildung in der Schilddrüse. Die Darstellung beruht zum Theil auf eignen makro- und mikroskopischen Untersuchungen des Vfs, theils auf Benützung fremder Beobachtungen, unter denen auch die Arbeiten der Deutschen einige Berücksichtigung gefunden haben, an welche sich der Verf. in den hauptsächlichsten Punkten anschließt. Neue Resultate, welche einen Fortschritt der pathologischen Anatomie des Kropfes bewirken könnten, finden sich nicht. Die zweite Hälfte der Abhandlung ist der Therapie des Kropfes gewidmet, hier hat der Verf. aber vorzugsweise den Drüsenkropf im Auge und geht auf die anderen Formen nur gelegentlich ein, alle Behandlungsmethoden werden mit großer Sorgfalt beschrieben und dabei die chirurgische Pitteratur fleißig benützt, hie und da finden sich auch eigne Beobachtungen. Die Abhandlung

von Hutin über die Bildung der Narben gründet sich auf eigne, aber ausschließlich makroskopische, Untersuchungen, sowie er auch zur Erzeugung derselben fast nur auf Chirurgen der älteren Medicin und Nicht-Mikroskopiker zurückgeht und nur selten Lebert herbeizieht, die in diesem Gebiete so reiche histologische deutsche und englische Litteratur der Neuzeit existirt für H. nicht. So sehr wir daher den großen Fleiß und die umsichtigen Beobachtungen des Vfs anerkennen, so müssen wir doch im Ganzen diese Arbeit als eine dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft und dessen Erfordernissen durchaus ungenügende hinstellen, und wir glauben nicht, daß eine deutsche Akademie oder Facultät dieselbe gekrönt haben würde. Den Mechanismus der Narbenbildung betreffend, finden wir weder im Allgemeinen, noch in den besondern Details neue Angaben, sondern überall das im Wesentlichen schon seit Hunter Bekannte; es werden beschrieben die Narben der Haut, des Zellgewebes, der Muskeln, der Sehnen, Bänder, Aponeurosen, der Gefäße, Nerven, serösen und mucösen Häute, Drüsen, Lungen, Milz, Penis, der Knochen und Knorpel; außerdem werden noch die Verwachsungen verschiedener Gewebe untereinander, die subcutanen Rupturen ohne Hautwunde und die pathologischen Affectionen der Narbenmasse berührt, unter den letzteren finden wir: Schmerzen, Entzündungen, Varicositäten, Dedem, Ekchymosen, Gangrän, scrofulöse und syphilitische Schwellungen, exanthematische Eruptionen, Hypertrophie, Warzenbildung, Hornbildung, Cancroid, Skirr, Encephaloid, Keloid, Cysten, Knorpel- und Knochenbildung. Zum Schluß werden noch die Verschiedenheiten der Narben unter einander und der durch sie hervorgebrachten Entstellungen der Form der Organe besprochen.

B r ü n n

bei Buschack und Irrgang 1856. Gli Stati d'Europa, brevemente, descritti in via statistica da U. Fr. Brachelli. Versione dal Tedesco in Italiano da Carlo nob. Tacchetti. Nuova edizione migliorata ed accresciuta dall' autore. V u. 624 S. in Octav.

Es ist dies die Uebersetzung des im J. 1853 unter dem Titel „Die Staaten Europa's in kurzer statistischer Darstellung, von Brachelli“ in demselben Verlage erschienenen Werks, hier mit einigen Verbesserungen und einem Supplement des Bfs vermehrt. Nach dem Vorworte des Bfs in dem deutschen Original, soll sein Buch zum Zweck haben, „Studierenden der Statistik einen Leitfaden beim Studium dieser Wissenschaft in die Hand zu geben und Freunden der Statistik als eine kurze, aber dennoch gründliche und erschöpfende statistische Darstellung der Staaten Europa's zu dienen.“ Daß das Buch diesen Zweck erreichen können wir nun freilich nicht zugeben, es ist dazu viel zu kurz und fragmentarisch gehalten, vernachlässigt viel zu sehr die geographischen Verhältnisse und gibt auch gar keine Quellen und Litteratur an, was doch für einen Leitfaden für Studirende nothwendig gewesen wäre. Dagegen scheint der Bf. nach guten Büchern, wenn auch nicht vorherrschend nach den eigentlichen Quellen, fleißig compilirt zu haben und wird deshalb dieses Buch für solche, welche größere allgemeine statistische Handbücher, wie z. B. das von Balbi, welches Europa eben so ausführlich enthält, nicht anzuschaffen vermögen, ein ganz passendes Handbuch abgeben können, dessen Brauchbarkeit freilich durch den auffallenden Mangel eines Namensregisters, so wie jeder Inhalts-Uebersicht überhaupt wieder erheblich beeinträchtigt werden muß.

W.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 8. September 1856.

B o l o g n a

Tipografia a S. Tommaso d'Aquino 1853.
Giorgio Franz in Monaco. Della vita e degli
scritti degli Anatomici e Medici fioriti in Bo-
logna dal cominciamento del secolo XVIII fino
al presente. Discorsi detti all' Accademia dell'
Istituto delle scienze di Bologna da Michele
Medici. Parte Prima che comprende i nati
al dichinare del secolo XVII e fioriti nel XVIII.
In Quart.

Es ist nicht nur natürlich, daß der ehrwürdige
Verfasser dieser Schrift, als Bologneser Professor
und Mitglied der Akademie sich gern der glänzen-
den Vorzeit der dortigen Institute erinnert, es ist
die Zeit, welche er uns vortührt, und die Män-
ner, deren Gedächtniß er feiert, größtentheils be-
deutend genug, um in weiterem Kreise Theilnahme
zu finden. Hr Medici ist ein sehr eifriger For-
scher auf seinem Gebiete, er kennt nicht nur die
Druckschriften aus jenem Kreise, sondern hat auch
manche Inedita der Bologneser Gelehrten aufge-

funden, nicht wenige interessante Manuscripte in seinen persönlichen Besitz gebracht und solcherge-
 stalt Manches vor dem Untergange bewahrt, was
 die wissenschaftlichen Bestrebungen jener Periode
 bezeichnen kann. Es ist, wie wir hier gelegentlich
 erfahren, eine große Verstreuung der akademischen
 Vorlesungen früher dadurch eingetreten, daß die
 Verf. die Mscpte in ihrem Besitze behielten und
 oft nicht abdrucken ließen. So kamen diese spä-
 ter in verschiedene Hände und Manches ging gänz-
 lich verloren. Hier haben wir nun durch den Fleiß
 des Vfs neben vielen Auszügen aus den gedruck-
 ten Werken auch manche, bald mehr bald weni-
 ger reichliche Mittheilungen aus Handschriften,
 welche das Bild von dem Umfange der Thätig-
 keit der Verf. in zum Theil bedeutender Weise
 ergänzen; wir haben also an dieser Schrift einen
 sehr kundigen und in manchen Punkten ganz un-
 ersetzlichen Führer in der Zeit, welche auf Mal-
 pighi folgte und in welcher Morgagni lebte.

Gelegentlich gibt uns der Verf. auch Inedita,
 welche dem Zwecke etwas ferner liegen. Der Um-
 stand, daß Laurenti sich mit Untersuchungen
 der *Acque Porrettane* beschäftigte, veranlaßt z. B.,
 daß seinem Elogio die bis dahin nicht publicirte
 Abhandlung Galvani's: *De aëriformibus prin-*
cipiis thermarum Porrectanarum angedruckt wird.

Der Inhalt der Schrift besteht aus einem Pro-
 spetto generale (43 S.) und den 12 Elogien
 von Spolito Francesco Albertini (31
 S.) Giuseppe Ferdinando Guglielmini
 (28 S.) Gian Antonio Stancari (22 S.)
 Pietro Nanni (26 S.) Matteo Bazzani
 (33 S.) Giuseppe di Jacopo Pozzi (60
 S.) Domenico Maria Gusmano Gale-
 azzi (46 S.) Jacopo Bartolomeo Bec-

cari (58 S.) Gaetano Tacconi (57 S.) Marc-Antonio Laurenti (39 S.) Gian Giacinto Bogli (43 S.) Paolo Battista Balbi (27 S.).

Vielleicht ist die Bezeichnung von Anatomen nicht auf diese ganze Reihe von Gelehrten anwendbar. Aber eine sehr große Zahl derselben war wirklich Lehrer der Anatomie, theils weil die Förderung des anatomischen Studiums eine sehr mannichfaltige war, so daß daran viele Lehrer gleichzeitig Theil nahmen, theils auch, weil die sogen. pubblica Notomia wie es scheint von einem Lehrer nur für einige Male vertreten wurde.

Der Prospetto generale macht uns mit dem Plane des Werks bekannt, welcher den Faden da aufnehmen will, wo ihn Guglielmini (*De claris Bononiae anatomicis. Bon. 1737*) zurückgelassen und führt dann zunächst in engem Umrisse theils die später ausführlicher zu besprechenden, theils andere für die damalige Bewegung der Wissenschaft in Bologna wichtige Personen an uns vorüber. Hier finden unter andern ihren Platz die verschiedenen Künstler, denen Bologna, zum Theil auch andre Orte, ihre Wachspräparate verdanken, Ercole Lelli, Giovanni Manzolini, dessen Frau Anna Morandi Manzolini (*Galvani: De Manzoliniana supellectile*) beide durch anatomische Studien ausgezeichnet. Diesen folgte Florenz mit Clemente Susini, während die Bologneser Schätze unter Mondini's Leitung sich später durch Giambattista Manfredini und Alessandro Barbieri vermehrten. Gegenwärtig arbeitet dort Giuseppe Astorri. Die schöne Sammlung von Präparaten, welche sich auf Geburtshülfe beziehen, rührt von Giovanni Antonio Galli her, der sie für seine Schule

hatte machen lassen. Benedict XIV. schenkte sie dann dem Institute von Bologna.

Dann weist der Verf. hin auf den seiner Zeit hoch angesehenen Lorenzo Bonazzoli mit seinen Arbeiten über Gedärme und Nieren und manchem noch Unerdirtten; Francesco Bibiena (arbeitet über den Seidenwurm, über den Blutegel); Gabriele Brunelli (über Locusten und Reptilien); Gaetano Monti, der mit Carlo Mondini zusammen der Fortpflanzung des Aales nachforscht, mit Velli die eigenthümliche Mißform eines Eies erklärt; Giuseppe Maria Bacchetoni, Steinoperateur und Augenarzt; Vincenzo Menghini, welcher den Eisengehalt des Blutes prüft; Tommaso Laghi verbessert die Injectionsmethoden, ist Gegner Hallers in der Irritabilitätslehre, wie auch Bartolommeo Fabri. Frühe starben Lorenzo Antonio Canuti und Giovanni Giuseppe Ballanti, Letzterer Forscher über den Kehlkopf der Säugthiere und Vögel, über die Schilddrüse. Für Bologna ging verloren der ausgezeichnete Vertreter der Hallerschen Irritabilitätslehre L. M. A. Caldani, dem in Folge des hiesigen Streites, dessen Schriftstücke Giacinto Fabri sammelte, namentlich der heftigen und glänzenden Disputation gegen Balbi und Andere (1760), Neid und Haß Verfolgungen bereiteten. Dann werden Luigi Galvani's anatomische Arbeiten und letzte Schicksale erwähnt; Pietro Zecchini (*Della dialettica delle donne ridotta al suo vero principio*) Carlo Mondini (Eierstöcke des Aales, Gehörorgane der Taubstummen, Pigment des Auges, Arterienewebe) Gaetano Gaspare Uttini (Schilddrüse, Schädel sinus, Lymphgefäße der Placenta, Gehörmaschine, Erweiterung der Arterien,

Streit gegen die unorganischen Poren und die Secretionstheorie Mascapin's). Endlich finden noch Germano Uzzoguidi, Tarsizio Riviera und Gaetano Gandolfi hier einen Platz. Riviera, der verehrte Lehrer des Verf., war auch der Held einer großen, die ganze Stadt aufregenden dreitägigen Disputation, wie 36 Jahre früher Caldani. Auch er, wie jener, vertrat die Haller'sche Irritabilität, aber jetzt gegen neuere Lehren, gegen die Elektriker, vertreten durch einen Verwandten Galvani's, Giovanni Aldini.

I. Albertini (geb. 1662. † 1738), Schüler Malpighi's und durch diesen auf die pathologische Anatomie hingeleitet (diese Richtung Malpighi's ist aus manchen Msspten zu ersehen, namentlich einem Hefte, welches Krankengeschichten und Leichenbefunde enthält, in der Bibliothek zu Bologna), schrieb er: *Animadversiones super quibusdam difficilis respirationis vitiis e laesa cordis et praecordiorum structura*, welche Schrift jedoch nur auf vieles Andringen seiner Freunde erschien. Verf. theilt Mehreres daraus mit; erinnert an Benivieni und Benedetti als Begründer pathologischer Anatomie zu Ende des 15. Jahrh. — Die Behandlung der Herzkrankheiten und Aneurysmen mit Entziehung und Ruhe, welche man nach Balsalva nenne, sei eine Frucht gemeinsamer Studien Beider und nur zufällig von Balsalva zuerst angewandt.

Als Schüler Malpighi's hatte A. auch von den Verfolgungen zu leiden, welche diesen von seinen wissenschaftlichen Gegnern, Sbaraglia und Mini trafen. Als ein Beispiel, wie unwissenschaftlich die Waffen waren, deren sich die letztgenannten Männer zu Zeiten bedienten, ist hier der Abdruck eines Briefes von Malpighi an Bel-

lini (17. Juni 1689) gegeben. Malpighi wurde von einer Bande überfallen, welche seine anatomischen Abbildungen verbrannten, seine Mikroskope mißhandelten zc. Sbaraglia, sonst ein Gelehrter von Ruf, war selbst der Anführer, Mini begleitete ihn „als Ingenieur“. Sonderbar sagt einer der Rotten auf Befragen aus, sie kämen von **Göttinga!** —

II. **Guglielmini** (geb. 1698. † 1773). Wir finden hier Mittheilungen aus seinem *Conamen ad methodum de recto morbosorum cadaverum judicio ferendo*; Bemerkungen über seine Rede *De claris Bononiae anatomicis*. — G. setzt die von seinem Vater **Domenico** begonnene Erklärung der hippokratischen Aphorismen fort (Bonon. 1748). — In der akademischen Vorlesung: *De nonnullis circa costarum motum, musculosque intercostales ad faciliorem respirationis cognitionem* Schediasma (1724) tritt er gegen die Galenische, später von **Hamberger** gegen **Haller** vertheidigte Ansicht auf. Nach den Resultaten, welche ihm und **Molinelli** die Beobachtungen an einem Lamme ergaben, sollten beide Schichten der Intercostalmuskeln die Rippen heben. Mit **Lorenz Bonazzoli** werden diese Versuche später an einem Hunde wiederholt, auch die menschliche Leiche untersucht, was zu einem zweiten Vortrage veranlaßte.

Noch hat G. Theil genommen an den von **Steno**, **Astruc**, **Boerhave**, **Pozzi**, **Bonazzoli** betriebenen Untersuchungen über den Einfluß der Venen- und Arterienunterbindung auf die Muskelthätigkeit.

III. **Stancari** (geb. 1670. † 1748). Mehreres von ihm enthalten die alten Commentarien der Akademie; so seine Untersuchung über den

Einfluß des gegen Blutflüsse üblichen Malteser Schwammes auf die Blutmischung; es wurde diese Substanz und vergleichsweise auch Schwefelsäure, Alaun zc. dem Blute beigemischt. Ferner: Untersuchungen über das Opium, dessen Wirkungsweise er sich klar zu machen sucht und Untersuchungen über die Anwendung der Chinarinde gegen Gangrän. — Die Universitätsbibliothek enthält handschriftliche Consultationen des St.

Stancari's Namen ist auch mit den Untersuchungen Pacchioni's verbunden. Letzterer wünschte seine Ansichten von der Akademie geprüft zu sehen und zu diesem Zwecke wurden St. und Balsalva beauftragt, welche auch schon früher gemeinschaftlich über die ersten Bücher von Morgagni's *Adversaria anatomica* zu berichten hatten.

St., welchem die nöthigen Untersuchungen ausschließlich zufielen, kam im Allgemeinen auch zu der Ansicht, daß die harte Hirnhaut muskulös sei. Eine *Abh. de dura meninge* findet sich in den *Commaentarien* der Akademie. St. unterscheidet mehrere Schichten der harten Hirnhaut und will besonders die Sichel als Muskel angesehen wissen.

Der Verf. geht hier näher auf die damalige Entwicklung der Ansichten des *Solidismus vitalis*, namentlich auf Pacchioni's und Bagliv's Prioritätsansprüche ein.

IV. Nanni (geb. 1677. † 1716). Von seiner Bedeutsamkeit als Lehrer zeugen seine Schüler Leprotti, Gius. Ferd. Guglielmini, Gius. di Jacopo Pozzi und ihre Klagen um seinen Tod; von dem Ansehen, dessen er genoß, die ihm gewordenen Aufträge: er war vor Stancari mit Balsalva zur Prüfung der Pacchionischen Arbeiten bestimmt, und war als Mitglied

einer Commission zur Untersuchung der Versumpfung im Bolognesischen thätig. Sein Bericht darüber ist verloren gegangen.

Seine Arbeit über die Drüsen (in den Commentt. der Ak.), mit welcher er sich den Malpighischen Ansichten angeschlossen, gibt unserm Vf. Veranlassung zu einer weitläufigen Auseinandersetzung, gegen unsern berühmten Landsmann Joh. Müller und das von diesem vermeintlich an Malpighi geübte Unrecht gerichtet. Wir sind im Allgemeinen nicht geneigt, an dem zu hoch gesteigerten Nationalgeföhle Anstoß zu nehmen, welches sich an manchen Stellen der Schrift ausspricht und mögen kein Wort mit der Zurückweisung übertriebener Ansprüche verlieren. Doch ist es etwas Anderes mit einem so heftigen und ungerechten Ausfalle gegen eine bestimmte Persönlichkeit, gegen einen Mann, dessen Name seinem Vaterlande solche Ehre macht, wie der Joh. Müller's. Die Ausstellungen, welche Müller an Malpighi's Ansichten macht, werden vor dem Forum der Wissenschaft bestehen, und wenn Medici zu zeigen sucht, daß Müller's Auffassung noch keineswegs so sicher begründet und anerkannt sei, wenn er derselben die Meinungen von Berres entgegenstellt, so wird dies keine Wirkung weiter haben können, als etwa ein ungünstiges Licht auf den Zustand der Wissenschaft in Italien zu werfen. Der Stellen in Müller's Werk, welche den Anstoß erregt haben, sind zwei. Die eine enthält Ausstellungen an Malpighi's Ansichten und dabei kommen die Worte vor: *magno ipsi vituperio est.*

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. 146. Stück.

Den 11. September 1856.

B o l o g n a

Schluß der Anzeige: »Della vita e degli scritti degli Anatomici e Medici fioriti in Bologna dal cominciamento del secolo XVIII fino al presente. Discorsi detti all' Accademia dell'Istituto delle scienze di Bologna da M. Medici.«

Unser Verf. hätte vielleicht sagen dürfen, daß der Einzelne eine Entschuldigung in den Irrthümern seiner Zeit finde und daß deshalb der Vorwurf eine weniger persönliche Richtung hätte haben sollen. Wie aber Verf. diese Worte irreverent und injuriös finden kann, neben der hohen Anerkennung *Malpighi's* in *Müller's* Werke, das kann nur die Leidenschaft erklären, welche den Verf. umgekehrt zu der Frage bringt: wie nur *Müller* dazu komme, mit so viel Enthusiasmus von *Malpighi* zu sprechen, während er demselben doch solche Vorwürfe mache? Die andre Stelle sind die Schlußworte des § 19 (S. 18). Verf. bedenkt hier nicht, daß der Anspruch der Deutschen, diesen Zweig der Wissenschaft aus ge-

bildet zu haben, den größten Ansprüchen der ältern italiänischen Anatomen gar nichts entzieht.

Nanni hat nach einem, zu einem Schlusse wohl nicht berechtigenden, pöthologischen Falle, Bläschen in der Leber angenommen, welche er auch im Pankreas auffand. (Auch Pozzi kam nach Untersuchung einer ikterischen Leber zu einem solchen Resultate). Außerdem werden seine, durch Leprotti der Akademie überreichten, Untersuchungen über die Chylusgefäße erwähnt, welche ihn zu dem Resultate führten, daß dieselben etwas aus dem Darmkanale aufnehmen. Gegen Morgagni vertheidigte er die selbständige Entzündung der Pleura.

V. Bazzani (geb. 1674. † 1749) Einiges aus seiner Schrift *De ambiguo prolatis in judicium criminationibus consultationes physico-medicae nonnullae*. Bonon. 1742. gibt dem Vf. Gelegenheit über die frühere Stellung des Arztes vor Gericht sich zu äußern. Der angestellte Arzt wirkte im Interesse der Anklage, diesem gegenüber nahm sich die inculpirte Partei einen Vertheidigungsarzt. Die mitgetheilten Fragmente sind in der That ganz defensorischer Art. Wir können des Vfs Vorliebe für eine solche Einrichtung nicht theilen. Wer möchte dem Richter zumuthen, sich zwischen einem im Interesse der Anklage und einem zur Vertheidigung geschriebenen ärztlichen Erachten zu entscheiden? Es würde zu diesem Zwecke noch wieder ein Arzt dem Richter beigegeben werden müssen. — Bazzani beschäftigte sich mit der antiseptischen Anwendung der China, welche ihm günstige Resultate lieferte; trug der Akademie eine (ungedruckte) Abhandlung *de balsamo Tolutano* vor; prüfte Pacioni's Ansichten über die harte Hirnhaut und schrieb dar-

über einige hier mitgetheilte Briefe an P. — Mit D u h a m e l gleichzeitig machte B. Untersuchungen über die Knochenfärbende Eigenschaft der Färberröthe und fand, daß die Knochen sich wieder entfärben, wenn die Krappfütterung ausgefetzt wird. Die Farbe soll durch die Verdauung verschwinden, sich also weiterhin erst wieder bilden. In einer 1751 erschienenen Schrift handelt B. von einem monstrum p. defectum, welches durch Anschauen eines ähnlich verstümmelten Heiligenbildes entstanden sein soll.

Erwähnt wird noch, daß B. auch mit Beobachtung eines Meteors sich beschäftigt hat, daß er als Stylist und Redner ausgezeichnet war und 1745, als das Institut von Bologna von B e n e d i c t XIV. Einkünfte zugewiesen erhielt und von ihm zuerst besetzt wurde, war B. der erste Erwählte und Präsident. Bei dieser Gelegenheit gibt Verf. eine Liste der ersten Mitglieder.

VI. P o z z i (geb. 1697. † 1752) Schüler des M a n n i und S t a n c a r i, vielseitiger Forscher und daneben Dichter, untersucht den Granatapfel auf Anatomie, Entwicklung, Befruchtung und chemische Bestandtheile, einige Jahre ehe D u h a m e l eine Untersuchung der Birne machte; erforscht mit L a u r e n t i den Bau der Cicaden, macht Studien über das Haar (welches er innen hohl findet), die Nägel, die Thymusdrüse. Letztere blies er, nach Ausstreichen einer Flüssigkeit, auf, und zeigte auf diese Weise ein elegantes Aggregat von Bläschen, welches noch deutlicher durch Trocknen hervortritt. B e c c a r i, G a l e a z z i, B o g l i, M e n g h i n i, F a c h i n i haben sich davon an seinen Präparaten überzeugt. Seine Untersuchungen über die Leber und Glissonsche Kapsel gaben Veranlassung zu einem ärgerlichen Streite über

ductus hepato-cystici. — Milz und Nebennieren beschäftigen Pozzi; er erkennt, daß das Gehirn des Menschen keineswegs im Verhältnisse zum Körper das größte sei, sondern nach diesem Maßstabe gegen das mancher kleinen Vögel zurückstehe.

Mehrere interessante Msspte des Pozzi finden sich im Besitze des Bf. Untersuchungen über die Anwendung des heißen Olivenöles gegen den Schlangenbiß hatten Studien über die Schlangen und eine (1745 in der Akademie gelesene) Abhandlung de viperis zur Folge; Studien über die Hämorrhoidalgefäße und die Blutentziehung führten zu dem Plane künstlicher Blutegel, begründet auf die Erforschung der Reißwerkzeuge des Thieres, woran sich weitere Untersuchung der Anatomie desselben knüpfte (1748).

Ein drittes Msspt (Vorlesung von 1736) enthält Blutuntersuchungen von Menschen und Thieren, Versuche mit Beimischung von Arzneimitteln zum Blute Gesunder und Kranker, Untersuchung des Blutes eines Hundes vor und nach Darreichung von Arzneimitteln.

Von geringerer Bedeutung sind einige Msspte der Bibliothek; Manches scheint verloren gegangen zu sein.

VII. Galeazzi (geb. 1686. † 1775) Schüler von Bazzani, stammte nicht aus einer Bologneser Familie und durfte deshalb bei seiner Promotion keine Assistenten zur Vertheidigung seiner Thesen haben! Von einer Reise, welche er nach Paris machte, besitz Bf. einige briefliche Berichte. Sein Wirkungskreis dehnt sich auf Naturkunde, Chemie, Physik, Anatomie und praktische Heilkunde aus. Viele seiner Arbeiten finden sich in den alten Commentarien der Akademie. So die Untersuchung, ob das aus verschiedenen Naturkörpern

gewonnene Eisen in allen Fällen nur ein Educt, nicht etwa gelegentlich auch ein Product der Operation sei? in welcher er sich für die richtige, damals in Paris durch Leméry vertretene Ansicht erklärte; seine Beobachtung frischer Corpp. lutea bei Weibern, von welchen das eine schwanger, das andere nach der Geburt starb; die Arbeit de cribriforme intestinorum tunica, in welcher kleine Oeffnungen im Darne beschrieben und für Drüsenmündungen gehalten werden; die Beschreibung der Faserrichtungen der Fleischhaut des tractus intestinalis: De carnea ventriculi et intestinorum tunica; ferner De calculis in cystifellea et intra ejus tunicas repertis, Beobachtung kleiner Gallensteine, deren jeder in ein Säckchen eingeschlossen war; De cystis felleae ductibus, Untersuchungen mit dem Resultate, daß keine directen Gänge beim Menschen aus der Leber in die Gallenblase führen, daß aber Drüsengänge in der Wand der Blase sich finden, welche mit dem duct. hepatic. communiciren; De renum morbis (Cystenbildung); Historiae duae mirabiles calculorum in ureteribus existentium; De moscho, Versuche praktischer Anwendung des damals durch Bell sehr in Ruf gekommenen Moschuß; De morbis duobus; De cortice Peruviano; De sudore quodam atque urina colore nigerrimo infectis, mit Untersuchung über den schwarzen Farbstoff; Iter Bononia ad Alpes S. Pellegrini, Naturwissenschaftliche Gebirgsreise mit Ferdinando Marsigli; De insecto quodam in vite reperto.

Galeazzi hatte auch eine glückliche Gelegenheit, die menschlichen Lymphgefäße zu untersuchen. Ausführliche Inhaltsangabe erhalten wir von einem im Besitze des Verf. befindlichen Berichte

über eine Heuschreckenverwüstung. Erwähnt werden außerdem seine verloren gegangenen Consultationen, seine Arbeiten zur Verbesserung der Thermometer, seine lebhafteste Betheiligung im 74. Jahre an der von Florian Caldani beschriebenen großen Disputation gegen die von L. M. A. Caldani vertheidigten Ansichten Ruysh's über die Drüsen.

VIII. Beccari (geb. 1682. † 1766) Galeazzi's Vorgänger auf dem Lehrstuhle der Physik, Marc-Anton Laurenti's Nachfolger auf dem der Chemie, trug auch die Medicin vor und war u. a. Lehrer des Gian Battista Borsieri. Wir haben von ihm meteorologische und physikalische Arbeiten: gegen die innere Bewegung der Partikelchen in Flüssigkeiten; Untersuchung über den Einfluß des Vacuum auf den Vorgang der Auflösung; Analytische Untersuchungen über das Wasser von Recoaro; in der Schrift *De quamplurimis phosphoris nunc primum detectis* Comm. ist der Gedanken ausgesprochen: wie es vielleicht keinen absolut kalten Körper gebe, so auch vielleicht keinen absolut dunkeln; in Beziehung zu dieser Schrift stehen die Abhandlungen *de luce dactylorum* und *de lapide Bononiensi*. Sehr interessant, als die erste Kunde von Foraminiferenschalen enthaltend, ist die Abhandlung *de Bononiensi arena quadam*, in welcher diese Schalen als kleine Ammonshörner erwähnt werden. Gegenstand der Untersuchungen B.'s waren ferner verschiedene Nahrungsmittel; die Abhandlung *de juribus variis* betrifft besonders die medicinische Anwendung verschiedener Fleischbrühen; in dem Aufsatze *de frumento* wird eine *pars amylacea* und *glutinosa* im Korne unterschieden; die Bohnen sollen nur erstere Bestand-

theil besitzen; in der Untersuchung über die Milch werden die alkalischen Salze für Producte der Analyse erklärt. — B. hatte die Frage zu beantworten, ob lange Nahrungsentbehrung beim Menschen möglich sei, ob sie vorkomme, ob sie als Wunder betrachtet werden müsse? Er entschied sich dahin, vorhandene Erzählungen für hinreichend historisch sicher zu halten; es sei aber stets eine krankhafte Erscheinung.

Als Zeugnisse medicinischer Thätigkeit sind noch zu erwähnen ein Bericht über eine epidemische Krankheit im Winter 1729 und die von seinen Schülern und Collegien herausgegebenen posthumen *Consulti medici*, aus welchen Verf. ein Grachten über die Ausrottung eines Waldes besonders namhaft macht.

Unter verschiedenen *Inedita* besitzt Verf. eine Abhandlung über die Ausdehnung der Luft durch die Wärme des siedenden Wassers; zwei, durch einen Zwischenraum von 26 Jahren getrennte, Aufsätze über die Flamme; über Magnetstein und Magnetismus; über Manometer; über leichtere Unterscheidung saurer und alkalischer Flüssigkeiten; über Abkühlung durch Auflösung von Salzen; über den Schwefeläther und das Verhalten von Schwefelsäure zu Alkohol; über die Herstellung künstlicher Mineralwässer; über das Bologneser Brunnenwasser und andre u. s. w.

IX. Tacconi (geb. 1689. † 1782). Einer der wenigen tüchtigen Chirurgen, welche Bologna im vorigen Jahrhunderte besaß; einige Jahre lehrte er Philosophie, war Lehrer der Laura Maria Caterina Bassi (Abdruck einiger Briefe Voltaire's an die Bassi). Indem T. durch eine pathologische Beobachtung auf die Annahme von Leber-Blasengängen geführt wurde,

war auch er in den großen Streit hierüber verwickelt (s. Pozzi, Galeazzi). Die Schrift *de raris quibusdam hepatis aliorumque viscerum affectibus obss.* Bon. 1740 enthält diese und eine andere Beobachtung. Bei einem Dickdarmbruche glaubte L. eine besondre Muskelentwicklung am Darne zu beobachten, geeignet die erschwerte Bewegung des Inhaltes doch zu erreichen (*De raris quibusdam herniis*); schrieb über Mißbildungen und Einwirkung der Einbildungskraft der Mutter auf die Frucht (*De humano monstro Bononiae nato*); machte über den Wiederersatz der Knochen-Substanz selbständig ähnliche Beobachtungen wie Duhamel (*De nonnullis cranii ossiumque fracturis*, mit welcher Schrift auch die beiden vorgenannten verbunden sind). — In der Sammlung: *Sull' insensività ed irritabilità Halleriana. Opuscoli di varj autori raccolti* [da G. B. Fabri. Bol. 1757 findet sich ein Bericht L.'s über eine 5—6 Jahre anhaltende epidemische Neigung zu Gangrän. In den Commentarien finden sich seine Schriften über Rhachitis und Sicht. L. glaubte eine saure und alkalische Sicht unterscheiden zu dürfen. Ferner: *De vesicae punctione in ischuria* und *De morbo, qui lapsum ab excelso loco et inde ortum terrorem consecutus est*: Blausucht, vermuthlich durch Zerreißung der *valvula foram. oval.* —

Von Mscpten werden aufgeführt: *De hydrophobia*; *De peculiari capitis ictu*; *De nigro sputo, sexdecim dierum tempore ab aegrotante ore exerto*; *De impedita deglutione causa tumoris oesophagi, de impedito chyli transitu causa tumoris in pyloro, deque impedita faecum excretionem causa paralysis quorundam intestinorum*; *de calculis in renibus cujusdam*

mulieris inventis, deque osseo uteri operculo, et, horum morborum occasione, de ossificationis organis. Verf. besitzt handschriftlich einen Theil der 16 Vorträge, welche die pubblica Notomia bildeten. Von vielen Vorträgen L's hat er nur die Titel erfahren können. Es gibt von L. auch eine Rede zum Lobe Johannes des Täufers, des Schutzheiligen der scuola de la Conforteria, als deren Mitglied L. auch Verbrecher zum Tode vorzubereiten hatte.

X. Laurenti (geb. 1678. † 1772) war kurze Zeit Professor der Logik, dann der Medicin, Primärarzt am Spital S. Maria della Vita, hatte einen Lehrstuhl der Chemie und war dann 12 Jahre lang, bis zu seinem 80. Lebensjahre, päpstlicher Leibarzt.

Von seinen akademischen Vorlesungen ist die erste verloren. Sie war wie die zweite (im Besitze des Verf.) chemischen Inhalts, hervorgerufen durch eine Schrift von Wedel. L. faßte den Gedanken der Wahlverwandtschaft auf. Seine Untersuchungen über die Quellen von Porretta finden sich in den Commentarien. Einige andere chemische Untersuchungen finden sich als Msct auf der Universitätsbibliothek.

XI. Bogli (geb. 1697. † 1762) kam durch seinen Lehrer Stefano Danielli zu den Gegnern Malpighi's und wurde durch seine Thesen und seine Diss. de antropogonia, sowie die Schrift de fluidi nervei historia in jene Streitigkeiten gezogen, war jedoch später nicht mit seinen frühern Arbeiten zufrieden. B. verfaßte eine chronologische Uebersicht berühmter Bologneser Gelehrten vom Anfange des 17. Jahrh. an: Tavole cronologiche degli uomini illustri per lettere etc. Bol. 1726.— Seine Thätigkeit war vorzüg-

lich chemisch-mineralogisch, wie namentlich die anhangsweise mitgetheilten 14 Titel und Inhaltsangaben unedirter Vorträge zeigen. Manche Arbeiten B.'s sind verloren gegangen. Verf. besitzt 2 Msspte, eines betrifft Analysen von Wasser von Galisano, von bitterm Geschmacke und purgirender Wirkung; das andere heißt *circa bilem et usum bilis exp.* — Bogli hat Fisch- und Pflanzenversteinerungen am Scapezzano gefunden. —

XII. Balbi (geb. 1693. † 1772). Von mütterlicher Seite von den Guicciardini stammend; Schüler Bazzani's, lehrte erst Logik, dann Anatomie, dann Medicin und wurde am Lehrstuhle der Physik am Institute Galeazzi's Assistent und Substitut. Erst im Alter von 77 Jahren wurde er G's Nachfolger und Giuseppi Veratti sein Assistent. (Diesen Lehrstuhl erhielt dann zwei Jahre später Veratti's Gattin, die schon oben erwähnte Caterina Bassi).

Die Commentarien enthalten von ihm Beobachtungen über dasselbe Meteor, mit welchem auch Galeazzi sich beschäftigt hatte, und eine Arbeit über das Barometer. Diese führte ihn zu Studien über das Glas, bei deren Gelegenheit er auf die später so bekannten Bologneser Flaschen aufmerksam machte, welche jedoch schon früher einigemale zur Sprache gekommen zu sein scheinen. Beweise seiner Tüchtigkeit als Physiker finden sich auch in Zanotti's Mittheilungen in den Commentarien. Nach Beccari, mit Galeazzi und Monti beschäftigte ihn das Leuchten der Mytili. — Viel Mühe scheint B. an das damals berühmte sogen. Bellinische Problem gewandt zu haben, d. h. an die Erklärung, wie es zugehe, daß der Keim des Hühnereies sich beim Kochen in das Innere des Dotters zurückziehe? Von der

Thatsache war er natürlich überzeugt! — In den Commentarien findet sich von B. auch noch eine Arbeit zur Erklärung der eigenthümlichen Gestalt einer Eischale. Verf. besitzt von ihm ein Mscept über einen Vipernbiß und erwähnt andere unedirte Abhandlungen, z. B. eine über Blutegel-nester. —

Bemerkenswerth wird man die hohe Lebensdauer dieser italiänischen Gelehrten finden müssen, welche im Durchschnitte fast 75 Jahre beträgt. Nur drei unter den angeführten zwölf erreichten nicht das siebenzigste Lebensjahr, während die 3 Längstlebenden das Alter von 89, 93 und 94 Jahren erreichten.

L ö w e n

bei Fontene und Banlinthout, 1856. Sancti Patris Nostri Clementis Romani epistolae binae de virginitate, syriace, quas ad fidem codicis manuscripti Amstelodamensis, additis notis criticis, philologicis, theologicis, et nova interpretatione latina, edidit Joannes Theodorus Beelen, can. ad hon. eccl. cathed. Leod., s. theol. doct., in univ. cath. Lovan. s. script. et lingg. orientt. prof. ord. Accedunt fragmenta nonnulla exegetici argumenti ex eodem codice nunc primum edita et latine reddita. XCVII u. 327 S. in gr. Octav.

Wetstein, der vielverdiente Herausgeber und Erklärer des griechischen Neuen Testaments vor über hundert Jahren, lernte diese zwei Klemens-Briefe aus einer Handschrift des syrischen Neuen Testaments kennen, welche ihm aus dem Morgenlande zugesandt wurde, und gab sie syrisch mit lateinischer Uebersetzung zu Amsterdam 1752

heraus. Die Frage, ob diese beiden Briefe wirklich von dem römischen Clemens, gewöhnlich ein Schüler und Nachfolger Petrus' in Rom genannt, verfaßt seien, erregte damals viel Streit: die Briefe blieben jedoch in neuern Zeiten wenig beachtet, obgleich sie mehreremale gedruckt wurden und noch 1827 der wegen seiner Kenntniß der syrischen Sprache bekannte Pater Pius Zingerle eine deutsche Uebersetzung derselben zu Wien herausgab, sich für die Echtheit derselben entscheidend. Wir könnten unter diesen Umständen dem Herrn Beelen zu Löwen dankbar sein, daß er den beiden Sendschreiben des apostolischen Vaters aufs neue eine vielfache Sorgfalt zugewandt hat, wenn das vorliegende Werk nicht an sehr bedeutenden wissenschaftlichen Mängeln litte, welche wir hier vorzüglich deswegen etwas bestimmter darzulegen für nützlich halten, weil sie bei dem Verf. mit gewissen andern ganz außerhalb der Grenzen aller Wissenschaft liegenden Antrieben zusammenhangen.

Hr Beelen in Belgien gehört, wie sogleich seine Vorrede zu diesem Werke unzweideutig genug zeigt, zu der Zahl jener neuesten Gelehrten, welche Wissenschaft und Christenthum weniger ihrer selbst wegen lieben als zum Behufe einer Wiederherstellung und Vergrößerung der Römisch-Päpstlichen Macht von welcher sie träumen, aber keineswegs so unschuldig träumen, daß sie ihretwegen nicht mit allen Mitteln Alles versuchen und in Bewegung setzen sollten was ihnen zu dem Zwecke gut scheint. Er sagt uns sogleich in dem Vorworte, die zwei Clemensbriefe über die Jungfräuschaft seien vorzüglich auch dazu dienlich, das Ansehen der Lehren und Meinungen der römischen Kirche zu stützen und deren Gegner zu widerlegen. Vorzüglich auch deswegen wollte er sie neu her-

ausgeben und ihre Echtheit vertheidigen. So mischte sich von vorne an dem Verf. etwas Ungehöriges in sein Geschäft ein: wir haben hier syrische Urkunden, welche vor allem selbst treu herauszugeben und sicher zu verstehen sind, von deren Betrachtung und Schätzung man neuere Streitigkeiten über ganz andre Dinge nicht ferne genug halten kann, und bei deren Bearbeitung man sich und andre nur stört, wenn man solche ihnen ganz fremdartige Gedanken und Zwecke einmengt. Was hilft es auch, solche neuere Vorurtheile und besondere Zwecke in sie hineinragen zu wollen? Sie bleiben nach Alter, Inhalt und Bedeutung ja doch was sie sind; wohl aber wird ein von solchen neueren Vorurtheilen und Streitigkeiten befangener Mann durch diese selbst leicht verhindert auf ihr sicheres Verständniß die Kraft und Lust seines Geistes ungetheilt und mit dem wünschenswerthen Erfolge hinzurichten.

Der Verf. erwirbt sich nun zwar einige Verdienste um diese zwei alten Sendschreiben. Er hat die Wetsteinische Handschrift in Amsterdam neu auffuchen lassen, und gibt hier nicht nur einen sicherern Abdruck, sondern auch eine im Ganzen bessere Uebersetzung als Wetstein. Dieser verstand zu seiner Zeit das Syrische noch zu lückenhaft und unzuverlässig als daß er einen hinreichend guten Abdruck des Wortgefüges und eine treue Uebersetzung hätte geben können: wir sind in solchen Dingen heute viel weiter, und Hr Beelen konnte wohl nach dieser sprachlichen Seite nicht so ganz hinter dem Zustande unsrer heutigen Fertigkeiten zurückbleiben. Auch könnten wir dabei übersehen, daß er aus der Herausgabe, Erläuterung und Uebersetzung dieser zwei nicht sehr langen Sendschreiben ein so großes Buch gemacht

hat, obwohl unter seinen Anmerkungen nur einige wenige für den Sachkenner etwas belehrender sind. Er richtet nämlich die Herausgabe dieser zwei Sendschreiben so ein, daß sie zugleich auch den Anfängern syrischer Sprachwissenschaft nützen und alles bisher für sie Bearbeitete umfassen soll. So gibt er zuerst bis S. 113 das syrische Wortgefüge mit Uebersetzung, Anmerkungen für jenes und meistens geschichtlichen Erörterungen; dann läßt er bis S. 214 das Syrische noch einmal für Anfänger mit den Vocalpunkten abdrucken und fügt sprachliche Anmerkungen hinzu; zum Schlusse läßt er noch Zingerle's deutsche und Wetstein's lateinische Uebersetzung folgen. Allein sein Verständniß des Syrischen ist, wo es sich irgend um Schwieriges handelt, in der That noch ziemlich unvollkommen; und dazu fehlt es ihm überhaupt an der rechten Sicherheit im Beurtheilen des Wortgefüges einer solchen Schrift. Wir wollen dieses hier an einer Sache darthun, welche sehr tief eingreifend ist und das dem Bearbeiter und Beurtheiler unserer Sendschreiben eigenthümliche Verfahren sehr deutlich zeigen kann.

Der Herausgeber meint nämlich sehr oft ein oder einige syrische Worte, auch wohl ganze kleine Sätze, seien nicht ursprünglich zu dem Wortgefüge gehörig, sondern von späterer Hand als bloße Erläuterungen oder aus andern Gründen unrichtig hinzugesetzt, wie S. 45. 48. 55. 57 u. sonst; ja er läßt solche Worte in dem zweiten Wortgefüge, welches er für Anfänger eingerichtet gibt, geradezu ganz aus. Wer Alles aber näher untersucht, wird finden, daß eine solche große Willkür sich mit Nichts entschuldigen läßt. Schon an sich wäre es sehr auffallend, wenn in diesen zwei kleinen Schriften, welche sicher einst bei den Sy-

vern nur eine Zeit lang, dann aber nicht sehr viel gelesen wurden, sich so viele fremdartige Erläuterungen und Zusätze fänden: solche pflegen sonst nur in alten vielgelesenen Schriften sich leicht einzufinden. Sodann könnte man manche dieser Worte, welche Herr Beelen ganz verdammen will, zwar allerdings ohne sehr große Uebelstände im Wortgefüge vermissen: allein da die gesammte Darstellung der zwei Sendschreiben mehr eine rednerisch aufwallende als eine enge und ruhig gefasste ist, so haben wir keine Ursache jedes Wort der Art, welches uns überflüssig scheint, zu streichen. Mit solchem Ausstreichen sollte man doch schon aus Gerechtigkeitsgefühl vorsichtig sein: wie reimt es sich, daß der Verf., welcher sonst Alles was herkömmlich und gegeben scheint, so starr vertheidigt, hierin so schonungslos, ja zerstörend zu Werke geht? Freilich pflegt, wer auf der einen Seite zu zähe ist, auf der andern gern auch wohl desto mehr eine gewisse Freiheit zu zeigen: nur sollten das doch die alten Schriftsteller nie entgelten müssen. — Allein auch sonst verkennt der Verf. das Syrische zu sehr. So will er S. 80, 2 **ⲉⲛⲓⲛ** in **ⲉⲛⲓⲛ** verbessern, was, wenn es auch angenommen würde, gar keinen Sinn gäbe, während jenes nach S. 88, 1 ganz richtig ist, nur richtig als es zwingt uns, d. i. wir müssen verstanden werden muß. Und das einfache Wort **ⲉⲛⲓⲛ** Zeit ist S. 72, 1 so ungenügend, daß in der einzigen Handschrift, welche der Herausgeber zu Grunde legte, unstreitig das Wort **ⲉⲛⲓⲛ** des Abends nach 3. 12. S. 80, 11 ausgelassen zu denken ist. Denn solche Fehler einer Handschrift,

welche jedem kundigen Auge leicht einleuchten, sollte man immer ohne viel Aufhebens verbessern.

Wir verweilen aber hier mit Recht bei der wichtigsten Frage, welche diese beiden Sendschreiben erregen und auf deren Lösung auch der Vf. den größten Theil seines langen Vorwortes verwendet. Sind sie wirklich von dem bekannten römischen Clemens und damit aus der zweiten Hälfte oder dem Ende noch des ersten christlichen Jahrhunderts, so haben sie für die ganze Geschichte des Christenthumes und in gewisser Hinsicht auch noch für uns jetzt eine ganz andre Bedeutung, als wenn sie in späterer Zeit bloß unter seinem Namen geschrieben und verbreitet wurden. Herr Beelen strengt sich nun ungewöhnlich an, das hohe Alter und die Abkunft dieser Sendschreiben von dem Petruschüler Clemens zu beweisen, ja er meint die festesten Beweise dafür gegeben und alle Zweifel dagegen beseitigt zu haben. Wir können dieses leider nicht finden, und halten es aus vielen Ursachen für zeitig, daß die Frage jetzt völlig entschieden werde.

Man kann dem Verf. zugeben, daß er viele einzelne Zweifel gegen die Echtheit der zwei Sendschreiben, welche der Holländer Venema und der Engländer Lardner vor hundert Jahren gegen Wetstein aufwarfen, nicht ganz unrichtig bekämpft habe. Das Syrische, in welchem sie sich jetzt allein erhalten haben, mag nicht ihre Ursprache sein: sie waren vielen Merkmalen zufolge anfangs griechisch geschrieben, wie man das von einem römischen Clemens, aber auch ebensowohl von einem seiner Nachahmer erwartet.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.

Den 13. September 1856.

L ö w e n

Schluß der Anzeige: »Sancti Patris Nostri Clementis Romani epistolae binae de virginitate, syriace, etc. edidit J. Th. Beelen.«

Ferner mögen Epiphanius und Hieronymus gegen das Ende des vierten Jahrh. n. Ch. diese Sendschreiben über die Jungfrauschaft als Clemensschriften schon gekannt haben: man kann dieses vollkommen einräumen, trotzdem daß Hieronymus in seinem Buche *de viris illustribus* sie noch nicht kennt. Allein damit ist die Echtheit derselben bei weitem noch nicht bewiesen: und der Verf. schlägt, um sie zu beweisen, überhaupt einen irreführenden Weg ein. Er sucht nämlich die Zweifel, welche aufgeworfen sind, den einen nach dem andern in langer Reihe zu widerlegen, und meint so zuletzt die Echtheit völlig sicher bewiesen zu haben. Allein weil er das Ganze, worauf es ankommt, nämlich den wahren geschichtlichen Gehalt und Inhalt der Sendschreiben ebenso wie ihre Haltung und Einkleidung zuvor gar nicht

richtig erkannt hat, auch wegen seiner römischen Voreingenommenheit nicht ruhig und erschöpfend erkennen kann, so meint er Alles gethan zu haben, wenn er die aufgeworfenen Zweifel mehr oder weniger glücklich bespricht, nicht bedenkend, daß die rechten Zweifel noch einen viel tieferen, ja einen ganz unausschöpfbaren Ort haben können.

Die Jungfrauschast, von welcher die Sendschreiben handeln, ist mit einem andern Worte das ursprüngliche Mönchsleben beiderlei Geschlechter, wie es in der ältesten Kirche sich ausbildete zu einer Zeit wo es übrigens noch in seiner ersten Freiheit bestand. Diese Lebensart wird hier nicht sowohl empfohlen: denn sie bestand damals mit ausgebildeten Gewohnheiten und Satzungen längst; und schon hatte sich eine Gemeinde von Heiligen wiederum mitten in der großen Kirche gesondert mit eigenthümlichen Bestrebungen und Pflichten, Geschäften und Arbeiten. Insbesondere sind es hier die männlichen Heiligen, welche der wahre Verfasser der Sendschreiben im Auge hat: er ist wie einer aus ihrer Mitte, und redet zunächst nicht zu allen Christen, sondern zu diesen Heiligen allein. Sogleich zu Anfange S. 8 heißt es „auch jetzt noch laßt uns durch unsre guten Werke, wie sie in Wahrheit das Licht der Welt sind, diejenigen erleuchten, welche in Finsterniß sitzen . . . daß sie sehen unsre guten Werke und unsern himmlischen Vater loben“ (denn so ist diese Stelle, welche der Herausgeber unrichtig versteht und sogar ohne alle wahre Ursache verbessern will, zu fassen); und dieselbe Haltung geht durch Alles hindurch, vgl. S. 40. 58. 62. 68. 70, auch 88 (wo der Herausgeber wiederum ganz ohne Noth die guten Worte verbessern will).

Alein dieser besondere Stand von Heiligen in

der Kirche bestand damals nicht bloß längst, es war auch schon ein arges sittliches Verderbniß in ihn eingedrungen: und dieses ist es offenbar erst, welches den wahren Verfasser zunächst zum Schreiben bewog. Die Mönche waren damals noch ohne Klöster und klösterliche Beschäftigungen: sie galten noch als die rechten Apostel ihrer Zeit, wo möglich stets reisend, um das Christenthum zu verbreiten, die zerstreuten Christen aufzusuchen, und ganz dem Apostel Paulus gemäß zu verfahren. Wie viel dazu das ehelose Leben nützen konnte, begreift man leicht: allein schon waren auch die Gefahren und Versuchungen, ja die schweren Vergehen, welche in ihm verborgen liegen können, bei sehr vielen ja wohl bei den meisten Gliedern dieses Standes völlig zum Ausbruche gekommen. Unenthaltbarkeit und Unkeuschheit war wenigstens in dem Lande, für welches diese Sendschreiben zunächst bestimmt wurden, an die Stelle der ursprünglichen Pflichten der „Heiligen“ getreten, etwa so wie Chrysostomos über ähnliche schwere Entartungen auch bei den stehenden Geistlichen seiner Zeit klagt: und es läßt sich nicht verkennen, daß es eben das unerträgliche Uebermaß solcher Entartungen war, welches einen ernsteren Mann aus ihrer Mitte zum Abfassen dieser Sendschreiben trieb. Er spricht im ersten der beiden Sendschreiben mehr im Allgemeinen über die rechten Pflichten der „Heiligen“ und über diese Vergehen, und versucht dann im zweiten bestimmtere Vorschriften und Rathschläge zu ihrer Vermeidung zu geben: dieses ist wenigstens die deutlichste Ursache, welche den Verfasser bewog, seinen Stoff in zwei übrigens genau zusammenhängende Sendschreiben zu zertheilen, ein Gegenstand, worüber Herr Beelen gar keine Be-

trachtung anstellt; und man muß sagen, daß die beiden Sendschreiben so ihrem Stoffe und der Vertheilung desselben nach betrachtet, ein gut in sich geschlossenes Ganzes bilden. Hatte nun ein Einzelner aus der Mitte dieser „Heiligen“, wie sie hier gewöhnlich genannt werden, seinem eignen Namen nach nicht Gewicht genug auf so schwere Verderbnisse bessernd einzuwirken, oder fühlte sich wenigstens unser wahre Verfasser selbst dazu zu schwach, so erklärt es sich unschwer wie er seine zwei Sendschreiben einem solchen apostolischen Manne wie dem römischen Clemens in die Feder legen mochte; nach einem halb künstlerischen, halb kirchlichen Verfahren, welches sich in ähnlichen Zuständen der alten Kirche oft wiederholt hat und wovon der vorliegende Fall keineswegs das einzige stärkere Beispiel gibt.

Diese zwei Sendschreiben behalten so ganz die Bedeutung, welche sie haben, zumal auch für die Geschichte der alten Kirche; und können, auf ihr rechtes Zeitalter zurückgeführt, sehr wohl auch als eine zuverlässige und reichhaltige Quelle für die Geschichte jener Zeit benützt werden. Wir würden sie etwa in die letzte Hälfte des dritten oder in den Anfang des vierten Jahrhunderts setzen, als das Christenthum in vielen Ländern schon sehr herrschend geworden war, sich bereits einer sehr langen Entwicklung erfreute, auch in einen Zustand verhältnißmäßig größerer Ruhe und Sicherheit gekommen, und theilweise zwar schon viel entartet war, aber von seinen ursprünglichen Sitten und Einrichtungen auch noch sehr Vieles ziemlich treu beibehalten hatte. Denn es ist sehr lehrreich zu sehen, wie hier noch von den Heilungen der Dämonischen, von Gorkisimen, den nächtlichen Liebesmahlen, dem Kusse der Gläubigen

und andern solchen Sitten der ältesten Christen die Rede ist. Und entstammen die Sendschreiben dieser Zeit, so erklärt sich auch, wie sie gegen hundert Jahre später von einem Epiphanius oder Hieronymus bereits für alte Werke von Clemens selbst gehalten werden konnten. Immer aber liegt der beträchtliche Zeitraum von etwa zwei Jahrhunderten zwischen dem römischen Clemens und diesen in seinem Namen in Umlauf gesetzten ziemlich langen Sendschreiben: und es versteht sich von selbst, daß man einen solchen Zwischenraum auch bei der richtigen Benutzung der Quellen der ältesten Kirchengeschichte nicht übersehen darf. Namentlich haben unsre zwei Sendschreiben, richtig ihrem Zeitalter nach verstanden, eine große Bedeutung für die Geschichte der allmählichen Ausbildung und des ganzen Wesens des Mönchlebens in der Menschheit, eine Erscheinung worauf man gerade in der neuesten Zeit wieder sehr wohl zu achten hat.

Sollte man sich nun aber mit Hn Beelen einbilden wollen, die Sendschreiben seien wirklich von dem römischen Clemens im ersten christlichen Jahrh. verfaßt und in die Welt geworfen, so würde man auf hundert unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen. Wir wollen hier nur eine berühren. Schreibt Jemand aus seiner Zeit heraus in die Welt im eignen Namen über eine wichtige Angelegenheit dieser seiner Zeit, so wird er es so thun, daß man sogleich merkt, daß ihn wirklich eine starke Veranlassung seiner Zeit trieb, sich mit seinem eignen Thun dabei zu betheiligen; und er wird diese zu verhehlen weder einen Grund haben, noch einen Wunsch. So nun lassen sich die Zeitveranlassungen, aus welchen die vielen echten uns erhaltenen christlichen Sendschreiben des ersten Jahrh. hervorgingen, stets aus ihnen selbst leicht erkennen; wie

es denn das Siegel der Echtheit ist, ob man bei einem Sendschreiben der Art eine klare Veranlassung zu ihm leicht entdecken kann oder nicht. Auch der sogenannte erste Brief des römischen Clemens an die Korinthier, die einzige wirklich echte Schrift von ihm, welche sich erhalten hat (denn wir halten die Zweifel einiger Neueren auch an ihrer Echtheit für grundlos), trägt dieses untrügliche innere Merkmal seiner Echtheit an sich. Auch lebten ja die frühesten Christen und Christengemeinden in einer solchen Noth und Enge der Zeiten und unter so vielen tausend unvorhergesehenen Gefahren, daß sie wahrlich stets nur aus den unmittelbarsten Antrieben und Nothwendigkeiten ihrer nächsten Umgebung heraus schrieben und man jeder echten Schrift die Wehen und Aengste ihrer Geburtsstunde leicht anmerken kann. Was aber den römischen Clemens getrieben und bewogen habe diese zwei Sendschreiben zu verfassen, merkt man ihnen nicht entfernt an: vielleicht hätte ihr wahrer Verfasser, wenn er es darauf angelegt hätte, eine mögliche Veranlassung zu solchen Sendschreiben in dem wirklichen Leben des Clemens künstlich aufsuchen und künstlich ausführen können, so daß wenigstens der äußere Schein stärker blendete; aber auch das hat er hier entweder nicht versucht oder von vorne an verschmähet; und desto mehr ist der wahre Ursprung dieser Sendschreiben von jedem unbefangenen Auge, welches sich darum bemühen will, noch leicht wiederzufinden. Zwar sind, wie oben gezeigt, auch diese Sendschreiben aus einer wirklichen Nothwendigkeit der wahren Zeit ihres Ursprunges hervorgegangen, und diese läßt sich in ihnen, sobald man näher aufmerkt, noch sehr wohl wiedererkennen: aber der römische Clemens selbst steht damit in gar keinem Zusammenhange, wird auch weder seinem besondern Le-

ben und Stande noch der ganzen Darstellung der Sendschreiben nach damit in irgend einen Zusammenhang gebracht. Nur als einer der angesehensten ältesten Christen und Apostelschüler war er dem wirklichen Verfasser bekannt: so aber konnte ihn auch der Verfasser bei den Lesern dieser Sendschreiben, welche er bei ihrer Abfassung vor Augen hatte, ohne alles Bedenken voraussetzen.

Wir müssen daher, um die Abfassung dieser zwei Sendschreiben im Namen des römischen Clemens vollständig zu begreifen, schließlich noch wie auf den ganzen Zustand des schriftstellerischen Wesens und Bedürfnisses der ältesten Christen, so insbesondre auf alle die vielen übrigen Schriften achten, welche einst als Werke dieses Römers verbreitet waren und die wir in den neueren Zeiten allmählich wieder besser übersehen können. Herr Beelen in Löwen, in dem einseitigen Eifer bloß diese Sendschreiben über die Jungfrauschaft als unzweifelhaft echt zu erweisen, läßt sich auf dieses ganze Gebiet weiterer Erforschung und Erkenntniß nicht ein, ja er erwähnt es nicht einmal mit einem Worte, als ob es gar nicht da sei und keine Beachtung verdiene. Allein es ist da, und verdient nach allen Seiten hin aufs höchste unsere Beachtung, namentlich auch was die Frage über die Echtheit der vorliegenden zwei Sendschreiben betrifft. Noch hat man zwar überhaupt in neuern Zeiten den ganzen Umfang und die volle Bedeutung des Clemenschriftenthums nicht gehörig beachtet, obgleich schon längst so viele einzelne sehr wichtige Glieder desselben gedruckt zu Jedermanns Benützung frei standen. Man kannte schon längst außer den zwei im Alexandrinischen Codex des N. T. griechisch erhaltenen Sendschreiben an die Korinthier, von welchen das erstere sich vor jedem gesunden Auge immer als echt ausweisen wird.

die sogenannten Clementinischen Homilien und Recognitionen, und wußte, daß auch die Constitutiones Apostolicae und Canones mit diesem berühmtesten der ältesten römischen Christen in eine engere Verbindung gebracht werden, daß manche K. B. ihm eine Menge Briefe zuschreiben u. s. w. Aber vieles dahin Gehörige liegt noch in Handschriften verborgen, auch in syrischen, äthiopischen und andern solchen bis jetzt nur von sehr wenigen Gelehrten unter uns richtig zu würdigenden und zu benutzenden Handschriften; sowie der Unterz. bereits vor länger als zehn Jahren auf äthiopische Handschriften dieser Art öffentlich hinwies und ihren Inhalt kurz beschrieb. Man sieht also, daß es einst innerhalb der christlichen Kirche ein ungemein weites und fruchtbares Feld des auf diesen römischen Clemens zurückgehenden Schriftthumes gab: und es würde für viele Zwecke höchst lehrreich sein dieses einmal vollständig zu erforschen und ganz sicher wiederzuerkennen. Für die Frage über die Abstammung und das Zeitalter unsrer zwei Sendschreiben über die Jungfrauschast ist es nun aber völlig unerlässlich auf diesen ganzen Umfang und den wahren Zweck der vielen Clemensschriften hinzublicken. Denn daß die Homilien und Constitutionen nicht wirklich von Clemens geschrieben sein können, ist schon leichter zu sehen; und selbst Hr. Beelen, obgleich er darüber sich nicht äußert, wird schwerlich sie für von Clemens' Hand geschrieben erachten, wiewohl namentlich die Constitutionen darauf Anspruch machen. Bei unsern zwei Sendschreiben liegt nun zwar allerdings die bloß künstliche Annahme ihrer wirklichen Abstammung von dem großen Römer nicht so leicht greifbar vor den Augen. Dennoch aber wird jedes geübtere Auge finden, daß sie gerade mit den Canones und Constitutiones Apo-

stolicae in einem näheren Zusammenhange stehen und im Grunde denselben Zweck verfolgen, welcher diesen vorschwebt. Auch sie suchen das Gesetzliche in der Kirche festzustellen, gewissen schweren Mißbräuchen entgegenzuwirken, und die ursprüngliche apostolische Lauterkeit und Heiligkeit in Zeiten zu behaupten, welche schon sehr an andern gefährlichen Lebensrichtungen litten. Auch sie versuchen so gute und nothwendige Zwecke nicht durch die nächsten und durch offene Mittel zu erreichen, sondern flüchten sich in den Geist, ja in das Wort und die äußere Haltung der Apostel oder apostolischen Männer. Und war einmal durch solche Schriften wie diese zwei Sendschreiben die Bahn dem berühmtesten römischen Petruschüler solche Schriften beizulegen gebrochen, so konnte man darin wiederum später leicht weiter fortschreiten; und der Anfang zu dem ganzen einst so beliebten und so umfassenden Clemenschriftthume war damit gegeben, wie wir hier nur in der Kürze andeuten können.

Wie war es möglich, daß einst in der christlichen Kirche diese und ähnliche Arten von Asterschriftthum ziemlich früh und dann bis tief in das Mittelalter hinein so ungestört und so fruchtbar sich ausbildete, daß solche Schriften in so reicher Zahl entstanden und wenigstens theilweise eine Zeitlang so gern gelesen wurden, auch zum Theil so große Wirkungen und Erfolge hervorbrachten? Man sollte diese Frage einmal im Großen richtig aufwerfen und genügend beantworten. Die Erscheinung gehört einmal mit zu der Geschichte des Christenthumes, wenigstens bis auf eine gewisse Frist in seiner Entwicklung in der Welt; und sie ist, näher betrachtet, für jene Jahrhunderte nicht so bedenklich oder gefährlich, als sie uns leicht scheint und als sie heute, wollte

sie sich ernstlich wiederholen, für uns unstreitig sein würde. Aber das allem Afterschriftthume anflebende Wesen hat auch sie nicht vermeiden können; und auch, um die nicht so entstandenen christlichen Schriften desto sicherer zu erkennen und desto richtiger zu schätzen, sollte man diese Untersuchungen sowohl im Einzelnen als im Ganzen genau verfolgen.

Hr Beelen hat freilich von alle dem keine Begriffe. Ihm ist es hinreichend, ja allein anziehend in diesen zwei Sendschreiben, als wären sie wirklich von dem römischen Clemens und noch aus der Zeit eines Apostels Johannes oder gar Paulus und Petrus, so schöne Bestätigungen für das heutige Mönchswesen, für die Marienverehrung, und für andre solche heute beliebte Verirrungen zu finden. Aber weil er die syrischen Schriften weder ihren Worten nach treu und sicher genug noch ihrer geschichtlichen Bedeutung nach unbefangen genug versteht, so übertreibt er sogar ihren Gebrauch für solche heutige Zwecke, bildet sich ein, sie stimmten ganz mit den Decreten des Tridenter Concils und andern solchen späten Ansichten oder Einrichtungen überein, und meint in ihnen eine starke Stütze für diese zu finden. Auch ein großer Theil seiner Anmerkungen drehet sich um solche Gedanken und Bestrebungen. Allein so wenig diese Sendschreiben von dem römischen Clemens wirklich abstammen, und so sehr schon dadurch den eigenthümlichsten Bemühungen ihres neuen Herausgebers die Spitze abgebrochen ist, so müssen wir doch sagen, daß sie von den Decreten eines Tridenter Concils oder gar den neuesten Ansichten und Bestrebungen der römischen Kirche noch sehr weit abstehen und es nie gelingen wird diese durch jene zu stützen. Sehen wir hier auf die große Hauptsache, welche

die Sendschreiben enthalten, das Mönchsleben: so finden wir zwar, daß dieses hier seinem Antriebe und seinem Zwecke nach sehr gelobt oder vielmehr, wie es damals sich ausgebildet hatte, als ein gutes Werkzeug zur Verbreitung des Christenthumes betrachtet und einfach festgehalten wird. Allein von der einen Seite war jenes Mönchsthum doch bei weitem noch nicht das was es später wurde, sondern gegen dieses gehalten, noch ziemlich unschuldig, etwa mit dem ehelosen Leben unsrer jetzigen Candidaten zu vergleichen, nur daß bei diesen aller Zwang hinwegfällt. Von der andern sehen wir, wenn wir uns nicht selbst die Augen zubinden wollen, sogar in jenen frühesten Anfängen des noch unausgebildeten Mönchslebens die sittlichen Gefahren, welche mit ihm überhaupt verknüpft sind, schon so abschreckend hervortreten, auch in unsern Sendschreiben so wenig absichtlich verhüllt, daß wir in ihnen unmöglich eine Empfehlung desselben finden können; zumal sich keineswegs sagen läßt, daß diese Gefahren seitdem bis jezt schwächer geworden seien. Was aber sonst heutige Sitten betrifft, so findet höchstens die ausschweifende Marienverehrung so wie sie heute dort sogar vorgeschrieben ist, in vielen Stellen dieser zwei Sendschreiben einige Stüke: allein eine Schrift, welche frühestens aus der Mitte des dritten Jahrh. nach Ch. abstammt, kann gegen die viel früheren und zuverlässigeren Zeugnisse sogar in dieser Sache nichts beweisen.

Wir übergehen viele andre Gründe für die richtige Ansicht über das Zeitalter dieser Schrift, welche sich noch geben ließen: denn wo einmal die richtige Ansicht durch die stärksten Gründe festgestellt ist, da ergeben sich leicht noch viele andre zur weiteren Bestätigung. — Die in der Aufschrift des Werkes erwähnten syrischen „Bruchstücke exe-

getischen Inhaltes“ finden sich S. 296—312 mit einer nicht sehr treuen lateinischen Uebersetzung abgedruckt. Es sind Bemerkungen über die neutestamentlichen Bücher, wie man sie etwa im spätern Mittelalter in Syrien machen konnte, ohne irgend ein bedeutendes Gewicht für die Sachen selbst, meist auf bloße spätere Vermuthungen und Vorstellungen sich stützend: doch mag man sie immer mit einigem Nutzen lesen, und wir wollen es keineswegs tadeln, daß der Herausgeber sie bei dieser Gelegenheit veröffentlicht hat. Das für uns Denkwürdigste davon ist wohl nur, daß nach S. 301 gewisse syrische Gelehrten noch in diesen spätmittelalterlichen Zeiten an der Echtheit der drei sogen. katholischen Briefe des N. Ts, jedoch wie sogleich hinzugesetzt wird, ohne alle Wahrscheinlichkeit zweifelten. Die syrische Kirche hat bekanntlich seit alten Zeiten immer nur drei der sogen. katholischen Briefe des N. Ts als echt anerkannt, den Jacobosbrief, den ersten Petrus- und den ersten Johannesbrief, die vier übrigen aber nicht mit in den Kanon aufgenommen. Auch jene drei wurden nun ihrer Echtheit nach von „Einigen“ deshalb bezweifelt „weil sie nicht an eine bestimmte Person oder Gemeinde geschrieben seien.“ Man sieht also wie leicht auch grundlose Zweifel in solchen Zeiten aufkommen, wo die großen allgemeinen Wahrheiten wenig oder gar nicht untersucht werden. Weil die 14 Paulusbriefe, denn so viele zählte die syrische Kirche beständig, sämmtlich an bestimmte Personen und Gemeinden gerichtet sind und man sie zum alleinigen Vorbilde nahm, sollten auch die andern N.Tlichen Briefe an solche gerichtet oder unecht sein: ein solcher bodenloser Grund genügte damals Manchen an der Echtheit jener drei Briefe zu zweifeln; sowie überhaupt in Zeiten, wo aller Zweifel scheinbar

ruhet, die Zweifelsucht selbst vielmehr die gefährlichsten Fortschritte macht. Gegen diesen Zweifel wird nun dort bemerkt, Gusebios bestätige die Abkunft der drei Briefe von den drei Aposteln: als ob dieser Grund allein zur Zerstreung solcher Zweifel schon hinreichte! Der Herausgeber selbst fügt diesen Beispielen syrischer Gelehrsamkeit im Mittelalter fast gar keine eigne Bemerkung bei, obgleich solche mittelaltrige Gelehrsamkeit uns fast nur noch geschichtlich lehrreich ist und daher stets mit kurzen Erörterungen begleitet werden sollte.

H. G.

W i e n

in Commission bei W. Braumüller 1856. Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen mit einer literarhistorischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal und Catalonien. Von Ferdinand Wolf, wirklichem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften. 154 S. in gr. Oct.

Der um die romanischen Litteraturen so hochverdiente Gelehrte hat uns, nachdem eben erst seine vortreffliche Sammlung der spanischen Volksromanzen, die *Primavera y Flor de Romances*, erschienen ist, in der vorliegenden, aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckten Schrift schon wieder eine neue interessante Gabe seiner unermüdlchen wissenschaftlichen Thätigkeit dargebracht. Es wird uns hier ein Blick in bis dahin in Deutschland fast ganz unbekannte litterarische Gebiete eröffnet. Freilich sind diese *terrae incognitae* überhaupt noch nicht lange entdeckt worden. Die catalanischen Romanzen, über die Hr Wolf hier Bericht erstattet und von denen er Proben in deutscher Uebersetzung gibt, erschienen erst 1853 in dem Werke des Professors zu Barcelona, Don Manuel Milá y Fontanals »*Observaciones sobre la poesia popular, con muestras de roman-*

ces catalanes inéditos (Barcelona in 4)«. Seine portugiesischen Proben dagegen hat Hr W. aus Almeida Garrett's Romanceiro geschöpft, Bd 2 u. 3, welche i. J. 1851 zu Lissabon erschienen. Wie uns die litteraturgeschichtliche Einleitung der Schrift unterrichtet, sind Milá und Garrett die Ersten, welche in ihren betreffenden Heimathländern, jener in Catalonien, dieser in Portugal, die unter den Gebildeten ganz verschollene Volkspoesie in ihrer letzten Zufluchtsstätte, dem Gedächtniß des Volkes selbst aufsuchten. Mit glücklichem Erfolg forschten sie insbesondre in den Mägde- und Kinderstuben nach den alten Liedern; manche wurden auch von fahrenden Sängerinnen erlauscht. Garrett wurde allerdings auch durch ältere Aufzeichnungen, die sich zufällig auf den leeren Blättern eines gedruckten Buches fanden in seinem patriotischen Streben gefördert. — Leider wurde dieser verdienstvolle Gelehrte, der keines geringern Rufes sich auch als Dichter und Staatsmann erfreute, in der Herausgabe seines Romanceiro durch den Tod unterbrochen; von fünf Büchern, in die das Ganze zerfallen sollte, sind nur zwei (in 3 Bänden) erschienen, und auch von diesen enthält nur das zweite Buch wirkliche Volkromanzen; und zwar die Ritter- und sagenhaften Romanzen, das erste hingegen umfaßt bloß poetische Bearbeitungen von Volkssagen durch Garrett selbst — welche nach dem Muster von Walter Scott's Lays verfaßt, dem Dichter auch die erste Anregung zur Sammlung der Volkromanzen selbst gaben. Dreiunddreißig von diesen sind es, die Garrett in dem oben erwähnten Werke veröffentlicht hat; fast die Hälfte, funfzehn nämlich, gibt uns nun Wolf hier in deutscher Uebersetzung. Sie sind sämmtlich in dem bekannten spanischen Volkromanzen-Metrum, dem achtsilbigen Verse geschrieben; der Reim, in der Regel bloße Assonanz, ist auch gewöhnlich ein durchlaufender, doch findet sich in drei der Proben auch ein Assonanzwechsel: wie Hr

W. an den betreffenden Stellen anmerkt. Wie schon diese formelle Identität zeigt, es hat sich die portugiesische Romanzenpoesie durchaus unter dem Einfluß der castilischen entwickelt; damit wollen wir nicht bestreiten, daß ihr auch ein indigenes episches Volkslied, das wegen der Nationalverwandtschaft der Portugiesen mit den Spaniern der primitiven castilischen Romanze ähnlich genug gewesen sein mag, zu Grunde lag: aber sogleich in dem ersten Stadium der Entwicklung wird die castilische Dichtung maßgebendes Muster gewesen sein. Denn nur mit ihrer Hülfe hat sich überall die portugiesische Nationallitteratur entwickelt. Viele castilische Romanzen gingen auch geradezu in das Portugiesische über, andre lieferten den portugiesischen Volksängern wenigstens die Stoffe. Ueberhaupt verbreiteten sich manche dieser Lieder nach allen Richtungen der Halbinsel: so ist es interessant zu bemerken, daß auch von einigen der hier mitgetheilten Proben, nicht bloß castilische, sondern auch catalanische Versionen — die letztern durch H. Milá veröffentlicht — existiren. Die Mehrzahl der von H. Wolf übersehten port. Romanzen gehören in Betreff poetischer Schönheit zu den vorzüglichsten ihrer Gattung; eigenthümlich ist ihnen eine gewisse melancholisch düstere Färbung, der wir in den castilischen Romanzen nur selten begegnet sind; in einzelnen treffen wir sogar auf ganz nordische Spukgestalten. —

Einen offenbar andern Charakter haben die catalanischen Romanzen, welche Hr Wolf aus Milá's Sammlung überseht mittheilt. Es sind neunundzwanzig. Sie sind weit lichter gehalten, selbst wo sie tragische Stoffe behandeln. Uebrigens sind sie rücksichtlich des Gegenstands, wie der Behandlung sehr mannichfacher Natur. Hr Wolf hat sie, dem spanischen Herausgeber folgend, in vier verschiedene Rubriken geordnet, nämlich „Romantische“, „Legendenartige“, „Historische“ und „Genreartige“. Die romantischen sind sagen- und märchenhafte, die genreartigen geben Bilder aus einer Wirklichkeit, die wir uns noch gegenwärtig denken können: wie sie denn auch aus neuerer Zeit stammen. Der historischen sind wenige, und die meisten davon verdienen kaum diese Bezeichnung, denn sie sind wenn nicht sagenhafter, doch novellistischer Natur. Fast alle die mitgetheilten catalan. Romanzen tragen das Gepräge der Volksbühlichkeit in sehr bedeutender und in einer weit stärkeren Weise als die vorliegenden portugiesischen, wohingegen sie selten so vollendet in der Ausfüh-

rung sind. Dieses starke volksthümliche Gepräge beweist schon für die Ursprünglichkeit, denn dasselbe ist der nachbildenden oder übertragenden Volkspoesie natürlich in geringerem Grade eigen. Daß die castilische Romanzendichtung sich auch in Catalonien eingebürgert, auf die indigene catalanische von mannichfachem Einfluß gewesen ist, ja die letztere sogar von dem historisch-epischen Gebiet ganz und gar verdrängte, ist nicht zu leugnen: aber es erhielten sich hier doch noch eine Anzahl solcher Volkslieder, welche ganz frei von fremder Einmischung, dieser besondern pyrenäischen Landschaft ganz eigenthümlich zugehörige Producte sind; ja dergleichen hat selbst noch die neuere Zeit hervorgebracht. Keine geringe Zahl der vorliegenden Proben gehören zu diesen rein catalanischen Schöpfungen. Vornehmlich sind hierzu diejenigen zu rechnen, die nicht in dem castilischen Romanzenvers verfaßt sind, sondern in zehnen- und zwölfsilbigen zweitheiligen Langzeilen, welche, wie Hr W. scharfsinnig beobachtet hat, ihre Abstammung von den ältesten romanischen, namentlich französischen Versmaßen offen documentiren. Für die Geschichte der Metrik sind sie interessante Urkunden.

Die Uebersetzung ist, nach einzelnen unter dem Text abgedruckten Originalstellen zu urth.ilen, eine sehr getreue; bis auf den Reim hat Hr Wolf das Metrum soweit dies die Natur unsrer Sprache verstattet, wiederzugeben versucht: die Anfänge der Romanzen sind im Original auch in den Anmerkungen gegeben. Die Uebersetzungen machen so erklärt Hr W., durchaus keinen Anspruch für eigentlich dichterische zu gelten; der Vf. ist zufrieden, wenn sie nur die Schönheiten der Originale so wenig verdunkelt haben, daß sie wirkliche Dichter zum Nachdichten anregen könnten. Dieses Ziel hat der Verf. in vollem Maße erreicht: im Interesse der Wissenschaft sind wir ihm sogar dankbar, sich ein anderes nicht gesteckt zu haben; gerade bei den Uebersetzungen der Volkspoesie ist es zu schwierig einen vollkommen poetischen Ausdruck überall mit der Treue der Wiedergabe zu vereinigen. — Noch eine interessante Zugabe des reichhaltigen Schriftchens sind neun catalan. Kindermärchen, die Hr W. aus dem angeführten Werke Milá's übersezt, seinen Romanzenproben vorausgesendet hat. Sie sind zum Theil sehr poetisch, und haben noch ein besonderes litterarisches Interesse durch ihre Verwandtschaft mit den deutschen Märchen, wie wir denn unter anderm hier unser „Aschenbrödel“ u. „Schneewittchen“ in catalonischen Costümen wiederfinden.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 15. September 1856.

L o n d o n

Longman 1854. Litterary remains of Henry Fynes Clinton consisting of an autobiography and literary journal and brief essays on theological subjects edited by the Rev. C. J. Fynes Clinton. VIII u. 387 S. in Octav.

Clinton's Fasti gehören zu dem unentbehrlichen Hausgeräthe der klassischen Philologie und schon deshalb muß der von dem Bruder herausgegebene Nachlaß des berühmten Chronologen auch für das deutsche Publicum von Interesse sein. Er enthält eine von dem Verstorbenen selbst abgefaßte Darstellung seines Lebens, welche 1818 geschrieben worden ist. Daran schließt sich, von dem folgenden Jahre anhebend, ein Tagebuch, welches 35 Jahre hindurch seine wissenschaftlichen Beschäftigungen, zugleich aber auch alle wichtigeren Ereignisse seines innern und äußern Lebens verzeichnet. Das Tagebuch erinnert in seiner ganzen Weise an die 1850 von Ruffel herausgegebenen Ephemerides Is. Casauboni; Clintons Aufzeichnungen

sind zwar meist englisch niedergeschrieben, aber häufig mit lateinischen Stellen und wie bei Casaubonus auch mit griechischen Sätzen untermischt. Nun sind freilich die Memoiren des Letzteren, wie sich erwarten läßt, ungleich inhaltsreicher, in dem Maße, wie er selbst nach allen Seiten hin wirksamer in die Wissenschaft eingegriffen und in wichtigeren Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen und der ganzen Bewegung seiner Zeit gestanden hat. Gemeinsam aber ist den beiden in England herausgegebenen philologischen Tagebüchern der bewundernswürdige Fleiß, von dem sie zeugen, die Einfalt des Herzens, die Demuth der Gesinnung, welche sich in einer Reihe von Selbstbekenntnissen abspiegelt, das Seufzen einer von den irdischen Dingen unbefriedigten Seele, das unablässige Ringen nach neuen, höheren Zielen, die Strenge gegen die eigenen Schwächen, die festbegründete Harmonie des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Strebens. »O beatos qui pietatem cum litteris coniunxerunt«. Dies kann wie bei Casaubonus, so auch bei Clinton als Wahlspruch seines ganzen Lebens betrachtet werden.

Clinton war nichts weniger als ein origineller Kopf. Es war nicht seine Sache, durch wesentlich neue Gesichtspunkte die Alterthumswissenschaft zu bereichern. Dazu ist er selbst des großen Stoffes nie genugsam Herr geworden. Aber die Masse desselben im ganzen Umfange zu bewältigen hat er mit unermüdlichem Eifer angestrebt und aus diesem Streben, das ursprünglich nur seiner eigenen Belehrung galt, sind die großen chronologischen Arbeiten hervorgegangen, welche den Ruhm seines Namens begründet haben. Ihr besonderes Verdienst liegt in dem umfassenden Gesichtspunkte, nach welchem die Ereignisse der äußern Geschichte

und die Stadien der litterarisch-künstlerischen Entwicklung neben einander in bequemer Synopsis zur Anschauung gebracht werden; ferner in der sorgfältigen Begründung aller Angaben aus den Quellschriftstellern; die selbständigste Arbeit aber steckt in den Excursen, namentlich in den Abhandlungen über das muthmaßliche Verhältniß der Einwohnerzahl zu dem Flächeninhalte der griechischen Landschaften; es sind wichtige Versuche, eine Statistik der bekannteren Staaten des Alterthums zu begründen.

Henry Fynes Clinton, 1781 geboren, gehörte einem alten Geschlechte an, dessen Mitglieder mehrfach in der Geschichte Englands genannt werden. Er stammte in gerader Linie von Henry, dem zweiten Earl of Lincoln (+ 1616), und zwar aus dessen zweiter Ehe (mit der Tochter des Sir Richard Morrison, der Wittwe von Lord Norreys), während aus der ersten Ehe die jetzigen Earls of Lincoln und Dukes of Newcastle stammen. Der Enkel des zweiten Earl of Lincoln, Norreys Fynes, diente als junger Mann unter Carl I.; er wurde gefangen und wurde schon entkleidet, um als Spion auf dem Markte von Northampton gehängt zu werden. Nur die im Parlamentsheere herrschende Sitte, vor den Hinrichtungen Psalme zu singen, verzögerte sein Ende so lange, daß noch im letzten Momente eine Auswechslung von Gefangenen zu Stande kam, die sein Leben rettete.

Sehr verschieden von dem bewegten Leben der Ahnen haben sich die jüngeren Generationen geistlichen und litterarischen Neigungen zugewandt. Clinton's Vater war Geistlicher; ein Mann von großer Bescheidenheit und unscheinbarer, aber segensreicher Thätigkeit. Als bestes Erbtheil bezeichnet der Sohn S. 337 »τὸ μὴ περὶ ἑαυτοῦ

λέγειν.« Bon Haus aus lebhaft angeregt für alte Litteratur und Geschichte, von einem gleichmäßigen Interesse für klassische Philologie und Theologie beseelt, kam Clinton 1799 nach Oxford. Mitford's Geschichte von Griechenland, die eben veröffentlicht war, Johnson's »Lives of the Poets« und andere Werke, die ihm nun zugänglich wurden, bekräftigten ihn in seiner Liebhaberei und er begann sofort auf der Universität, sich eine möglichst vollständige Sammlung, namentlich der griechischen Schriftsteller anzulegen. Charakteristisch ist dabei sein heiliger Eifer für reine Texte der Klassiker. In dem Brunk'schen Sophokles und Aristophanes, im Musgrave'schen Euripides wurde die lateinische Uebersetzung unerbittlich zerstört. Clinton ging dabei von dem Grundsatz aus, daß alle Ausgaben, welche darauf ausgingen, die eigene Anstrengung des Schülers abzukürzen und ihm einen Theil derselben abzunehmen, für seine sittliche und wissenschaftliche Ausbildung verderblich wären, und dieser Grundsatz, auf dem Clinton's pedantischer Eifer beruhte, sollte wahrlich in unsern Tagen nicht so außer Augen gesetzt werden, wie es immer mehr geschieht. Es taugt nicht, wenn der Schüler, ehe er noch die Textesworte gründlich gelesen hat, mit seinem Auge schon unter dem Texte ist, um dort nach einer Erleichterung des Verständnisses zu suchen. Er soll nur das lautere Wort der Alten sich gegenüber haben und neben sich Grammatik und Lexikon und, wo seine Anstrengungen nicht genügen, den Schlüssel des Verständnisses vom Lehrer empfangen.

Clinton war entschlossen sich in Oxford ganz dem akademischen Leben hinzugeben, zu dem die innerste Neigung ihn bestimmte. Diese Absicht wurde durch einen Verwandten mütterlicher Seite

gekreuzt, welcher ihn zum Erben seiner Besitzungen einsetzte, aber unter der Bedingung, daß er auf den Gütern leben und zu praktischer Thätigkeit sich ausbilden sollte. Mit schwerem Herzen gab Clinton nach; auch fehlte ihm nicht die Gelegenheit, in das öffentliche Leben einzutreten. 1806 wurde er auf Verwendung seines Verwandten des Duke of Newcastle Mitglied des Unterhauses für Aldborough. Niemals ist Jedem Reichthum und Ehre ungesuchter und unerwarteter zugefallen als unserm Clinton. Aus dem Stillleben von Oxford, wo er sich heimisch fühlte, herausgerissen, mußte er sich nun mit raschem Entschlusse auf ganz andere Fächer verlegen, auf historisch-politische Studien; die Geschichte Englands seit der Revolution, Smith's »Wealth of Nations« waren jetzt die Bücher, vor denen Sophokles und Thucydides den Platz räumen mußten, und die Karten von Indien wurden aufgerollt, um an den Debatten über Dunde Antheil nehmen zu können. In allen Lebensabschnitten machte Clinton, wie ein guter Haushalter am Ende eines Geschäftsjahrs, seinen genauen Rechnungsabschluß über das was er an Kenntnissen erworben habe. »At the time of my leaving Oxford I possessed the following writers: Homer verses 27,000, Pindar 5560 *ic.*, im Ganzen 5323 Seiten. I forbear, setzt er gewissenhaft hinzu, to add Herodotus, Polybii lib. I, II. Dionysii Hal. Opp. critica, because there were works, which, though I often inspected, I did not accurately study. Clinton nahm nämlich eine Normalseite von 1002 Buchstaben an, und berechnete darnach den Herodot z. B. auf 980, Demosthenes auf 1327, Plato auf 2511 Seiten. Es ist S. 103 ff. eine ziemlich vollständige Liste der nam-

hafteren Autoren, Griechen wie Römer, mit Angabe ihrer Seitenzahl mitgetheilt. Diese mühseligen Rechnungen hatte er angestellt, um sich die Lectüre genau einzutheilen und eine förmliche Buchführung über jede Erweiterung seines litterarischen Besizes anstellen zu können. Eine solche methodische Art des Arbeitens war natürlich nur bei völliger Muße und Unabhängigkeit möglich.

Die nächsten Jahre blieben seine Arbeiten unterbrochen; es ist aber wahrscheinlich, daß die historischen und statistischen Studien auf dem Gebiete der neuern Staatengeschichte ihm für seine philologischen Arbeiten zu Gute kamen und ihm praktische und fruchtbare Gesichtspunkte darboten, wie er sie namentlich in den Excursen des 2ten Bandes der *Fasti Hellenici* ausgeführt hat.

1809 verheirathete er sich, ward aber schon im folgenden Jahre Wittwer. Der Schmerz über seine Vereinsamung trieb ihn, Trost und Zerstreuung in der Wissenschaft zu suchen. Er datirte später vom 7. April 1810 seine Rückkehr zu der klassischen Litteratur. Nachdem er 1811 der Erbe seines mütterlichen Verwandten, des Isaak Gardiner, geworden war, verheirathete er sich 1812 von Neuem und kaufte sich dann in Welwyn an, dem früheren Wohnsitz des Dichters Young. Dies blieb nun 14 bis 15 Jahre hindurch seine eigentliche Heimath; hier nahm er in großartigem Maßstabe das Studium der Alten, im ganzen Umfange der älteren und späteren Litteratur, wieder auf. Trotz seiner vielen und glänzenden Verbindungen, seiner öffentlichen Stellung, seines Wohlstandes ist es doch immer der Genuß der ungestörten Muße im Kreise seiner Familie, wofür er Gott als für die größte aller Wohlthaten dankt. So wie Störungen eintreten, erkennt man im Tagebuche die

deutlichen Spuren körperlicher und geistiger Ver-
stimmung. Unhaltendes Studium erkannte er als
unentbehrlich »for the health of his faculties.«

Sein Patron, der Duke of Newcastle (the chief
of the Clintons), wollte gern höher hinaus mit
ihm; er suchte ihn zu beteden, in Angelegenheit
der öffentlichen Finanzen, worin er ihm ein Ur-
theil zutraute, als Redner im Unterhause aufzu-
treten, indessen entzog sich der bescheidene Mann
solchen Zumuthungen; sein demüthiger Sinn hielt
ihn ferne von jedem ehrgeizigen Streben. Nur
ein einzigmal hatte er den eifrigen Wunsch, ein
Staatsamt zu erlangen; es war die durch den
Tod Planta's 1827 erledigte Stelle des ersten
Bibliothekars am British Museum. Ganz gegen
Aller Erwarten wurde der an zweiter Stelle dem
Könige Vorgeschlagene gewählt. Es war dies die
größte Enttäuschung seines Lebens; er hat sie
aber ohne Bitterkeit ertragen. Das Jahr zuvor
war mit der Auflösung des Parlaments auch seine
politische Thätigkeit abgeschlossen und er konnte
sich nun ganz seinen chronologischen Arbeiten wid-
men, an deren Veröffentlichung er nicht eher ge-
dacht hatte, als bis Gaisford, mit dem er in un-
unterbrochenem Verkehre geblieben war, ihn dazu
aufforderte und ihm die Herausgabe des Werks
von Seiten der Universität zu Oxford in Aussicht
stellte. Am 22sten März 1823 theilte er ihm mit,
daß dieselbe den Druck beschlossen habe. Clinton
war ohne Autoreitelkeit; er war von Natur we-
nig productiv, er konnte unaufhörlich in sich auf-
nehmen und das Aufgenommene sorgfältig und
übersichtlich zu registriren war seine Freude. Seine
litterarische Thätigkeit ging nur aus dem Wun-
sche hervor, die Frucht seiner Muße gemeinnützig
zu machen; er betrachtete dies wie eine heilige

Pflicht (p. 304: literary employments may be considered not only as they are amusements, but as they are duties. They are duties in two ways; either as they contribute to the stock of useful knowledge or as they contribute to your self-discipline. He who has the leisure and feels within himself the faculty, is under a moral obligation to render this service. He is called to this duty by the will of God).

Clinton hat sein großes Werk in voller, geistiger Einsamkeit zu Stande gebracht, ohne jede Unterstützung oder Aufmunterung; daher erklärt es sich auch, daß die wichtigsten Hülfsmittel namentlich deutscher Philologie, wie Ideler's Handbuch der Chronologie, Böckh's Corpus Inscr. Gr. und seine Staatshaushaltung der Athener ihm erst nach Veröffentlichung seines ersten Bandes der *Fasti Hellenici* bekannt werden konnten. Die glänzende Aufnahme seines Werks, der rasche Absatz desselben, die lebhafteste Anerkennung von Seiten der wissenschaftlichen Organe Englands, die ihn in die Reihe einheimischer Philologen neben Bentley stellten, die Verbreitung und Uebersetzung der *Fasti* in Deutschland — alle diese Erfolge übertrafen jede Erwartung, die Clinton gehegt hatte, und um so eifriger suchte er bei den wiederholten Auflagen sein Buch fehlerfreier und inhaltsreicher zu machen. 1831 entwarf er den Plan zum 4ten Bande der griechischen Chronologie, aus dem später die *Fasti Romani* erwuchsen. 1839 lebte er in Tours, wo er seine Tochter verlor, deren erbauliches Ende er in wahrhaft ergreifender Weise beschreibt.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. 150. Stück.

Den 18. September 1856.

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »Literary remains of Henry Fynes Clinton consisting of an autobiography and literary journal and brief essays on theological subjects edited by the Rev. C. J. Fynes Clinton.«

Im höheren Alter werden seine Aufzeichnungen sparsamer; doch ist er unermüdlich in seiner Arbeit und strengen Selbstbeurtheilung geblieben bis in seine letzten Tage. Am 9. Oct. 1852 schreibt er: Revising the Copy of Epitome (es ist dies die Epitome of Fasti Romani pp. 528. 8vo a posthumous publication, completed and edited by the Rev. C. J. Fynes Clinton 1853); am 23sten: Received the Holy Sacrament und am Morgen des 24sten starb er 71 Jahre alt.

Es liegt in dem ganzen Buche, wie schon die Andeutung seines Inhalts gezeigt haben muß, ein frommes, pflichttreues, arbeitsames Leben vor uns abgespiegelt; das Leben eines Ehrenmannes, der nicht mit glänzenden Gaben ausgestattet war, der

aber die ihm verliehenen Gaben mit so reinem Eifer und einem so eisernen Fleiße ausgebildet hat, daß er durch umfassende Belesenheit und den mühsam erworbenen Schatz gelehrter Bildung im Stande war, der Wissenschaft bedeutende Dienste zu leisten. Er hat nach alt englischer Weise Philologie und Theologie, die er sich gar nicht getrennt von einander denken konnte, bis an sein Ende mit treuem Sinne gepflegt und in dieser selbstverleugnenden Treue verdiente Clinton, so pedantisch und zopfig er in vielen Beziehungen erscheinen mag, als ein Muster anerkannt und gewürdigt zu werden. Auch läßt sich nicht verkennen, daß, so wenig es auch möglich ist, in alter Weise Theologie und Philologie wieder zu vereinigen, dennoch eine neue Annäherung von beiden Seiten immer mehr Bedürfniß wird und zwar um so mehr, je mehr die klassische Philologie veranlaßt wird, die Gesichtspunkte der allgemeinen Cultur- und Religionsgeschichte des vorchristlichen Alterthums in ihren Kreis hereinzuziehen und je dringender die Aufgabe wird, die Einwirkung der semitischen Völker auf die Griechen und Römer schärfer zu bestimmen. E. C.

L e i p z i g

Verlag von Otto Wigand. Analecten der mittel- und neugriechischen Literatur. Herausgegeben von A. Ellissen. Erster Theil. Die Tragödie: *Χριστός πάσχω*, griechisch und deutsch, mit Einleitung und erläuternder Analyse. 1855. CXXXIX u. 223 Seiten. — Zweiter Theil. Die Franken im Peloponnes nach der Chronikendichtung des Mittelalters und im Gewande der neugriechischen Romantik 1856. XLVIII, 110 u. 318 S. in Octav.

Ein Hauptmotiv des Sammelwerkes, wovon hier die beiden ersten Theile vorliegen, war der Wunsch, auf eine Anzahl charakteristischer, bisher jedoch theils wenig beachteter, theils noch nie veröffentlichter Schriftdenkmäler aus der Periode des geistigen Verfalls, der äonenlangen tiefsten Erniedrigung, endlich aber auch der neuerlichen Wiedererhebung Griechenlands (im weitern Sinne) die Aufmerksamkeit zu lenken, die sie, abgesehen von ihrem litterarischen und ästhetischen Werth oder Unwerth, lediglich vom culturhistorischen Gesichtspunkte aus, in höhern Grade, als sie ihnen bis jetzt zu Theil wurde, zu verdienen scheinen. Insbesondere war es hierbei darum zu thun, den ununterbrochenen geistigen Zusammenhang des römischen Volkes mit den Griechen des Alterthums in etwas mannichfacherer Erscheinung vor Augen zu führen, als ihn die ohnehin auch nur Wenigen zugänglichen voluminösen Werke der byzantinischen Historiker und Kirchenschriftsteller darstellen, in welchen man insgemein die vornehmsten, wenn nicht die einzigen Repräsentanten der mittelgriechischen Litteratur zu erblicken pflegt. Die Frage der vielbestrittenen physischen Abkunft dieses Volkes bleibt hier gänzlich aus dem Spiele, da nach des Herausgebers Dafürhalten durch die Parteinahme für die eine oder die andere der darüber herrschenden entgegengesetzten Ansichten das Interesse an litterarischen Producten, welche jedenfalls das Volk, gleichviel welches Blutes, dem sie entstammen, so wie das Zeitalter, welchem sie angehören, treu abspiegeln, nur wenig oder gar nicht alterirt werden kann. Wenn z. B. die verhängnißvollste Katastrophe des Mittelalters, der Untergang des Reiches von Byzanz, von einem Zeitgenossen und wahrscheinlichen Augenzeugen, von einem freilich

die Schwächen, Irrthümer und Verkehrtheiten, vor Allem die poetische Geschmacklosigkeit, seines Volkes zu seiner Zeit in vollem Maße theilenden, dabei aber unleugbar tief empfindenden und in seiner Weise echt patriotischen Rhomeer in einem langen Klaggedichte gefeiert wird, sollte diese naive Dichtung darum weniger Beachtung verdienen, weil der Dichter, der selbst seinen Namen, geflissentlich wie er am Schluß andeutet, verschweigt, noch weniger den Stammbaum über seine Herkunft von den dorisch-megarischen Gefährten des alten Byzas aufzuweisen hat? Ja, darf sein Threnus nur für weniger griechisch gelten, weil er in dem barbarischen Bulgärgriechisch seiner Zeit abgefaßt ist? Soll er etwa slavisch sein, weil der König von Ungarn zur Unterscheidung seines Ranges von dem gepriesenen und beweinten βασιλεύς Neu-Roms mit dem servischen Titel *κράλης* bezeichnet wird, so wie aus eben dem Grunde die übrigen Könige des Abendlandes (wie schon bei Konstantin Manasses) nicht βασιλεῖς, sondern ὀηγάδες heißen?

Es ist hier vorgreifend das in Hinblick auf seinen Gegenstand anziehendste jener noch nie gedruckten mittelgriechischen Gedichte hervorgehoben, die für den nächstens erscheinenden dritten Band der Analekten bestimmt sind. Die in dem ersten Theile enthaltene Tragödie *Χριστός πάσχω* ist zu verschiedenen Malen gedruckt worden, doch im Ganzen wenig beachtet, und wo dies geschehen, hat man sie meistens mit der maßlosesten Geringschätzung abgefertigt. Sie kann streng genommen den griechischen Schriften aus dem Mittelalter nicht beigezählt werden, zumal wenn sie wirklich, wie dies der Herausgeber mindestens nicht für so absolut unmöglich hält, als frühere Kriti-

ker dieses Drama, von dem heiligen Gregor von Nazianz oder doch aus seiner Zeit herrühren sollte. Doch schien dies sonderbare Conglomerat christlich anatolischer Dogmen in hellenisch poetischer Hülle dem Inhalt und der Form nach besonders geeignet, eine Reihe specifisch byzantinischer Dichtungen gewissermaßen als charakteristischer Prolog zu eröffnen, wie dies auch in der litterar-historischen Einleitung (S. LXXX) näher erörtert ist.

Die Arbeit des Herausgebers zerfällt in vier Theile: die Behandlung des Textes, die metrische Uebersetzung, die exegetische Analyse und die litterarhistorische Einleitung, um sie hier in der Reihenfolge zu nennen, wie sie naturgemäß nach einander begonnen und vollendet sind, nicht wie sie im Buche auf einander folgen, wo natürlich Einleitung und Analyse dem einander gegenüber gedruckten griechischen und deutschen Texte der Tragödie vorangehen. Was die neue Ausgabe des Textes betrifft, so ist schon in der Einleitung bemerkt worden, daß sie sich für jeden, der den *Xo. n.* überhaupt als eine in irgend einer Beziehung lesenswerthe Schrift gelten läßt, von selbst rechtfertigt, da man Abdrücke davon außer den uralten, längst nicht mehr zu habenden Editionen nur als untrennbare appendices anderer kostspieliger Werke, nämlich der Gailau'schen Ausgabe des 2ten Bandes von St. Gregor's Werken in Großfolio (Paris 1842) und der Wagner'schen Fragmente des Euripides 2c. in Didot's Bibliothek der griechischen Classiker (4to ib. 1846) findet. In der kritischen Säuberung des Textes hat der Herausgeber des letzterwähnten Abdrucks, Hr. Fr. Dübner in Paris, so gründlich vorgearbeitet, daß auf diesem Felde für jeden Andern wenig zu thun übrig blieb. Auch

hat der neuere Herausgeber, der sich ohnehin eine ganz andere Aufgabe gestellt, sich nur wenige, in der Analyse näher bezeichnete Abweichungen von der Textrecension jenes trefflichen Vorgängers erlauben zu müssen geglaubt. Die Beifügung der bei Dübner genau angegebenen Varianten der Handschriften wäre in einer Ausgabe von der Tendenz, wie die vorliegende, unnöthige Raumverschwendung. Zu bedauern hat der Herausgeber das Uebersehen einiger Druckfehler im griech. Texte, nicht bloß bei der Correctur, sondern noch bei Hinzufügung der nachträglichen Berichtigungen (wie z. B. S. 184, Vs 2130, $\xi\eta\tau\epsilon\iota\theta\epsilon$ statt $\xi\eta\tau\epsilon\iota\theta\epsilon$, u. a. m.).

Als ein besonders lösenwerthes Problem, auf dessen relative Wichtigkeit auch schon Dübner hinwies, ohne sich indessen der Lösung zu unterziehen, erschien die Darlegung der innern dramatischen Dekonomie und Eintheilung des $X\theta. \pi.$, die freilich in Ermangelung der sonst in der alten Tragödie die Ruhepunkte und Abgrenzungen der verschiedenen Akte meistens deutlich genug bezeichnenden Chorgesänge nicht so leicht und klar, wie dort, sich ergibt, worüber indessen nach des Hg.'s Ansicht bei etwas genauerer Prüfung im Wesentlichen kaum ein Zweifel obwalten kann, wenn er gleich die von ihm angenommene Eintheilung keineswegs auch in allen Einzelheiten, z. B. in den Unterabtheilungen des 5ten Actes, für die einzig richtige und plausible erklären will. Die Tragödie zerfällt nach dieser Eintheilung und zwar ohne allen Zwang, der alten Aristotelischen Regel gemäß, in fünf Akte, deren erstem ein Prolog, vielleicht von späterer Hand, entsprechend der prosaischen oder versificirten $\acute{\upsilon}\pi\acute{o}\theta\epsilon\sigma\iota\varsigma$, wie sie sich vor andern altgriechischen Dramen findet, voran-

geht und deren letzten als Epilog ein Gebet des Dichters an den Erlöser und an die heilige Jungfrau beschließt. Den ersten Act (in der Uebersetzung durch die Ueberschrift: „Die Leidensboten“ bezeichnet) eröffnet die Mutter des Herrn mit einem langen wehklagenden und zugleich die Exposition des Stückes enthaltenden Monologe und vernimmt sodann nach einander von drei Boten, deren letzten der Hg. (Analyse, S. CVI f.) für den Apostel Johannes hält, die Berichte von des Sohnes Ueberantwortung und Gefangennehmung, von seiner Verurtheilung vor dem weltlichen Gericht und endlich von seiner Hinausführung und Kreuzigung. Der zweite Act (in der Uebersetzung „Golgatha“ überschrieben) enthält die letzte Unterredung des Erlösers am Kreuze mit seiner Mutter, weitere Wehklagen der Letztern nach seinem Verschenden, Wechselreden zwischen ihr, Johannes und dem Chore ihrer galiläischen Begleiterinnen und in der letzten Scene die Gespräche jener beiden mit Joseph von Arimathäa, der mit Nikodemus gekommen, um den Leichnam Christi vom Kreuze zu nehmen und für die Grablegung in seinem Garten in Bereitschaft zu setzen. Der Inhalt des dritten Actes ist durch seine Ueberschrift in der Uebersetzung: „Reden am Grabe“, was von den langen hochrhetorischen Orationen und sonstigen dogmatischen Diathesen der heil. Jungfrau und des Johannes in dem Begräbnißgarten zu verstehen, genugsam angedeutet. Der Zeit nach fällt er in die zweite Hälfte der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend (Analyse, S. CXX). Den verhältnißmäßig sehr kurzen vierten Act („Der Sabbat“), der nach des Hg.'s Annahme vor dem Hause des Johannes unweit Golgatha spielt und in den drei ersten Scenen den Morgen,

in der vierten die späte Nacht des Ostersonnabends umfaßt, füllen Gespräche zwischen der heil. Jungfrau und ihren Begleiterinnen, dann der Bericht eines Boten über die Versiegelung und Bewachung des Grabes und durch diesen veranlaßt in der letzten Scene das Anerbieten der Maria Magdalena, sich auf Kundschaft zum Grabe zu begeben, bevor die andern Weiber behuf der verabredeten Salbung des Todten sich dorthin wagen, ein Vorhaben, das sie schließlich in der anfangs nicht gehofften Begleitung der Mutter des Herrn ausführt. Die fünfte Abtheilung („Die Auferstehung“), die mit dem Morgen des Sonntags beginnt, führt in den vier ersten Scenen die nicht etwa in Eins verschmolzenen, sondern successiv an einander gereihten Berichte der beiden ersten Evangelisten über die Begebenheiten bei der Auferstehung selbst vor. Die fünfte Scene enthält sodann, abermals in Form der Erzählung eines Boten, weitläufig ausgesponnen und innerhalb der epischen Einkleidung wieder durch förmlich dialogisirte Scenen unterbrochen, die Ueberlieferung des Matthäus-Evangeliums (28, 11—15) von dem Berichte der Hüter des Grabes über die Auferstehung, von ihrer Bestechung durch die Hohenpriester und Ältesten, zc. In der sechsten Scene werden hierauf die Auferstehungsgeschichten des Lucas und ausführlicher die des 4ten Evangelisten, die freilich mit den Berichten des Matthäus und Marcus nur mittelst der unverzagtesten harmonistischen Wagestücke in Harmonie zu bringen sind, dem Chore, der heil. Jungfrau und mit genauern Einzelheiten der Maria Magdalena in den Mund gelegt, worauf in der siebenten die Darstellung der in das Haus der Mutter des Marcus (vgl. Apostelgesch. 12, 12) verlegten Chri-

stophanie nach Luc. 24, 33 ff. und Johann. 20, 19 ff. und eine aus lauter Schriftstellen mosaikartig zusammengesetzte Abschiedsrede des Heilandes (Analyse, S. CXXXVI f.) den Beschluß macht. Die Gründe für diese Eintheilung der Tragödie im Ganzen sind, soweit es erforderlich schien, wie auch nicht minder des Hg. eigene Zweifel hinsichtlich einiger Nebenpunkte, in der Analyse näher erörtert.

In der Uebersetzung, beiläufig der ersten in einer neuern Sprache, die bis jetzt vom X^o. π. existirt, ist das Metrum des Originals, der iambische Trimeter, beibehalten, da nach des Hg.'s Ansicht durch die in neuester Zeit für die Verdeutschung altgriechischer Tragödien so vorzugsweise beliebt gewordene Form freier fünffüßiger Jamben das antike Pathos dieses Drama wesentlich beeinträchtigt werden würde, und da ihm überhaupt die Meinung, daß der regelmäßige Senarius dem Geiste der deutschen Sprache weniger angemessen sei, als ein grundloses Vorurtheil erscheint. Er darf in dieser Beziehung Schiller's Autorität für sich anführen, welcher eingesteht, er habe, nachdem er in der „Jungfrau von Orleans“ die 6te bis 8te Scene des 2ten Actes ausnahmsweise in Senarien gedichtet, an dieser Versart ein solches Wohlgefallen gefunden, daß es ihm Ueberwindung gekostet, von ihr zu den saloppen fünffüßigen Jamben zurückzukehren, zu welchen er sonst durchweg, dem nun einmal, wie auch noch jetzt vorherrschenden Geschmacke der Zeit folgend, sich bequemt.

In der Einleitung wird besonders die culturhistorische Bedeutung des X^o. π. hervorgehoben, sein Verhältniß zur alten Tragödie, namentlich zum Euripides, erörtert und der herrschende Irrthum berichtigt, als sei er nur ein Flickwerk

von Versen des Lektern nach Art der Homerischen Centonen, während er in der That nur höchstens zum dritten Theile mit meistens dem Bedürfnis gemäß veränderten Versen aus sechs oder sieben Tragödien des Euripides, wozu noch einige wenige Verse des Aeschylus kommen, versehen ist. Den größten Theil der Einleitung füllt demnächst (S. XVIII — LXXX) die möglichst vollständige historische Darlegung des Streites über die Echtheit der Tragödie als eines Werkes Gregor's von Nazianz von Baronius bis auf Magnin und Lallanne, wobei der Hg., ohne für diese allerdings unerweisbare Autorschaft Partei zu nehmen, sich darauf beschränkt, die von den Gegnern mit apodiktischer Bestimmtheit behauptete Unmöglichkeit derselben als gleichfalls durchaus nicht so unumstößlich feststehend nachzuweisen. Nachträglich sei hier die Bemerkung gestattet, daß unter den Schriftstellern des 18ten Jahrhunderts, die an der Echtheit des Dramas nicht zweifelten, etwa neben dem spanischen Bibliographen Yriarte (S. XXVII f.), vor Allem auch Voltaire hätte berücksichtigt werden sollen. Derselbe zeigte sich im vorliegenden Falle ausnahmsweise weniger skeptisch, als die geistlichen Kirchen- und Litterarhistoriker, deren Leichtgläubigkeit er so gern zur Zielscheibe seines Spottes wählte. Im 82sten Kapitel des Essai sur les moeurs et l'esprit des nations berichtet er bei Gelegenheit einer Digression über den Zustand des Theaters im 13ten und 14ten Jahrhundert, daß die damals in Italien üblich gewesenen theatralischen Darstellungen alt- und neutestamentlicher Geschichten ursprünglich aus Konstantinopel stammten, wo der heil. Gregor von Nazianz solche Schauspiele aufgebracht habe, um sie den dramatischen Werken der Alten gegenüber zu stellen. Da die

Chorgesänge der griechischen Tragödien, heißt es weiter, heilige Hymnen gewesen seien und überhaupt das Theaterwesen der Griechen zum religiösen Cultus gehört habe, so hätten Gregor und seine Nachfolger gleichfalls heilige Tragödien angefertigt, die aber leider nicht ebenso über das altattische Theater, wie die christliche Religion über die heidnische, den Sieg davon getragen. Offenbar konnte Voltaire bei diesen Tragödien nur den *Xp. π.*, wenn er ihn auch nicht geradezu genannt, im Sinne haben. Nach ihm trafen dieselben mit den geistlichen Mysterien bei den abendländischen Völkern im Mittelalter so wie mit den spätern Oratorien nicht bloß in der Grundidee zusammen, sondern dienten ihnen in der That als älteste Vorbilder, — ein äußerer Zusammenhang, welchen Hr Magnin (*Journal des savants*, 1849, p. 13), auf die freilich nicht leicht zu erweisende gänzliche Unbekanntheit des Occidents mit dem *Xp. π.* bis um die Mitte des 16ten Jahrhunderts sich stützend, entschieden in Abrede stellt. Bemerkenswerth ist, daß der alte verrufene Widersacher des Christenthums, der schon in seiner berüchtigten „Epistel an Urania“ die im christlichen Dogma liegende poetische Idee nicht verkannte, auch bei dieser Gelegenheit die Passion Christi, „den Tod des von den jüdischen Priestern verfolgten und von einem römischen Prätor verurtheilten Gerechten“, als einen Stoff bezeichnet, der wohl den Gegenstand einer erhabenen Dichtung habe abgeben können, wenn nur ein Mann von Genie zu seiner Bearbeitung sich gefunden hätte. Daß übrigens der mit Recht als so dankbar gerühmte Stoff auch im *Χριστός πάσχων*, wie unglücklich immerhin seine Behandlung in dieser Tragödie einem Kritiker von Voltaire's religiösem und poe-

tischem Credo erscheinen mußte, gleichwohl von einem unbefangenen, zumal von einem weniger einseitig ästhetischen Gesichtspunkte aus gewürdigt, mindestens nicht für so gänzlich „verhunzt“ gelten könne, wie die entschiedensten unter den Bekämpfern seiner Echtheit behaupteten, hat der Hg., ohne manche sehr handgreifliche Mängel des Drama leugnen zu wollen, vorzüglich den ebenso herben und absprechenden, als ungenügend motivirten Kritiken Triller's und Eichstädt's gegenüber (S. XXVIII—XXXV und XXXVIII—LI) darzuthun gesucht, indem er insbesondere darauf hingewiesen, wie die meisten Ausstellungen beider theils völlig ungegründet sind, theils auf Mißverständnissen beruhen, theils, soweit sie zutreffen, auch mit demselben Rechte auf Meisterwerke der anerkannt größten dramatischen Dichter, wie z. B. Shakspeare, ihre Anwendung finden müßten. Das der Zeit nach zwischen den beiden Genannten in der Mitte liegende Verdammungsurtheil Walckenaer's über den *Xo. π.* in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Hippolytus, das Eichstädt als Ausgangs- und Stützpunkt seiner Invectiven in der betreffenden Streitschrift gegen Augusti diente, hatte in der kleinen hauptsächlich dagegen gerichteten Abhandlung dieses Lectern (*quaestionum patristicarum biga*, Vratislav. 1816. Pars II) seine zwar nicht durchweg schlagende oder gar den Gegenstand erschöpfende und selbst unleugbare Blößen darbietende, doch bei alle dem noch immer sehr beachtenswerthe Widerlegung gefunden, die deshalb in Betracht ihrer Seltenheit vom Hg. in vollständiger Verdeutschung am Schluß der Einleitung (S. LXXXV—XCII) beigelegt ist. — Ausführliche Berücksichtigung ist, wie billig, in der Einleitung (S. LIX—LXXVI) den durch Dübner's

Ausgabe veranlaßten höchst schätzbaren Artikeln des Herrn Magnin im Journal des savants (1849, Janvier et Mai) gewidmet, dessen Annahme jedoch, daß die Tragödie in ihrer vorliegenden Gestalt aus zwei oder drei Dramen verschiedener Dichter ungeschickt zusammengestoppelt sei, der Herausgeber nur als eine sinnreiche Conjectur, keineswegs, wofür Hr M. sie anerkannt wissen will, als ausgemachte Gewißheit, ja nicht einmal als bis zur Wahrscheinlichkeit begründet gelten lassen kann. Der vermeinte, aus den vielen Wiederholungen und Widersprüchen in dem Drama hergeleitete Hauptbeweis für diese Hypothese wird theils in der Einleitung, theils bei den auffallendsten einzelnen Fällen in der Analyse durch die Hinweisung auf das sehr wohl denkbare Bestreben auch eines und desselben christlichen Autors, die abweichenden und zum Theil unvereinbaren Berichte der verschiedenen Evangelisten über dieselben Begebenheiten nach bekannten harmonistischen Grundsätzen — wohl oder übel! — zu combiniren, auf seinen wahren Werth zurückgeführt, und andererseits die Unwahrscheinlichkeit hervorgehoben, daß 3 Poeten nach einander sollten auf den Einfall gekommen sein, die Passion in der Weise zu dramatisiren, daß jeder von ihnen andere Partien und andere Evangelien-Variationen derselben Partien sich angeeignet und sie dadurch erst einem noch spätern vierten zur harmonistischen Combination ihrer Rhapsodien Gelegenheit geboten, nicht zu gedenken der eben nicht glaublichern Annahme, daß sie alle drei in der eigenthümlichen Liebhaberei, denselben dramatischen Stoff mit Versen aus denselben 6 oder 7 Tragödien des Euripides zu farciren, zusammengetroffen oder einander nachgeahmt.

In der Analyse der Tragödie (S. XCIII —

CXXXIX) hat der Hg. es sich zu einer Hauptaufgabe gemacht, das von den frühern Herausgebern und Kritikern gänzlich außer Acht gelassene Verhältniß des *Xo. π.* zur Bibel als seiner wahren materiellen Basis, unbeschadet der nur als äußerer rhetorischer Schmuck dienenden Menge eingewebter Euripideischer Verse, in das rechte Licht zu setzen und besonders auf diesem Wege den Verächtern des Drama gegenüber anscheinende Dunkelheiten aufzuklären, den meisten der strenggerügten poetischen Geschmacklosigkeiten als biblischen Reminiscenzen die ihnen in dem theologischen Gedichte ohne Zweifel gebührende mildere Beurtheilung zu vindiciren, und manches in Betreff der Ordnung und des Zusammenhangs Vermißte möglichst zurecht zu legen und zu ergänzen. Einiges hätte auf diesem Wege noch näher specificirt werden mögen. So war S. CXXII als evangelisches Motiv des von Eichstädt (gegen Augusti, S. 32) für so ungereimt erklärten Passus über die vom Heilande zu Gunsten der Juden verischmähten Länder und Städte der Heiden (Vs 1587 ff. nach Eurip. Bacch. Vs 13 ff.) die Strafpredigt Christi, Matth. 11, 21 ff. anzuführen, so wie gleich darauf als biblisches Stichwort der Verse 1597 und 1600 die auch von Christo bei den Synoptikern wiederholte Prophetenstelle Jerem. 7, 11. Dagegen ist S. CXII die ungenaue Bemerkung, daß Lucas „von der Tränkungs-geschichte überall nichts wisse“, unter Hinweisung auf Luc. 23, 36, dahin zu berichtigen, daß er über die in den andern Evangelien sehr abweichend erzählten nähern Umstände bei dieser Begebenheit überall nichts berichtet. — Seite CXXIII, wo von der Unterbrechung die Rede ist, die mit den langen Wechselreden des Joseph und Johannes, vs. 1634 sqq., zwischen das, vs. 1630 sqq. von

der h. Jungfrau gegebene Signal zum Fortgehen und den wirklich erfolgenden Ausbruch, vs. 1810 sqq., sich schiebt, konnte der Ausbeutung dieser Abnormität für die Magnin'sche Hypothese u. A. durch die Hinweisung auf Ev. Joh. 14, 31, bis 18, 1, begegnet werden, wo auch der von Jesu bestimmt angekündigte Ausbruch desselben mit seinen Jüngern (*ἔγειρεσθε, ἄγωμεν ἐνταῦθα*) durch seine weitem unvermittelt darauf folgenden und noch drei Kapitel füllenden Reden hinausgeschoben wird, ohne daß aus diesem auffallenden Embolima jemals eine Compilation des 4ten Evangeliums, wie die von M. beim XQ. π. angenommene gefolgert wäre. — Zu den zum guten Theil angeführten Parallelstellen aus dem Euripides würde auch, zumal wenn man alle wesentlich veränderten Verse berücksichtigen wollte, eine beträchtliche Nachlese zu liefern sein.

Die Besorgniß, für die Anzeige des *Χροῖος πάσχω* schon zu viel Raum in Anspruch genommen zu haben, sei eine Mahnung, den Bericht über den zweiten Theil der Analekten: „Die Franken im Peloponnes nach der Chronikenpoesie des Mittelalters und im Gewande der neugriechischen Romantik,“ trotz des größern Umfangs dieses Bandes desto kürzer zu fassen. Die erste Abtheilung desselben enthält unter dem Titel: Gottfried Billehardoin, von der mittelgriechischen Verschronik der Franken in Morea, den Abschnitt, der die Begebenheiten vom Ausbruch Wilhelm's v. Champlitte aus Frankreich bis zur Beilegung der Streitigkeiten Fürst Gottfried Billehardoin's II. mit der römisch-katholischen Geistlichkeit des Peloponnes, also den 18jährigen Zeitraum von 1205 bis 1222, umfaßt. Beim Abdruck des in höchst barbarischer Sprache abgefaßten Textes ist weder die 1841 von Buchon

publicirte Pariser, noch die vielfach davon abweichende, im Ganzen bessere und vollständigere Kopenhagener Handschrift, die derselbe 4 Jahre später unter der Ueberschrift: *Βιβλίον τῆς κοινέστας* zuerst herausgab, ausschließlich zum Grunde gelegt, sondern der Herausgeber hat sich bemüht, die beträchtlichen Verschiedenheiten beider in einer Weise zu vermitteln, wobei ihm Sinn und Vermaß am erträglichsten wegzukommen schienen. Für die Uebersetzung sind hier ausnahmsweise freie fünfßußige Jamben gewählt, da diese anspruchslöse Versform dem schlichten naiven Erzählungston der Chronik im Deutschen jedenfalls besser entsprechen dürfte, als das monotone Pathos des iambischen Tetrameter catalecticus des Originals, während das Mittelgriechische kein anderes Metrum, wenigstens für die erzählende Poesie, als eben diese sogenannten politischen Verse (im engeren Sinne), gekannt zu haben scheint. Einige historische Bemerkungen sind jeder der 5 Sectionen, in welche der hier mitgetheilte Abschnitt des Gedichts der bessern Uebersicht wegen wieder eingetheilt ist, am Schluß beigefügt; bei den meisten der Erläuterung bedürftigen Stellen aber ist auf die Anmerkungen am Ende der früher gedruckten zweiten Abtheilung des Bandes hingewiesen.

Diese zweite Abtheilung und zugleich den Hauptinhalt des zweiten Bandes der Analekten bildet die nur in deutscher Uebersetzung mitgetheilte historische Novelle: „Der Fürst von Morea“ von dem rühmlichst bekannten Dichter und Alterthumsforscher, Hrn Alexander Rhisos Rhangavris (oder wie er selbst, ohne Berücksichtigung der Aussprache, seinen Namen französisch schreibt: Rangabé), gegenwärtig Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Athen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 20. September 1856.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur. Herausgegeben von A. Ellissen. Erster und zweiter Theil.“

Die wesentlichsten Momente der Erzählung sind zunächst die historisch nicht sonderlich verbürgte Tradition der Frankenchronik, wie Gottfried Billehardoin I. den Neffen seines Freundes und Lehnsheerrn Wilhelm von Champlitte, Robert, um die Nachfolge im Fürstenthum Morea geprellt, sodann die handgreifliche Fabel derselben Chronik, wie sein Sohn Gottfried (II.) die für den König von Aragonien bestimmte lateinisch-konstantinopolitanische Prinzessin Agnes von Courtenay durch kühne Werbung als Braut erbeutet, und endlich eine vom Verfasser der Novelle rein fingirte Verschwörung der Griechen gegen das fränkische Regiment unter der Leitung des von dem byzantinischen Geschichtschreiber Nicetas Choniates kurz erwähnten, in unserer Erzählung zuletzt durch Selbstmord endenden lacedämonischen Häuptlings Leon Cha-

máretos, der vom griechischen Standpunkte aus wohl als der eigentliche Held der Geschichte anzusehen ist.

Die der Novelle am Schluß beigefügten Anmerkungen zur Erläuterung mancher Einzelheiten hält der Herausgeber für deutsche Leser dieses ersten in die deutsche Litteratur eingeführten irgend beachtungswerthen neugriechischen Romans von einigem Umfange*) noch jezt so wenig für überflüssig, wie die, den beiden Abtheilungen der „Franken im Peloponnes“ im Allgemeinen als historische und litterarische Einleitung dienende Vorrede (S. V—XLVIII), in welcher er über die der mittelalterlichen, wie der neugriechischen Erzählung zum Grunde liegenden geschichtlichen Thatsachen und Zustände, über die Ergebnisse der gallo-byzantinischen Geschichtsforschung Du Gange's und besonders Buchon's, über das Verhältniß der griechischen Verschronik zu dem von letzterm ans Licht gezogenen und publicirten, vermeinten Originale derselben: dem französischen *Livre de la conquete*, über ihren Werth als historische Quelle, endlich über ihre poetische Ausbeutung durch Hrn Rhangavis und über die patriotische Tendenz seiner Novelle, sowie überhaupt der meisten bedeutendern Erzeugnisse der neugriechischen schönwissenschaftlichen Litteratur, sich verbreitet hat. Nur unerwünscht kann es ihm daher sein, daß in einer zu gleicher Zeit erschienenen Separatausgabe seiner Uebersetzung des „F. v. M.“ weder von den Anmerkungen noch von der Einleitung auch nur eine Zeile des Mitab-

*) Das freilich auch durch eine deutsche Uebersetzung bekannt gewordene politische Pamphlet in Erzählungsform »ὁ ἑσπέρτος τοῦ 1831« von Alexander Soutsos können wir wenigstens kaum dafür gelten lassen.

drucks würdig erachtet worden. Er hat dies um so mehr zu bedauern, da von der leidigen Existenz dieses Abdrucks ein angesehenes kritisches Journal Gelegenheit nehmen zu müssen geglaubt hat, mit geflissentlicher Ignorirung der *Analekten* und der etwas ernstern und umfassendern Arbeiten des Herausgebers für dies Werk, dem Publicum eben nur von jener fahlen Uebersetzung Kenntniß zu geben, von welcher es am Schluß der betreffenden Anzeige heißt, daß man sich des Urtheils über den Werth derselben um so mehr enthalten wolle, da zur Vergleichung mit dem Original keine Gelegenheit geboten sei. Ein Recensent, der es nicht verschmäht hätte, das Original der mittelgriechischen *Berschronik* mit deren metrischer Verdeutschung zu vergleichen, wozu im zweiten Bande der *Analekten* hinlängliche Gelegenheit geboten war, würde es nach dem Ergebniß dieser Vergleichung vielleicht für weniger nöthig gehalten haben, den Werth jener andern, der Natur der Sache nach zehnmal leichtern Uebersetzung nach coulanter neugriechischer Prosa, wenn ihm letztere im Original auch nicht vorlag, durch die ausdrückliche Bemerkung, daß er sich des Urtheils darüber enthalten wolle, in ein zweideutiges Licht zu setzen! Elliffen.

F l o r e n z

Società tipografica 1855. *Girone il Cortese*, romanzo cavalleresco di Rustico o Rusticiano da Pisa, volgarizzamento inedito del buon secolo, pubblicato con note dal dottor Francesco Tassi. XXIV u. 652 S. in gr.8.

Nach den Untersuchungen von Paulin Paris in seinen *Manuscrits françois*, wurde der altfran-

zöfische Profa = Roman Guiron le Courtois von Hélie de Borron unter der Regierung Heinrichs III. von England, etwa in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. verfaßt. Dieses Werk Hélies von Borron, das sich in einem Manuscript aus dem Ende des 13. Jahrh. auf der Pariser Bibliothek befindet, ist sehr umfangreich. Rusticiano von Pisa, derselbe welcher Marco Polo's Reisebericht niederschrieb, kam, wie er selbst mittheilt, bei Gelegenheit der Kreuzfahrt Eduards, Heinrichs III. Sohn — welcher in Sicilien auf seiner Reise 1270 landete und dort den Winter zubrachte — in Besitz eines Exemplars jenes Romans, welches der englische Kronprinz bei sich führte. Rusticiano machte damals einen Auszug daraus, auch in französischer Sprache. Dieser Auszug scheint dann eine größere Verbreitung als das Originalwerk Borron's gefunden zu haben. Mit der Zeit wurde Rusticiano's Auszug selbst wieder extrahirt. Eine solche doppelt gesichtete, beziehungsweise doppelt verstümmelte Ausgabe liegt nun dem ersten französischen Druck des Romans, welcher bei Antoine Berard 1501 in Paris erschien, sowie den beiden folgenden Drucken Le Noir's (auch im Anfang des 16. Jahrh. erschienen) zu Grunde. Nach Hr. Cassi's Vorrede soll nun die vorliegende italiänische Version als eine mehr oder weniger freie Uebertragung des von Berard veröffentlichten Textes erscheinen. Hr. Cassi sagt nämlich, und da er sich nichts weniger als entschieden und vollkommen klar ausdrückt, geben wir bei der Wichtigkeit dieses Punktes seine eignen Worte: »Dai riscontri pertanto, a nostra richiesta, fatti in Parigi sulla indicata rarissima francese edizione, avemmo pieno il convincimento che il romanzo, del quale intraprendiamo la stampa, derivava senza

alcun dubbio dall' originale francese, che a quello servito avea di guida. Nè dicendo che il testo 'italiano da noi posseduto derivava dalla francese edizione . . . intendemmo affermare essere egli una fedele e letteral traduzione di essa nel volgar nostro, ma doversi bensì riguardare come libera e larga sua parafrasi, o perfetta imitazione, ove ritenuto sempre fermo ed eguale l'ordine progressivo e lo sviluppo pur anco degli avvenimenti istessi . . ., e messi in azione i medesimi prodi campioni . . ., non è poi conservata corrispondente ed eguale la dettatura, come nei primi periodi della introduzione fu strettamente praticato.« Von dem Vektern, der wörtlichen Uebereinstimmung der Einleitung des Romans gibt der Hr Herausgeber den Beleg, indem er den Eingang des Berard'schen Buchs abdruckt. Von ganz anderer Wichtigkeit wäre es gewesen, wenn Hr Tassi irgend welche Vergleichung mit den französischen Manuscripten hätte anstellen lassen. Es kann dies allerdings jetzt, nach dem Druck der italiänischen Uebertragung, leichter geschehn, und wäre in mancher Beziehung recht wünschenswerth.

Nach des Herausgebers Angabe ist die Handschrift des vorliegenden Werks — welche sich früher im Besitz der Mailändischen Familie Saibanti befand, jetzt Eigenthum des Hrn Tassi — aus der Mitte des 16. Jahrh.; daß sie nicht viel älter sein kann, zeigt die mehrmalige Citation Aristot's an dem Rande und zwar in denselben Schriftzügen, in welchen der Roman geschrieben ist. Verfaßt scheint das Buch dem Herausgeber gegen Ende des 14. Jahrh. zu sein, worin wir ihm auf Grund des sprachlichen Charakters beisplichten;

die Vermuthung, daß es eine Arbeit des Teri da Barberino di Valdelsa, welcher auch andre Romane übersetzte, sein könne, müssen wir aber dahin gestellt sein lassen.

Außer dem vorliegenden Buche, von dem nur die eine Handschrift bekannt ist, gibt es nach Hr Tassi's Versicherung in Italien nur noch zwei Manuscripte, welche italiänische Uebertragungen desselben Romans enthalten. Diese Uebersetzungen sind aber unter einander ebensowohl wie von der Tassischen Ausgabe verschieden. Das eine Manuscript, der Veroneser Bibliothek Gianfilippi angehörig, ist 1834 herausgegeben; es stammt noch aus dem 13. Jahrh., weicht deshalb schon natürlich sehr von der vorliegenden, ein Jahrhundert jüngern Uebersetzung ab, und begreift nur einen kleinen Theil des Romans, von den 86 Kapiteln unseres Buchs nur zehn aus der Mitte. Die andre, noch nicht herausgegebne, Uebersetzung befindet sich in einer Handschrift des 16. Jahrh. auf der Magliabechiana; sie geht nur bis zum sieben und sechzigsten Kapitel unserer Uebersetzung, und weicht auch so sehr von der letztern ab — indem sie an manchen Stellen viel ausführlicher, an andern viel gedrängter ist — daß ihr wohl eine andre französische Version, so möchten wir glauben, zu Grunde liegen muß. Die Sprache sei zugleich, versichert Hr Tassi, sehr modernisirt.

Bei der Herausgabe seiner Handschrift hat Hr Tassi nur offenbare Incorrectheiten und Verstümmelungen verbessert; alte Formen und Schreibweisen aber unberührt gelassen, sie zum Theil in Anmerkungen erklärend. Ein Verzeichniß seltener alter und eigenthümlich gebrauchter Worte ist mit Angabe der Seiten, wo sie sich finden, als An-

hang gegeben. Dies verdient allen Dank. Mancher interessante Fund bietet sich da bequem dem Philologen dar; so um wenigstens ein paar Beispiele zu geben, die Formen *altrotanto*, *altrotale*; das Adjectiv *figliuolevole* „kindlich“, eigentlich „söhnlich“; *corporuto*; auch einige Gallicismen, *quittare* z. B., allerdings in der Bedeutung überlassen u. Manches ist indessen in dem Text selbst noch zu finden.

Hr Tassi lobt den Stil seines Girone nicht mit Unrecht ungemein: in der That er ist werth unter die *Testi di lingua* aufgenommen zu werden. Einfachheit der Satzbildung ist mit präziöser Eleganz des Ausdrucks gepaart, so daß es ein Genuß ist, die interessantesten Partien des Romans, welche Wieland in seiner bekannten poetischen Erzählung nach dem Auszug der *Bibliothèque universelle des Romans* nachgedichtet hat, in dem zierlichen naiven Gewande einer, trotz Boccaccio's Vorgang, durch lateinischen Einfluß noch nicht verderbten italiänischen Prosa zu lesen. Das französische Original wird rücksichtlich des Ausdrucks sicherlich weit unter dieser Uebersetzung stehn, die also auch einen ästhetischen Werth für sich selbst hat.

So sehr wir danach Herrn Tassi für die Herausgabe dieses interessanten Buches verpflichtet sind, können wir doch nicht umhin, die leichtsinnige Oberflächlichkeit, mit der er im Eingang seiner Vorrede unter Berufung auf das oben angeführte Wort Paulin Paris' von dem Romane literaturgeschichtliche Nachricht gibt, zu rügen. Da soll unter anderm Hr Paris gesagt haben, Prinz Eduard selbst habe den Roman verfaßt, und zwar in lateinischer Sprache! Aber die in der That ganz unbegreifliche Flüchtigkeit des Hn Tassi geht

noch weiter, und hat ein wahres litterarisches Curiosum hervorgebracht. In dem Index des ersten Bandes des Paris'schen Werks findet sich auch der Name Rusticien mit der Seitenzahl 231 verzeichnet. Dort nun wird seiner im folgenden mit Anführungszeichen versehenen Satze gedacht: »Il est bon d'avertir que . . . par Cameron latin il faut entendre Decameron italien parce que anciennement l'italien étoit appelé il volgare latino, en sorte que quand on trouve que certains vieux romans ont été traduits du latin en françois par Lucas de Salabierres . . . Rusticien . . . ou autres, cela signifie que ç'a été d'italien en françois.« Dieser bei Paris mit Gänsefüßchen bezeichnete Satz ist aus den annotations sur l'article de la Croix du Maine von Lamonnnoye, gegen welchen Gelehrten P. Paris hier polemisirt. Hr Paris fährt dann auch nach dem Citat aus Lamonnnoye, unmittelbar, in derselben Zeile noch, also fort: En voilà d'un autre! Où diable Lamonnnoye avoit-il donc vu qu'une traduction françoise d'un texte italien eût été supposée faite sur le latin? Mais voilà les érudits! &c. Und was thut nun Hr Tassi? Hr Tassi, der nur den oben citirten Satz Lamonnnoye's gelesen, keine Zeile vorher, auch nicht ein Wort nachher (wie er dies angefangen, ist ein wahres Räthsel!), druckt jenen Satz Lamonnnoye's als eine Behauptung des dottissimo Paolino Paris ab! Sowohl im Interesse des hochverdienten französischen Gelehrten, als in dem der Litteraturgeschichte, welche leider nur zu sehr die wahre Domäne von Dilettanten aller Art geworden ist, hielten wir uns verpflichtet gegen unsern Wunsch in dieser Rüge ausführlicher zu sein.

Marburg.

A. Ebert.

B a s e l

Neufkirch'sche Buchhandlung 1855. Die Lieder des dreißigjährigen Krieges nach den Originalen abgedruckt. Zum ersten Male gesammelt von Emil Weller. Mit einer Einleitung von W. Wackernagel. L und 272 S. in Octav.

In dieser Sammlung wird uns eine Reihe volksmäßiger Gedichte von mehr oder weniger historischem Charakter aus der unseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges, zum bei weitem größeren Theile hier zum ersten Male wiederherausgegeben, mitgetheilt. Der Titel der Sammlung ist ungenau: nur eine kleine Zahl der abgedruckten Gedichte sind „Lieder“ zu nennen; ebenso wenig kann davon die Rede sein, daß hier die Lieder, d. h. alle uns bekannten Lieder des dreißigjährigen Krieges sich fänden: der Herausgeber hat auch keineswegs eine Vollständigkeit der Art irgendwie beabsichtigt. Die Wahl des Titels war also unpassend, und um so mehr, da der Werth des Buches ganz vorzugsweise darin ruht, daß es von allen Arten des historischen Volksgedichts jener Zeit Repräsentanten enthält. So finden sich von jenen Gedichten, welche nur zur Erklärung satirischer und allegorischer Zeitbilder dienend im Gefolge dieser Kupferstiche erschienen; sie sind wohl zu scheiden von andern, die der Kupferstich illustriert, wo dann das Bild dem Gedicht, wie dort das Gedicht dem Bilde beigegeben ist; auch von diesen haben wir hier Beispiele. Die poetischen Zeitungen ferner sind reichlich vertreten, sowohl diejenigen, welche gesangsweise vorgetragen, den Charakter des Liedes noch haben, als solche, die bloß zum Lesen bestimmt, eine gar prosaische, trockne Relation nur in die das Publicum mehr anlockende Liederform

Die formelle Mannichfaltigkeit der mitgetheilten Stücke gibt der vorliegenden Sammlung einen nicht geringen litteraturgeschichtlichen Werth. Stofflich dagegen haben diese Gedichte meistens ein sehr untergeordnetes Interesse, und der politische, sowie der Culturhistoriker werden eine gar geringe Ausbeute aus ihrer Lectüre gewinnen können. Wenn daher der Herausgeber im Eingang des Vorworts ausspricht, er habe die Sammlung auch in der Absicht veranstaltet, ein Bild von den damals geltenden Ideen und Ansichten zu geben, so hat er dies Ziel unserer Meinung nach nur in sehr geringem Grade erreicht, und mit seinem Material erreichen können. In diesen volksmäßigen Gedichten, welche wosern nicht von Männern des Volks selbst, doch durchaus für dasselbe geschrieben waren, wird fast nur an das Gefühl appellirt: die herrschenden Leidenschaften und Stimmungen spiegeln sich in ihnen; die ganze Klimax des Hasses der religiösen und politischen Gegner, die sich mit mehr und mehr wachsender Barbarei befehdeten, kann man mit schmerzlichster Empfindung verfolgen, denn noch heute sind nicht alle Narben jenes furchtbaren Bürgerkrieges verwachsen; aber aus diesen leidenschaftlichen Zeugnissen erscheinen die leitenden Ideen und Ansichten nur in den vagsten Umrissen und in dem getrübtesten Lichte. Von wenigen Stücken abgesehen — tritt uns im Allgemeinen vielmehr eine entsetzliche geistige Dede, die kläglichste Gedankenarmuth aus diesen Producten entgegen: welche freilich auch ein Zeichen der Zeit ist, und welches! Dieser Totaleindruck allerdings ist von culturgeschichtlichem Interesse.

Was die Art der Herausgabe betrifft, so hat Hr Weller die Originaldrucke — wie auch unsere obigen Citate zeigen — getreu, selbst in der Dr-

thographie wiedergegeben, von reinen Neußerlichkeiten abgesehen, indem an die Stelle des U bezeichnenden B das U gesetzt wurde. — Recht dankenswerth ist die Bibliographie der Lieder des dreißigjährigen Kriegs, die der Herausgeber den Gedichten vorausgesandt hat. — Die ganze Schrift verdient volle Anerkennung.

Marburg.

A. Ebert.

B e r l i n

in Commiss. bei Ernst u. Korn (Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung) 1856. Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freiherrn von Stillfried und Dr. Traugott Märker. Zweiter Band. Urkunden der Fränkischen Linie. 1235—1332. 57 Bogen in gr. Quart.

Der 1852 erschienene erste Band dieses reichen und durch königliche Munificenz auch äußerlich (in Papier und Druck von Ed. Hänel in Berlin) glänzend ausgestatteten Werkes enthält 588 Urkunden der Zollern vom Jahre 1095 bis zum Jahre 1418 (dabei 1 aus dem 11. und 69 aus dem 12. Jahrh.), und zwar zunächst die ältesten Urkunden des gemeinsamen Stammes, auch der Nebenlinien, doch vom Jahre 1235 an nur die Urkunden der (auf dem Titelblatte allein genannten) schwäbischen Linie, nebst einem genealogischen Verzeichnisse der in diesem Bande urkundlich vorkommenden Glieder des erlauchten Hauses (Ursamm der Zollern, Zollern=Hohenberg, Zollern=Nürnberg, — A. Schwäbische Linie B. Fränkische Linie), einem Personenregister und einem Ortsregister. Dem vorliegenden zweiten Bande

fehlen solche höchst nützliche, ja fast unentbehrliche Register, welche freilich erst der letzte der noch folgenden Bände vollständig bringen kann, und ohne Zweifel auch bringen wird. Dieser zweite Band liefert 681 Urkunden der fränkischen (später brandenburgischen und preussischen) Linie vom Jahre 1235 — 1332. Wie zu erwarten war *), ist die große Mehrzahl der Urkunden aus den früheren Jahrhunderten nicht von den Zollern selbst oder für dieselben ausgestellt, sondern es sind darin nur einzelne Familienglieder erwähnt, meistens als Zeugen. Besonders viele wichtige Stücke wurden dem königl. bairischen Reichsarchive und dem königl. württembergischen Staatsarchive entnommen, doch lieferten die meisten deutschen Archive Beiträge, und nicht wenige das neugebildete königl. preussische Hausarchiv, als dessen erste schöne Frucht das ganze Werk eigentlich zu betrachten ist. Die Urkunden sind zum Theil vollständig abgedruckt mit einer kurzen bezeichnenden Ueberschrift, zum größern Theile aber (zumal die nur indirect auf die Zollern sich beziehenden Documente) in kurzer, doch genügender Regestenform, stets mit Angabe des betreffenden Archivs oder der gedruckten Werke, welche das Stück lieferten. Der Text der Urkunden ist mit der größten Sorgfalt behandelt und wiedergegeben, und der Abdruck der aufmerksamsten und genauesten Correctur unterworfen worden. Gleiche Sorgfalt wurde auch den eingedruckten sphragistischen Illustrationen zugewendet, durch

*) Zu erwarten war es, da leider die Hauptquelle für die Geschichte alter Herrengeschlechter für die Zollern nur spärlich fließt, die ältesten geistlichen Familienstiftungen (Klöster) und deren Schriftensätze und Denkmäler, namentlich die Stiftungsbriefe, worin man die schätzbarsten genealogischen Nachweisungen findet.

welche Illustrationen der Werth dieses Urkundenwerkes nicht unbedeutend erhöht wird. Ganz zweckmäßig wurden längere Anmerkungen und Erklärungen oder Excurse vermieden, denn es sollte hier nur ein vollständiges und zuverlässiges diplomatisches Material für die Geschichte der Ahnen des preussischen Königshauses geliefert werden; weitere Ausführungen blieben zunächst den 1847 begonnenen „Hohenzollern'schen Forschungen“ vorbehalten, und mit diesen und den „Alterthümern und Kunstdenkmalen z.“ werden als Hauptwerk die Bände der Monumenta Zollerana die Genealogie und Geschichte der Hohenzollern auf eine so glänzende und erschöpfende Weise begründen, daß wenigstens bis jetzt nicht leicht ein andres Herrschergeschlecht einer so trefflichen Begründung seines Stammes sich erfreuen möchte. Was in ältern umfassenden Werken für die Geschichte der Habsburger, der Welfen, der Wittelsbacher, der Zähringer und anderer Geschlechter, obgleich für die meisten reichere archivalische Schätze zu Gebote standen, als gerade für die Zollern, geleistet ist, kann bei einer strengen und unparteiischen Kritik, überhaupt bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nach dem in den letzten Jahrzehnten gewonnenen und gereinigten Material, auch bei der erleichterten Benützung der Archive, selbst bescheidenen Ansprüchen oft nicht genügen. Uebrigens werden wohl nur durch einen königlichen Schlüssel so reiche archivalische Schätze leicht geöffnet. Unter dem mächtigen Schutze des diesen Studien geneigten Königs Friedrich Wilhelm IV. ist von dem Eifer und der Einsicht der verehrten Herausgeber die glückliche und würdige Vollendung des kostbaren Werkes mit Sicherheit zu erwarten, eines Werkes, welches ohne eine liberale

allerhöchste Unterstützung kaum hätte begonnen werden können. — — Bei dieser Gelegenheit werde bemerkt, daß in der Anzeige des auch in der Vorrede des 2ten Bandes der Monumenta Zollerana lobend erwähnten Buches von Niedel Die Ahnherren des Preuß. Königshauses (Gött. g. Anz. 1855, St. 100, S. 993) irrig sechs Generationen der ältesten Stammväter dieses königlichen Hauses angegeben sind. Es sind deren nur fünf, und zwar 1. Burchard I. von Zollern, † 1061. 2. Burchard II. Graf von Zollern. 3. Friedrich I. Graf von Zollern. 4. Friedrich II. Graf von Zollern. 5. Friedrich III. Graf von Zollern (Burggraf F. I. von Nürnberg † c. 1201.
E. G. F.

Paris

J. B. Baillière 1855. Leçons de Physiologie expérimentale par Claude Bernard. Cours du Semestre d'hiver 1854—55. Mit 22 Fig. VIII u. 512 S. in Octav.

Der in vorliegendem Werke enthaltene Cyclus von Vorlesungen umfaßt nur die Lehre von der Bildung des Zuckers in der Leber und die daraus für den Diabetes folgenden Resultate; der Vortrag ist ganz so abgedruckt wie er gehalten worden ist, insbesondere sind alle Experimente in derselben Weise beschrieben, in welcher sie vom Lehrer zur Erläuterung seines allgemeinen Vortrages den Zuhörern vorgeführt wurden, so daß man sehr lebhaft in den Hörsaal Bernard's selbst versetzt wird. Die Vorlesungen beginnen mit einer kurzen Besprechung der geltenden Ansichten über den Diabetes, und da sich B. keiner derselben anschließen kann, versucht er die Natur dieser Krankheit auf einem neuen Wege zu erfor-

sehen. Zu diesem Zwecke beginnt er nun mit der Darstellung der Natur der zwei Arten des Zuckers und den Reactionen, durch welche man sie erkennt; dann findet er im thierischen Körper die Quelle der Zuckerbildung in der Leber und beweist, daß dieselbe ganz unabhängig ist von dem durch die Nahrungsmittel in den Körper eingebrachten zucker- oder stärkehaltigen Stoff, indem der Zucker in der Leber aus eiweißartigen Stoffen bereitet wird, während derjenige, welcher vom Darmkanal aus in die Leber gebracht wird sowie die stärkehaltigen Stoffe hier in eine eigenthümliche emulsive Substanz umgewandelt wird. Der in der Leber gebildete Zucker wird dann in den Lungen und während der weiteren Circulation umgekehrt. Die Secretion des Zuckers steht unter Leitung des Nervensystems und zwar des Sympathicus. Für die Erklärung der Diabetes wurden nun diese Ansichten weiter in Anwendung gebracht, diese Krankheit entsteht nach B. durch übermäßige Production von Zucker in der Leber, welche vielleicht von einer Reizung bestimmter Partien des Nervensystems abhängt. Die Zahl der zum Beweis dieser Ansichten angestellten Experimente ist außerordentlich groß und die Umsicht, mit welcher dieselben ins Werk gesetzt wurden in der That bewunderungswürdig und ein Muster für alle Nachfolger, und wenn auch künftige Untersuchungen zeigen sollten, daß die Schlußfolgerungen in manchen Punkten anders ausfallen müssen, so wird doch dieses Werk stets als eins der bedeutendsten und bahnbrechenden in diesem Gebiete der Physiologie und Pathologie dastehen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 22. September 1856.

G o t h a

bei Friedrich Andreas Perthes 1856. Zeitschrift für die historische Theologie herausgegeben von Dr. th. Chr. W. Niedner. Jahrgang 1856. Heft I: Ueber die Richtigkeit der syrischen Recension der Ignatianischen Briefe. Von Dr. phil. Lic. Richard Adalbert Lipsius, Privatdocent der Theol. in Leipzig. 160 S. in Octav.

Obwohl Zeitschriften in der Regel wenigstens in diesem Blatte nicht besprochen zu werden pflegen, so wird es doch wohl erlaubt sein mit dem oben bezeichneten Hefte der Zeitschrift für die historische Theologie eine Ausnahme zu machen, um so eher, da das ganze Heft nur die eine angegebene Abhandlung enthält, die dadurch noch mehr den Charakter einer selbständigen Schrift bekommt.

Es ist die viel besprochene noch immer einer Verständigung nur wenig näher gebrachte Ignatianische Frage, genauer ein Theil derselben, die Frage, welche der verschiedenen Recensionen, ob die kürzere griechische (gewöhnlich A bezeichnete) oder

die neu entdeckte syrische (S) den ursprünglichen Text der Briefe des Ignatius darbietet, die der Verf. hier sehr eingehend und gründlich behandelt. Die sogleich von dem ersten Herausgeber des syrischen Textes Cureton aufgestellte, durch Bunsen nach Deutschland verpflanzte Ansicht, daß dieser neu aufgefundenen Text der drei Briefe das echte Product des Antiochenischen Bischofs enthalte, das dann stufenweise erst in der kürzern griechischen Recension, dann in der längeren interpolirt und durch Hinzufügung neuer ganz unechter Briefe erweitert sei, hat in Deutschland im Ganzen nur wenig Beifall gefunden. Bunsens Schriften sind mehrfach ausführlich widerlegt sowohl von Seiten solcher, welche die Briefe überhaupt für unecht halten, als derer, die in ihnen nach der Recension A ein echtes Product des Ignatius zu besitzen meinen, und weder Ritschl, der die neue Entdeckung in die Construction seiner Geschichte der Entstehung der altkatholischen Kirche aufnahm, noch Weiß, der gelegentlich in einer Recension für S. eintrat (so viel Ref. weiß die Einzigen, die entschieden auf Bunsen's Seite getreten sind), haben das sonst allgemeine Verwerfungsurtheil ändern können.

Freilich man darf auch wohl sagen, daß die syrische Recension bisher kaum eine genügende gründliche Vertheidigung gefunden hatte. Cureton's Arbeiten, wie verdienstlich auch für die Ignatianische Frage, wie genau und sorgfältig eingehend ins Einzelne sie sind, können in diesem Punkte um deswillen nicht genügen, weil sie die Frage nicht im Zusammenhange der Geschichte des zweiten Jahrhunderts und seiner dogmatischen und kirchenregimentlichen Entwicklung behandeln, und Bunsen's geistreiche Arbeiten konnten die:

sen Mangel am wenigsten ersehen; während Ritschl in seinem Werke diese einzelne Frage nicht ausführlich erörtern konnte, die Bemerkungen von Weiff aber zu vereinzelt sind, um selbst wenn sie richtiger wären, das Ergebniß im Großen irgend zu ändern. Ohne seinen Vorgängern Unrecht zu thun, dürfen wir wohl sagen, daß die vorliegende Abhandlung von Lipsius als die erste gründliche allseitige Bertheidigungsschrift für die syrische Recension bezeichnet werden muß, und vermag Ref. sich freilich von dem Ergebniß derselben, daß wir in der syrischen Recension die drei echten Briefe des Ignatius besitzen, während die kürzere griechische Recension der sieben Briefe eine um 130—140 (darin weicht Lipsius von allen seinen Vorgängern ab, daß er auch diese Form der Briefe schon so früh ansetzt) entstandene Interpolation und Erweiterung ist, auch jetzt noch nicht zu überzeugen, so nimmt er doch keinen Anstand auszusprechen, daß die ganze Frage durch die vorliegende Arbeit seiner Meinung nach wesentlich gefördert und ihrer Lösung näher gebracht ist. Sollte es auch dieser Bertheidigung nicht gelingen das Feld zu behaupten oder vielmehr wieder zu erobern, so glauben wir möchte die Frage überhaupt wohl als zu Ungunsten des Syrerers entschieden angesehen werden dürfen.

Wie gründlich der Verf. seinen Gegenstand behandelt, zeigen schon die voraufgeschickten Bemerkungen über die Handschriften und Textesfamilien der Ignatianischen Briefe, von denen wir nur bedauern, daß der Verf. hier offenbar bloße Bruchstücke seiner Arbeiten gegeben hat. Je mehr die Briefe noch einer genauen kritischen Bearbeitung bedürftig sind, um aus dem reichen Material einen guten Text herzustellen, desto mehr muß man

wünschen, daß es dem Verf. gefallen möge, bald noch mehr von seinen kritischen Arbeiten in dieser Beziehung zu veröffentlichen.

Gehen wir dann zu der Frage selbst über, deren Beantwortung die Hauptaufgabe des Verfs war, so müssen wir zuerst einen Punkt zur Sprache bringen, den der Verf. nur einleitungsweise und äußerst kurz behandelt, wir meinen die äußeren Zeugnisse, bestimmter die patristischen Citate aus den Briefen, die freilich der Recension S wenig günstig liegen. Der Verf. bespricht sie nur sehr flüchtig in wenigen Zeilen S. 11. Das angeblich älteste Zeugniß für den griechischen Text, welches sich im 13ten Kap. des dem Polycarp zugeschriebenen Briefes (beim Verf. wohl durch einen Druckfehler irrig „im 3ten Kap. des Briefes an Polycarp“) findet, weist er zurück, „da die Abfassung dieses Kapitels durch Polycarp aus einer Reihe von gewichtigen Gründen bezweifelt werden muß.“ Abgesehen davon soll sich eine Benutzung des kürzeren griechischen Textes erst bei Eusebius beweisen lassen, allgemeine Verbreitung derselbe gar erst zu Theodoret's Zeiten erlangt haben, während die Zeugnisse für Stellen, die A mit S gemein hat, bis herauf zu Irenäus ins zweite Jahrhundert gehen und sich mehren in der Zeit, welche zwischen Eusebius und Theodoret liegt, wo als Hauptzeugen Chrysostomus und Johannes Monachus aufgeführt werden. Darnach stände es mit den äußern Zeugnissen sehr schlimm für A, ja fast zu schlimm für die Ansicht des Verfassers, nach der doch auch diese Recension schon vor der Mitte des 2. Jahrh. entstanden ist. Allein um bei dem lezt Aufgeführten anzufangen, so kann das Citat des Johannes Monachus aus dem Briefe an die Römer Kap. 2 hier um

deswillen durchaus nicht in Betracht kommen, weil es sich dabei nur um eine verschiedene Lesart handelt, und der Text, wie ihn Johannes Monachus allerdings in Uebereinstimmung mit S bietet, sich ebenso auch in dem längeren Texte des Römerbriefes wie ihn die syrische Uebersetzung des Martyriums bietet (bei Cureton S. 225) und in der von Cureton S. 291 angeführten alten lateinischen Version findet; mithin aus diesem Citate kein Schluß darauf zu ziehen ist, welche Recension dem Johannes Monachus vorlag. Ebenso wenig läßt sich irgend erweisen, daß Chrysostomus nur den kürzern Text von S kannte, denn wörtlich citirt werden von ihm nur zwei Stellen, die sich gleichlautend in beiden Recensionen finden, und die allgemeinen Angaben in der Homilia in S. Ignatium (Ed. Bened. II, 592) passen ebenso gut wenn nicht noch besser auf den längern Text von A. Daß weiter hinauf Theodoret und Eusebius den kürzern griechischen Text vor sich hatten, ist bekannt; die ältern Zeugnisse bei Origenes und Irenäus haben aber wieder durchaus keine entscheidende Kraft, da sie Stellen betreffen, die in beiden Recensionen gleichlautend vorkommen. Das einzig entscheidende Zeugniß bleibt das älteste für die Ignatianischen Briefe überhaupt das des Polycarp ad Phil. 13. Der Verf. verwirft es, weil es interpolirt sein soll, zwar ohne selbst einen Beweis dafür zu bringen, doch so, daß man auf die Meinung kommen muß, als sei die Unechtheit der betreffenden Stelle allgemein anerkannt. Allein es wird dem Verfasser ebenso gut wie dem Referenten bekannt sein, daß diese Stelle freilich von denen, welche die Ignatianischen Briefe entweder ganz oder doch in der Recension A für unecht halten, im Interesse dieser

Ansicht verworfen ist, daß aber weder die Verwerfung des ganzen Briefes durch Baur und Schwegler noch die verschiedenen Interpolations-Hypothesen von Bunsen, Ritschl u. A. bis jetzt irgend allgemeinere Anerkennung gefunden haben. Wir hätten deshalb sehr gewünscht, daß der Verf. uns seine Gründe, seine Interpolations-Hypothese (denn so scheint er die Sache anzusehen) vorgelegt hätte. Die bisherigen Beweise für die Unechtheit der Stelle haben uns nicht davon zu überzeugen vermocht und so lange man nicht entscheidendere Gründe vorbringt, halten wir an der wichtigen Thatsache fest, daß das älteste Zeugniß für die Ignatianischen Briefe überhaupt und zwar ein Zeugniß des Polycarp, der in dem Briefwechsel selbst eine so bedeutende Rolle spielt, auch ein Zeugniß für die kürzere griechische Recension ist.

Es hat uns um so mehr Wunder genommen, daß der Verf. sich mit diesem einzig entscheidenden äußern Zeugnisse nicht gründlicher abgefunden hat, je größeres Gewicht unserer Ansicht nach in einer derartigen Frage wie die vorliegende äußere Zeugnisse haben. Jeder, der sich einmal mit einer solchen Untersuchung, welche von verschiedenen Recensionen einer Schrift als die ursprünglichere anzusehen ist, eingehender beschäftigt hat, weiß, wie ungemein schwer es in den meisten Fällen hält, ganz objective und dem unbestimmten Gebiete des Gefühls entrückte Entscheidungsgründe zu finden und je mehr der Verf. gerade darnach in höchst anerkennenswerther Weise strebt, darin gewiß Bunsen bei weitem überlegen, desto mehr hätte er hier eingehen müssen.

Es mag die eben gemachte allgemeine Bemerkung als Uebergang dienen zur Besprechung des

Haupttheiles der Abhandlung, in der der Verf. nun mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit und Umsicht und in klarer Darstellung Alles aufbietet die Ursprünglichkeit von S aus innern Gründen zu erweisen. Der ganzen Art einer solchen Untersuchung nach kann es nämlich durchaus nicht darauf ankommen, in jedem einzelnen Falle, an jeder einzelnen Stelle die größere Ursprünglichkeit einer Recension überzeugend darzuthun. Das ist in den meisten Fällen unmöglich. Vielmehr genügt es an einzelnen Stellen die größere Ursprünglichkeit zu beweisen, und von allen übrigen Stellen, in denen sich Abweichungen finden, wenigstens das darzuthun, daß dieselben Nichts enthalten, was jenem Resultate widerspricht.

Es gehört zu den Hauptbeweisen des Verfs, daß er einen bedeutenden dogmatischen Unterschied in beiden Recensionen nachweisen zu können glaubt, und zwar in der Art, daß die Recension A jüngere dogmatische Anschauungen verräth, während S auf dogmengeschichtlich älterem Standpunkte steht, ein Umstand, der, falls er sich wirklich erweisen ließe, allerdings sehr entscheidend wäre. Den Unterschied sucht er wie Bunsen in der Christologie, doch in ganz anderer Weise als Bunsen, dessen Ansicht er ausdrücklich verwirft. Der Unterschied soll nach seiner von allen früheren abweichenden Bestimmung nämlich darin liegen, daß die Christologie des syrischen Ignatius auf patripassianischen oder richtiger modalistischen Vorstellungen ruht, während die Christologie von A ihren Schwerpunkt in der Behauptung der wahren Menschheit Christi hat.

Nach dem, was wir vorhin bemerkten, wird es genügen, wenn wir auch nur eine einzige Stelle

aus S beibringen, in der die wahre Menschheit Christi betont wird, oder in der sich mehr als jene modalistische Vorstellung von Christo findet; umgekehrt eine Stelle, die A allein hat, in der sich die christologische Anschauung unzweifelhaft erkennen läßt, welche von Lipsius als S charakterisirend angesehen wird und die er als modalistisch bezeichnet. Um so mehr wird man sich damit begnügen müssen, wenn man bedenkt, daß S überhaupt wenig Stellen christologischen Inhalts beibehalten hat. In der Zuschrift des Epheserbriefes lesen wir nun die Worte: »ἐκλελεγμένην ἐν πάθει ἀληθινῶ ἐν θελήματι τοῦ πατρὸς καὶ Ἰησοῦ Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν«, die in dem Ausdrucke »ἐν πάθει ἀληθινῶ« ohne Zweifel die wahre Menschheit betonen. Allerdings ließt S anders, nämlich   in proposito (signo) veritatis und Lipsius, der diese Worte deutet »κατὰ πρόθεσιν« oder »πρόγνωσιν ἀληθείας« will die Lesart von S, zu der er 1 Petr. 1, 2; Eph. 1, 11 vergleicht, als die richtige geltend machen. Dann ist nicht bloß jede Beziehung auf die wahre Menschheit verschwunden, sondern Lipsius kann die Stelle sogar noch als Beispiel benutzen, um zu zeigen, wie A seine fortgebildeten dogmatischen Anschauungen in den Text hineincorrigirte. Allein bei näherem Ansehn muß es doch sehr fraglich werden, ob nicht vielmehr die Lesart von A die richtige ist und bei S, wie früher Cureton und Petermann ihm folgend vermutheten, nur ein Schreibfehler sich findet nämlich  statt  entsprechend dem »ἐν πάθει«.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. 154. Stück.

Den 25. September 1856.

G o t h a

Schluß der Anzeige: „Zeitschrift für die historische Theologie herausgegeben von D. th. Chr. W. Niedner. Jahrg. 1856 Heft I: Ueber die Aechtheit der syrischen Recension der Ignatianischen Briefe. Von Dr. phil. Lic. R. A. Lipsius.“

Zunächst müssen wir doch noch bezweifeln, daß der syrische Text mit »κατὰ πρόθεσιν« oder gar »κατὰ πρόγνωσιν« übersetzt werden darf. Das Wort ܠܐܘ heißt signum (verwandt mit dem hebr. ֹּי cf. Num. 26, 10) σημεῖον (so z. B. Matth. 24, 30 in der Peschito), meta (σκόπος Phil. 4, 13); ebenso bei Ephraem ܠܐܘܢܐܘܢܐܘܢܐܘܢܐܘܢ signa militaria (Opp. II, 107) ܠܐܘܢܐܘܢܐܘܢܐܘܢܐܘܢ signum crucis (ib. II, 356). An den von Lipsius als Parallelen angeführten Stellen hat die Peschito ganz andere Ausdrücke; 1 Petr. 1, 2 z. B. (κατὰ πρόγνωσιν nicht wie Lipsius citirt κατὰ πρόθεσιν) ܠܐܘܢܐܘܢܐܘܢܐܘܢܐܘܢ

u. s. w. Läßt sich aber die syrische Lesart in dem Sinne, den ihr Lipsius gibt, nicht fassen, muß man im Gegentheil eingestehen, daß sie überhaupt keinen recht passenden Sinn hat, so fällt auch die ganze von ihm auf diesen Sinn, namentlich unter Vergleichung der Parallelen gebaute Argumentation zusammen. Doch das ist noch nicht Alles. Was der Ansicht des Verfs noch stärker fast entgegensteht, ist die große Ähnlichkeit der beiden Lesarten im Syrischen, die so ungemein nahe liegende Möglichkeit statt ܠܘܘܘ (ἐν πάθει) zu lesen ܠܘܘܘ, während im Griechischen die beiden in Frage stehenden Worte (selbst einmal Lipsius' Uebersetzung angenommen) viel zu weit auseinander liegen, um eine unwillkürliche Aenderung aus Irrthum anzunehmen. Hier ist nur eine absichtliche Aenderung, wie sie der Verf. auch annimmt, denkbar. Um wie Vieles unwahrscheinlicher ist diese aber, als jener so leicht mögliche Irrthum, zumal da wir die Lesart ܠܘܘܘ durch die armenische Uebersetzung (vera passione Dei et Domini nostri J. Chr. nach Petermann) nachweisen können. Hat der Interpolator einmal so stark interpolirt, so viele ausführliche Stellen eingeschoben, so ist kaum zu begreifen, daß er daneben solche Kleinliche und doch durch Nichts indicirte, denn an sich konnte ihm die Lesart von S (auch den Sinn, den Lipsius ihr gibt, einmal angenommen) nicht anstößig sein, Veränderungen sollte vorgenommen haben. Ist aber ἐν πάθει ἀληθινῶ die richtige Lesart, so haben wir auch bei S eine Stelle, welche die wahre Menschheit Christi auß entschiedenste betont, eine Betonung, die übrigens auch ad Eph. 5 in den Worten εἰς

τιμὴν τῆς σαρκὸς τοῦ Κυρίου (A hat τοῦ κυρίου τῆς σαρκὸς) liegen möchte. Nur gelegentlich mag hier dann noch erwähnt werden, daß der Verf. auch in den gleich folgenden Worten, wo S mit Weglassung des καὶ liest: τοῦ πατρὸς Ἰησοῦ Χριστοῦ τοῦ Θεοῦ ἡμῶν, ebenfalls einen dogmatisch bedeutenden Unterschied findet, indem A das καὶ eingeschoben haben soll, „um einen Beleg für die Gottheit Christi als einer vom Vater bestimmt geschiedenen Hypostase zu gewinnen.“ Auch bei S findet sich in der Zuschrift ad Polyc. „ὑπὸ Θεοῦ πατρὸς καὶ κυρίου Ἰησοῦ Χριστοῦ“, wo zwar Christus nicht „in bestimmter persönlicher Scheidung von Gott das Gottesprädicat erhält“, wie es der Verf. verlangt, um eine der patripassianischen widerstrebende Auffassung anerkennen zu können (S. 25), aber doch so von Gott und zwar als κύριος unterschieden wird, daß unserer Ansicht nach eine derartig patripassianische Dogmatik wie sie der Verf. S beilegt damit schwerlich stimmen kann.

Umgekehrt findet sich nun bei A (und zwar nur bei A, nicht auch bei S, denn nur solche A allein angehörige Stellen können hier in Betracht kommen) eine Stelle wenigstens, welche, wie der Verf. selbst einräumen muß, ganz den von ihm als patripassianisch bezeichneten Typus der Christologie des syrischen Signatius trägt. Es sind die Worte Röm. 6 „ἐπιτρέψατέ μοι μιμητὴν εἶναι τοῦ πάθους τοῦ Θεοῦ“, von denen der Verf. selbst sagt, daß es schwer sein dürfte zwischen ihnen und dem Ausdruck αἷμα Θεοῦ ad Eph. 1 einen dogmatischen Unterschied herauszufinden. Allein hier nimmt der Verf. zu der Vermuthung seine Zuflucht, diese Worte seien nicht erst von A hinzugefügt, sondern hätten schon in dem ur-

sprünglichen Texte gestanden, seien aber in den beiden uns aufbewahrten syrischen Handschriften durch ein Versehen ausgefallen. Doch die Hypothese ist noch weit künstlicher, und wir müssen uns erlauben, sie noch genauer vorzulegen. Der Schluß von Kap. 5 stimmt in beiden Recensionen zusammen. Dann folgen bei S die Sätze: *Ὁ τοκετός μοι ἐπίκειται καὶ ὁ ἐμὸς ἔρωσ ἔσταύρωται κ. τ. λ.*, abgerissene Sentenzen, zwischen denen sich zwar ein Zusammenhang herstellen läßt, aber doch nur schwer und künstlich; indem besonders die Worte *ὁ τοκετός μοι ἐπίκειται* schwer zu erklären sind. Statt dessen hat A hier einen trefflichen Zusammenhang, und gerade an dieser Stelle tritt es unserer Ansicht nach so klar wie selten hervor, daß S nur ein Auszug aus A ist. Lippsius muß in der That auch anerkennen, daß hier bei A besserer und klarerer Zusammenhang ist als bei S. Er vermuthet nun aber, daß die bei A enthaltene Stelle vom Anfang des 6ten Kap. an bis zu den oben citirten Worten: „*ἐπιτρέψατέ μοι μιμητήν εἶναι τοῦ πάθους τοῦ θεοῦ μου*“ durch Versehen eines Abschreibers bei S weggefallen sei. Allein das genügt nicht, denn ein Satz wenigstens aus dieser Stelle, die Worte „*ὁ τοκετός μοι ἐπίκειται*“ ist auch bei S wirklich vorhanden. Deshalb vermuthet der Verfasser weiter, diese Worte seien von einem Leser, der die vollständige Handschrift kannte, an den Rand geschrieben und von da in den Text gekommen. Eine äußerst künstliche Hypothese, zu künstlich, um wahr sein zu können. Doch sehen wir die Gründe näher an. Der erste scheint uns schon durchaus nicht stichhaltig zu sein. Es kommt allerdings das 6. Kap. in zwei syrischen Fragmenten vor, allein das beweist Nichts, da wir zur Genüge

wissen, daß auch der weitere Text der Recension A in syrischer Uebersetzung vorhanden war, und von beiden Fragmenten nicht nachweisbar ist, daß sie aus dem kürzern Texte entlehnt sind, im Gegentheil von dem erstern ganz bestimmt erhellt, daß es aus A geflossen ist. Die beiden andern Gründe, welche der Verf. anführt, zeigen nun aber ganz besonders die augenscheinliche Willkür dieses Verfahrens. Es sind keine andere als die, daß die Christologie dieser Stelle wohl mit der von S, nicht mit der von A stimmt; und daß so ein besserer Zusammenhang entsteht. Es ist ganz dieselbe Willkür, deren sich Bunsen so oft in seiner Vertheidigung des syrischen Textes schuldig gemacht hat. Zuerst wird behauptet, bei S finde sich eine patripassianische Christologie und, wo eine Stelle bei A denselben Patripassianismus enthält, wird diese Stelle in S eingeschoben, weil sie patripassianisch ist. Im Allgemeinen wird behauptet, bei S finde sich ein besserer Zusammenhang, und kommt dann eine Stelle vor, wo so augenscheinlich bei A der richtige Zusammenhang ist, und S sich als Auszug verräth, so wird diese durch Vermuthung auf S übertragen.

Einen zweiten bedeutenden Anhaltspunkt zur Unterscheidung des echten von dem unechten Ignatius gewährt dem Verf. die Polemik gegen die Häretiker. Der Verf. erkennt mit guter Begründung auch gegen die neueste Vertheidigung der abweichenden Ansicht durch Hilgenfeld, nur eine Häresie als in den Briefen bekämpft an, und betrachtet als das ausgeprägteste Dogma derselben den Doketismus. Ein so ausgeprägter Dokerismus, der die Menschheit Jesu selbst als bloßen Schein betrachtet, soll sich aber nicht vor Saturnin und der Ascensio Jesaiae, d. h. vor 130

finden, während er andererseits vorvalentinianisch sein soll, da sich der Doketismus Valentinians als die späteste und durchgebildetste Art dieser Lehre manifestirt. In eben diese Zeit 130—140 führe dann auch der Umstand, daß die Briefe nach der Recension A das offene Auftreten der gnostischen Häresie voraussetzen. Auch hier können wir dem Verf. durchaus nicht beistimmen. Die ganze Entwicklung des Doketismus, wie er sie sich denkt, möchte sich schwerlich nachweisen lassen. Es ist das eine schulmäßige Abstraction, mit der das wirkliche Leben nicht stimmt, indem hier die einzelnen Stufen des Doketismus keineswegs so genau auf einander folgen. Wenn der Verf. z. B. bei Basilides noch eine frühere Stufe des Doketismus findet, indem bei ihm derselbe noch lediglich auf der Doppelpersönlichkeit Christi beruhe, während freilich durch die Annahme von der Kreuzigung des Simon von Kyrene der Weg zu einer andern Anschauung bereits angedeutet sei—so wissen wir jetzt aus den Philosophumenen, daß Basilides im eigentlichen Sinne durchaus nicht doketisch lehrte und die den spätern Basilidianern angehörende Vorstellung von der Kreuzigung des Simon von Kyrene kann deutlich zeigen, daß die gröbere, rohere Vorstellung darum durchaus noch nicht die frühere ist. Mit der ganzen Skizze, die der Verf. von der Geschichte des Doketismus gibt und seiner Argumentation zu Grunde legt, möchte sich auch schwerlich die Existenz einer späteren besonderen Secte der Doketen zusammenreimen lassen. Clemens Alexandrinus nennt einen Schüler Valentinians, den Cassian als ἐξάροχων τῆς δοκῆσεως und die Philosophumena führen die Doketen neben Tatian, Hermogenes, den Quarto=decimanern u. auf. Gerade die einfache Art wie

der Doketismus in den Briefen auftritt, zeugt für eine frühere Zeit, in welche auch allein die vom Verf. selbst anerkannte Verbindung des Doketismus mit Judentum paßt. Endlich müssen wir auch jetzt noch behaupten, daß die Art wie das Auftreten der Häretiker in den Briefen geschildert wird, nur in den Anfang des 2. Jahrhunderts, nicht in die Zeit nach dem Entstehen der großen gnostischen Systeme, auch nicht in die Zeit von 130—140 paßt. Noch ist das Auftreten wie ein erster Versuch, noch ist die Gnosis nicht, was sie 130—140 schon im hohen Grade war, eine weit verbreitete Zeitrichtung geworden, noch kann es zweifelhaft sein, ob es ihr gelingen werde, die Gemeinde zu zerreißen; und gerade der scheinbare Widerspruch, der darin liegt, daß die Polemik der Briefe in der Recension A einerseits schon Spaltungen in der Gemeinde voraussetzt, andererseits doch einer erst kommenden Gefahr vorbeugen will, und versichert, es sei noch keine *αἵρεσις* da, bezeichnet so treffend dieses erste Stadium, in dem die Gnosis offen aufzutreten, Partei zu machen anfing, in dem aber noch nicht zu übersehen war, wie weit ihr das gelingen werde, daß kein Interpolator, der die Gnosis schon als weit verbreitete von der Kirche geschiedene Genossenschaft vor sich hatte, um 130—140 diese Anfänge so hätte zeichnen können. Weit entfernt mit dem Verf. (S. 41) hierin einen Beweis gegen A zu finden, müssen wir dabei bleiben, daß die Zeichnung der Häretiker in unsern Briefen bei genauerm Ansehn zu einem Beweise für die Echtheit wird.

Bei dem dritten Hauptpunkte, den der Vf. einer Besprechung unterzieht, der Lehre vom Episkopat in beiden Briefen, befindet er sich als Vertheidiger der syrischen Recension von vorn herein

in einer günstigen Lage. Da sich bei S nämlich überhaupt wenig den Episkopat betreffende Stellen finden, so gewinnt es leicht den Anschein, als werde hier dem Episkopat selbst nicht die hohe Bedeutung beigelegt, wie bei A. Indem bei A das bischöfliche Amt nach allen Beziehungen hin, nach seinem ganzen Wirkungskreise dargestellt wird, während S nur hier und da von diesem Amte redet, so sieht es in der That auf den ersten Blick so aus, als ob das bischöfliche Amt dort wirklich auch einen bedeutendern Inhalt hätte, als hier, und indem der Verf. nun Alles zusammenhäuft, was bei A dem Bischöfe zugetheilt wird, und dem das Wenige gegenüberstellt was sich bei S findet, kann er leicht eine derartige Parallele aufstellen, wie er sie S. 59 als Hauptstück seiner Argumentation gibt, um den unmittelbaren Eindruck hervorzurufen, daß bei A der Episkopat ein wesentlich anderer sei. Allein sieht man genauer zu, so ist das bloßer Schein, und es zeigt sich, daß bei S dieselbe Anschauung vom Episkopat herrscht wie bei A, nur dort fragmentarisch, hier ausgeführt. Denn wenn es bei S ad Polyc. 6 heißt: „*Τῷ ἐπισκόπῳ προσέχετε, ἵνα καὶ ὁ θεὸς ὑμῖν*“, so ist damit doch der Bischof so entschieden der Gemeinde und den Presbytern übergeordnet, wie nur irgendwo bei A, und sein Wille als ein solcher hingestellt, dem zu widerstehen Gottes Willen widerstreben heißt. Wenn Ignatius nach S ad Eph. 1 sagt, er habe in dem Bischöfe Onesimus „*τὴν πολυπληθίαν*“ der Gemeinde zu Ephesus empfangen, so ist damit doch der Gedanke vorausgesetzt, daß im Bischöfe die Einheit der Gemeinde repräsentirt ist, und mehr findet sich auch bei A nicht, wo der Episkopat, ebenfalls bloß als Gemeindeamt auftritt; und wenn es auch bei S

ad Polyc. 4 heißt: „Μηδὲν ἄνευ γνώμης σου γινέσθω“ was ist das anders als eben das Princip, welches sich bei A auf die einzelnen Stücke des Gemeindelebens, Cultus, Askese u. angewendet findet. Ist das Princip, daß Nichts ohne den Bischof geschehen soll, einmal da, so macht das doch keinen Unterschied, daß es bei S nur auf einen vereinzeltten Punkt, die Eheschließung, angewendet wird, bei A auf viele einzelne Stücke. Was soll es also bedeuten, wenn Lipsius S. 59 beide Recensionen so einander gegenüberstellt: „Dort (bei S) steht noch nicht einmal die Disciplinarge-
walt des Bischofs ganz fest, man schließt Ehen, übernimmt Gelübde u.; hier (bei A) kommt ihm nicht bloß das Amt der Schlüssel, sondern auch die ausschließliche Leitung des Cultus zu u.“ Jenes steht so fest wie dieses, nämlich in der Ansicht des Brieffschreibers, der ad Polyc. 5 bei S entschieden sagt: „Πρέπει δὲ τοῖς γαμοῦσι καὶ ταῖς γαμουμέναις μετὰ γνώμης τοῦ ἐπισκόπου τὴν ἔνωσιν ποιέσθαι“; umgekehrt auch dieses so wenig fest wie jenes nämlich in der Praxis, die von dem was Ignatius eben deshalb so dringend fordert, noch vielfach abwich. Jenes wie dieses ist nur ein Ausfluß desselben Principes, das wir aber auch bei S finden. Endlich auch der Grund, den der Verf. von Ritschl entlehnt, daß in der syrischen Recension der Episkopat als Gemeindeamt noch gar nicht feststand, daß diese Recension also an den Anfang des 2. Jahrh. gehört, kann gegen A, wie er doch wohl soll, Nichts beweisen, weil auch hier der Episkopat noch einer Bertheidigung und Empfehlung sehr bedürftig ist und zwar nicht etwa bloß nach außen gegen Häretiker, sondern innerhalb der Gemeinden selbst (vgl. ad Magn. 4; ad Smyrn. 8).

Doch wir müssen uns kurz fassen und können aus dem weiteren Verlauf der Argumentation des Verfs nur ganz Vereinzeltés berühren. Im Allgemeinen erkennt er die historische Situation, welche den Briefen zu Grunde liegt, die Beurtheilung des Ignatius, die Abführung nach Rom, die Reise, die Möglichkeit Gesandten der Gemeinden anzunehmen und Briefe zu schreiben an. Dann möchte sich aber schwerlich erweisen lassen, daß der Umstand, daß Ignatius nach A mehr Briefe schreibt und mehr Gesandte empfängt die Situation zur unhistorischen verkehre. Konnte Ignatius 3 Briefe schreiben, so auch 7; konnte er einen Brief von 8 Kapiteln wie den Römerbrief nach S im Gefängniß abfassen, dann auch einen von 21 Kapiteln wie den Epheserbrief nach A; und ward ihm möglich den Bischof Onesimus zu empfangen, dann war's auch wohl nicht so unmöglich, dessen Begleiter zu sehen. Da sind keine wesentlichen Unterschiede mehr. Vergleicht man was die ihnen zu Grunde liegende historische Situation anlangt, die in beiden Recensionen vorhandenen drei Briefe im Einzelnen, so findet sich die verhältnißmäßig bedeutendste Abweichung im Briefe an den Polycarp; und gerade diese stellt sich, wie wir gegen des Verfs Argumentation S. 84 geltend machen müssen, zu Gunsten der griechischen Recension. Daß Ignatius zunächst schon in Troas von dem Aufhören der Verfolgung in Antiochien Kunde hat, möchte sich auch wohl, ohne mit Denzinger ein Wunder anzunehmen, erklären lassen. Ignatius reist, wie wir aus den Briefen ersehen (und im Allgemeinen erkennt ja der Verf. die Situation als historisch an), so langsam, daß ihn ein nachgesandter Bote recht gut in Troas erreichen konnte. Mit dieser An-

gabe, die A eigenthümlich ist, hängt nun zusammen, daß nach dieser Recension von Smyrna ein Bote nach Antiochien gesendet werden soll „*ἵνα δοξάσῃ ὑμῶν τὴν ἄοκνον ἀγάπην εἰς δόξαν Χριστοῦ*“ (vgl. ad Smyrn. 11: „*εἰς τὸ γενόμενος ἕως Συρίας συγχαρῆναι αὐτοῖς, ὅτι εἰρη-νεύουσιν*“). Statt der ausführlichen in sich durchaus wahrscheinlichen Angaben bei A hat nun S nur den Satz „*Ἀσπάζομαι τὸν μέλλοντα καταξιούσθαι τοῦ εἰς Ἀντιοχείαν πορεύεσθαι ἀντὶ ἐμοῦ, καθὼς ἐνετειλάμην σοί*“. Offenbar hat hier der Gesandte eine ganz andere Bedeutung. Er soll nicht ein Bote der Gemeinde sein, sondern an Ignatius Statt hingehen. Den Worten „*ἀντὶ ἐμοῦ*“ wird durchaus nicht genügt, wenn man sie mit Lipsius von der „Absendung eines Vertrauensmannes mit speciellen Aufträgen für die Antiochener“ deutet. Vielmehr müssen sie davon verstanden werden, daß der Gesandte des Ignatius Nachfolger in Antiochien als Bischof sein soll, wenigstens sein Stellvertreter. Nun ist es aber nicht bloß unwahrscheinlich, es ist unmöglich, daß Ignatius das geschrieben haben kann, denn damals konnte auch ein als Märtyrer weggeführter Bischof seiner Gemeinde nicht einen Nachfolger geben oder auch nur einen Stellvertreter. Die Worte sind ein Auszug aus der Angabe der Recension A, flüchtig und von einem Späteren gemacht, dem die Verhältnisse der unmittelbar nachapostolischen Zeit fremd waren.

Gern möchte Ref. auch den zweiten Theil der Abhandlung (II. Erörterung der Form der syrischen Textrecension S. 96 ff.) noch einer Besprechung unterziehen; allein hier wäre es nöthig dem Verf. Schritt für Schritt zu folgen, was Ref. um so weniger für nöthig achtet, als er den

früher von ihm gegebenen Nachweis des secundären Charakters von S, mag er auch immerhin an manchen Punkten zu limitiren sein, noch nicht für verfehlt achten kann. Oben haben wir schon eine Stelle zu besprechen Gelegenheit gefunden, in der es dem Verf. selbst unmöglich scheint, den jehigen syrischen Text als ursprünglich zu vertheidigen. Jetzt nur noch einige Worte über die berühmte Stelle von den drei Mysterien ad Eph. 19. Es schien als ob hier der syrische Text wirklich unrettbar sei. Der Verf. hat ihn doch zu retten versucht, ja aus der in Rede stehenden Stelle sogar ein Argument für die Ursprünglichkeit entnommen. Er sucht zunächst nachzuweisen, daß der von S gebotene Text der richtige sei und stellt ihn so her: "Ἐλαθε τὸν ἄρχοντα τοῦ αἰῶνος τούτου ἢ παρθενία Μαρίας καὶ ὁ τοκετὸς τοῦ κυρίου καὶ τρία μυστήρια κρυψῆς, ἅτινα ἐν ἡσυχίᾳ θεοῦ ἐπράχθη ἀπὸ τοῦ ἀστέρος". Es sollen nun die *τρια μυστήρια κρυψῆς* von den vorher genannten zwei Stücken noch verschieden sein, geheimnißvolle Rufe, welche in der Stille Gottes vollbracht wurden seit Erscheinung des Sterns, und zwar wie der Verf. annimmt, der Ruf der Engel Luc. 2, 10 ff., und die Rufe bei der Taufe und der Verkörperung Christi. Wir fürchten, auch diese mit großem Aufwande von Scharfsinn auf dem von Ritschl, der schon die Rufe ähnlich erklärte, und von Weiß, der die Worte »a stella« ähnlich faßte, angebahnten Wege gemachte Versuch, die bei S sinnlose Stelle zu erklären, macht sie nicht verständlich. Was zunächst den Text anlangt, so müssen wir die Worte bei A „καὶ ὁ θανατὸς τοῦ κυρίου“, welche den zwei bei S angeführten Stücken aus der Heilsgeschichte das dritte zufügen, für echt halten. Alle Zeugen

selbst ein Codex von S (β) haben sie; auch der unechte Philipperbrief, der unsere Stelle benutzte, hat unter der großen Menge von Dingen, die er anführt (dadurch wird sein Zeugniß von selbst unsicher) was Lipsius wohl übersehen hat „ $\alpha\acute{\alpha}\theta\eta$ “. Dazu kommt auch hier, daß sich das Weglassen des Satzes im Syrischen wegen des gleichen Anfangs der bezüglichen Worte ($\sigma\iota\delta\omega\omega$ und $\sigma\iota\omega\omega$) sehr leicht erklärt, eine Erklärung, die sich dadurch noch bestätigt, daß S mit dem ersten Worte den Zusatz $\tau\omicron\upsilon\ \kappa\upsilon\psi\iota\omicron\upsilon\sigma$ verbindet, der in A mit dem zweiten verbunden ist. Ist es ferner zwar möglich, daß den Worten bei S $\iota\omega\omega\ \iota\omega$ als griechischer Text $\alpha\acute{\nu}\theta\ \tau\omicron\upsilon\ \acute{\alpha}\sigma\tau\acute{\epsilon}\rho\omicron\varsigma$ zu Grunde liegt und läßt dieses auch die Erklärung „seit dem Sterne“ zu, so beweist die Uebersetzung des Syrsers doch das wenigstens unzweifelhaft, daß er die Stelle nicht mehr verstand und das ist für seine Vertheidiger ein schlimmer Umstand. Ist es ferner schon bedenklich, daß sich drei solcher Rufe schwer finden lassen, indem der Ruf der Engel Luc. 2 doch nur ein augenscheinlicher Nothbehelf ist, so ist es noch bedenklicher, daß sich doch kaum etwas dabei denken lassen möchte, daß diese Rufe in der Stille Gottes vollbracht sind, völlig aber gar nichts dabei gedacht werden kann, daß sie erst seit der Erscheinung des Sternes in der Stille Gottes vollbracht sein sollen. Wir müssen auch jetzt dabei bleiben, daß die Stelle bei S ganz sinnlos ist, ein sinnloser Auszug aus A. Allerdings ist auch bei A die Stelle schwierig, allein es ist ihr doch ein Sinn abzugewinnen, wie Ref. früher gezeigt hat. Daß der Verf. von der damals gegebenen Erklärung sagt, sie werde schwerlich bei Jemandem Billigung finden, ist keine Wi-

derlegung. Gelegentlich möchten wir noch auf eine Parallele hinweisen, die sich im Test. XII patriarch. findet, wo es Aser c. VII (Fabric. cod. ap. V. T. I. 696) heißt: "Εως οὗ ὁ ὑψιστος ἐπισκέπεται τὴν γῆν καὶ αὐτὸς ἐλθὼν ὡς ἄνθρωπος ἐσθίων καὶ πίνων μετὰ τῶν ἀνθρώπων καὶ ἐν ἡσυχίᾳ συντριβῶν τὴν κεραλήν τοῦ δράκοντος".

Doch das mag für unsern Zweck genügen; und nur noch die Bemerkung sei zum Schluß gestattet, daß es nicht die Absicht dieser Anzeige sein konnte, die Frage zur Entscheidung zu bringen, sondern nur an einzelnen Punkten zu zeigen, daß sie auch durch die vorliegende Abhandlung noch nicht entschieden ist.

Hannover

Gerhard Uhlhorn Lic. theol.

L o n d o n

John Murray 1854. The history of Yucatan from its discovery to the close of the seventeenth century. By Charles St. John Fancourt Esq., recently H. M. Superintendent of the British Settlements in the Bay of Honduras. With a map. VII u. 340 S. in Octav.

Die Halbinsel Yucatan, während zweier Jahrhunderte eine der am wenigsten beachteten und daher bis in die neueste Zeit unerachtet ihrer nahen Nachbarschaft bei Cuba und Mexiko, eine der am meisten unbekannt gebliebenen Provinzen des ehemaligen spanischen Amerika's, hat neuerdings fast plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit in Europa wie in Amerika in hohem Grade auf sich gezogen. Seit dem Jahre 1840 sind über dies Land, über welches anderthalb Jahrhunderte lang fast gar nichts geschrieben wurde, drei große, wich-

tige und kostbare Werke erschienen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden und in allerneuester Zeit haben die politischen Zeitungen nach der Krym sich mit keinem anderen Lande mehr beschäftigt, als mit diesem Theil von Central-Amerika, in welchem die Engländer nach und nach den sogenannten Holzdistrict erworben und von da aus neuerdings über einen wichtigen Theil von Central-Amerika einen Einfluß zu gewinnen getrachtet haben, dem der samöse Clayton-Bulwer-Vertrag nach der Auslegung der Amerikaner ein Ende machen sollte und wohl auch vor der Hand wenigstens ein Ende machen wird. Was zuerst wieder allgemeiner die Aufmerksamkeit auf Yucatan hinlenkte, waren die Werke mehrerer Amerikaner *), welche auf einmal im Innern dieses Landes großartige Ueberreste einer früheren höheren Cultur, namentlich Ruinen großer, mit den merkwürdigsten Sculpturen verzierter Tempel kennen lehrten und mit Recht ein allgemeines Er-

*) Incidents of travel in Central America, Chiapas and Yucatan, by John L. Stephens, illustr. by numer. engravings. New York 2 Bde 8o 1841 und seitdem in vielen amerik. und engl. Auflagen. Desselben Incidents of travel in Yucatan, illustr. by 120 engravings Lond. 1843. 2 Bde 8o. Views of Ancient Monuments in Central America, Chiapas and Yucatan, by F. Catherwood, w. descriptive letter-press by J. L. Stephens. 1844. Imp. fol. (vortreflich ausgeführte Abbildungen). Rambles in Yucatan by B. M. Norman, w. num. illustr. New York 1842 8o. Bekannt wurden die Bau Denkmäler Yucatans und insbesondere die Ruinen von Palenque und Mitla übrigens schon durch das schöne aber sehr kostbare und daher in größeren Kreisen wenig bekannt gewordene Werk: Antiquités Mexicaines. Relation des trois expéditions du Capit. Dupaix, ordonnées en 1805. 1806 et 1807 pour la recherche des Antiquités du Pays etc. Paris 1833. 2 Bde fol.

staunen darüber hervorriefen, daß diese alten Bau-
denkmäler in so geringer Entfernung von den
Küsten eines viel befahrenen Meeres und ganz in
der Nähe von dreihundert Jahre alten spanischen
Ansiedelungen so lange ganz verborgen hatten blei-
ben können. — Nun sind aber diese neu entdeck-
ten Zeugen einer alten Cultur in diesem gegen-
wärtig nur von fast wilden Indianern bewohnten
und von der europäischen Civilisation ganz abge-
schlossenen Theile von Central-Amerika keineswe-
ges bis auf Stephens den Europäern gänzlich
unbekannt geblieben; sie sind im Gegentheil schon
verhältnißmäßig sehr früh von den Spaniern auf-
gefunden worden und ebenso hat es auch für
Yucatan schon einmal eine Zeit gegeben, in wel-
cher dies gegenwärtig einem großen Theile nach
völlig unbekanntes Land die Aufmerksamkeit der
spanischen Conquistadoren in einem hohen Grade
auf sich zog und der Schauplatz einer eifrigen
Thätigkeit weltlicher und geistlicher spanischer Er-
oberer war. Ferdinand Cortez selbst ist es
gewesen, der, nachdem die Küsten Yucatans im
Allgemeinen bereits in den Jahren 1517 und 1518
durch Francisco de Cordova und Juan de Gri-
jalva bekannt geworden, auf seinem berühmten
Kriegszuge zu Lande von Mexiko aus gegen SW
nach dem Golfe Dulce i. J. 1524 die Gegenden,
in denen Stephens neuerdings die alten Denkmäler
auf Neue entdeckt hat, durchzog und zum Theil
wenigstens auch diese Denkmäler selbst kennen
lernte und darüber Bericht erstattete in dem be-
rühmten fünften Briefe (der Carta Quinta) an
Kaiser Carl V., der im Original sich gegenwärtig
in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindet,
und zuerst gründlicher von Prescott für seine Ge-
schichte der Eroberung von Mexiko benutzt worden ist.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. Stück.

Den 27. September 1856.

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »The history of Yucatan from its discovery to the close of the seventeenth century. By Ch. St. J. Fancourt.«

Außer diesem eignen Berichte des Cortez über diese Expedition, „auf welcher der Held und seine kühne Schaar Alles erschöpften, was an Mühen und Beschwerden, an Leiden und Entbehrungen, an Arbeiten und Gefahren im Kampf mit einer mächtigen ungebändigten Natur, der menschliche Bau ertragen kann; auf der sie durch höhere Kraft übermenschliche alle Vorstellungen übersteigende Anstrengungen überwandten“*), besitzen wir über dieselbe auch die schon lange bekannten Nachrichten, welche der bekannte Conquistador und Kriegsgefährte des Cortez, der Hauptmann Bernal

*) Urtheil von Buschmann, des gründlichsten unter den neuern Forschern über die altamerikanische Geschichte in s. Abhandlung: Ueber die Aztekischen Ortsnamen in d. Philolog. u. hist. Abhandlgg. d. K. Akademie der Wissensch. zu Berlin a. d. J. 1852. S. 733.

Diaz del Castillo, der ihn auch auf dieser Expedition begleitete, in seiner wichtigen ebenso treuherzig als anziehend geschriebenen Geschichte der Eroberung von Neu-Spanien*) mitgetheilt hat. — Daß diese Entdeckungen später wieder so sehr in den Hintergrund gedrängt, ja fast völlig vergessen wurden, und daß die Spanier dies so interessante Land, nachdem sie lange Zeit auf seine Eroberung und Colonisation große Mühe verwendet, in der Folge wieder so außer Acht lassen konnten, daß es den Engländern gestattet wurde, in demselben sich anzusiedeln und allmählich einen bedeutenden Theil desselben zu occupiren, hat seinen Grund einmal in der Schwierigkeit, welche in der Natur des Landes und dem Charakter seiner Bewohner für die Eroberung und die Behauptung des Landes lag, dann aber auch in der geringen Ausbeute, welche Yucatan im Vergleich mit dem benachbarten Mexiko und Guatemala den Conquistadoren für die nur mit großen Opfern auszuführende Colonisation darbot.

Neuerdings haben nun Prescott in s. Gesch. der Eroberung Mexiko's und besonders Stephens in s. beiden angeführten Werken wieder auf die Entdeckungsgeschichte von Yucatan aufmerksam gemacht. Da dies jedoch in diesen Werken nur gelegentlich und nicht in der Absicht geschieht, dem Verlangen, welches aus dem oben angeführten Grunde in einem größeren Kreise nach einer genaueren Kenntniß der früheren Geschichte von Yucatan entstehen mußte, entgegenzukommen, so muß das Unternehmen unseres Verfs gewiß ein sehr zeitge-

*) Historia verdadera de la conquista de la Nueva España zuerst 1632 zu Madrid in Fol. gedruckt; sehr gut deutsch bearbeitet von Ph. J. von Rehfues. Bonn 1838. 4 Bde 8^o

mäßeß genannt werden. Es wird deshalb auch, wenn es auch nur billigen Anforderungen entspricht, gewiß mit Dank aufzunehmen und um so mehr zu empfehlen sein, als der Verf. außer durch Robertson — der indeß in seiner vortrefflichen Geschichte von Amerika Yucatan nur ganz beiläufig behandelt — für seine mehr populäre Darstellung gar keine eigentliche Vorarbeiten gehabt hat und ein neues umfangreicheres Werk über die Eroberung des spanischen Amerikas *), welches mit großen, aber wenig berechtigten Ansprüchen auftritt, gerade über Yucatan wenig mehr gibt als Robertson.

Das vorliegende Werk kann nun allerdings strengeren wissenschaftlichen Ansprüchen keineswegs genügen, es hat aber das Verdienst einer fleißigen und sorgsamem Compilation aus älteren gedruckten spanischen Werken über Yucatan, welche außerhalb Spanien immer sehr selten anzutreffen gewesen und leider jetzt auf dem Continente immer mehr verschwinden, indem seit einiger Zeit die Engländer und mehr noch die Amerikaner für ihre Bibliotheken auf diese Bücher förmlich Jagd machen und dafür Preise bezahlen, mit denen deutsche Bibliotheken, geschweige deutsche Gelehrte gar nicht concurriren können. Der Verf. verbirgt es uns auch in seinem kurzen Vorworte gar nicht, daß diese Geschichte von Yucatan eigentlich nur eine mehr zufällig entstandene Arbeit ist. Derselbe beabsichtigte nämlich bei seinem Abgange von dem Posten eines Gouverneurs von Belize, den er acht Jahre hindurch verwaltet hatte, vornehmlich im Interesse der dortigen britischen Ansiedler, „der Kaufleute und Mahagony-Fäller der

*) A. Helps, The Spanish Conquest in America. Vol. 1. 2. London 1855. 8o.

britischen Ansiedlungen an der Honduras-Bai, welchem das vorliegende Werk auch dedicirt ist, eine Abhandlung über den Ursprung, den Fortgang und die Entwicklung dieser merkwürdigen britischen Besetzung zu schreiben. Auf der Heimreise wurde der Verf. nun aber mit dem neuerdings auch in Europa oft genannten Herrn G. G. Squier Chargé d'Affaires d. Ver. Staaten bei der Republik von Nicaragua bekannt, und durch diesen gründlichen Kenner der amerikanischen Geschichte zu einer Erweiterung seines Plans angeregt, was dann auf den Rath und durch die thätige Unterstützung eines anderen Amerikaners, eines Hrn Henry Stevens aus Vermont den Pf. zum Studium der frühesten und zuverlässigsten Quellen=Schriften über die Geschichte der Entdeckung und Colonisation von Yucatan führte. Die Früchte dieser Studien sind es nun, welche der Verf. in dieser Geschichte von Yucatan veröffentlicht.

Was man nach diesem Vorworte schon vermuthen muß, daß nämlich unser Verf. früher sich wenig oder gar nicht mit der Entdeckungsgeschichte von Amerika beschäftigt habe, wird nun freilich durch diese Geschichte von Yucatan selbst vielfach bestätigt. Dagegen ist es ihm aber gelungen, hauptsächlich wohl mit Hülfe des Hrn Stevens, dem er sich dafür auch sehr verpflichtet bekennt, die wichtigsten älterer spanischen Werke über die Entdeckungs- und Colonisationsgeschichte Yucatans, sich zu verschaffen, und da er diese offenbar mit Liebe für seinen Gegenstand erfüllt gelesen, fleißig excerpirt und darnach nicht ohne Darstellungstalent treu wiedererzählt hat, so möchte diese Geschichte von Yucatan gerade jetzt einem größeren Kreise von Lesern wohl mit Recht empfohlen wer=

den dürfen und es deshalb auch wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn wir hier in der Kürze einen Ueberblick seines Inhalts geben und dabei diejenigen Abschnitte der Geschichte von Yucatan hervorheben, die der Verf. ausführlicher und genügender darstellt als dies bis jetzt in den leichter zugänglichen allgemeineren Werken über die Geschichte von Amerika geschehen ist, daneben aber auch die großen wissenschaftlichen Mängel dieses Buches nicht ganz verbergen.

Kap. I. erzählt, nachdem es kurz die Expedition von de Solis und Pinzon, den beiden Gefährten des Columbus auf dessen erster Reise erwähnt hat (durch welchen schon im J. 1506 bei Gelegenheit ihrer Untersuchung der Küste von Honduras zur Entdeckung der noch immer eifrigst aufgesuchten „westlichen Durchfahrt“ auch die Küste von Yucatan zuerst gesehen, aber nicht weiter verfolgt wurde), die Reise von Francisco de Cordova *) i. J. 1517 und die von Juan de Grijalva 1518, durch welche die ganze Küste der Halbinsel entdeckt wurde. Die Erzählung dieser Reisen gibt wenig mehr, als wir schon durch Robertson vorzüglich nach Bernal Diaz darüber wußten und zeigt gleich, daß der Verf. mehr nur darauf ausgeht, seine Quellen treu wiederzugeben, als die in denselben vorgefundenen Nachrichten kritisch zu untersuchen. So z. B. theilt er über die Entstehung des Namens Yucatan für das neu entdeckte Land bloß die Nachricht Gomaras mit, daß die Spanier auf ihre Frage nach dem Namen einer

*) Er hieß Franc. Hernandez de Cordova, weshalb Gomara und Herrera ihn nur den Capitain Hernandez nennen; nach der Zusammenstellung unseres Bfs müssen Cordova und Hernandez dem Leser als zwei verschiedene Personen erscheinen.

großen Stadt von den Einwohnern »Tectatan, Tectatan« (was so viel als »Ich verstehe nicht«) zur Antwort erhalten und daraus durch Corruption das Wort Yucatan gemacht und als Namen für das Land gebraucht hätten, ohne daran zu erinnern, daß Bernal Diaz eine ganz andere Erklärung des Namens Yucatan gibt, und ohne irgend auf eine weitere Untersuchung über die wirkliche Bedeutung dieses Namens einzugehen. (Vgl. F. de Waldeck, *Voyage pittoresque et archéologique dans la prov. de Yucatan*. Par. 1838. p. 25). Auch hätte der Verf. hier wohl bemerken sollen, daß nach Herrera Grijalva diesem Lande zuerst den Namen Neu-Spanien (*Nueva España*) gab, welchen Namen Ferdinand Cortez später (1520, in seinem ersten Briefe an Kaiser Karl V.) auf das Reich des Montezuma ausdehnte und der einem der schönsten Reiche der Spanier in der Neuen Welt bis zu Ende ihrer Herrschaft daselbst geblieben ist.

Kap. II. beschäftigt sich mit der Expedition des Cortez nach Mexiko im J. 1519, so weit dieselbe auch die Küsten Yucatans berührte. Sie wird, wie auch von Robertson geschehen ist, nach Bernal Diaz und Gomara (dem Herrera meist gefolgt ist) erzählt, jedoch ausführlicher als bei Robertson.

Kap. III—V schildern ausführlicher den schon oben bezeichneten merkwürdigen Zug, den Cortez i. J. 1524 von Mexiko aus unternahm, um den Cristoval de Olid aufzusuchen und zu züchtigen, der, von ihm i. J. 1523 von Vera Cruz nach der Küste von Honduras zur Auffuchung der dort vermutheten Durchfahrt ausgesandt, von ihm abgefallen war, im Einverständniß mit dem Gouverneur von Cuba, Diego Velasquez, dem Feinde des Cortez, an der Küste von Honduras auf seine

eigene Hand eine Ansiedelung gemacht und den ihm von Cortez nachgesandten Francisco de las Casas angegriffen und gefangen genommen hatte. Diese merkwürdige Land-Expedition, die wir schon durch Robertson nach dem Berichte des Bernal Diaz ziemlich genau kannten, ist neuerdings auch von Prescott ausführlicher geschildert worden, indem er dafür außer dem Werke von Bernal Diaz noch besonders den eigenhändigen Bericht des Cortez in seiner schon erwähnten berühmten Carta Quinta benutzte. Unser Verf. hat sich nicht auf die Mittheilungen seiner Vorgänger beschränkt, sondern die angeführten Quellen selbst studirt und ausführlicher wiedergegeben; dabei aber auch — ebenso wie Prescott — sich ganz auf das in den Quellen Mitgetheilte beschränkend, ohne sich weiter auf Erörterung von Fragen über den damaligen Culturzustand der Einwohner Yucatan's einzulassen, die sich von selbst aufdrängen, wenn man ersiehet, daß Cortez auf diesem Zuge u. a. nahe bei den jetzigen großartigen Ruinen von Palenque vorbei kam und wenn man in den Berichten des Cortez und des Bernal Diaz einmal von großartigen, mitten in dichten unbewohnten Wäldern gelegenen Ruinen, die als Ueberreste einer damals schon vorübergegangenen höheren Culturepoche erscheinen, dann wieder von großen eine gewisse höhere Bildung der damaligen Bewohner bezeugenden Tempeln und Städten, liest, daneben aber fast gar keine andere Beweise einer fortgeschrittenen Cultur erwähnt findet, namentlich nirgends gebahnte Wege, ohne deren Existenz doch eine Civilisation, wie die neuerdings genauer bekannt gewordenen Baudenkmale in Yucatan sie bezeugen, kaum zu denken ist. — Unser Verf. hält sich weder hier noch im Verfolge seiner Erzählung, wo die Nachrichten der

Missionare über die politischen und religiösen Verhältnisse der Yucataner (Kap. VIII) aufs Neue dazu Veranlassung genug geben, bei solchen Fragen auf. Prescott hat dagegen allerdings in s. Abhandlung über den Ursprung der mexikanischen Civilisation im 3ten Bde seiner Gesch. der Eroberung von Mexiko auch die Frage nach den Erbauern der Tempel und Paläste, deren Ruinen wir gegenwärtig in Yucatan anstaunen, aufgeworfen und dahin beantwortet, daß diese Bauwerke (denen Waldeck ein Alter von 3000 Jahren gibt) den Toltequen zuzuschreiben und in die Mitte des 10ten Jahrhunderts zu setzen sein möchten. Seine Untersuchung muß aber doch als sehr dürftig und ungenügend bezeichnet werden, wenn man sie mit den früheren Leistungen auf dem Gebiete der amerikanischen Archäologie, z. B. denen M. v. Humbold's vergleicht, und dabei erwägt, welche unvergleichlich vollständigere Hülfsmittel ihm dafür zu Gebote gestanden haben, theils durch sonst sehr schwer zugängliche ungedruckte Geschichtsquellen, theils durch die Bibliothek zu Cambridge (Massachusetts), welche, leider durch Einverleibung der berühmten Ebelingschen Bibliothek aus Hamburg, die reichste Sammlung von Büchern und Charten für die ältere Geschichte von Amerika enthält. — Wie wenig die Amerikaner, das was ihnen ihre größeren Hülfsmittel darbieten, zu benutzen verstehen oder Lust haben, zeigt u. A. auch die Charte, welche unserem Buche beigegeben ist, um zur Orientirung über die Lage der Wohnplätze der verschiedenen Indianer-Staaten auf der Halbinsel Yucatan zur Zeit der spanischen Entdeckung und Eroberung und insbesondere auch über die Richtung des Zuges von Cortez von Mexiko nach Honduras zu dienen. Sie ist „nach

den ältesten Quellen zusammengetragen und nach den neuesten Autoritäten berichtigt“, leistet aber so gut wie gar nichts Sicheres für die ältere Geographie des Landes und läßt den Leser des Buches jeden Augenblick im Stich, während es doch wohl keinem Zweifel unterliegt, daß aus den Charten, welche die Bibliothek zu Cambridge aus der Sammlung von Ebeling über Yucatan besitzt und denen, welche ältere spanische und mexikanische Geschichtsschreiber enthalten, manche wichtige Aufklärungen über dies Land würden gewonnen werden können. Prescott, dem das Studium dieser Charten gestattet gewesen, erwähnt derselben bei Gelegenheit des Zuges von Cortez, aber nicht weiter als in einer Note mit der Bemerkung: *I have examined some of the most ancient maps of the country by Spanish, French and Dutch cosmographers, in order to determine the route of Cortés. An inestimable collection of these maps, made by the learned German, Ebeling, is to be found in the library of Harvard University. I can detect on them only four or five of the places indicated by the general. They are the places mentioned in the text, and though few, may serve to show the general direction of the march of the army.*« Conquest of Mexico III. p. 248. — Würde ein deutscher Gelehrter sich damit wohl begnügt haben? — Was nun die Frage über den Culturzustand Yucatans zur Zeit der spanischen Entdeckung betrifft, so wollen wir hier nur bemerken, daß unser Buch, obgleich der Verf. diesen Gegenstand gar nicht hervorhebt, doch vielfache Beweise dafür enthält, daß die Bewohner Yucatans damals gegen die Zeit, aus welcher die Bauwerke von Palenque, Mitla, Copan, Uxmal zc. stammen,

in der Cultur sehr zurückgesunken waren und in dieser Hinsicht selbst weit unter den damaligen Azteken in Mexiko standen. Zum Beweise dafür wollen wir nur hervorheben, 1) daß die Spanier in Yucatan nirgends eine Spur von Einrichtungen fanden, welche einen lebendigeren Verkehr zwischen den verschiedenen Theilen des Landes andeuten, 2) daß die Idole, welche die Yucataner zur Zeit der Entdeckung verehrten, meist von Thon oder Kalk und Gyps angefertigt waren, und künstlerisch sehr weit gegen die in Granit oder Syenit gearbeiteten zurückstanden, welche sich neuerdings noch ganz unverfehrt erhalten mit den Ruinen der genannten Städte gefunden haben und welche, ebenso wie die Sculpturen und die hieroglyphischen Inschriften an denselben einen hohen Grad technischer Ausbildung bezeugen, und daß endlich ein großer Theil der Bevölkerung offenbar nicht mehr in solchen großen Städten, wie Palenque &c. es gewesen sein müssen, sondern unter kleinen unmächtigen Häuptlingen zerstreut über das Land wohnten, indem die Missionare wiederholt gerade diese Zerstreutheit als ein Haupthinderniß ihrer Thätigkeit und die Sammlung des Volks in größere Ansiedlungen als nothwendige Bedingung für den Erfolg der Pacification bezeichnen.

Um jedoch zu unserem Verf. zurückzukehren, haben wir von den zunächst folgenden Capp. VI u. VII nur anzuführen, daß sie über die ersten fortgesetzten Versuche der Conquistadoren zur Eroberung und Unterwerfung Yucatans berichten, welches dem Francisco de Montejo i. J. 1526 einem Gefährten des Grijalva und des Cortez vom Kaiser zum Gouvernement gegeben war. Montejo opferte dabei sein ganzes Vermögen auf ohne

doch nach Jahre lang dauernden Kämpfen etwas Dauerndes gegründet zu haben und erst seinem Sohn Francisco de Montejo dem Jüngeren gelang es i. J. 1547 die sogenannte Pacification des Landes zu beendigen. Damit war man aber noch weit entfernt von einer eigentlichen Unterwerfung der Indianer, die zwar in allen größeren Gefechten mit den Spaniern jedesmal besiegt wurden, aber doch völlig unabhängig und uncivilisirt blieben, weil die Spanier sich darauf beschränken mußten, in der Nähe der Küsten einige feste Plätze anzulegen und diese gegen die zu immer erneuerten Aufständen geneigten Indianer zu halten. Nach dem Innern wurden zwar auch einzelne Kriegszüge unternommen, aber ganz ohne bleibenden Erfolg, indem die Eingebornen zwar meist schnell sich unterwarfen, dem spanischen Monarchen Gehorsam und die Annahme des Christenthums gelobten, unmittelbar aber nach dem Abzuge der Spanier, welche nie stark genug waren, größere Besatzungen im Lande zurückzulassen, aller Gelöbnisse vergaßen, da, wo sie konnten, kleinere Posten und Truppenzüge der Spanier angriffen und aufrieben und sich völlig wieder von allem Verkehr mit den spanischen Obrigkeiten abschlossen. Da die spanische Regierung den Gouverneuren von Yucatan von Anfang an es zur Pflicht gemacht hatte, die Pacification des Landes ohne Anwendung von Gewaltmaßregeln zu betreiben, und da die Producte Yucatan's nicht der Art waren, größere Schaaren von Abenteurern anzulocken, welche, wie in andern Theilen Amerikas durch Habsucht getrieben, die Unterwerfung der Indianer auf eigene Hand und gegen die immer Schonung und Milde gegen die Indianer befehlenden Gesetze der spanischen Regierung auszuführen, so blieb zur

Colonisation Yucatans nichts Anderes übrig, als sie der uneigennütigen Thätigkeit der christlichen Missionare zu überlassen und wahrhaft erfreulich ist es, zu sehen, mit welchem Eifer der Rath von Indien schon während der ersten spanischen Eroberungsversuche die Ausrüstung von Missionaren nach Yucatan betrieb, in seinem Eifer für die Mission auch nicht nachließ, als bedeutende Anstrengungen in dieser Beziehung nur geringe Erfolge gaben und beharrlich für die Colonisation von Yucatan den Grundsatz äußerster Milde in der Behandlung der Indianer fest hielt.

Die ersten Missionsversuche in Yucatan wurden i. J. 1533 von den Franciscanern unternommen. Sie wurden jedoch, obgleich sie gleich anfangs nicht ohne Erfolg bei den Eingebornen ausfielen, bald wieder unterbrochen und erst von 1546 an, in welchem Jahre von Spanien auf einmal 150 Missionare nach der Neuen Welt und davon 12 nach Guatemala ausgesendet wurden, wieder aufgenommen und planmäßig fortgesetzt. Im J. 1549 wurde in der von Montejo dem Jüngern i. J. 1542 gegründeten Stadt Merida de Yucatan das erste Capitulo Custodial gehalten und 1567 ein besonderes Bisthum für Yucatan, welches bis dahin zum Sprengel des Bisthums von Mexiko gehört hatte, errichtet. Diese Missionen der Franciscaner beschränkten sich jedoch auf den nördlichen Theil der Halbinsel. Im Süden waren gleichzeitig die Dominicaner thätig, und hier war es vorzüglich der berühmte Bartolomeo de las Casas, der Apostel der Indianer, der die Missionen organisirte und bei denselben auch persönlich sich betheiligte. Unser Verf. berichtet mit Wärme über diese ersten Missionen in Yucatan, mit denen er uns in eine Periode der Geschichte

Yucatan's einführt, welche bis jetzt sehr wenig bearbeitet worden ist. Wir müssen jedoch den Leser von hier an auf das Buch selbst verweisen, da die folgende Geschichte Yucatan's keine hervorragende und durch ihre Erfolge wichtige Ereignisse darbietet, um durch Hervorhebung derselben den Verlauf der Colonisations-Geschichte dieses Landes kurz andeuten zu können. Wir bemerken deshalb nur, daß von nun an geistliche und weltliche Waffen, meist im guten Einverständnisse mit einander, manchmal aber auch einseitig und gegen einander ihre Zwecke verfolgend, die Bekehrung und Civilisation der Eingebornen sich lange Zeit hindurch eifrig angelegen sein ließen, daß sie aus verschiedenen Gründen darin jedoch nur sehr geringe dauernde Erfolge gewannen. Die Haupthindernisse lagen aber erstens in der Natur des Landes, welches weder zu einer Plantagen- noch zu einer Bergbau-Colonie sich besonders eignete, 2) in der damit zusammenhängenden Unzulänglichkeit materieller Unterstützung von außen, 3) in dem Charakter der Eingebornen, die gar oft durch List und Untreue sich gegebenen Versprechungen wieder zu entziehen wußten, und endlich in den oft wiederholten Angriffen der spanischen Niederlassungen in Yucatan durch fremde, vorzüglich englische Piraten die mehr als einmal durch Plünderung und Verwüstung den Spaniern daselbst den Untergang droheten und sie dazu zwangen ihre Hauptkraft mehr zur Beschützung der sehr exponirten Küsten als zur Beherrschung der Eingebornen im Innern zu verwenden. So kam es, daß seit Anfang des 17. Jahrhunderts, das Innere des Landes, nachdem mehrere Missionare dort den Märtyrertod gefunden, von den Missionen wieder ganz aufgegeben wurde und daß um die Zeit auch

die ganze spanische Herrschaft in Yucatan sich auf eine kleine Anzahl befestigter Plätze in der Nähe der Küsten beschränkt sah. Erst zu Ende des 17. Jahrhunderts fingen die Gouverneure von Yucatan wieder an, mit größerer Energie und durch zweckmäßigere Maßregeln als bis dahin die Unterwerfung der Indianer im Innern wieder aufzunehmen, indem sie nämlich große Straßen anlegten und auf diesen langsam ihre Posten gegen das Innere vorschoben. Die wichtigste dieser Militärstraßen war die von Merida nach Santiago de Guatemala, welche von Don Martin de Ursua 1695 angefangen und 1697 beendigt wurde und welche auch bald den Spaniern von großem Nutzen geworden zu sein scheint. Unser Verf. bricht jedoch hier seine Geschichte von Yucatan plötzlich ab, weil seine Hauptquelle (die *Historia de la Conquista de la Provincia de el Itza etc. etc., escrivela Don Juan de Villagutierre Soto-Mayor etc. Prim. parte. Madrid 1701*) mit dem Jahre 1700 aufhört, und schließt dann folgendermaßen: „Was sich in der Folge bei der Vollendung der Unterwerfung des Innern von Yucatan zutrug, muß ein Gegenstand bloßer Muthmaßung bleiben. Daß das Land der Itzaer (im Innern) niemals vollständig unterworfen wurde, kann mit Sicherheit aus der Thatsache gefolgert werden, daß die Indianer, welche im Besitz des Großen Peten (eines großen Sees im Innern, zur Zeit der spanischen Entdeckung von einer dichten Bevölkerung umgeben und Zielpunkt mehrfacher, aber immer erfolgloser Expeditionen der Spanier im 16. und 17. Jahrhundert) sind, dem sie den Namen Flores gegeben haben, noch gegenwärtig, obgleich dem Namen nach Guatemala unterthan, in Wirklichkeit eine unabhängige Race bilden. Ihre krie-

gerischen Neigungen sind jedoch dem Verlangen nach einem commerciellen Verkehr mit ihren Nachbarn gewichen, so daß sie gegenwärtig einen kleinen Handel einerseits mit Tabasco auf dem San Pedro-Fl., andererseits mit den britischen Besitzungen der Honduras-Bai betreiben. Unsere heutige Kenntniß von ihren Zuständen steht jedoch noch hinter dem zurück was die Spanier zu Ende des 17. Jahrhunderts von ihnen wußten.“ Wir hoffen indeß, daß es dem Verf. bei den fernern Studien für das Werk über die Geschichte der britischen Ansiedlungen an der Honduras-Bai, zu dem das hier besprochene Werk eigentlich nur eine geschichtliche Einleitung bildet, noch gelungen sein mag, die hier angedeutete völlige Lücke in der Colonisations-Geschichte einigermaßen auszufüllen. Auch können wir nur wünschen, daß dies Werk, welches nach dem Vorwort die Geschichte Yucatans von der Zeit an, in welcher die britischen Holzfäller ihre Operationen beim Cap Catoche anfangen bis zum Ablauf der Administration des General-Majors Alexander Macdonald, des unmittelbaren Vorgängers des Verfs umfassen soll, und welches der Verf. so bald wie möglich zu liefern versprach, nun recht bald erscheinen möge. W.

L e i p z i g

Verlag von Gustav Mayer 1856. Fr. L. von Soltau's deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert. Aus Soltau's und Leyser's Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von H. R. Sildebrand, Dr. ph., Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig. XLVI und 514 S. in Octav.

Ueber die Entstehung dieses Buchs gibt uns die Einleitung genauen Bericht. Soltau, der Verfasser des für diese Species der vaterländischen Litteratur Epoche machenden Werks „Ein Hundert deutsche historische Volkslieder, Leipzig 1836“, hatte den Stoff zu einem zweiten Hundert gesammelt: die Hinterbliebenen Soltau's baten H. Sildebrand diesen Nachlaß herauszugeben; als

derselbe aber sich hierzu entschloß, fand er, daß nur 45 Lieder der neuen Soltau'schen Sammlung sich zur Herausgabe eigneten, wenn man auch jetzt den von Soltau selbst früher befolgten Grundsatz festhielte, nur solche Lieder aufzunehmen, die sich nicht bereits in den größeren und zugänglicheren Sammlungen fänden. Ueber die Hälfte der Lieder vorliegender Sammlung ist also von dem Herausgeber beschafft worden; einen guten Theil davon verdankte er dem auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen Nachlasse Leyser's, einen andern Beitrag von zwölf, der neuern Zeit angehörigen, dem Volksmund selbst noch entnommenen Liedern dem um die vaterländische Litteratur schon mannichfach verdienten H. v. Plönies. So bietet diese Sammlung neben manchem schon Bekannten auch viel Neues. Chronologisch erstreckt sie sich v. J. 1402—1850, obwohl das 15. Jh. nur mit 6 Liedern vertreten ist. Der 30jähr. Krieg ist durch eine ganze Anzahl neu gesammelter Lieder, von denen 3 allein die Belagerung von Stralsund betreffen, besonders gut bedacht. Diese Lieder sind zum Theil in der jene Zeit lebhaft vergegenwärtigenden dramatischen Gesprächsform verfaßt. Unter den neuern hier mitgetheilten Volksliedern gehören die meisten, und auch die interessantesten der Zeit der Kriege gegen Napoleon an. — Daß für den politischen, wie den Litterar-Historiker schon solche Sammlungen, als die vorliegende, von mannichfadem und öfters von nicht geringem Interesse sind, liegt auf der Hand: von großer wissenschaftlicher Bedeutung aber würde es sein, wenn von einem Verein von Gelehrten eine vollständige Sammlung aller deutschen historischen Volkslieder in chronologischer Ordnung, u. mit allen Mitteln historischer u. sprachlicher Kritik herausgegeben würde — ein Unternehmen, das uns einer deutschen Akademie sehr würdig dünken möchte. — Ein Privatmann kann sich schwerlich ein so weites Ziel stecken. Hr H. insbesondre hat bei der Herausgabe seiner Sammlungen über den Kreis von Gelehrten hinaus auch ein größeres Publicum ins Auge gefaßt. Sowohl die einen wie die andern Leser hat er bei der Abfassung der Anmerkungen unter dem Vortheil berücksichtigt: einerseits hat er dort die wichtigsten Lesarten gegeben, andererseits alle sprachlichen Schwierigkeiten, die sich einem größern Publicum darbieten konnten, aus dem Wege geräumt. Fleißig abgefaßte bibliographische Nachrichten werden überdem den einzelnen Liedern vorausgeschickt. In diesen Beziehungen hat die neue Sammlung vor der ältern Soltau'schen noch Vorzüge voraus. — Der Verleger hat dem Buch eine würdige Ausstattung gegeben.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 29. September 1856.

N e a p e l

della stamperia reale 1852—1854. Codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXXIV con note storiche osservazioni e dissertazioni di Carlo Troya. Tomo I. XLVIII u. 624, T. II. LVI u. 581, T. III. II u. 710, T. IV. III u. 705 S. in Octav. (Auch unter dem Titel: Storia d'Italia del medio evo di C. Troya. Vol. IV. P. I—IV).

T u r i n

ex officina regia 1855. Edicta regum Longobardorum edita ad fidem optimorum codicum opera et studio Caroli Baudi a Vesme ex curatoribus historiae patriae studiis promovendis. CXII u. 510 S. in Folio. (Auch unter dem Titel: Historiae patriae monumenta edita jussu regis Caroli Alberti. Edicta regum Longobardorum).

M ü n c h e n

Sumptibus et typis Georgii Franz 1855. Edicta

regum Langobardorum quae comes Baudi a Vesme in genuinam formam restituit secundum editionem Augustae Taurinorum repetenda curavit J. F. Neigebaur. Cum appendice: Regum Langobardorum leges de structoribus. IX, 129 u. 47 S. in Octav.

S e i d e l b e r g

J. C. B. Mohr 1855. Die Lombarda-Commentare des Aripbrand und Albertus. Ein Beitrag zur Geschichte des germanischen Rechts im zwölften Jahrhundert. Nach den Handschriften zum erstenmale herausgegeben von Dr. August Anschütz. X u. 204 S. in Octav.

Die Quellen der langobardischen Geschichte und des langobardischen Rechts sind seit geraumer Zeit der Gegenstand wetteifernder Arbeiten deutscher und italiänischer Gelehrten gewesen, deren Veröffentlichung man mit Erwartung entgegensah. Mit den Geschichtsschreibern hat sich schon eine Reihe von Jahren Bethmann beschäftigt und in den beiden interessanten Abhandlungen über Paulus Diaconus und die langobardische Geschichtschreibung im Allgemeinen (Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde Band X) sowohl über das reiche ihm zu Gebote stehende handschriftliche Material Auskunft wie auch wichtige Beiträge zur näheren Kenntniß und Beurtheilung der verschiedenen Schriftsteller selbst gegeben. Den Gesetzen haben Blume und Merkel ihre Forschungen zugewandt und die Resultate derselben Merkel in der trefflichen Schrift: Die Geschichte des Langobardenrechts niedergelegt, von der früher auch in diesen Blättern (1851. St. 99) kurz die Rede war. Schon vorher hatte Baudi a Vesme einzelne Abdrücke seiner neuen Ausgabe der lango-

bardische Gesetze verbreitet, die jetzt vervollständigt und verbessert in dem obengenannten Bande der großen Sammlung der Monumenta des Königreiches Sardinien vorliegt. Aber auch der bekannte unermüdlche Forscher der Geschichte Italiens im Mittelalter, Troya, hat eine neue Ausgabe der verschiedenen Edicte der langobardischen Könige erscheinen lassen, verbunden mit einer Sammlung der Urkunden und anderer kleinerer Documente, welche über die Geschichte jener Zeit Licht verbreiten können. Die Absicht dieser Anzeige ist, von diesen Publicationen, zu denen die zulezt genannte deutsche in gewissem Sinne ergänzend hinzutritt, hier einen etwas näheren Bericht zu geben.

Ein Codex diplomaticus Langobardicus war gewiß ein in jeder Beziehung zeitgemäßes und dankenswerthes Unternehmen. Von den drei germanischen Herrschaften, welche in Europa längeren Bestand gewannen und für die Weiterentwicklung desselben von besonderer Bedeutung waren, hat die fränkische ihre alten Documente schon durch Bréquigny gesammelt erhalten, und die neue Ausgabe von Pardessus hat bei allen Mängeln, die ihr ankleben, wenigstens das Verdienst, das vorhandene Material vollständig zusammenzustellen; mehr noch ist durch Kemble für die Angelsachsen geschehen. So kam es zunächst, auch im Interesse der allgemeinen deutschen Geschichte und Alterthumskunde, darauf an, die langobardischen Urkunden in gleicher Weise zu sammeln und dem Gebrauch bequem zugänglich zu machen. Nicht als ob es an Publicationen derselben gefehlt hätte. In fast allen Theilen Italiens hat man sich in älterer und neuerer Zeit wetteifernd bemüht, wie die Quellen der Geschichte überhaupt, so auch

diese Denkmäler des früheren Alterthums an das Licht zu ziehen: einige sehr ausgezeichnete und berühmte Werke sind der Veröffentlichung von Urkunden besonders gewidmet. Doch umfassen diese regelmäßig längere Zeiträume, während sie sich andererseits meist auf eine einzelne Provinz oder Stadt beschränken; nur wenige nehmen einen so allgemeinen Standpunkt ein, wie Brunettis *Codice diplomatico Toscano* oder die neue Ausgabe der *Documente des Neapolitanischen Archivs* von Spinelli. Viele interessante Stücke sind in seltenen Monographien oder gar Zeitschriften enthalten, die sich wenigstens in Deutschland schwer zusammenbringen lassen, so daß auch die sorgfältigsten Forscher sich bisher nicht leicht rühmen konnten, das vorhandene Material vollständig zu übersehen: wer sich über eine einzelne Frage unmittelbar aus den Quellen unterrichten wollte, war dazu kaum im Stande; man durfte wenigstens nie mit einiger Sicherheit sagen, daß diese oder jene Institution, diese oder jene Bezeichnung in den langobardischen Urkunden nicht vorkomme; eine abschließende Arbeit über die inneren Verhältnisse des Reichs und die Zustände des Volks war kaum zu unternehmen. Darum darf die Publication Hrn Troyas bei allen Freunden germanischer Geschichte auf volle Theilnahme rechnen.

Der Anfang war schon in den 40er Jahren gemacht und ein erstes Heft in Folio damals publicirt. Diese Ausgabe ward aber unterbrochen, und an ihre Stelle ist nun die vorliegende getreten, die in anderem Format erscheint, und sich zugleich als einen Theil des großen Werkes über die Geschichte Italiens im Mittelalter ankündigt. Der Herausgeber war dazu um so eher berechtigt, als er von vorne herein die Absicht hatte, und

diese auch ausgeführt hat, eine Menge einzelner Fragen aus der Geschichte der langobardischen Zeit hier zu erörtern und damit der Darstellung der Geschichte selbst den Weg zu bahnen. Vor Allem ist es ein Gegenstand, der seine Theilnahme in Anspruch nimmt, den er auch auf dem Titel gleich besonders hervorhebt: »ordinate principalmente a chiarir la condizione de' Romani vinti da' Longobardi e la qualità della conquista«. Diese Untersuchung, die er früher schon in einem eigenen auch als Beilage der Geschichte Italiens angefügten Memoire ausführlich behandelt hat, ist, wie er selbst ausspricht, eigentlich der Anlaß zu der ganzen Unternehmung gewesen: um ihretwillen hat er alle Monumente der langobardischen Zeit einer ins Detail eingehenden Betrachtung unterworfen, und sieht sich nun veranlaßt, dieselben hier vereinigt, von Anmerkungen und Excursen begleitet, die sich hauptsächlich eben auf jenen Gegenstand beziehen, öffentlich vorzulegen.

Halten wir uns zunächst an das Material, welches hier zusammengebracht ist, so muß freilich gleich bemerkt werden, daß es nicht so umfassend, namentlich die Zahl der eigentlichen Urkunden nicht so groß ist, wie der Umfang der Bände vermuthen lassen könnte. Die vier welche vorliegen begreifen nur eine Zeit von reichlich 150 Jahren, 568 — 724; es ist wohl zweifelhaft, ob die 50 Jahre, welche übrig sind, in einem Bande werden abgemacht werden können. Aber ein bedeutender Theil des so eingenommenen Raumes ist eben von den erläuternden Bemerkungen und Excursen in Anspruch genommen, die oft bis zu monographischen Abhandlungen anwachsen. Außerdem ist, wie schon bemerkt, der Text aller langobardischen Gesetze sammt allerlei Anhängen gegeben: im

zweiten Theile kommen auf das Edictum Rotharis mit allem Beiwerk allein die Seiten 60—464 und 519—528, also der weit überwiegende Theil des ganzen Bandes. Auch sonst sind nicht allein Urkunden, sondern ebensowohl Briefe, Inschriften, Gedichte, Nachrichten der Historiker und Anderes aufgenommen worden; im ersten Bande bilden die Briefe Gregor des Großen die Hauptmasse. Es soll das nicht getadelt werden. Waren Documente dieser Art auch bisher schon leichter zugänglich und ein neuer Abdruck deshalb weniger nothwendig, so hatten sie doch nicht allein für den Zweck des Herausgebers oft ein ganz besonderes Interesse, sondern es gewährt auch sonst manche Vortheile, hier Alles bei einander zu haben, was an solchem Material für die langobardische Geschichte vorhanden ist.

Unsere Theilnahme nehmen freilich vorzugsweise die Urkunden in Anspruch. Der Herausgeber berichtet in der Vorrede zum ersten Band über Reisen und Arbeiten, die er zum Behuf der Sammlung unternommen hat; eine Anzahl namentlich mittelitalischer Archive ward von ihm besucht, über die dann mancherlei ganz interessante Nachrichten mitgetheilt sind. Daß sie ihm aber eine sonderliche Ausbeute für dies Werk geliefert haben, läßt sich doch nicht sagen: entweder gingen sie überhaupt nicht bis in die langobardische Zeit zurück, oder was sie aus dieser enthielten, war früher publicirt, und Hr Troya fand es nicht für nöthig oder hatte nicht die Zeit und Gelegenheit, eine neue Abschrift oder Collation zu veranstalten. Nur aus dem Urkundenschatz des Klosters Farfa, der schon Fatteschi, Galletti und Andern zu wichtigen Publicationen das Material lieferte, hat er eine Anzahl ungedruckter Diplome

(wenn ich recht gezählt habe 9) im dritten und vierten Bande mittheilen können; dazu kommt eine spätere, aber auf eine ältere zurückweisende Urkunde aus dem vaticanischen Archiv; ein paar andere sind aus Handschriften verbessert, oder es ist wenigstens über einzelne zweifelhafte Worte Auskunft gegeben, regelmäßig freilich nicht nach eigener Einsicht, sondern nach Mittheilungen gelehrter Freunde. Einer solchen verdankt der Herausgeber namentlich auch eine ganze Reihe früher ungedruckter Stücke, auf deren hier geschehene Veröffentlichung er geneigt ist einen ganz besonderen Werth zu legen. Ich meine die Cremoneser Urkunden, die er von dem Grafen Morbio erhielt, 20 an der Zahl, die allerdings geeignet wären die Aufmerksamkeit in besonders hohem Grade auf sich zu ziehen, wenn man sie wirklich für das halten könnte, wofür sie sich ausgeben und Hr Troya sie nimmt.

Diese Frage führt aber gleich anfangs zu einer für den Werth der ganzen Unternehmung höchst wichtigen Bemerkung. So großen Eifer und Fleiß Hr Troya wie in seinen früheren Arbeiten so auch hier gezeigt hat, ebenso großen Mangel an Kritik und Schärfe der Beurtheilung nimmt man wahr. Er sagt in der Vorrede, er habe es für Pflicht gehalten neben den echten auch falsche Urkunden aufzunehmen, schon weil die Verfälscher späterer Zeit sich doch oft echter bedient hätten; er beruft sich zur Rechtfertigung dafür auch auf Bréquignys und Pardessus' Verfahren. Aber wenn dieses schon nicht eben vollen Beifall finden konnte, so noch weniger das hier befolgte. Jene sind wenigstens eifrig bemüht, das Gekte vom Unechten zu sondern, und wenn sie auch vielleicht manchmal fehlgegriffen, manchmal

noch zu viel in Schutz genommen haben, so kann man ihnen doch nicht ein eigentliches Aussehen kritischer Grundsätze vorwerfen, während Herr Troya sich ein solches in gar hohem Grade zu Schulden kommen läßt. Von Kritik ist bei ihm in der That wenig die Rede; und nicht leicht läßt er sich durch irgend etwas irre machen. Alles scheint ihm möglich, erklärlich; und wenn nichts Anderes hilft, so wird ein besonders anstößiger Ausdruck einem späteren Copisten aufgebürdet und immer möglichst viel von dem Bestand der betreffenden Urkunde gerettet. Eine Fälschung muß einen sehr hohen Grad von Handgreiflichkeit erreicht haben, ehe sie hier Anerkennung findet, wie es III, S. 651, geschieht, wo freilich der *dux Carinthiae*, das *merum et mixtum imperium* und Anderes keine Rechtfertigung zuließen; oder ebend. S. 375, wo wenigstens die Form und ein Theil des Inhalts einer unzweifelhaft falschen Urkunde preisgegeben werden; einige andere der Art scheinen in einen Appendix verwiesen zu sein; s. IV, S. 177. Dagegen werden nicht bloß die ältesten Urkunden Bobbios und Nonantulas als echt vertreten, zwei Aretiner Diplome gegen Savigny in Schutz genommen (III, S. 238), auch andere, deren Falschheit oder grobe Interpolation auf den ersten Blick erhellt, finden hier ihre Vertheidigung; so IV, S. 96 ff. eine schon von Muratori aufgegebene Urkunde, wo weder das unrichtige Datum, noch die *Professio langobardischen Rechtes*, noch ein falscher Bischofsname, noch andere verdächtige Umstände den Glauben des Herausgebers erschüttern können.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. 158. Stück.

Den 2. October 1856.

Neapel, Turin, München, Heidelberg

Fortsetzung der Anzeigen: »Codice diplomatico Longobardo etc. di C. Troya; Edicta regum Langobardorum edita op. etc. C. Baudi a Vesme; Edicta regum Langobardorum etc. curavit J. F. Neigebaur; Die Lombarda-Commentare etc. herausgegeben von Dr. A. Anschütz.«

Ebenso wenig findet er Bedenken, wenn in Urkunden Mistulfs der Titel *imperator augustus* vorkommt, nachdem er in der Chronik des Benedict von Monte Soracte gelesen, daß Einige den König aufgefordert hatten, *ut Romanum imperium usurparet*, und in dem Prolog eines seiner Gesetze gefunden, daß der König sagt: *traditum nobis a Domino populum Romanorum* (IV, S. 466), obschon es doch noch ein bedeutender Schritt ist von solchen Ausdrücken bis zur Annahme des kaiserlichen Titels und obgleich die betreffenden Urkunden zugleich andere Zweifel genug darbieten: die eine die Unterschrift eines *scabinus*, die andere eine *professio legis Lango-*

bard. und was der Art mehr ist. So trägt der Herausgeber auch kein Bedenken den angeblichen Brief Pippins an Papst Gregorius über die Schenkung an die römische Kirche als ein authentisches und höchst wichtiges Denkmal der Geschichte hinzustellen. Fantuzzis Abdruck wird aus einer Handschrift in Venedig berichtet, ohne daß dadurch aber die zahlreichen Anstöße, welche das Document darbietet, irgend beseitigt würden: nicht einmal der Name des Papstes ist hier richtig angegeben (Gregor statt Stephan); die ganze Form ist durchaus ungehörig und trägt ganz das Gepräge einer spätern Erzählung an sich; der angebliche Inhalt der Schenkung geht weit über das Maaf dessen hinaus was damals wirklich dem Papste übertragen worden ist; s. Perz's Auseinandersetzung, *Monum. Germ. hist. Leges II, 2, S. 7*, auf die Hr Troya keine Rücksicht genommen hat. Die Zweifel Anderer an der Ausdehnung der Pippinschen Schenkung glaubt er eben mit der Autorität dieses erst später bekannt gewordenen Fragments niederschlagen, eine Unfechtung desselben aber mit der Bemerkung beseitigen zu können, es sei undenkbar, daß man in eine Sammlung venetianischer Urkunden, wie die ist, aus welcher dasselbe stammt, ein solches Actenstück zu Gunsten des Papstes habe einschalten können. Vielleicht ist diese Neigung, auch das Unsichere und Unhaltbare zu vertreten, hier wie bei Andern hervorgerufen durch eine zu weit gehende Skepsis auf der anderen Seite; so hat Hr Troya es freilich nöthig gehabt auch für die Echtheit des berühmten Codex Carolinus gegen Unfechtungen eines seiner Landsleute einzutreten: dies an sich nicht eben schwere Beginnen ist ihm durch die Beifügung eines Facsimiles von dem alten in

Cod. dipl. Longobardo etc. di Troya 1563

Wien befindlichen Codex (IV, S. 574) nur noch erleichtert worden.

Bei der mehr als conservativen Haltung, welche dergestalt die Kritik des Herrn Troya einnimmt, kann es dann freilich nicht Wunder nehmen, daß auch die neuen Cremonesischen Urkunden, die er mitzutheilen hat, seine vollste Anerkennung finden. Zu Anfang freilich, sagt er, habe er einige Zweifel gehabt und einige Aufklärungen von dem Grafen Morbio, dem er sie verdankt, erbeten: diese habe er erhalten; und sie scheinen alle Bedenklichkeiten verscheucht zu haben, wenigstens sind die beigefügten Noten nun nur bestimmt, um solche bei Anderen im voraus abzuschneiden. Da nimmt er keinen Anstoß an den *generosi milites*, die in mehreren vorkommen, dem *miles nobilissimus*, der sich anderswo findet, an vielen ungewöhnlichen Titeln und andern neuen und fast wunderbaren Dingen, die sich hier darbieten. Er ist nur erfreut, fast entzückt über die neuen Aufschlüsse über das langobardische Alterthum, die beinahe jede dieser Urkunden gewährt. *Io non cesserò mai d'affermare*, heißt es II, S. 483, *che la presente Carta sia una delle più rilevanti di tutto il Codice Diplomatico Longobardo; Sempre più cresce l'importanza ed il valore delle Carte Cremonesi, II, S. 568; Non indegna delle precedenti Carte Cremonesi è questa atto importante per la Storia Civile del regno Longobardo, importantissimo per l'Ecclesiastica di Cremona, III, S. 1; Dalla perfezione di tal data e dal tenore delle cose qui narrate intorno a' Canonici di Cremona, sempre più si conosce quanto sia stato prezioso il dono del Conte Morbio, III, S. 26; Il merito di questa Carta è grande per le cose, che dice; più*

grande assai pe' nuovi studj, a quali apre le strade, su' costumi Langobardi sotto la dinastia Bavarica. Inestimabile dono del Morbio! III, S. 35; Maggiore, s'egli è possibile, riesce de' precedenti questo dono del Morbio, per rilievo e per la novità delle cose descritte nella Carta, III, S. 124; E questa, se io non vado errato, una delle Carte più preziose del presente Cod. Dipl., IV, S. 527. Vgl. die Vorrede zu Vol. II, S. III—V. Da findet er eine ganze Reihe neuer Herzöge von Cremona und von anderen Orten (I, S. 587. II, S. 45. 485. 570. III, S. 38. 124. 525), eine ansehnliche Verwandtschaft des Königs Anspruch (III, S. 525. 537), wichtige Aufschlüsse über den kirchlichen Widamus (so!) (III, S. 526 ff.); eine Urkunde verbreitet Licht über die Localitäten Veronas (I, S. 587. 588); eine andere zeigt: che dopo mille e dugento anni con maravigliosa costanza la misura de' terreni non s'è punto alterata (II, S. 47; wohl äußert Hr Troya, daß diese maravigliosa costanza die Urkunde verdächtig machen könne; aber er beruhigt sich: Ma qual sarebbe veramente la maraviglia? In più d'una contrada i pesi e le misure durano da tempo immemorabile); eine dritte gibt den erwünschten Beleg, daß ein Langobarde sich der römischen emphyteusis bediente und die Kirche einen eigenen Notar hatte (II, S. 484. 488); wieder eine andere bringt, man denke, das Testament eines langobardischen Herzogs (II, S. 568); und so geht es fort mit den interessantesten und apartesten Mittheilungen. Nichts, auch nicht falsche Jahre, die Bezeichnung eines Königs als Heribertus secundus (III, S. 91), macht den Herausgeber irre; er scheint zu glauben, daß ein günsti-

ges Geschick alle diese Schätze gerade für ihn aufgehoben hat. Für einen unbefangenen Leser bedarf es aber kaum der Bemerkung, daß es sich hier nur um Kohlen statt des gehofften Goldes handelt *). Es hat allein ein gewisses Interesse zu fragen, wer sich eine solche Täuschung erlaubt. Hr Troya und sein nächster Gewährsmann der Graf Morbio sind natürlich in keiner Weise theiligt. Schon geraume Zeit früher hat Dragoni in seinem Buch: *Sulla chiesa Cremonese e sull' antica ecclesiastica disciplina universale cenni storici*, Cremona 1840, von den meisten dieser Urkunden Nachricht gegeben; dieser behauptet, wie auch hier II, S. 45 n. angeführt wird, 25 Jahre lang an einem Codex dipl. eccl. Cremonensis gesammelt zu haben, dessen Handschrift nun diese Stücke entlehnt sind. Es führt mich zu weit, das mir vorliegende Buch Dragonis einer so eingehenden Untersuchung zu unterwerfen, wie erforderlich wäre, um auf ihn selbst den Verdacht der Fälschung werfen zu dürfen: möglich, daß auch er sich von Andern hat täuschen lassen. Hier genügt die Bemerkung, daß die gewissenhafte Forschung sich von diesen Stücken fern halten muß, und zwar auch da, wo ein einzelnes nicht so deut-

*) Für manche Gläubige in Deutschland wie in Italien wird ein näherer Nachweis der Unechtheit im Einzelnen freilich doch nicht überflüssig sein; einen solchen hat sich, da erst der Anfang von Hr Troyas Publication vorlag, der gründliche Kenner italiänischer Geschichte im Mittelalter, Hr Assessor Dr Wüstenfeld hieselbst, angelegen sein lassen. Ich sehe aus den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie XVII, S. 395, daß er ihr eine Abhandlung über den Gegenstand eingereicht hat, deren Abdruck in dem Archiv der Akademie wohl erwartet werden darf.

liche Spuren seines Ursprungs an sich trägt wie es bei den meisten der Fall ist.

Glücklicher Weise fehlt es dann nicht an andern authentischen und inhaltsreichen Urkunden dieser Zeit. Es sind namentlich die von Bergamo, Lucca, Farfa, von dem Kloster St. Sophiae zu Benevent, und einzelne von anderen Klöstern und Kirchen, welche hier angeführt zu werden verdienen. Diplome der langobardischen Könige sind freilich wenig zahlreich, und die meisten derselben auch nicht von besonderer Wichtigkeit, bedeutender die der Herzoge von Benevent und Spoleto; überwiegend aber sind es Privaturkunden über Schenkungen und andere Rechtsgeschäfte, welche hier sich finden. Die Mehrzahl war, wie schon bemerkt, früher gedruckt, doch gewährt nun ihre Zusammenstellung nicht wenig Vortheile; erst sie macht es möglich, auch die innern Verhältnisse des langobardischen Reiches näher zu erkennen. Freilich ist es ungünstig, daß die früheren Zeiten so überaus dürftig bedacht, daß die älteren Stücke größtentheils zweifelhafter Echtheit sind: die erste Urkunde, die wir überhaupt finden, ist aus dem Jahre 601; aber sie gehört zu denen des Klosters Bobbio, die hier freilich in einer besonderen Abhandlung (II, S. 23—39) ihre Vertretung finden, die aber wenigstens nicht alle vor einer schärfer eindringenden Kritik bestehen: am ersten wird man das Diplom Adaloalds gelten lassen, das hier (II, S. 593) ins J. 627 gesetzt wird. Sehen wir von ihnen und den Cremonesischen Fabricaten ab, so beginnt die Reihe der authentischen Denkmäler gar erst gegen das Ende des 7. Jahrhunderts: das erste, das man wohl so ansehen kann, wird (II, S. 533) dem Jahr 674 zugeschrieben. Noch reichlich 10 Jahr jünger ist die

erste Urkunde in Brunetti's Codice diplomatico Toscano. Und also mehr als 100 Jahre nach der Gründung des langobardischen Reichs verfließen, ehe wir urkundliches Material von irgend welcher Bedeutung für die Aufklärung der Geschichte finden. Das Hauptdenkmal des Rechts, das Edictum Rotharis, ist älter als fast alle Diplome, die auf uns gekommen sind. Der Grund hiervon ist wohl zum Theil darin zu suchen, daß die Könige als Arrianer nicht in einem solchen Verhältniß zu den Kirchen und Klöstern des Landes standen, daß diese von ihnen irgend welche Verleihungen oder Bestätigungen empfangen, daß auch die langobardischen Volksgenossen den katholischen Kirchen natürlich nichts zuwandten, die römische Bevölkerung aber innerhalb der Grenzen des langobardischen Reichs sich überall nicht in der Lage befand, um Verfügungen über Land oder dgl., wie sie regelmäßig den Inhalt der Privaturkunden älterer Zeit ausmachen, zu treffen. Andere aber als geistliche Stifter haben wieder ihre Urkunden aus so früher Zeit nicht aufbewahrt. Auch kann man vielleicht die Frage aufwerfen, ob die Langobarden gleich nach der Eroberung sich der lateinischen Sprache bedient, ob sie, wenn das nicht der Fall, überall schriftliche Acte ausgestellt haben. Diese Fragen erörtert Hr Troya nicht, obschon gerade bei seiner Ansicht von dem Charakter der langobardischen Eroberung und der Stellung der Sieger zu den Römern auch sie ein besonderes Interesse haben mußten.

Natürlich kann es nicht die Absicht dieser Zeilen sein, die Ausbeute anzugeben, welche nun die hier vereinigten Urkunden für die Kenntniß der langobardischen Verfassung, der Rechtsverhältnisse und anderer Zustände des Volkes oder Lan-

des geben. Ich erwähne nur ein paar Einzelheiten.

Namentlich eine Menge der verschiedensten Namen für Hof- und andere Beamte treten uns hier entgegen, darunter solche, mit denen sich die Forschung noch wenig oder gar nicht beschäftigt hat. Ich nenne als Beispiel den am Hof der Beneventanischen Herzoge sehr häufig vorkommenden *duddus*, den das *Lexicon Ducangese* auch in der neuesten Ausgabe gar nicht kennt, während er hier in den zum Theil aus Ughelli wiederholten Urkunden sehr häufig vorkommt (III, S. 240. IV, S. 117. 154. 185. 343. 377. 449. 558); regelmäßig ist er zugleich *referendarius* und unterschreibt in dieser Eigenschaft die Urkunden. In anderen kommt dagegen ein *vicedominus et referendarius*, einmal (IV, S. 378), aber auch ein *gastaldius et referendarius* vor, so daß das Amt des letzteren mit verschiedenen anderen verbunden sein konnte und die Zusammenstellung allein nichts über die Bedeutung des *duddus* ergibt. Dagegen scheint es, daß dieselbe Person, Ursus, als *duddus* (III, S. 240), dann als *vastararius* (ebend. S. 309), später als *thesaurarius* (ebend. S. 683) vorkommt; die Urkunden sind aus den Jahren 715 (oder 730), 720, 740. Darnach könnte man glauben, in dem Worte *duddus* einen deutschen Namen für den Schatzmeister gefunden zu haben, an dessen Stelle eben später der Kämmerer trat, der bei den Langobarden als *vestiarius* oder *vestararius* vorkommt (Hegel I, S. 465). Ich darf freilich nicht verschweigen, daß abweichend hiervon alte Glossen in der Handschrift der langob. Gesetze zu Ivrea (Baudi a Vesme col. 221) die Erklärung geben: *hostiario i. e. drudo regis*. Allein solche Glossen können an sich nicht eben immer

auf sonderliche Genauigkeit Anspruch machen, und es ist außerdem sehr zweifelhaft, ob der *drudus* und *duddus* wirklich identisch sind. — Neben *sculdhais* kommt nicht selten ein *sculdhoris* vor, den Herr Troya anfangs von jenem zu trennen geneigt ist (III, S. 405), während er später findet (IV, S. 244), daß in einer Urkunde dieselbe Person abwechselnd *sculdhoris* und *sculdaschius* genannt wird; die Erklärung, die er dann zur Aufrechthaltung seiner Ansicht vorschlägt: *ma chi vietava, che i due Offici si congiungessero in una stessa persona*, wird nicht eben befriedigen. Andere in einer oder der andern Beziehung bemerkenswerthe, zum Theil aber auch noch sehr dunkle Titel sind: *archiporcarius*, *gualdator* (von *gualdum*, Wald), *caldararius*, *scaffardus* oder *scanfarda*, auch, aber vielleicht *corrumpirt*, *covitor* (IV, S. 190; Herr Troya vermuthet *conductor*, was auch sonst vorkommt).

Eine besondere Erwähnung verdient noch *scavinus*, über dessen Vorkommen vor der karolingischen Zeit bekanntlich ein ziemlich lebhafter Streit geführt wird. Ich habe, als ich mich gegen den Gebrauch des Namens früher als in der karolingischen Zeit aussprach (Verf. G. II, S. 422 n.), auf die langobardischen Urkunden, die man dafür anzuführen pflegt, keine Rücksicht genommen; dagegen hat Merkel, in den Zusätzen zu Savignys Geschichte des Röm. Rechts im Mittelalter VII, S. 6 und später im Literarischen Centralblatt 1853 Nr. 45 wenigstens einer derselben gedacht: es ist die vom Jahr 724 bei Brunetti I, S. 446 ff., hier III, S. 383 ff. Hr Troya sicht entschieden für die Echtheit der Unterschrift, er theilt nachträglich mit (IV, S. 435) was Capei

im Archivio storico App. 28 über das Original der Urkunde beigebracht hat, hält es aber für ein entschieden zu weit gehendes Zugeständniß desselben, wenn er nur sage, daß die Gründe für die Gleichzeitigkeit der Unterschrift überwiegen; er glaubt dort außerdem großes Gewicht darauf legen zu müssen, daß auch noch in zwei anderen langobardischen Diplomen der Name sich finde. Allein mit diesen ist es schlecht genug bestellt. Von dem einen muß Herr Troya selbst, da die Reihe der Veröffentlichung an dasselbe kommt, mittheilen (III, S. 485), daß das Original nicht, wie man früher gelesen »scavino«, sondern »scaro« habe; das andere ist eine Urkunde für Nonantula (IV, S. 430), in der *Aistulf imperator augustus* heißt und mehreres andere Anstößige sich findet. Der Umstand aber, daß von drei Zeugnissen das eine ganz wegfällt, das zweite höchst verdächtig erscheint, läßt auch gegen das letzte wohl einen Zweifel aufkommen: es wäre doch sehr auffallend, daß, wenn der Name sich wirklich schon in langobardischer Zeit gefunden hätte, er nur dies einzige Mal, in keiner anderen Urkunde, in keinem Gesetze erhalten wäre. In Beziehung aber auf die flandrische Urkunde, von welcher in der Verf. G. a. a. D. die Rede ist, füge ich hier die Nachricht bei, daß mir später Hr Warnkönig das von ihm veranstaltete Facsimile derselben mitgetheilt, dieses aber mir wie Merkel keinen Zweifel gelassen hat, daß die Unterschriften wenigstens nicht alle dem 8ten Jahrhundert angehören, sondern später hinzugefügt sind. Es wird also, bei der Art wie sich Capei über das Florentiner Original von 724 äußert, vorläufig doch bei der Behauptung bleiben müssen, daß kein sicheres Document vor Karl dem Großen den Namen scabi-

nus enthält. Aber freilich schon in der ersten karolingischen Urkunde bei Brunetti II, S. 215, vom J. 774, findet sich die Unterschrift: Hildebrand. not. et scabin. (ich muß doch bemerken, daß auch in der Urkunde für Nonantula steht: Ello notarii et scavini). Die Möglichkeit bliebe immer, daß Karl den Namen bei den Langobarden vor gefunden und dann für die neue Institution, die er begründete, in Gebrauch gesetzt habe.

Nach haben besonders auch einige Ausdrücke interessirt, welche für Landbesitz gebraucht werden, obschon ich nicht mit Sicherheit erkenne, in wie weit sie einen deutschen Ursprung an sich tragen. Bei sala, das auch hier häufig für Haus vorkommt, ist dies allerdings der Fall; IV, S. 418 steht: de sala . . . sundriale, was Herr Troya wohl richtig für gleichbedeutend hält mit dominicus; anderswo heißt es aber auch bloß de sundro (IV, S. 248. 250), und dies bildet den Gegensatz gegen casae tributariae, ist also das Herrenhaus oder =land (Hofland). Jenes wird anderswo domus culta genannt. Verschiedene Arten der Besitzübertragung kommen vor, bei Schenkungen auch nicht selten der Vorbehalt des Ususfructus; dagegen findet sich in den vorliegenden vier Bänden nichts was an den in fränkischen Urkunden so häufigen Gebrauch des Wortes beneficium, sei es in der ursprünglichen, sei es in der abgeleiteten Bedeutung, erinnert.

Für den Rechtshistoriker werden namentlich die nicht seltenen Urkunden, die sich auf gerichtliche Verhandlungen beziehen, von Wichtigkeit sein, ebenso einige Freilassungen oder auf Freilassung bezügliche Bestimmungen in Testamenten. So heißt es IV, S. 542 von Freigelassenen: volo ut liberi omnes esse debeant et a jus patronati

absoluti, sicut illi homines qui ex nobile genere procreati et nati esse videntur; wo »nobilis« als Bezeichnung für den Volfreien Beachtung verdient. Eine früher gedruckte, aber hier aus einer Handschrift berichtigte Urkunde (IV, S. 444) gibt bei einer Freilassung die Worte: qui te per nostram jussionem witrepora in gahida et gisel fulfreala constituit, mit denen Hr Troya nicht zurecht zu kommen weiß. Vergl. Edict. Rotharis c. 224, wo jetzt gelesen wird: et thingat in gaida et gisil. — Eine besondere Berücksichtigung verdient die Art und Weise wie in diesen Urkunden die Immunität vorkommt, wo es aber freilich besonders Noth thut, echte und falsche oder interpolirte zu unterscheiden.

Hier kann ich darauf nicht näher eingehen, und füge zunächst nur ein paar Worte über die Behandlung der Texte hinzu. Herr Troya sagt in der Vorrede (S. VI), er habe bei der ganzen Unternehmung nur die Geschichte im Auge gehabt, nicht die Disciplinen che chiamansi paleografiche; doch erläutert er das näher dahin, daß er nicht darauf ausgegangen sei, Facsimiles der alten Documente zu geben. Im übrigen Trascriverò fedelmente, com' elle stanno si negli Originali da me veduti, e si nelle stampe, le Carte spettanti a' privati; doch habe er sich in den Actenstücken vor 630 kleine Veränderungen in der Interpunction und dgl. erlaubt. Im Ganzen wird man sagen, daß er diesem Plane treu geblieben ist, und es hat dies dann allerdings die Folge, daß die Abdrücke ziemlich ungleich ausgefallen sind: Urkunden, die von Brunetti oder anderen ganz in der alten Orthographie oder mit allen Abkürzungen gegeben sind, kehren hier ebenso wieder, während andere das moderne Gewand be-

halten, das ihnen frühere Herausgeber übergeworfen haben. Dies wird bei solchen Sammlungen am Ende nicht zu vermeiden sein. Dagegen erregt es Anstoß, daß der Herausgeber nicht selten ältere schlechte Abdrücke zu Grunde legt und die Verbesserungen eines späteren nur in Parenthesen hinzufügt; ja dies geschieht fast regelmäßig bei den Urkunden von Lucca, welche erst Bertini, dann verbessert Barsocchini herausgegeben haben (s. III, S. 646. IV, S. 350. 408. 525. 536. etc.). Einmal (III, S. 312) ist sogar dieselbe Urkunde doppelt gedruckt, einmal nach der schlechten Edition Muratoris, dann nach der bessern des Bertini. Herr Troya rechtfertigt es mit der Bemerkung: *Egli è curioso il vedere, come nella Copia Muratoriana covrabbondino le cose inutili e manchino le necessarie.* In den Stücken, die er selbst abgeschrieben, zeigt sich dann, daß er allerdings der Paläographie nicht eben kundig ist; IV, S. 385 liest er *mia* als *memoria* statt *miseri-cordia*, *g^o* als *vero* statt *ergo*. So bleiben auch nicht wenige auf der Hand liegende Irrthümer unberichtigt; IV, S. 392 3. 3: *nominati* statt *nominari*; S. 672. 3. 11 v. u.: *romare* statt *roncare*; III, S. 428 ist 3. 12 das *heredes* offenbar an falscher Stelle und soll wahrscheinlich drei Zeilen später als Erläuterung zu *hrd* in Parenthese stehen. Und der Art ließe sich noch manches Andere anführen.

Hr Troya legt aber auf all dergleichen geringes Gewicht; er hat, wie gesagt, den Gewinn für die langobardische Geschichte im Ganzen und Großen im Auge, und vor allem Andern interessirt ihn die Frage nach der Bedeutung der Eroberung, nach der Behandlung der Römer und was sich daran schließt. Daüber handelt er wie in den

Vorreden so in zahlreichen Anmerkungen und Excursen, namentlich der beiden ersten Bände. Es sind größtentheils dieselben Ansichten, die er schon früher ausgesprochen hat, welche hier weitere Begründung und Ausführung erhalten; nicht Weniges ist scharfsinnig und treffend bemerkt, wie es auch von Hegel (I, S. 344 ff.) rücksichtlich der früheren Arbeiten anerkannt ist; aber die Darstellung ist freilich zugleich sehr weitschweifig, ergeht sich in steten Wiederholungen und hält sich nicht frei von manchen Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten. So legt der Verf. ein ganz übermäßiges Gewicht auf das Wergeld, läßt von diesem das Bürgerrecht abhängen: Tutto, sagt er (I, S. XXXVII), in Europa cambiassi dovunque posero il piede i Germani di Tacito; tutto si trovò ingoiato e posto in fondo con la sola parola di guidrigildo, perche in essa unicamente consistea la cittadinanza. Aber er vergißt, daß die Liten bei den Deutschen ein Wergeld hatten, und doch nicht das was er ein Bürgerrecht nennen würde, wenigstens kein politisches Recht. Die Römer bei den Langobarden haben freilich nach seiner Meinung noch weniger, eben auch kein Wergeld gehabt, was wieder nicht damit übereinstimmt daß sie Aldien geworden sein sollen. In der verschiedenen Behandlung des Wergeldes, ob ein festes eingeführt oder die Bestimmung desselben den Gerichten überlassen, findet er den Hauptunterschied des fränkischen und langobardischen Rechts; in dem Fehlen des Wergeldes in den gothischen Rechtsquellen aber sogar einen Grund, die Gothen, die ihm Geten sind, ganz und gar von den Germanen des Tacitus zu trennen, was ihn in der Einleitung zu Vol. II zu allerlei sich ziemlich weit verlaufenden Expectorationen über alte Völkerver-

wandtschaften führt. Ich muß mich auch hier eines näheren Eingehens auf diese Fragen entschlagen und will mir nur eine einzelne Bemerkung gestatten. Hr Troya legt ein großes Gewicht auf die Lesart des Bamberger Codex in der berühmten Stelle des Paulus Diac. III, 16. Nachdem er diese aufs neue erst nach dem gewöhnlichen Text besprochen hat (I, S. 37—43), theilt er jene nachträglich (S. 128) mit und freut sich da Worte zu finden, welche der Nachricht alle Beziehung auf die Behandlung der Römer nehmen; statt: *populi tamen aggravati per Langobardos hospites partiuntur* oder *patiuntur*, wird gelesen: *cum autem populi gravarentur, Langobardi hospites advenientes inter se dividebant*. Hr Troya glaubt mit einem anonymen A. B., der diese Nachricht in Italien zuerst bekannt gemacht hat, als sehr wahrscheinlich annehmen zu dürfen, daß in jener Handschrift eine zweite Bearbeitung des Paulus (*le seconde cure di Paolo nel ritoccar e correggere la sua storia Langobarda*) oder doch die Hand eines verständigen und gelehrten Mannes, etwa eines Schülers des Paulus, zu erkennen sei. Davon wäre er wohl zurückgekommen, wenn er Bethmanns und meine Erörterungen über jenen Codex (*Archiv der Gesellschaft IX, S. 673 ff*) gekannt hätte. — Aber die deutsche Litteratur ist überhaupt dem Herrn Troya unzugänglich. Nirgends zeigt sich die geringste Bekanntschaft mit K. Hegels wahrhaft Epoche machenden Untersuchungen über eben die Gegenstände, welche den Herausgeber beschäftigen. Nur von Grimms und Merckels Arbeiten ist ihm eine Kunde zugekommen, von dem letztern durch Vermittelung des *Archivio storico*; Grimm, bedauert er, nicht lesen zu können, denn er verstehe kein Deutsch (II, S.

19). Gewiß ein übles Bekenntniß für Jemanden, der über die Zustände und das Recht eines deutschen Stammes schreiben will. Damit spricht er sich eigentlich selbst das Recht auf weitere Beachtung seiner Auseinandersetzungen ab. Nur die Mittheilung der Quellentexte ist es, für die man ihm wahrhaft dankbar sein kann

Unter diesen Texten nehmen nun die Gesetze der langobardischen Könige einen nicht unbedeutenden Platz ein, und diese haben also fast gleichzeitig eine doppelte neue Ausgabe in Italien erhalten. Freilich zeigt sich eben hier dann aufs deutlichste der Unterschied zwischen einer streng wissenschaftlichen und einer mehr durch allerlei Nebenrückichten bestimmten halb dilettantischen Arbeit. Wenn Hrn Troyas Leistungen bei allem Fleiß und Eifer, den er aufwendet, überall und besonders auch in der Mittheilung der Gesetze etwas von diesem Charakter an sich tragen, so befriedigt dagegen die Ausgabe derselben durch den Turiner Akademiker Baudi a Besme durchaus auch die strengeren Anforderungen, welche die Forschung unserer Tage stellt.

Die Arbeit ist lange vorbereitet worden, wie es die ausführliche Einleitung näher berichtet. Im Jahr 1846 sind bereits 50 Exemplare von dem Texte abgezogen und diese in die Hände mehrerer Gelehrten gelangt, von denen Merkel nähere Mittheilungen über dieselbe gegeben hat. Der Herausgeber hat aber seitdem fortdauernd an der weitem Bervollkommnung des Werks gearbeitet und erst abgeschlossen, da er glaubte alle wesentlichen Hülfsmittel vereinigt zu haben.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 4. October 1856.

Neapel, Turin, München, Heidelberg

Schluß der Anzeigen: »Edicta regum Langobardorum etc. edita etc. op. C. Baudi a Vesme; Edicta regum Langobardorum etc. curavit J. E. Neugebauer; Die Lombarda-Commentare des Aripbrand und Albertus hgb. v. Dr. A. Anschütz.«

Freilich ist es Hn Vesme dann passiert, daß er ganz zuletzt noch auf ein und das Andere aufmerksam wurde, daß er doch noch gerne zu Rathe gezogen hätte und daß nun zur Seite geblieben ist: es gilt das namentlich von der Gothaer Handschrift, von der wenigstens einzelne Stücke nach der Meinung des Herausgebers selbst (s. S. LXVIII. LXIX. LXXXIX. CI) eine Collation erfordert hätten. Andere werden auch die Vergleichung der Züricher Blätter des Edictum Rotharis, die ursprünglich einen Theil der ältesten aller bekannten Handschriften, der Sangaller, ausgemacht haben, vermissen. Sonst sind die Codices, welche der Herausgeber nach dem Plan dieser Ausgabe für be-

achtungswerth hielt, alle benutz, nicht bloß die italiänischen zu Vercelli, Ivrea, Rom und La Cava, auch die in fremden Bibliotheken, eben zu Sangallen, Wolfenbüttel, Paris und Madrid. Bei den letztern hat der Herausgeber sich der Unterstützung auswärtiger Gelehrten zu rühmen, Schönemanns und Hänel's in Deutschland, des jüngern Cham-pollion-Figeac in Paris, eines Mitglieds der Madrider Akademie in Spanien. Nur Sangallen ward von Turin aus besucht, und dasselbe hätte wohl nach der späteren Auffindung der Züricher Blätter auch bei der zweiten Schweizer Bibliothek ohne große Mühe geschehen können. Von der Handschrift zu La Cava stand eine Abschrift zu Gebote, welche Troya mit Hülfe eines andern Gelehrten genommen hatte und welcher der Herausgeber manche Vorzüge vor der zunächst nach diesem Codex besorgten Ausgabe desselben Gelehrten im Codice diplomatico vindicirt. Von dem Codex Vaticanus gab Dr Heise die nöthig scheinenden Nachrichten. Die Handschriften von Vercelli und Ivrea dagegen konnten in Turin mit voller Muße benutzt werden. Auf die Ausbeutung eben dieser Codices hat aber der Herausgeber sich beschränkt und außerdem nur dem besonders durch Muratori bekannt gewordenen zu Modena eine gewisse Beachtung zugewandt, weil er, wie er wiederholt bestimmt ausspricht (s. namentlich S. LXIII), die Absicht hatte, nur den alten Text der langobardischen Gesetze zu veröffentlichen, ohne Rücksicht auf die Umgestaltungen und Zusätze, welche dieselben später erfahren haben.

Das Verhältniß der Handschriften ist im Ganzen durch Merckels Mittheilungen bekannt; ich bemerke nur, daß Hr Vesme dem von Peyron im

J. 1843 zuerst entdeckten Codex im Capitulararchiv zu Ivrea ein höheres Alter und eine größere Bedeutung vindicirt, als es Peyron selbst und nach ihm Merkel gethan haben: er setzt, unter Beziehung auf ein mitgetheiltes Facsimile, wie ich glaube mit vollem Recht, den Codex statt ins 11te, schon ins 9te Jahrhundert, bedient sich dann aber eines falschen Ausdrucks, wenn er (S. XXV) die Schrift cursiv nennt, da sie vielmehr eine entschiedene Minuskel ist. Außerdem führt er den von Merkel übergangenen, aber im Archiv der Gesellschaft beschriebenen Codex Paris N. 4614 unter denen auf welche den echten Text enthalten.

Am ältesten ist die Sangaller Handschrift und dadurch von allen verschieden, daß sie nur das Edictum Rotharis enthält, nicht die späteren Gesetze, und von Anfang an nicht mehr enthalten zu haben scheint. Wenn Hr Vesme sie gleichwohl nicht der Ausgabe zu Grunde legt, so rechtfertigt er es theils mit der Lückenhaftigkeit des erhaltenen Textes, theils mit der in vieler Beziehung eigenthümlichen Schreibweise, die er trotz des Alters der Handschrift nicht für die ursprüngliche gelten lassen will; er glaubt in dieser Beziehung dem Berceller Codex eine ungleich größere Autorität beilegen zu müssen, besonders seitdem seine Orthographie und Anderes in dem von Ivrea eine weitere Unterstützung erhalten hat; und hierauf bezieht es sich wohl auch, wenn er wiederholt die Meinung äußert (S. LXIII. LXIX), vielleicht den Sangaller Lesarten noch zu viel eingeräumt zu haben. Denn er ist allerdings darauf ausgegangen, seinen Text aus der Vergleichung der älteren Handschriften zu constituiren,

und sich nicht ganz überwiegend auf eine zu stützen, und nach dem Resultat, welches das umgekehrte Verfahren Merckels in seinen Ausgaben der *Lex Salica* und *Lex Alamannorum* gehabt hat, muß ich ihm darin meinerseits Recht geben: die ältern Handschriften sind alle zu reich an Fehlern verschiedener Art, als daß man nicht große Gefahr ließe durch einseitige Bevorzugung einer auch in kleineren Dingen den Text zu entstellen. Aus dem Sangaller und Berceller Codex werden übrigens alle, auch die bloß orthographischen, aus den andern Handschriften nur die wichtigeren Abweichungen angegeben, und zwar in Anmerkungen, welche mit kleinerer Schrift am Ende des Bandes stehen und hier die Columnen 261–456, also einen sehr bedeutenden Theil desselben, ausmachen.

Allerdings hat nun der Text hier eine ganz andere Gestalt als in den früheren Ausgaben gewonnen, besonders der Form, hie und da auch dem Inhalt nach. Und ist dies schon in dem *Edictum Rotharis* der Fall, so noch mehr in den späteren Gesetzen Liutprands und seiner Nachfolger, die hier zuerst in ihrer ursprünglichen Gestalt mit den Vorreden *rc.* ans Licht treten. Die einzelnen Abweichungen und Bereicherungen im Vergleich gegen die älteren Ausgaben hat Merckel, nach einem Exemplar der ersten Abdrücke, hervorgehoben, *Archivio storico* App. 15. S. 692 ff., weshalb ich hier nicht darauf eingehen zu sollen glaube. Auch Troya hat in den späteren Theilen schon manchmal von der Ausgabe Besmes Gebrauch gemacht, während er anderswo dem Codex von La Cava folgt und so allerdings einen in der Schreibweise und in andern Beziehungen noch

mannichfach abweichenden Text darbietet, der aber natürlich eine ungleich geringere Autorität hat als der auf der Benutzung der verschiedenen Codices beruhende der Turiner Ausgabe. Das Gewand, in welchem hier die Gesetze erscheinen, hat auf den ersten Blick allerdings etwas Fremdartiges an sich; wer aber aus den Urkunden und Handschriften die Schreibweise der Zeit kennt, wird es nur natürlich finden und als eine äußere Verbürgung der Authenticität ansehen, wenn er dieselbe auch hier wiederfindet. Bei einiger Uebung macht das Verständniß keine Schwierigkeit, und wo Zweideutigkeiten entstehen können, ist es gerade wichtig die echten Worte vor sich zu haben und nicht die Auslegung oder Umschreibung eines späteren Juristen oder gar eines bloßen Abschreibers. Die Hauptabweichungen beruhen auf dem häufigen Wechsel einzelner Buchstaben, i und o (leciat statt liceat), u und o (doces statt duces und ducis), b und v (liveravit), sowie in der geringen Beachtung oder einem theilweise neuen Gebrauch der Casus: es ist eben die *lingua rustica*, die hier vorliegt, oder das Latein im Uebergang zu der späteren Volkssprache. Die Bewahrung dieser hat aber mit Recht den Herausgeber nicht abgehalten, durch Auflösung der Abkürzungen, Einführung einer gleichmäßigen Interpunction und Anderes für das Verständniß und die Bequemlichkeit der Leser zu sorgen.

Das Verdienst Hn Vesmes beschränkt sich auch nicht bloß auf die Herstellung eines dem echten und ursprünglichen möglichst nahe kommenden Textes: er hat außerdem namentlich auch die Frage nach der Echtheit und Bedeutung der einzelnen Stücke der langobardischen Gesetzgebung eingehend

und gründlich behandelt (S. LXXXIX — CIII). Die Resultate seiner Untersuchungen haben für die Rechtsgeschichte ein unzweifelhaftes Interesse. Es wird gezeigt, daß ein Theil der spätern Gesetze erlassen wurde, um dem *Edictum Rotharis* beigelegt, man kann sagen eingefügt zu werden daß diese mit jenem ersten und umfassendsten Gesetzbuch zusammen gewissermaßen ein Ganzes ausmachten, daß es also nach der officiellen Auffassung eigentlich nicht verschiedene *Edicta*, sondern nur ein *Edictum* gab. Dagegen standen andere Acte der Gesetzgebung außerhalb dieses langobardischen *Corpus juris*, namentlich die sogenannten *Notitiae*, d. h., wie hier dargelegt wird, Verfügungen, welche der König ohne Mitwirkung der Reichsversammlung erließ, und welche nur durch seine Autorität, und also jedenfalls nur für die Zeit seiner Herrschaft Gültigkeit hatten. Von diesen wurden aber manche später zu wirklichen Gesetzen erhoben, mitunter so, daß an die Stelle des früheren Erlasses nun eine andere Fassung desselben Inhalts trat, mitunter aber auch so, daß jener ausdrücklich als Gesetz anerkannt oder auch stillschweigend als solches angesehen und dem *Edict* einverleibt ward. Dazu kommen dann noch Verfügungen, welche von Anfang an nicht zur Verkündigung an das ganze Volk, sondern nur zur Anweisung und Instruction für Beamte oder andere Einzelne bestimmt waren und von denen es heißt, sie seien *in brevi* oder *in breviculo* geschrieben. Dazu gehört wohl auch das merkwürdige *Memoratorium de mercedibus Comacinarum*, das durch eine besondere Ausgabe mit dem Commentar von Promis bekannt geworden ist. Es hat übrigens eine gewisse Schwierigkeit gehabt,

für alle verschiedenen Stücke die ganz passende Reihenfolge zu finden. Hr Vesme hat den Weg eingeschlagen jedes da zu geben wo die Handschriften es hinstellen, und nur solche in einen Anhang zu verweisen, die in diesen keinen festen Platz haben oder gar als unecht erscheinen. Das Letzte bezieht sich indessen nur auf zwei angebliche Gesetze Aistulf's.

Die Anhänge bieten auch Anderes von Interesse dar. Ich hebe besonders hervor, was sich hier und außerdem in der Einleitung an Mittheilungen über langobardische Capitulare der Karolinger findet. Diese gehörten an sich nicht zu der Aufgabe, mit der sich Hr Vesme speciell zu beschäftigen hatte; aber er konnte nicht unterlassen, was seine Handschriften an neuer Ausbeute für ihre Kenntniß und zur Berichtigung der zuletzt von Perz besorgten Edition ergeben haben, hier vorzulegen. Besonders dankenswerth erscheint ein neues Gesetz Karl des Großen aus dem Codex zu Ivrea (Col. 197—199). Es hat die Ueberschrift: *Secretiores* und einen zum Theil politischen Inhalt, wie das Kap. 2 zeigen mag: *De consiliariis, et ut illi semper audiantur, quia ad profectum et utilitatem communem consilia sua proferunt; qui vero de propriis potius quam de communis considerare solent, reiciantur de loco concilialiorum.* Außerdem wird ein neues Kapitel zu den sogenannten Constitutionen Hlothars von Marincus, die Hr Vesme aber Karl dem Großen vindicirt (S. CV), gegeben. Die Handschrift zu Ivrea ist die älteste von allen, welche die Karolingischen Capitularien enthalten, und würde also für eine neue Auflage derselben von besonderer Wichtigkeit sein. Hr Vesme

gibt S. XXIII ff. ein ausführliches Verzeichniß aller Stücke, die sie enthält, und knüpft daran manche für die Kritik nicht unwichtige Bemerkung. So erfahren wir, daß jene Handschrift in den Capitularien von 779 (Perz S. 35 ff.) und 783 (ebend. S. 45 ff.) mit dem Text übereinstimmt, welchen Perz als die fränkische Fassung im Gegensatz gegen die langobardische bezeichnet hat, was dann zu der Aeußerung den Anlaß gibt: *Nos horum capitularium duplicem hujusmodi recensionem omnino negamus.* Der Codex geht von erster Hand nur bis zu den Constitutionen von Olonna des Jahres 825, von denen er wie auch andere ältere Handschriften nur die ersten 10 Kapitel enthält (Perz S. 249); später steht von anderer Hand das Capitulare Papiense vom J. 832 (Perz S. 359—362), aber ohne den Anhang, den Perz unter der Ueberschrift: *Item alia capitula* beigefügt hat und von dem Hr Vesme ausführt (S. 445), daß er gar nicht als eigenes Capitular betrachtet werden dürfe, sondern nichts sei als die Compilation eines Schreibers aus älteren Gesetzen. Dasselbe ist nach seiner Meinung der Fall bei einem Theil des Codex von S. Paul in Kärnthen, und er tadelt es mit ziemlich lebhaften Worten »*capitularia confinxisse Pertzium e Collectione Paulina*« (S. CVII n.). Ein Theil des angeblichen Cap. Langob. a. 808. c. 3—5 und die beiden Kapitel des Cap. Lang. a. 809 werden als ein Gesetz K. Liutprands in Anspruch genommen. Ebenso ist ein Gesetz Aistulfs mit Unrecht sogar zweimal unter die karolingischen Capitularien gerathen (S. LXXXVIII).

Im Appendix V steht das Capitulare des Herzogs Adelschis von Benevent; in VI die lango-

bardischen Inschriften, welche in Piemont gefunden worden sind; in VII Glossen der Handschriften zu La Cava und Ivrea; in VIII das bekannte schon mehrmals gedruckte Glossarium von La Cava, an das sich in IX ein ähnliches aus der Madri-der Handschrift anschließt. Dagegen sind ein paar interessante Formeln des 11. Jahrhunderts aus dem Codex zu Ivrea in der Einleitung mitgetheilt worden (S. XXV).

In noch höherem Grade nimmt wenigstens meine Theilnahme in Anspruch, was dieser Band auch an historischen Aufzeichnungen bringt. Es ist durch Bethmanns Mittheilungen bekannt, daß mehrere Handschriften der langobardischen Gesetze vor dem Edictum des Rothari eine kurze Geschichte des Volks enthalten, die durch ihr hohes Alter besonders werthvoll ist und als wichtige Quelle des Paulus Diaconus in seiner Geschichte der Langobarden angesehen werden muß. Nachdem von derselben früher nur der sagenhafte Anfang mitgetheilt war (Haupt, Zeitschrift für Deutsches Alterthum V, S. 1) ein Abdruck der Hrn Vesme übrigens unbekannt geblieben zu sein scheint), tritt sie hier zuerst vollständig ans Licht. Der Herausgeber verbreitet sich weitläufig in der Einleitung über ihren Ursprung und ihre Bedeutung (S. LXXI ff.), und er sucht namentlich ihr ein höheres Alter zu vindiciren als Bethmann zugestehen will (S. LXXVI). Wenn dieser nämlich geneigt ist, sie bis in die Zeit des Königs Berthari hinabzusetzen, bis zu dem die Handschriften gehen, so meint dagegen Herr Vesme, daß das letzte Stück, welches in der That nur die Namen und Regierungsjahre der Könige von Rothari bis Berthari enthält, später hinzugefügt sei, wie es

denn auch in der aus dieser abgeleiteten Chronik des Gothaer Codex fehlt. Ich finde die Annahme wahrscheinlich genug, glaube aber, daß andere Zweifel übrig bleiben, die es wenigstens als unsicher erscheinen lassen, ob diese historische Aufzeichnung wirklich von Rothari seinem Edict vorgefetzt wurde. Einmal ist es auffallend, daß der Abschnitt über Rothari selbst gleichfalls dem Gothaer Codex fehlt: man könnte wohl geneigt sein, anzunehmen, daß auch er ein späterer Zusatz sei, daß Rothari, wie Hr Besme sagt, einem Andern die Sorge überlassen habe seiner zu gedenken; doch ist der Charakter dieser Zeilen dann dem Früheren ganz gleichartig, während er von dem des Folgenden absteht, und Hr Besme wenigstens hält sie für einen Theil des ursprünglichen Werkes. Und dies betrachtet er dann als eine gleich anfangs für das Edict bestimmte Einleitung. Dabei sieht man aber nicht, wie der König, wenn dies der Fall war, dazu kommen konnte, in dem eigentlichen Prolog nochmals zu sagen: *utilem prospeximus, propter futuri temporis memoriam nomina regum antecessorum nostrorum, ex quo in gente nostra Langobardorum reges nominati ceperunt esse, in quantum per antiquos homines dedicimus, in hoc membrano adnotari jussimus*, und ein solches Verzeichniß der Könige folgen zu lassen, da eben das, worauf es hier ankommen konnte, in der voranstehenden Chronik schon enthalten war. Die Vermuthung (S. LXXIX), jener möge sich erst hiermit begnügt, dann aber auf den Wunsch der Langobarden die Chronik hinzugefügt haben, entbehrt doch aller Wahrscheinlichkeit. Eher dürfte man annehmen, daß jenes Verzeichniß einem Andern Anlaß gab,

nun auch etwas über die Thaten dieser Könige aufzuzeichnen, und daß dies dann dem Edict nachträglich beigefügt ward; das aber ist dann doch wahrscheinlich nicht durch öffentliche Autorität geschehen, und eben deshalb auch die Chronik nicht in alle Handschriften übergegangen, wie sie namentlich auch in der ältesten von allen, der Sangaller, nicht gewesen zu sein scheint. — Diese ganze Frage gibt übrigens dem Herausgeber Anlaß, auch die Chronik des Gothaer Codex, diese jedoch nach Ritters, wie er aus Merckels Mittheilung weiß, fehlerhaftem Abdruck, so wie den von Christ veröffentlichten, aus Paulus entlehnten Abriss der langobardischen Geschichte im Appendix I und II zu wiederholen, und außerdem sich über die andern Quellen des Paulus, seine Behandlungsweise u. zu verbreiten, wo sich manche auch nach Bethmanns eindringenden Untersuchungen immer noch beachtungswerthe Bemerkungen finden. Ob man nun freilich so sicher sagen darf, daß Alles was nicht aus der Chronik des Rothari und nicht aus dem Gregor von Tours entnommen ist, aus dem von Paulus selbst citirten Werk des Secundus Tridentinus entlehnt sein müsse, und ob man namentlich mit solcher Entschiedenheit diesen als den Autor der auch oben erwähnten Nachrichten über die Behandlung der Römer durch die Langobarden anzusehen habe, will ich dahin gestellt sein lassen. Während Troya dahin kam nach Anleitung des Bamberger Codex der einen Hauptstelle alle Bedeutung für die viel behandelte Frage abzusprechen, glaubt eben dieser Hr Vesme so eine nur um so größere Wichtigkeit vindicirt zu haben, da es nun feststehe, » ea quae hoc loco Paulus refert esse tribuenda

non Langobardo scriptori et a rebus quas narrat duobus saeculis dissito, qui rem sibi minus compertam tradiderit ex vetere fama apud suos velut per manus tradita et per gradus corrupta, sed Romano et coaevo magnique nominis et auctoritatis viro tam inter suos quam inter Langobardos« (S. LXXIV).

Ich sehe nur noch hinzu, daß der Herausgeber durch Beifügung von Tafeln über das Verhältniß der einzelnen Kapitel zu denen der früheren Editionen und der Handschriften für die leichte Orientirung gut gesorgt, außerdem durch Facsimiles und Wiedergabe von Zeichnungen aus den älteren Handschriften den Werth seiner Arbeit noch erhöht hat. Das Lob, welches Merkel schon den ersten Abdrücken gespendet und welches Hr Besme durch eine bereite Anerkennung der großen Verdienste, welche jener sich um die Geschichte des älteren und neueren Langobardenrechts erworben hat, vergilt (S. XV und sonst), wird dieser vermehrten und nach allen Seiten hin mit Liebe und Sorgfalt zum Abschluß geführten Ausgabe nur in um so reicherm Maasse gezollt werden müssen: eins der wichtigsten Denkmäler des altgermanischen Rechtslebens hat hier eine in allem Wesentlichen befriedigende Bearbeitung erfahren. Der lange erwarteten deutschen Ausgabe wird es nur vorbehalten bleiben, die Geschichte des Textes noch vollständiger darzulegen und zugleich mit richtigem Tact das Nöthigste zur Erklärung hinzuzufügen. Hr Besme hat kaum Einzelnes der Art gelegentlich seinen kritischen Noten eingestreut, Hr Troya, wie bemerkt, weniger die Erläuterung der Rechtsdenkmäler selbst als die Begründung seiner Ansichten aus und durch dieselben im Auge

gehabt. Bis zur Vollendung jener schon vor vielen Jahren von Blume begonnenen und am Ende doch auch für diese Leistung in mancher Beziehung bahnbrechenden Arbeit werden wir uns auch in Deutschland mit bestem Danke der vorliegenden Turiner Ausgabe zu bedienen haben.

Da ist es denn allerdings eine ganz erwünschte Gabe, die uns in dem Münchener Abdruck geboten wird. Hr Neigebaur hat, wie die Verlags- handlung später erklärt hat mit Zustimmung Hn Baudi a Besmes, den einfachen Text der Gesetze, mit Einschluß der Prologe und der Chronik, in möglichst compendiöser Weise abdrucken und für einen sehr billigen Preis zum Verkauf stellen lassen, so daß es nun leicht geworden ist, wenigstens die echten Worte der einzelnen Gesetze zu benutzen. Dagegen fehlt freilich jede weitere Zuthat; es fehlen die in den Appendix III verwiesenen, größtentheils doch entschieden als echt zu betrachtenden Stücke der langobardischen Gesetzgebung, alle Varianten, überhaupt die ganze Einleitung und damit alle Auskunft über die Handschriften, ebenso die vergleichenden Tafeln über diese und die älteren Ausgaben. Wäre wenigstens das Erste und Letzte hinzugesügt worden, so wäre in der That den Anforderungen an eine bloße Hand- ausgabe im Wesentlichen genügt. Aber auch so wird dieser Abdruck immer dieselben Dienste thun wie etwa der der früheren Texte bei Walter, den jetzt Niemand mehr benutzen darf; so weit ich verglichen habe, ist er correct und auch in Kleinigkeiten genau. Eigentlich wissenschaftliche Arbeiten freilich werden immer an das Original selbst sich halten müssen. — Angehängt ist ein schon früher (im J. 1853) in demselben Verlag erschienener besonderer Abdruck des Memoratorium de mer-

cedibus Comacinatorum, oder wie der Titel hier heißt der Leges de structoribus mit dem Commentar von Promis.

Wenn diese Arbeiten sich alle auf dem Boden und innerhalb der Zeitgrenzen der langobardischen Herrschaft selbst halten, so führt das letzte der oben genannten Bücher über diese hinaus und in die spätere Periode hin, da das langobardische Recht als eine der Grundlagen des damaligen Rechtszustandes Italiens in den Schulen studirt und commentirt wurde. Bald nach der Entstehung der systematischen Umarbeitung der Gesetze in der sogenannten Lombarda ist auch eine wissenschaftliche Darstellung unternommen, die den Namen des Uriprand an sich trägt; er ist ein Zeitgenosse der ersten namhaften römischen Rechtslehrer zu Bologna, lebte aber wahrscheinlich zu Mailand, und scheint unabhängig von jenen, eher unter dem Einfluß der von Merkel nachgewiesenen älteren Rechtsschule in Pavia, sich ausgebildet zu haben. Er schickt eine eigenthümlich sagenhafte Darstellung der Eroberung Italiens durch die Langobarden voran, über die Bethmann und der Herausgeber Hr Anschütz im Archiv der Gesellschaft Band X. XI besonders gehandelt haben. Dies Werk erfuhr später mehrfache Uebearbeitungen und Erweiterungen, von denen namentlich die eines Albertus, wie es scheint aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, hervorzuheben ist. Die historische Einleitung hat hier ebenfalls eine Erweiterung erhalten, theils durch Einschaltung eines längern Auszuges aus Paul Diaconus, theils durch allerlei Zusätze über Gesetzgeber überhaupt und über die Könige, welche dem langobardischen Recht später neue gesetzliche

Bestimmungen hinzusetzten; als Verfasser hiervon nennt sich ein gewisser Albacrucius. Diese bisher ungedruckten Werke hat Herr Prof. Anschütz in Bonn zugleich mit einigen anderen Stücken ähnlicher Art aus den Handschriften mitgetheilt, welche von ihm selber in Paris und von Merkel während seines Aufenthalts in Italien verglichen sind, und hat damit gewiß einen interessanten Beitrag zur Rechtsgeschichte des Mittelalters geliefert. Indem ich die nähere Würdigung der Bedeutung dieser Schriften den Juristen von Fach überlassen muß, mache ich nur aufmerksam auf die Bemerkungen, welche in der Einleitung über den Zusammenhang dieser Arbeiten fürs langobardische Recht und der ersten Arbeiten über das Lehnrecht gegeben werden. Der Titel *de beneficiis et terris tributariis* (III, 8) hat eine besondere Erweiterung in der hier auch mitgetheilten *Summula de feudis et beneficiis secundum dominum Aliprandum* erhalten. — Der Abdruck ist mit Sorgfalt, unter Angabe der Varianten, welche die verschiedenen Handschriften bieten, gemacht, zur Erläuterung dagegen nur auf die entsprechenden Stellen der Lombarda hingewiesen. Beide Autoren stehen neben einander in zwei Columnen; dadurch und durch die Wiederholung dessen was Albertus aus Ariprandus aufgenommen hat, wenn auch mit kleinerer Schrift, ist etwas viel Raum in Anspruch genommen; es wäre vielleicht kürzer und ebenso übersichtlich gewesen, die Zusätze des Albertus mit anderer Schrift unter den Text des älteren Autors zu setzen.

Ich schließe diese Anzeige mit dem Wunsch, daß dem in diesen Werken gesammelten Material nun baldigst auch die Verwendung zu Theil wer-

den möge, zu der dasselbe auffordert. Seit Jahren habe ich empfunden und auch vielleicht schon gelegentlich ausgesprochen, daß nichts für die germanische Rechts- und Verfassungsgeschichte wichtiger wäre als eine erschöpfende in das Detail der Forschung eingehende Darstellung der langobardischen Verhältnisse. Hatte sie bisher bei der Zerstreutheit der Urkunden, bei der unbefriedigenden Beschaffenheit der Texte der Gesetze noch so gut wie unüberwindliche Schwierigkeiten, so sind diese jetzt größtentheils beseitigt; nur die neue so lange sehnlichst erwartete Ausgabe des Paulus kann noch vermißt werden. Doch ist auch ohne sie wohl fertig zu werden, wenn man nur die Bekanntschaft mit der echten Lesart einiger zweifelhafter Stellen gewinnt, die der Herausgeber einem gründlichen Forscher sicherlich nicht vorenthalten wird. Ich würde mich lebhaft freuen, wenn diese Anzeige dazu beitragen sollte, auf die Wichtigkeit einer solchen, Hegels Skizze weiter ausführenden und ergänzenden Arbeit aufmerksam zu machen, und vielleicht einen oder den Andern zur Uebernahme derselben anzuregen.

G. Waitz.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 6. October 1856.

L o n d o n

Longman, Brown, Green, and Longmans
1855. Researches into the causes, nature and
treatment of the most prevalent diseases of
India and of warm climates generally by Sir
James Annesley, F. R. S. F. S. A. etc.
To which is prefixed a memoir of the author,
by Th. Pettigrew F. S. A. etc. 3 edit. 36
u. 606 S. in Octav.

E b e n d a s e l b s t

J. Churchill 1856. The influence of tropi-
cal climates on european constitutions by J.
R. Martin F. R. S. etc. A new edit. 599 S.
in Octav.

Es ist weniger die Absicht des Ref., die beiden
oben genannten Bücher wegen der Verdienste,
welche ihre Verfasser um unsere Kenntniß der tro-
pischen und sonderlich der ostindischen Krankheiten
sich erworben haben, mit Lob zu überschütten, wie
wir so häufig und mit Recht bei englischen Herz-

ten aus solchen Gründen zu thun gewohnt sind. Vielmehr gedenkt er auf die weiten leeren Gebiete aufmerksam zu machen, welche nicht nur in jenen Büchern, sondern in unserer ganzen Kenntniß von den Krankheits-Verhältnissen Ostindiens sich noch finden. Jede Wissenschaft muß sich selber richtig beurtheilen. Wie aber derjenige, welcher in der Mitte eines Waldes lebt, zu dessen vollständiger Kenntniß auch der Uebersicht aus der Ferne und der Vergleichung mit der ganzen übrigen ihn umgebenden Landschaft bedarf, so gewinnt auch das Verständniß endemischer Morbilitäts-Verhältnisse, wenn man sie und ihr Land als zusammenhängende Theile in ihrer Stellung zum großen Ganzen überblickt. Die Verf. stehen hier mehr in der Mitte der Thatsachen, Refer. hat seine Stellung dagegen mehr außerhalb und genießt des Vortheils, den ein weiterer Gesichtskreis immer gewähren muß, obgleich dieser bekanntlich durch das Einzelne und Besondere erst bestimmt wird und davon durchaus abhängig ist.

Schon mit beiden Titeln müssen wir rechten. Beide Verfasser haben nur die Krankheiten Ostindiens vor Augen gehabt, der erstere mehr zu Madras, der zweite mehr zu Calcutta, und doch schließen sie danach auf die tropischen Klimate im Allgemeinen. Dies ist allerdings zulässig, aber nur wenn man den ganzen Tropengürtel mit Ostindien schon verglichen und das was wirklich dem Ganzen gemeinsam ist von dem Besonderen unterschieden hat. Es ist immer nothwendig auch das entgegengesetzte Verfahren anzuwenden, d. i. von dem allgemeinen Gesetzhichen auf das Einzelne Schlüsse zu machen, hier also von der Geographie auf die Topographie; und das ist hier noch nicht geschehen.

Annesley dis. of India, Martin trop. clim. 1595

Annesley's Werk ist zuerst 1828 in Quart herausgegeben mit vortrefflichen Tafeln pathologischer Anatomie. In den Jahren 1830 u. f., zur Zeit der ersten Invasion der Cholera in Europa, bildete es eine Hauptquelle unserer Belehrung über diese damals unbekannte Krankheit. Nachher ist es in einer handlicheren Ausgabe wiederholt und nun ist es, nach dem Tode des Verf., in dritter Ausgabe herausgekommen. Der Verf. ist 1847 gestorben, im 68. Lebensjahre, zehn Jahre nach Rückkehr aus Ostindien, wo seine Thätigkeit und seine Erfahrungen einen Zeitraum von 37 Dienstjahren mit Ehren ausgefüllt haben. So berichtet uns sein Biograph. Das Buch gilt so sehr als Autorität in Ostindien, daß es dort jedem Regimente zugetheilt ist. Wirklich ist es auch das Werk eines würdigen Genossen jener zahlreichen englischen Aerzte des Heers und der Flotte, welche wie alte Maler so treu und einfach uns ihre Wahrnehmungen überliefert haben, die J. Lind, Pringle, Blane, Balfour, Cleghorn, Mosseley, Hillary, Dr J. Hunter, R. Jackson, Curtis, Chisholm, Winterbottom, J. Clark, Trotter, Bancroft, M'Gregor, Ballinaall Marshall und die ersten uns aus fernen Welttheilen über die Klimate und ihre Krankheiten berichteten.

Martin's Werk betrachtet als seine ursprüngliche Grundlage das Werk gleichen Titels von J. Johnson 1813, welcher, nun auch todt, noch 1841 die sechste Auflage gemeinschaftlich mit unserem Verf. veranstaltet hat. Martin hat aber selber zweiundzwanzig Jahre in verschiedenen Theilen Ostindiens seine Erfahrungen gemacht, in Krieg und Frieden, in der Hospital- und Privat-Praxis, unter den Europäern und Eingebornen, und sie dann in anerkannter Weise veröffentlicht. Wer

wird diese Verdienste nicht selten und schwer zu erwerben nennen?

Aber nachdem wir dem Lobe unseren Tribut gezollt haben, können wir um so freier aussprechen, daß der ostindischen Pathologie als topographischer Wissenschaft, um es kurz auszudrücken, die allgemeinere Uebersicht über den großen Raum fehlt, sowohl in Bezug auf das Klima wie auf die Nosologie.

I. Das Klima betreffend, ist hier die schwache Seite beider Werke, aber mehr bei Martin. Bei ihm ist die „Skizze des physikalischen Klima's von Calcutta“ sogar sehr dürftig zu nennen, und ebenso das was unter dem Namen „Medicinisches Klima und der Einfluß der Jahreszeiten“ gesagt ist. Bei Annesley ist das Klimatische unter dem Titel „Allgemeine Uebersicht der vorzüglichsten Ursachen der Krankheiten in heißen Ländern, besonders in Indien“ abgehandelt. Hier wird über das Boden-Miasma gesprochen, mit der Vorstellung, daß es aus Decomposition organischer Stoffe herzuleiten sei; daran schließt sich eine gute topographische Beschreibung der verschiedenen Provinzen der Präsidentschaft Madras, welche um so größeren Werth hat, da sie einen großen Theil des inneren Hochlandes des Dekkan betrifft, mit Orten von 2000 bis 3000' Höhe, z. B. Mysore, Hyderabad, Bangalore, Secunderabad, Bolarum, Aurungabad, Saulnah, Nagpoor, Goomsoor. Aber in unserer Zeit verlangt man mehr. Die physikalische Geographie ist ausgebildet worden, die Meteorologie beschränkt sich nicht nur auf locale Beobachtungen mittelst der messenden Instrumente, sie hat eine allgemeine Meteoration der Erde kennen gelernt. Der regelmäßige Gang der Temperatur-Verhältnisse, in ihrem Mittel und in ihren Extre-

men, die Richtung der Winde und ihre localen Abänderungen durch Land, Gebirge und Meere, womit zugleich der Feuchtigkeits = Gehalt der Luft bestimmt wird, die Configuration des Bodens, besonders auch seine senkrechte Erhebung, seine allgemeine geologische und agronomische Beschaffenheit, — das sind die wichtigsten Momente jedes Klimas, welche man zur Beurtheilung der auf ihnen beruhenden endemischen Krankheits = Constitutionen dargelegt zu finden wünscht. Damit sind zugleich die ätiologischen Verhältnisse im Großen schon vorgezeichnet. — Freilich ist es leicht solche Anforderungen zu stellen, schwer aber für Ostindien ihnen zu entsprechen. Man muß nicht übersehen was hier schon geleistet ist. Die Engländer haben seit ihrer allmählichen Besitznahme von Ostindien unsere Kenntniß dieser Länder in bewundernswürdigem Grade bereichert über Sprache, Litteratur, Geschichte, Religion und Naturgeschichte. Die größeren Schwierigkeiten in Vergleich mit anderen Ländern treten von selbst hervor, sobald man bedenkt, daß etwa nur gegen 50000 Engländer hier leben und nur transitorisch und darunter 34000 Soldaten. Dennoch muß man das Mangelnde bemerklich machen. Es sind auch nicht nur die einzelnen meteorologischen Beobachtungen, welche fehlen (und welche wenigstens sicher auf den Stationsorten für den Erd = Magnetismus besorgt werden), sondern überhaupt die Auffassung der topographischen und klimatischen Verhältnisse in dem genannten weiteren Sinne. Sie würde Ostindien in vier klimatische Regionen zu unterscheiden haben; im Osten das feuchte heiße Bengalen; im Westen das trocknere heiße Land am Indus; im Süden liegt die große Halbinsel, welche aus einem breiten kühleren Hochlande be-

steht, dem Dekkan, 500 bis 4500' mittlerer Höhe, mit noch höheren Gebirgsketten längs der Küste, den Ghats, in der Quere mit den Neilgherries, und im Norden mit dem hohen, erst wenig bekannten Bindhya-Gebirge, umgeben ist diese Halbinsel mit schmalem, niedrigem und also auch heißem Küsten-Saume; endlich die vierte Region bildet die am Fuße und an dem Seiten-Abhange des Himalaya von Süd-Ost nach Nord-West sich hinaufziehende Landstrecke. Eine solche allgemeine physikalisch-topographische Uebersicht finden wir hier noch gar nicht zu Grunde gelegt und angewendet. Kaum erfährt man, daß der eine Verf. meist von Calcutta aus berichtet, der andere von Madras. Sie würde aber leicht auch für die so bewunderte Regelmäßigkeit der Monsuns und für die örtliche Verschiedenheit der Regenzeiten die Erklärung finden, indem Madras, in der Mitte zwischen Bombay und Calcutta gelegen, deshalb seinen Regen nicht im Sommer mit dem SW. Monsun erhält, sondern im October mit dem ND. Monsun, weil der erstere Wind durch hohe Gebirge abgehalten und seiner Feuchtigkeit entledigt wird, und weil der andere hier nicht ein trockner Continental-Wind bleibt, dadurch, daß er über das bengalische Meer her weht. Außerdem aber würde ein solcher Ueberblick, die äußeren Ursachen der Morbilitäts-Verhältnisse richtiger zusammenfassend, davor bewahren, die Aufmerksamkeit auf manche unnütze und werthlose Beobachtungen zu verschwenden. Weit mehr zu beachten sind dagegen die hypsometrischen Boden-Verhältnisse, sie geben nicht nur durch sich selbst schon wichtige Bestimmungen für das Klima, sondern liefern Gewähr besserer Salubrität, und können noch weit mehr benutzt werden, als es seit

etwa 25 Jahren bereits geschieht. — Man muß aber wieder zu bemerken nicht versäumen, daß überhaupt von den Aerzten die allgemeine Klimatologie noch wenig für die Bestimmung der Morbilitäts-Verhältnisse in Anwendung gebracht ist; selbst in Europa sucht die Medicin weit eifriger im todten Organismus nach den nächsten und inneren Ursachen der Krankheiten als nach den entfernteren und äußeren in der Umgebung vorhandenen und auf den lebenden Organismus wirkenden Ursachen. Von wenigen Ländern Europa's sind auch nur die Grundzüge des Klimas und eine allgemeine physische Topographie entworfen worden, diese doch so nothwendigen Bedingungen zu richtiger und sicherer Beurtheilung der endemischen Krankheits-Constitutionen, ihrer Aetiologie und der Präventiv-Behandlung im Großen. In der That die physikalische Geographie, eine so rasch groß gewordene Wissenschaft, ist bis jetzt sehr wenig von den Aerzten erkannt und noch weniger benutzt oder gar gefördert worden *). Man muß die Krankheiten nicht von ihrem Boden trennen, mit dem sie in enger Verbindung stehen; sie haben Standorte und eine räumliche Distribution.

II. Die stärkere Seite der beiden Werke ist dagegen der eigentlich praktische nosologische Theil. Aber auch dieser begreift fast allein die hervorstechendsten Krankheiten, d. h. vor allen diese vier:

*) Als Beispiele einer solchen, wir möchten sagen, topographisch-physikalischen Auffassung der Nosologie sind einige neuere nordamerikanische Werke auszuzeichnen, z. B. Sam. Forry, *The climate of the United States and its endemic influences* 1842, Dan. Drake, *A systematical treatise on the principal diseases of the interior valley of N. America.* 2 Vol. Philad. 1850 und 1855, R. La Roche, *Yellow Fever.* Philad. 2 Vol. 1855.

Malaria = Fieber, Dysenterie, Leber = Entzündung und Cholera (außerdem sind noch abgehandelt die Leiden der gastrischen Organe überhaupt, Gelbes Fieber, Delirium tremens, Insolation und folgen noch Bemerkungen verschiedenen hygienischen Inhalts). Wenn man daher den ganzen Bestand der in Ostindien vorkommenden Krankheits Formen berücksichtigt zu finden hofft, sieht man sich getäuscht. Man findet weder diejenigen unterschieden, welche auf allen Zonen vorkommen, noch diejenigen, welche allein oder vorzugsweise in Ostindien vorkommen, noch diejenigen, welche hier ganz oder fast ganz fehlen.

1. „Fieber“. Sie nehmen in der ostindischen Pathologie bei weitem den größten Raum ein. Annesley sagt, die Mehrheit der vorherrschenden Krankheiten innerhalb der Tropen, besonders die verschiedenen Formen der Fieber und der Dysenterie, seien vornehmlich den Exhalationen von marschigem Boden und von vegetabilischen, in einem Zustande von Decomposition befindlichen Stoffen angehörend. Dann finden wir die allgemeine Beschaffenheit der Boden, wo diese Miasmen sich bilden, angegeben; dies geschieht in bekannter Weise. Lieber sähe man aber die besonderen Orte, wo hier Malaria sich findet, namhaft gemacht; das ist es eben, worauf es besonders ankommt, das wäre im Geiste der topographisch = physikalischen Medicin. Als solche werden aber nur einigemal kurz erwähnt die Mündungen des Ganges, des Brahmaputra, des Sumna, des Irrawaddy und des Indus.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. 162. Stück.

Den 9. October 1856.

L o n d o n

Schluß der Anzeigen: »Researches into the causes, nature and treatment etc. by Annesley; The influence of tropical climates on european constitutions by J. R. Martin.«

Besonders ist hervorzuheben, daß die alte Cullen'sche Fieberlehre noch hinderlich ist, die Identität der hiesigen drei Fieber=Typen, des intermittirenden, remittirenden und continuirenden, als Wirkungen einer einzigen specifischen Ursache, des Boden-Miasmas, als Gradationen von dessen intoxicirender Wirkung, klar und entschieden zu erkennen. Wie wichtig aber dies für das therapeutische und präventive Verfahren ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Im praktischen Leben des Militair=Dienstes ist freilich nicht möglich, die Rubrik „Fieber“ als vorläufige collective Benennung aller frischen fieberhaft auftretenden Krankheitsfälle aufzugeben. Aber in der theoretischen Wissenschaft hat eine Unterscheidung der Fieber nach ihren speciellen Radical=Processen ihre

Berechtigung gefunden. Was nun die Malaria-Fieber betrifft, sind diese hier, wegen ihrer abweichenden Fieber=Typen noch nicht entschieden zu einer und derselben Krankheitsform gerechnet; obgleich dies an mehreren Stellen mit Worten gesagt ist, widerspricht dem die That. Annesley erklärt in Worten die remittirenden Fieber für identisch mit den intermittirenden, aber nicht ganz so in der Behandlung; noch mehr trennt er die continuirenden, obwohl er sie auch identisch nennt; sogar, was diese betrifft, vermischt er sie in der Vorstellung offenbar noch mit den in England „continuierend“ genannten und in der Wirklichkeit den Typhus darstellenden Fieber-Krankheiten. Er erwähnt gar nicht und weiß auch nicht, daß der Typhus in den heißen Klimaten ganz fehlt. Entschiedener tritt diese Unsicherheit in der theoretischen Diagnose bei der Behandlung hervor. Das Chinin wird nur bei der intermittirenden Form gleich zu Anfange als das eigentliche Antidot gegeben; bei der remittirenden und bei der continuirenden Form sehen wir es nur erst gegen Ende als Tonicum mit stimulirenden Mitteln angewendet. Darüber muß man als eine Unsicherheit oder als einen Widerspruch erstaunen, um so mehr, da öfters ausgesprochen wird, diese beiden Formen deuten an entweder eine größere Disposition für dieselben Ursachen oder eine energischere Wirkung der letzteren, und da auch angegeben wird, daß häufig von den verschiedenen Typen der eine in den anderen überzugehen pflege. Trotzdem besteht die eigentliche Behandlung der nicht entschieden intermittirenden, also der großen Mehrzahl, in Blutlassen, Blutegeln an den Kopf, Emetiven, Kalten oder warmen Ueberschlägen, Waschungen, Calomel in großen Gaben mit Opium, diaphoretis-

schen Mitteln. So bei Annesley. — Martin sagt zwar von den „remittirenden Fiebern“, welche er voranstellt, daß von ihrer sorglichen Behandlung $\frac{9}{10}$ der Nützlichkeit eines Arztes in Ostindien abhänge, ihr geographisches Vorkommen falle sogar zusammen mit dem der intermittirenden Fieber. Trotzdem aber wird auch von ihm in der Praxis ihre Identität noch nicht anerkannt. Ihm kommt es darauf an, die locale Congestion zu hindern, zumal der Leber, ihm ist das mächtigste Mittel das Blutlassen, demnächst das Calomel, welches er selbst, mit Annesley, das zweite an Wichtigkeit nennt, mit der Vorstellung, daß die „Visceral=Leiden als nothwendige Folge nach Vernachlässigung ausleerender Mittel, und darunter der Mercurial=Mittel, eintraten.“ Wir finden das Chinin als mächtiges Mittel empfohlen, „wenn die Remissionen hinreichend deutlich werden.“ Also ist deutlich, daß das Chinin nur gegen die Intermittenz, nicht antidotisch gegen die Malaria als wirksam gedacht wird. Auch von der „continuirlichen congestiven Form“ wird als Ergebnis ausgesprochen, daß der Verf. das Chinin gereicht habe, „wenn sie dem remittirenden Charakter sich näherte.“ (Nach diesem wird noch von einer febris continua ardens gehandelt, offenbar Inso-latio, die Cerebral=Affection nach Sonnenstich).

Zum Beweise, daß Refer. nicht allein steht mit seiner Meinung, das Chinin sei in Ostindien weit mehr der Anwendung würdig und dies hange zusammen mit der herrschenden Fieberlehre, möge aus einem anderen neueren Werke über Ostindien Bericht gegeben werden, von G. Hare, Tropical Fever and Dysentery, being the result of an experiment by order of Government in the general hospital of Calcutta etc. in the years

1849—50. Edinb. med. and surg. Journ. 1854 (Sehr gern, aufrichtig gesagt, findet Ref. in dieser Frage gerade einen englischen Schriftsteller auf seiner Seite, da hier Mangelhaftes anzudeuten ist, und da eine gewisse nationale Empfindlichkeit, auch auf wissenschaftlichem Gebiete, unstreitig noch weit mehr in England als bei uns in Deutschland vorhanden ist). Die Behandlung der tropischen Fieber, erfahren wir, hat eine Geschichte seit 1792 aufzuweisen. Damals wurde die peruvianische Rinde mit Freuden aufgenommen [bei dem alten Holländer Bontius 1629 besteht die Behandlung in Blutlassen, crocus und aperientia] und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigten Lind 1762, Dr J. Hunter, J. Clark 1770, Balfour 1790 ihre Gebrauchsweise gegen die „remittirenden Fieber“. Man suchte die Rinde in Pulver, drachmenweise, so rasch als möglich und ohne Erbrechen, zu geben, selbst bis zu 6 Unzen den Tag, und die Schwierigkeit bestand darin, sie im Magen festzuhalten. Der Reisende Bruce verdankte ihr sein Ansehen in Abessinien. Dies änderte sich [zuerst in Westindien seit R. Jackson 1790] seit J. Johnson in Calcutta ankam. Er gab im Anfange die Fiebrerrinde, vorher aber ein Emeticum und fand, daß er jene wegen entstehender Hyperemesis nicht fortsetzen konnte. Da griff er zum Calomel in Scrupel-Dosen bis zur Salivation, gegen die entzündliche Congestion in den inneren Organen, mit reichlichem Blutlassen. Diese Methode wurde dann durch sein trefflich geschriebenes Buch 1813 zu allgemeiner Anerkennung erhoben [und sie nahm bekanntlich in der ganzen englischen Therapie einen hohen Platz ein]. Bis zum Jahre 1833. Damals begann schon eine Reaction. Noch Zwi-

ning und Annesley gaben kaum gegen Ende der Krankheit Chinin, ebenso Martin. In Westindien aber hatte man schon früher den Chininismus (oder Cinchonismus) kennen gelernt, d. i. die Anwendung des Chinin, als Antidot's gegen die Malaria, bis zur Saturation, mit Ohrensausen, Schwindel etc. In Ostindien ist dieser nun durch die erwähnten Versuche von Hare erst 1850 auch officiell zu Ehren gekommen und als das eigentliche Antidot gegen alle Formen der Malaria-Intoxicationen erkannt, so daß in dieser Hinsicht eine Epoche eingetreten ist, welcher man Beifall schenken muß und welche voraussichtlich große Folgen für den Gesundheitsstand haben kann.

Ob wir weiter gehen, wollen wir noch anmerken, daß die Abwesenheit des Typhus zwar nicht positiv angegeben ist, aber doch mittelbar in der Aeußerung Annesley's enthalten ist (S. 513), er habe nie ein Fieber contagiösen Ursprungs in Indien angetroffen, und obgleich er an die Infection der continuirenden Fieber der gemäßigten Klimate glaube, habe er doch während seiner 37jährigen Erfahrung niemals beobachtet, daß in Ostindien Fieber aus Contagion entstünden. Darunter sind nicht die exanthematischen Fieber gemeint, aber der Typhus ist darunter begriffen, wenn auch nicht klar bewußt, d. h. „das continuirende Fieber“ in England. Die Aeußerung trifft aber auch die Pest.

2. Die zweite der hervorstechendsten Krankheiten in Ostindien ist die Dysenterie. Hierüber denkt Ref. nicht, sich zu erlauben, Bemerkungen oder Einwendungen zu machen. Zum Theil ist sie auch Folge der Malaria-Wirkung; die chronische Ruhr hängt oft zusammen mit Leberleiden [doch fast allein bei Europäern, sehr selten bei

den Eingebornen]; es gibt auch eine scorbutische Form; die einfache acute findet sich vorzugsweise bei den neu angekommenen Europäern. Ihre günstigste Jahreszeit ist die Regenzeit, große Temperatur-Differenzen der Tage und Nächte werden als hier vorkommend angegeben. Die Frage über Contagion betreffend, sagt Annesley, welcher hier sicherlich eine Autorität ist, die Ruhr komme auch sporadisch vor, in den heißen Klimaten zeige sie sich nie contagiös, indessen, sich vorsichtig ausdrückend, leugnet er nicht, daß unter Umständen, bei Anhäufung von Kranken, sie diese Eigenschaft auch nicht zeige [auf Schiffen und kleinen Inseln läßt sich ihre originäre Entstehung und doch auch ihre Contagiosität am besten erweisen und beide dürfen für erwiesen gelten].

3. Die dritte der bedeutendsten Krankheiten ist die Leber-Affection, d. h. Congestion, acute oder chronische Entzündung, Abscesse, Intumescenz, Icterus, Degeneration. Unstreitig ist die Leber dasjenige Organ, was in Folge der höheren Temperatur vor allen anderen bei den aus kälteren Zonen Angekommenen am meisten zu erdulden hat und doch fast gar nicht bei Eingebornen [dies spricht dafür, daß sie zunächst in der ungewohnten hohen Temperatur bei den plethorischen Nordländern, wie auch in der irrationellen, dem Klima so unangemessenen Kost der Europäer ihre Haupt-Bedingungen hat]. Ihr Erkranken ist eigenthümlich häufiger in Ostindien als in Westindien; etwa dreimal mehr, nach Annesley. Sie erleidet Blutcongestion [man könnte vielleicht sagen, ihre Hämatisation wird übermäßig], dann wird ihre Function vermehrt, dann entsteht Torpor &c. Solche Vorstellungen sind den Engländern, nicht nur den Aerzten, immer gegenwärtig

und darauf beruht ihre Vorliebe für Calomel und „blaue Pillen“, aber Wenige essen darum weniger. Es wird in beiden Werken mit größtem Rechte nicht versäumt, darauf zu dringen, daß die Supernutrition und die spirituösen Genüsse der Europäer aus solchen Gründen ermäßigt werden müssen. Aber es scheint fast, als bedürfe man für die Recruten und Matrosen reichlicher Rationen von Rum ebenso sehr wie der Löhnung. Die vortrefflichen Abbildungen der Leber-Krankheiten, wie sie sich in Annesley's Quart-Ausgabe finden, brauchen wohl kaum in Erinnerung gerufen zu werden.

4. Die indische Cholera schließt sich hier an. Wir finden diese Krankheit bei Annesley noch ziemlich in der Weise abgehandelt, wie er, einer ihrer ersten Bekämpfer in Ostindien, von dort die ersten Belehrungen darüber uns dereinst hat zukommen lassen. Die pathologische Anatomie ist vortrefflich beschrieben, aber die Auffassung ihres eigentlichen Radical-Processes und der äußeren Aetiologie hat seitdem Fortschritte gemacht. Die intoxicirende Wirkungsweise einer specifischen Ursache, ihre Abhängigkeit von Boden und Jahreszeit, ihre Transportation durch äußerliches Anheften und ihr Keimen in Schiffen verleihen ihr Analogie (doch bei specifischem Unterschiede) mit dem gelben Fieber. So wie letzteres „hämogastrißches Fieber“ sehr bezeichnend genannt ist (von Copland), so könnte man, nach Refer. Meinung, eben so treffend der Cholera den Namen geben „serogastrißches Fieber“, denn der eigentliche Radical-Proceß ist bei ihr eine Exsudation des Blut-Serums in den Intestinal-Canal, eine Serorrhagie, und hierin liegt die Erklärung einer großen Reihe von consecutiven Symptomen. An-

nesley betrachtet die epidemische indische Cholera als wesentlich eine Affection und zwar Depression des Nervensystems, welche bald auf das Blut einwirkt und dies desoxygenisirt; die wirkende äußere Ursache hält er für einen elektrischen Zustand der Luft, entstehend aus schädlichen terrestrischen Exhalationen. So kann kein Meteorologe sprechen. — Martin hat hier den Vortheil, daß er auf den neueren Berichten über diese Krankheit in England von Farr und Baly u. A. fußen kann. Er führt daraus sechs verschiedene bestehende Theorien über die Natur der Cholera-Ursache an. [Leider ist darunter nicht die wahrscheinlichste, d. i., nach Ref. Meinung, die Vorstellung von dieser Ursache als einer vegetabilischen, auf geeignetem Boden keimenden Substanz, mikroskopischer Pilze, welche staubartig sich verbreiten und anheften. Eine solche Vorstellung, und es fehlt ihr nicht an Zustimmenden, führt wenigstens besser als jede andere und fast ohne Anstoß durch alle so verwirrt und widersprechend scheinenden Thatsachen *). Der Verf. ist der Meinung, die

*) Die neuen Beobachtungen von Snow werden auch erwähnt; dieser fand zu London vorzugsweise in solchen Häusern die Cholera, welche von einem bestimmten Röhren-System ihr Trinkwasser erhielten. Obgleich die Beweise hierfür nicht hinreichend evident zu führen gewesen sind, ist die Sache an sich nicht unwahrscheinlich und widerspräche gar nicht obiger Vorstellung. Pettenkofer's Untersuchungen scheinen noch nicht bekannt gewesen zu sein. Dieser nimmt zu ausschließlich gedüngten Boden als Bedingung an und würde seine Ansicht erst vollkommen machen, wenn er die Vorstellung einer vegetabilischen Natur des Cholera-Miasma's darauf anwenden wollte. Beweise, daß die Cholera-Ursache auch auf freiem Felde, ohne Dünger, keimen könne, sind vielfach in Ostindien bei Truppen auf dem Marsche vorgekommen. Z. B. ein Regiment lagert und nur der eine Flügel bekommt rasch

Ursache der Krankheit sei transportabel, aber noch nicht darum ein Contagium, er betrachtet die Ursache als einen Stoff, der durch irgend einen Proceß, entweder chemischer oder organischer Art in unreiner und feuchter Luft zunimmt und welcher, obwohl durch die Luft weiter getragen, auch mittelst des Menschen-Verkehrs verbreitet werde. Dies ist genau wie Baly's Ansicht (s. W. Baly und W. Gull, Report on the epidemic cholera drawn up at the desire of the R. College of physicians London 1854). Wenn man statt „organischer Art“ sagt „vegetabilischer Art“ wäre Uebereinstimmung mit der oben angeführten Ansicht erreicht. Die pathologische Anatomie ist nach Gull gegeben. Ueberhaupt sehen wir uns bei dieser Krankheit vom Verf. ebensowohl nach England versetzt als in Bengalen. In Calcutta ist zwar die Cholera in allen Monaten, doch vorzugsweise in den heißesten, April bis Juni, kurz vor und zu Anfange der Regenzeit; also auch hier macht sich die Jahreszeit sehr wohl bemerklich (in Madras wählt sie auch die Zeit der Regen, also hier von August bis October). — Es wird als Thatsache angegeben, daß von den 250 bis 300 Militair-Ärzten in Bengalen, binnen 20 Jahren, nur drei an der Cholera erkrankt sind, von denen nur 1 gestorben ist (Aehnliches wird auch von den Wäscherinnen der Kranken-Wäsche gelegentlich ausgesagt), und unter den europäischen Truppen pflegen mehrere davon befallen zu

zahlreich Cholera-Fälle; einige Zeit später lagert es auf demselben Felde mit dem anderen Flügel und nun erfährt nur dieser dasselbe Schicksal. (S. Brit. and for. med. Rev. 1848). Das jüngste Beispiel dieser Art hat 1854 ein französisches Regiment in der Dobrudscha geliefert. (S. Gazette médic. de Paris 1855).

werden, als unter den Eingebornen, im Verhältniß wie 1.15 Proc. zu 0.22 Proc. — Ueber den pathischen Vorgang selbst hat der Verf. die Ansicht, es erfolge hier durch ein Gift zunächst eine Impression auf die organischen Nerven und damit eine Lödftung des Blutes, die Secretionen seien unterdrückt, es finde eine erschöpfende Transsudation im Intestinal=Canal Statt. Auch dies stimmt ziemlich überein mit unserer oben gegebenen Vorstellung und mit dem Vorschlag diese Krankheit „serogastrisches Fieber“ zu benennen (einigermaßen analoge Erscheinungen findet man bei der durch Colchicum hervorgerufenen Intoxication).

Einen nun bei Martin folgenden Aufsatz über das Gelbe Fieber übergehen wir, da dies gar nicht in Ostindien vorkommt (was der Verf. auch keineswegs behauptet) und da hier keine eigne Erfahrung sich ausspricht. Nur der entschieden irrigen Ansicht muß gedacht werden, daß es nicht für eine specifische Krankheit, sondern für den biliosen remittirenden Fiebern zugehörend zu halten sei, und daß es, wie auch diese, contagiös werden könne. Der Verf. hat sich hier durch die, in anderen Fragen anzuerkennende, Autorität Alison's verleiten lassen.

In kürzeren Kapiteln hygienischen Inhalts finden wir sehr nützliche Lehren vorgetragen, welche leider nie hinreichend befolgt werden. Obgleich zugestanden werden muß, daß der Gesundheitszustand der Europäer in Ostindien, im Vergleich mit früheren Zeiten sich sehr gebessert hat, kann doch unstreitig hierin noch weit mehr geschehen. Getadelt wird die Gewohnheit, die jungen Truppen aus Europa gerade zu der ungesundesten Zeit, in der Regenzeit, anlangen zu lassen; ferner die

täglichen großen Rationen Rum oder Arrac; auch die zu reiche und häufige animalische Kost ist mit Sicherheit als eine Benachtheiligung der jungen plethorischen Leute anzuzeigen. Bei der Wahl der Standorte kann noch mehr die Boden-Beschaffenheit berücksichtigt werden, und es wird geklagt, daß die Befehlshaber der Truppen hierin den Aerzten zu wenig Gehör geben. Bei dieser oft vorgebrachten Klage und wichtigen Frage müssen die Aerzte indessen unbefangen urtheilen. Militärische Gründe behalten, wie sich von selbst versteht, immer den Vorrang, aber wenn hygienische sich damit vereinigen lassen, wie sich ebenfalls von selbst versteht, kann doch der Befehlshaber nur dann dadurch sich bestimmen lassen, wenn ihm eine Bodenstelle, die er auf dem Marsche für Lager oder Wachtposten auswählen will, mit Sicherheit, nicht aber nur nach Vermuthungen, als gesund oder ungesund bezeichnet werden kann. Für bleibende Garnisons-Orte und Casernen ist die hygienische Rücksicht von noch größerer Berechtigung, vor allen in Ostindien. Eben desholb ist eine genauere topographische Kenntniß zur Vergleichung solcher Orte sehr wünschenswerth, und die Klage begründet, daß es noch an statistischen Berichten als Materialien dazu fehle. Erst seit neuerer Zeit hat man den höher gelegenen Gegenden in Ostindien, wie in Westindien, in Hinsicht auf ihre größere Salubrität die ihnen zukommende Beachtung zugewendet; seit etwa 25 Jahren hat man mehr und mehr „Sanatorien“ in Höhen von 4500 bis 7000' angelegt, z. B. auf den Ghats, auf den Neilgherries, in Ceylon und auf der südlichen Terrasse des Himalaya (d. i. zu Mahabutescherwur, Dotocamund, Nuvera Ellija, Simla und Darjeeling). Aber auch für die europäischen Trup-

pen in Dienst ließen sich vielleicht die Hochlande, namentlich die ganze Breite der Halbinsel des Dekkan, noch weit mehr zu Standorten benutzen, während für die eingebornen Truppen die Tieflande geeigneter sind und zu wählen wären, so weit politische Gründe dies gestatten.

Einen besonderen Werth erhält das Martin'sche Buch noch durch ein Kapitel „Praktische Bemerkungen über die Natur und die Behandlung der Krankheiten der Europäer nach ihrer Rückkehr aus den tropischen Klimaten“. Dieser Gegenstand ist noch ziemlich unerledigt. Wir erfahren, daß Krankheiten der Leber und Milz und chronische Diarrhoen die Hauptleiden bilden, daß außerdem verwöhnte Haut und Anämie schwache Seiten des Organismus bieten, und daß noch dazu kommen neue größere Anforderungen an die Respirations-Organen, die Nieren und die Blutbereitung. — Sehr Wenige entgehen in Indien der Malaria-Intoxication und deren Folgen, doch am ersten die Frauen, weil diese zu Hause bleibend sich weniger ihr aussetzen. Das Puerperium ist im Allgemeinen leichter als in Europa. Verf. sah in Calcutta innerhalb 16 Jahre nie einen Todesfall im Kindbette bei den europäischen Frauen (freilich sind deren nicht viele); die Puerperalfieber haben an der Küste von Coromandel nicht den putriden Charakter wie in Bengalen. — Ueber die Kinder-Krankheiten in Bengalen wird bemerkt, daß für scrofulöse und für Abkömmlinge brustschwacher Eltern das Klima im Allgemeinen günstig sei, da sie beständig in der freien Luft sein könnten. Auch die gewöhnlichen Krankheiten verlaufen sehr milde, das Zahnen geht leicht vor sich. Aber nach dem fünften oder sechsten Jahre werden Kinder mager und wachsen über

ihre Kräfte (dann ist Gebrauch, sie in ein andres Klima zu schicken). Malaria-Fieber und Dysenterie verschonen sie nicht. Es vergeht auch kein Jahr, wo nicht Blattern umgehen, aber die Vaccination zeigt sicheren Schutz. Gern sähe man auch das immer wichtige Verhältniß der Mortalität des ersten Lebensjahrs angegeben. — Die Europäer altern hier früh. Twining versichert auch, und ihm wird von Martin nicht widersprochen, daß nach vielen und sorgfältigen Erkundigungen er nicht im Stande gewesen sei, in Bengalen irgend ein Beispiel aufzufinden von einer dritten Generation reiner europäischer Abkunft, und dies würde kaum in ganz Indien sich vorfinden. Auch wird von Abkömmlingen der Portugiesen als von einer degenerirten Race gesprochen.

III. So weit unsere Auszüge und Bemerkungen aus beiden werthvollen Werken. Wir werfen nun noch einen Blick auf die Krankheiten, welche theils in ihnen nicht erwähnt sind, theils aber auch nicht einmal als in Ostindien abwesend beachtet sind. Wie wir für den klimatischen Theil die Vortheile einer allgemeinen physikalischen Geographie vermissen, so mangelt auch der große Vortheil, welchen ein Ueberblick über das ganze System der geographischen Distribution der Krankheiten gewährt. Die vorherrschenden Krankheitsformen in Ostindien haben wir besprochen gefunden, aber von dem Verhalten der übrigen großen Zahl von zymotischen, dyskrasischen und organischen Krankheiten haben wir nichts erfahren. Dies ist aber doch sehr wichtig und ist nicht sehr schwierig, obgleich, wie schon gesagt, genauere statistische Angaben, zumal aus der Bevölkerung selbst, fast völlig fehlen, geschweige solche, welche auch nur annähernd den Berichten des Registrar general

in England gleich kämen. Um so weniger ist zu verwundern, daß wir nichts bemerkt finden [außer einer kurzen gelegentlichen Angabe über heilsame Einwirkung des Tropen-Klima's überhaupt auf manche angehende Brustkranke] über die Abwesenheit von zwei der mächtigsten Krankheiten unserer gemäßigten Zone, d. i. des Typhus und der Phthisis. Der erste fehlt völlig, wie in allen heißen Ländern (außer in hohen Elevationen); die zweite fehlt wenigstens fast völlig (besonders in hohen Elevationen) und zwar nicht in Folge einer Exemption der ganzen heißen Zone, in Westindien z. B. ist sie sogar ausnehmend häufig. Also die Insalubrität in Ostindien für Europäer ist so ungemein groß [bei den Truppen zu Madras, was gesunder ist als Calcutta und auch als Bombay, ist die Mortalität, nach Annesley 90 p. Mille, nach W. Sykes 35 p. M., während sie in England nur 15 p. M. beträgt; unter den Eingebornen beträgt sie nur 20 oder 16 p. M.], obgleich jene zwei Haupt-Repräsentanten der Mortalität in Europa hier gar nicht oder fast gar nicht mitzählen. Die Malaria verschuldet fast allein das Uebermaaß der Insalubrität; sie haftet aber an bestimmten Boden-Stellen, und diese lassen sich besser vermeiden und auch sanificiren, ihre Wirkungen aber kann man noch mehr durch rationellere Kunst abwenden oder mildern und auch noch besser heilen. Außerdem fehlen hier Gelbes Fieber und Pest [letztere wird vielleicht an einzelnen Orten nahe beim Indus zu Zeiten eingeführt]. Ob Gicht und Nieren-Leiden fehlen, ist auch eine Frage von großer Bedeutung, die wahrscheinlich zu bejahen ist; auch die Scrofeln scheinen schwächer. — Aber dagegen häufiger sind Ophthalmien, Leprose, Hautkrankheiten, Tetanus,

und ganz eigenthümlich ist das Beriberi (eine rheumatische hydropische Affection), und alle diese letzteren Formen sind nur bei den Eingebornen häufig. — Es fehlt also in Ostindien wahrlich nicht an Aussichten für fernere wissenschaftliche Belehungen und praktische Verbesserungen.

H. Mühry.

L o n d o n

John Murray, 1854. Siluria. The History of the oldest known Rocks containing organic Remains, with a brief Sketch of the Distribution of Gold over the Earth. By Sir Roderick Impey Murchison. XV und 523 S. in Octav. Mit einer geognostischen Charte, 37 Steindrucktafeln und zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Seitdem der berühmte Verfasser des vorliegenden Buches in dem großen, i. J. 1839 erschienenen Werke »The Silurian System«, seine gründlichen Untersuchungen über das Uebergangsgebirge Englands niedergelegt, und dadurch der Kunde von den ältesten Versteinerungen führenden Schichten der Erdrinde eine ganz neue Gestalt gegeben hat, ist er unablässig bemühet gewesen, nicht allein seine Forschungen in Großbritannien weiter auszu dehnen, um die früheren Ergebnisse derselben zu vervollständigen und zu berichtigen, sondern auch durch Bereisung anderer Länder zu einer Vergleichung des Uebergangsgebirges und der daran zunächst sich anschließenden Formationen in andern Theilen der Erde, mit dem Vorkommen in England zu gelangen. Die Resultate dieser fortgesetzten Untersuchungen wurden nicht allein in dem in Verbindung mit Verneuil und dem

Grafen von Keyserling i. J. 1845 herausgegebenen Prachtwerke, »The Geology of Russia in Europe and the Ural Mountains«, von welchem Ref. in diesen Blättern (Jahrg. 1850. S. 1073 — 1118) eine ausführliche Anzeige geliefert hat, sondern auch von Zeit zu Zeit in kleineren Abhandlungen mitgetheilt. Diese höchst verdienstvollen Arbeiten Murchison's haben mittlerweile mannichfaltige Bemühungen anderer Geologen veranlaßt, die Kunde des Uebergangsgebirges zu erweitern und auszumitteln, in welchen Verhältnissen die Schichten desselben in verschiedenen Ländern zu denen stehen, deren Reihenfolge in England mit so großer Genauigkeit erforscht und dargelegt worden. Das Bestreben, die einzelnen Glieder des englischen Uebergangsgebirges in anderen Theilen der Erde aufzufinden, hat hin und wieder auf Abwege geführt, indem fortgesetzte Untersuchungen gezeigt haben, daß zwar im Allgemeinen die in England erkannten, und besonders durch gewisse Petrefacten bezeichneten Hauptabtheilungen des Uebergangsgebirges, auch in anderen Gegenden sich unterscheiden lassen, daß aber keinesweges durchgehends für alle einzelnen, in England befindlichen Glieder der verschiedenen Schichtensysteme, Aequivalente in anderen Ländern sich nachweisen lassen. In England selbst erscheint das Uebergangsgebirge in verschiedenen Gegenden nicht in gleichem Grade entwickelt.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

163. Stück.

Den 11. October 1856.

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »Siluria. The history of the oldest known Rocks containing organic Remains etc. By Sir R. I. Murchison.«

Nach darf nicht übersehen werden, daß in mehreren Theilen von England das Studium des Uebergangsgebirges und der daran unmittelbar sich reihenden Formationen, durch die Art des Vorkommens, durch das Aufgeschlossene, Regelmäßige und Unge störte der Schichtenfolgen, sowie durch den Reichthum an Petrefacten, ungemein erleichtert ist; wogegen in manchen anderen Ländern, zumal in Deutschland, und ganz besonders am Harz, das Uebergangsgebirge nebst den angrenzenden Gebilden, theils viel weniger entwickelt, theils durch die Einwirkung eruptiver Massen in solchem Grade verändert, zerrissen und zerstückelt worden, daß es weit schwieriger ist, über die Reihenfolge und das gegenseitige Verhalten der verschiedenen Glieder, zu sicheren Resultaten zu gelangen. Daß bei flüchtigen Bereisungen solcher

Gegenden, selbst der geübte Blick des Verfs des vorliegenden Werkes hin und wieder nicht das Richtige aufgefaßt hat, ist später zum Theil von ihm selbst erkannt worden; so wie ja auch seine Ansichten über die Verhältnisse des Uebergangsgebirges in England, durch seine fortgesetzten Untersuchungen, bedeutende Aenderungen erlitten haben. Darüber gibt das erste Kapitel Aufschluß, welches eine Uebersicht der allmählichen Fortschritte der neueren Classification des Uebergangsgebirges enthält.

Nachdem Murchison die Aufstellung eines Silurischen und Devonischen Systems von Uebergangsgebirgsschichten geltend gemacht, und bei dem ersteren eine untere und obere Gruppe unterschieden hatte, schienen die von Sedgwick in dem Schiefergebirge von North Wales angestellten Untersuchungen dazu zu berechtigen, diesen von ihm mit dem Namen „Cambrisches System“ belegten Schichtencomplex für eine von dem Silurischen Systeme verschiedene, und zwar ältere Abtheilung des Uebergangsgebirges zu halten. Fortgesetzte Untersuchungen haben diese Annahme nicht bestätigt, sondern die Ueberzeugung gegeben, daß jene Schiefer von North Wales in der Reihenfolge der Uebergangsgebirgsschichten die Stelle der unteren Silurischen Gebilde von Shropshire und Montgomeryshire einnehmen, und auch die Petrefacten mit ihnen gemein haben. Murchison hat daher jene Unterscheidung und den von Sedgwick noch ferner beibehaltenen Namen, „Cambrisches System“, aufgegeben; welche Benennung von den englischen Staats-Geologen auf die ältesten sedimentären Gebirgsarten übertragen worden, welche keine Spuren organisirter Wesen enthalten, und in North Wales die Grund-

lage der Silurischen Schichten ausmachen; durch welche Nomenclatur freilich leicht eine Verwechslung veranlaßt werden kann.

Der größere Theil des vorliegenden Werkes ist der Darstellung des Uebergangsgebirges und der demselben sich zunächst anschließenden Formationen in Großbritannien gewidmet. Diese Mittheilungen, welche vornehmlich die Resultate der eigenen, vieljährigen Untersuchungen des Verf. enthalten, haben auch einen überwiegenden wissenschaftlichen Werth. Die Kapitel, welche von dem Vorkommen der älteren Versteinerungen führenden Schichten in anderen Ländern handeln, liefern die Ergebnisse der zum Theil sehr flüchtigen Reisen des Verfs, nebst demjenigen, was von ihm aus den Schriften fremder Geologen geschöpft wurde. Wenn nun gleich Sir Roderick sich durch diese Arbeit ein neues, bedeutendes Verdienst um die Geologie, und besonders um die Verbreitung der Kenntniß von der geognostischen Constitution seines Vaterlandes erworben hat, so leidet dieselbe doch an denselben Mängeln, welche auch seinen früheren größeren Werken eigen sind, und welche Ref. in seiner oben angeführten Anzeige bemerkt gemacht hat. Auch in diesem Werke wird eine übersichtliche Charakterisirung der Gebirgsformationen vermißt, welche die Benutzung der speciellen Schilderungen sehr erleichtert haben würde. Wenn es gleich die Absicht des Vfs war, ein populäres Werk zu liefern, so hätte sich damit doch wohl etwas größere Wissenschaftlichkeit vereinigen lassen. Am schwächsten zeigt sich derselbe in den petrographischen Bestimmungen und Beschreibungen. Viele von localen Benennungen entlehnte Nomenclaturen lassen es zweifelhaft, welche Gebirgsarten darunter zu verstehen sind.

Ueberhaupt macht sich eine gewisse Einseitigkeit in der Behandlung des Stoffes bemerkbar, indem eine sehr überwiegende Aufmerksamkeit dem Vorkommen und der Vertheilung der Petrefacten zugewandt, aber manche andere wichtige Gegenstände, z. B. die Beschaffenheiten der Structur der Gebirgsarten, die Verhältnisse der eruptiven Massen zu den sedimentären, weit weniger berücksichtigt worden.

Das zweite Kapitel handelt von der Grundlage der Silurischen Gebirgsschichten und dem ältesten Vorkommen von Lebens = Spuren. In der ältesten ireländischen Grauwacke, welche eine gleiche Lage mit Gebirgsschichten hat, die in England und Wales keine Reste organisirter Wesen enthalten, ist ein einziges fossiles Zoophyt gefunden, welches durch Prof. G. Forbes nach dem Entdecker, Prof. Oldham, den Namen *Oldheimia antiqua* erhalten hat. In N. Wales sind die ältesten Versteinerungen führenden Schichten durch das Vorkommen eines flachen zweischaaligen Conchyli, der *Lingula* charakterisirt.

Im dritten Kapitel wird die Betrachtung der unteren Silurischen Schichten fortgesetzt, indem namentlich die von dem Verf. mit dem Namen „*Llandeilo = Formation*“ belegte Abtheilung geschildert wird, welche aus Schieferarten, Sand- und Kalksteinen, mit zwischenliegenden pyrogenetischen Gebirgsarten besteht. Von den dieser Schichtenfolge eigenthümlichen Petrefacten verdienen besonders die *Graptolithen* bemerkt zu werden, welche sich bis jetzt in keiner paläozoischen Gebirgsart, welche jünger als die Silurischen Schichten ist, gefunden haben. Unter den untersten *Llandeilo = Schichten* kommt ein thonschieferartiges Gestein mit Geröllen von Quarz und Bruchstücken

eines älteren Grauwackenschiefers vor, in welche die ersteren so eingreifen, als wären sie durch einen ungeheueren Druck in dieselben hineingetrieben worden.

Das vierte Kapitel handelt von der ebenfalls zu den unteren Silurischen Schichten gezählten *Caradoc-Formation*, die aus einem in N. Wales und in Radnorshire besonders entwickelten Sandstein besteht. Die am häufigsten darin sich findenden Petrefacten sind: *Calymene Blumenbachii*, *Hamalonotus bisulcatus*, Salt, *Phacops truncato-caudatus*, Porll., *Tentaculites annulatus*, *Lingula crumena*, Phill., *Orthis testudinaria*, Dalm., die übrigens auch in den älteren *Plandeilo-Schichten* vorkommen.

In den beiden folgenden Kapiteln werden die oberen Silurischen Schichten geschildert, bei welchen der Verf. die *Wenlock-* und *Ludlow-Formation* unterscheidet. In manchen Theilen von England und Wales, wo die unteren Schichten der *Wenlock-Formation* sich finden, ruhen diese in gleichförmiger Lagerung auf den unteren Silurischen Schichten, so daß ein allmählicher Uebergang von diesen in jene wahrgenommen wird. Zu unterst in der *Wenlock-Formation* kommt Kalkstein vor. Auf diesem ruhet das mächtigste und verbreitetste Glied dieses Gebildes, eine thonige Masse, welche der Verf. mit dem Namen *Wenlock-Schale* bezeichnet, unter dessen Petrefacten kleine *Brachyopoden* der Gattungen *Leptaena*, *Orthis*, *Strophomena*, *Atrypa* und *Rhynchonella* vorherrschen. Darauf folgt der *Wenlock-Kalkstein*, der besonders aus der Gegend von *Dudley* bekannt ist, wo er die merkwürdigsten Schichten-*gewölbe* zeigt, deren Bildung offenbar mit dem Auftreten eruptiver Gebirgsmassen zusammenhängt.

Der Wenlock = Kalkstein ist reich an Petrefacten, unter denen Corallen am häufigsten vorkommen, von welchen die folgenden besonders bemerkt zu werden verdienen: *Favosites cristata*, Linn., *F. Gothlandica*, Linn., *F. alveolaris*, Goldf., *Alveolites Labechii*, Milne Edw., *Stenopora fibrosa*, Goldf. Trilobiten sind sehr gemein, und die am häufigsten vorkommende Art ist *Calymene Blumenbachii*. (Das in Blumenbach's Ab-bildungen naturhistorischer Gegenstände Tab. 50 abgebildete Exemplar dieses in England unter dem Namen Dudley-Locust oder Dudley-Fossil bekannten Petrefacts, welches jetzt das hiesige aka-demische Museum bewahrt, stammt von jenem berühmten Fundorte). Bei der von dem Verf. mit dem Namen Ludlow = Formation belegten Abtheilung des oberen Silurischen Schichten-systemes, werden von ihm unterschieden: die un-teren Ludlow-Schichten, der *Aymestry* = Kalk-stein und die oberen Ludlow-Schichten. Die letzteren sind in der Hinsicht von besonderem In-teresse, weil darin, so viel bis jetzt bekannt ist, die ältesten Ueberreste von Fischen und von Land-pflanzen aufgefunden worden.

In dem siebenten Kapitel wird das Vorkom-men Silurischer Schichten in Cornwall, im nord-westlichen England, in Schottland und Irland nachgewiesen. In Schottland fehlen noch mehr als im nordwestlichen England, manche von den Gliedern, welche in den Theilen von England und N. Wales, wo das Silurische Schichtensystem die größte Entwicklung hat, vorhanden sind. Ein großer Theil von Irland enthält Gebirgsmassen, welche nach den darin sich findenden Petrefacten, zum Silurischen System gezählt werden dürfen. Am Schlusse dieses Kapitels sind Bemerkungen

über die verticalen Dimensionen der Silurischen Schichten auf den britischen Inseln mitgetheilt. Das ganze Versteinerungen führende Silurische System, von den Lingula- bis zu den Ludlow-Schichten inclus. hat, wo es am mächtigsten ist, die außerordentliche verticale Dimension von etwa 30000 Fuß. Werden die zum Grunde liegenden sedimentären Massen, welche mit den Silurischen Schichten petrographische Aehnlichkeit haben, aber keine Petrefacten enthalten, hinzugerechnet, so ergibt sich die ungeheuere Mächtigkeit von 56000 Fuß. Die beiden folgenden Kapitel handeln von den organischen Ueberresten in dem Silurischen Schichtensystem. Die fortgesetzten Untersuchungen des Verf. haben ergeben, daß die unteren und oberen Silurischen Schichten eine weit genauer verbundene Reihenfolge bilden, als derselbe früher glaubte; daß eine sehr große Anzahl der besonders charakteristischen Petrefacten beiden Abtheilungen gemein ist. Von den Trilobiten hat das Vorkommen keiner Species eine so große verticale Ausdehnung, als das der lange gekanteten Calymene Blumenbachii. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß durch die sorgfältigsten in verschiedenen Theilen der Erde angestellten Nachforschungen, in der unteren Abtheilung des Silurischen Systems, keine Spur von Wirbelthieren entdeckt worden. Die in Nordamerika sich findenden Fährten im sogenannten Potsdam-Sandstein, die man für Spuren von Schildkröten hielt, rühren nach Prof. Owen von Crustaceen her. In Großbritannien haben sich die doppelt gefiederten Graptolithen, die Gattungen Diplograpsus und Didymograpsus, nirgends über dem Horizonte des Caradoc-Sandsteins gefunden. Es gehört zu den Entdeckungen des Prof. Milne Edwards und

seines Mitarbeiters Jules Haime, daß die Corallen der Silurischen Periode, und wahrscheinlich der ganzen paläozoischen Schichtenfolge, im Ganzen zu Abtheilungen gehören, welche in den jetzigen Meeren unbekannt sind.

Das zehnte Kapitel ist dem Vorkommen der Devonischen Gebirgsarten, oberdes sogenannten alten rothen Sandsteins auf den britischen Inseln gewidmet. Der Verf. bemerkt: »The Old Red of the north of Scotland is justly termed by Miller »the Frame« in which the crystalline rocks are set. In other words, it is the rough mantle which has been thrown over their shoulders and sides.« Sehr anschaulich wird dieses durch einen nach einer Skizze der verstorbenen Herzogin von Sutherland ausgeführten Holzschnitt gemacht, welcher die drei seltsam geformten isolirten Berge Suil=vein, Coul=beg und Coul=more darstellt, welche sich an der Westküste der Hochlande aus dem alten rothen Sandstein erheben. Diese Gebirgsart hat in Schottland nicht weniger denn 65 Arten von Fischen geliefert; wogegen von den Mollusken und Zoophyten, die an anderen Orten zugleich mit Fischen vorkommen, sich keine Spur gefunden hat. In Schichten der oberen Abtheilung des alten rothen Sandsteins von Elgin, an der Südseite des Murray=Firth, haben sich die Reste des ältesten bekannten Reptils, Telerpeton Elginense Mant. gefunden. In Irland kommen zugleich mit Fischen Pflanzenreste vor, welche von denen der Steinkohlenformation verschieden sind, und unter welchen sich ein Farrenkraut, *Cyclopteris Hibernicus*, E. Forbes, auszeichnet, das zu den ältesten Resten dieser Pflanzenfamilie gehört, welche in den Schichten der Erdrinde aufgefunden

worden. Zu den Petrefacten, welche für das Devonische Schichtensystem am bezeichnendsten sind, zählt der Verf. vor Allen folgende: *Stringocephalus giganteus*, *Megalodon cucullatus*, *Calceola sandalina*, *Pleurodictyum problematicum*, *Cyathophyllum caespitosum* und *Murchisonia bilineata*.

Das elfte Kapitel handelt vom Steinkohlengebirge. Nach dem Verf. kommt in einer Schicht des unteren Kohlenkaltes an der Küste von Northumberland und South-Berwickshire, so wie in den dünnen Lagen des schwarzen oder sogenannten *Culm limestone* von Derbyshire, *Posydonomya Becheri*, Bronn vor; daher derselbe der Meinung ist, daß die Schieferschichten, welche in den rheinischen Gebirgen dasselbe Petrefact häufig enthalten, als ein Aequivalent jenes Kalksteins zu betrachten seien; wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß die Posydonomyen-Schiefer mit dem rheinischen System des Uebergangsgebirges auf das innigste verbunden sind, wiewohl sie als das Endglied desselben erscheinen, und manche Petrefacten mit dem Bergkalke gemein haben. Nach dem Verf. gibt es vielleicht kein Land von gleichem Umfange, in welchem das Steinkohlengebirge so ausgedehnt und doch zugleich so arm an Steinkohlen ist, wie Ireland. Die Betrachtung der verschiedenen Bildungsart der Steinkohlen veranlaßt ihn (S. 280) zu folgender Bemerkung, deren Wahrheit das Studium der Geologie außerordentlich häufig erkennen läßt, und die doch nicht selten bei geologischen Erklärungen übersehen wird: »In geology, less indeed, than in other sciences, can we ever hope to account for certain results by one modus operandi only. For, nature appears to have worked out phenomena

apparently similar, through distinct paths and by devious processes.« Mit dem unteren Kohlenkalk hört das Reich der Trilobiten auf, welche in der Silurischen Periode herrschend sind, aber schon in der Devonischen in weit geringerer Anzahl sich finden, und in der unteren Abtheilung des Steinkohlenegebirges nur noch in den drei Gattungen *Phillipsia*, *Griffithides* und *Brachymetopus* erscheinen. Hier trifft man auch zuletzt die größeren *Orthoceratiten* an.

Das zwölfte Kapitel enthält Bemerkungen über das Permische System, mit welchem Namen der Verf. bekanntlich das Kupferschiefergebirge bezeichnet. Refer. hat in der Anzeige des früheren Werkes *Murchison's* auseinandergesetzt, aus welchen Gründen er diesen Namen, dem die übergroße Neigung der Deutschen, das Ausländische sich anzueignen, bereits in manchen deutschen geognostischen Schriften Aufnahme verschafft hat, nicht billigen kann; so wie er auch mit der Ausdehnung, welche *Sir Roderick* seinem Permischen Systeme gibt, indem er den unteren bunten Sandstein mit dazu rechnet, nicht einverstanden sein kann.

Das dreizehnte Kapitel gibt eine allgemeine Uebersicht von dem Vorkommen der Silurischen, Devonischen und Steinkohlen-Gebirgsarten in Skandinavien und Rußland. Das darauf folgende Kapitel enthält Bemerkungen über das deutsche und belgische Uebergangsgebirge. Der Verf. läßt den gründlichen Forschungen *Barrande's*, welche zumal über das Silurische Schichtensystem Böhmens ein ganz neues Licht verbreitet haben, volle Gerechtigkeit wiederfahren, und benützt die von diesem ausgezeichneten Paläontologen gewonnenen Resultate. Es wird bemerkt, daß die tieferen

Schichten, in den Gegenden, welche sich von Ronneburg im Nordosten, über Schleiß nach Lobenstein im Südwesten erstrecken, aus Graptolith- und Dachschiefeln bestehen; daß ähnliche Gebirgsarten mit parallelen Undulationen in den Gegenden von Plauen und Hof erscheinen; und daß wahrscheinlich ein bedeutender Theil von dem Thonschiefer auf der allgemeinen geognostischen Charte von Sachsen, als zur unteren Abtheilung des Silurischen Systems gehörig, erkannt werden würde. Der Harz wird sehr kurz abgefertigt; es wird aber die Meinung ausgesprochen, daß die große Masse des dortigen Grauwackengebirges zum Devonischen Systeme gehöre, und daß eine Uebereinstimmung zwischen dem Uebergangsgebirge des Harzes und dem rheinischen Statt finde, welche Ansicht der Ref. bereits in seiner Anzeige der Uebersicht der geologischen Verhältnisse des Herzogthums Nassau von Dr. Fr. Sandberger (Gött. gel. Anz. v. 1849. S. 1752) zu begründen gesucht hat. Die in dieser trefflichen Schrift enthaltenen Resultate über die Reihenfolge der Glieder des rheinischen Uebergangsgebirges sind in jenem Kapitel benutzt; und es findet sich darin zugleich die Anerkennung der Irrthümer, welche sich in der von dem Verf. und Prof. Sedgwick im J. 1839 mitgetheilten Auffassung des Verhältnisses finden, in welchem das rheinische Uebergangsgebirge zum englischen steht.

In dem funfzehnten Kapitel sind Nachrichten über das Vorkommen der Silurischen, Devonischen und Steinkohlen-Gebirgsschichten in Frankreich, Spanien, Portugal und Sardinien zusammengestellt. Das darauf folgende Kapitel handelt von der Ordnung der paläozoischen Schichten in Südamerika, in den vereinigten Staaten, und im bri-

tischen Nordamerika. Der Schluß dieses Kapitels (S. 429) verdient hier wörtlich mitgetheilt zu werden: »In the Western hemisphere, as in Europe, the first clear signs of life are met with at the same low horizon in the crust of the earth; and the same great groups are clearly distinguishable. We also observe, that fishes, which were only called into existence at the end of the Silurian period, and were of such peculiar forms in the Devonian epoch, become conspicuous in the carboniferous deposits of America, and exhibit many new types, including the remarkable large sauroid fishes of Agassiz. Again, whilst one small, air-breathing reptile has alone been found in the uppermost band of the Devonian or Old Red rocks of Britain, the carboniferous rocks of America, as well as those of Europe, contain larger animals of this class. The only essential difference between the elder rocks of the two hemispheres is, that in America no geologist has yet met with any indication of that termination of palaeozoic life, which in Europe is marked by the Permian deposits. It is probable, therefore, that the early sediments of the West, having been raised into the atmosphere, remained for a long time in that condition; whilst in our countries the same strata continued beneath the waters which sustained the last remnants of primeval beings.«

Das siebzehnte Kapitel, welches eine Untersuchung über die ursprüngliche Formation des Goldes und seine spätere Verbreitung in Trümmern über gewisse Theile der Erdoberfläche enthält, ist als ein Anhang zum vorliegenden Werke zu betrachten, indem sein sehr interessanter Inhalt mit

den in dem letzteren abgehandelten Gegenständen in keinem näheren Zusammenhange steht. Der Verf. bemerkt: daß die stratificirten Gebirgsarten vom höchsten Alter, namentlich Gneus und Quarzfels, wie sie in Scandinavien und in den nördlichen Hochlanden von Schottland verbreitet sind, im Ganzen selten gediegenes Gold enthalten; wogegen die nachfolgenden sedimentären Massen, die Silurischen, Devonischen und Steinkohlen-Gebirgsschichten, und zumal die ersteren, da wo sie durch Feuereinwirkung oder andere Ursachen metamorphosirt wurden, die ursprünglichen Lagerstätten des Goldes und die Hauptquellen seiner späteren secundären Verbreitung geworden sind. Kein Theil der Welt zeigt dieses deutlicher als Rußland, wo in den Gegenden, in welchen die Uebergangsgebirgsarten in einem wenig consolidirten Zustande sich befinden wie solches in einem großen Theile des europäischen Rußlands der Fall ist, keine Spur von Gold sich findet, dessen Vorkommen dagegen am Ural und weiter im asiatischen Rußland, wo dieselben Gebirgsschichten von mannichfaltigen eruptiven Massen durchbrochen und in einen metamorphosirten Zustand versetzt worden, so ausgezeichnet ist. Was die geologische Periode betrifft, in welcher die reiche Imprägnirung der Uralischen Gebirgsmassen mit Gold Statt fand, so hält der Verf. dafür, daß solche bald nach der Bildung der Permischen Schichten erfolgte. Die Periode dagegen, in welcher die weit verbreiteten secundären Ablagerungen des Goldes entstanden sind, wird durch den Untergang des *Elephas primigenius* oder *Mammuths*, des *Rhinoceros tichorhinus*, und einiger anderer Quadrupeden bezeichnet, von welchen sich die Gebeine in den ältesten Gold führenden Schuttalagerungen finden. Die Aehnlichkeit australischer Gebirgsarten

mit den Uralischen ließ den Verf. schon im Jahre 1844 auf das dortige Vorkommen von Gold schließen, welche Vermuthung bald nachher so glänzend sich bestätigt hat. Sir Roderick hält die Furcht, daß der Werth des Goldes im Verhältniß zu dem des Silbers bedeutend sinken werde, für unbegründet, und stützt seine Ansicht darauf, daß das Vorkommen des Goldes auf seinen ursprünglichen Lagerstätten, ein höchst beschränktes im Vergleich mit dem des Silbers ist.

In dem letzten Kapitel stellt der Verf. kurz die geologischen Resultate zusammen, welche sich aus den im Vorhergehenden mitgetheilten Erfahrungen ergeben, und wirft noch einmal einen allgemeinen Blick auf die Reihenfolge der belebten Geschöpfe, von denen sich die Reste in den Erdrindelagen finden.

Das hier angezeigte Werk ist mit bildlichen Darstellungen überreich ausgestattet. Nicht allein sind demselben 37 Steindrucktafeln mit Abbildungen von Petrefacten beigelegt — die indessen den besseren deutschen und französischen Lithographien weit nachstehen — sondern es enthält auch eine sehr große Anzahl in den Text eingedruckter, sauberer Holzschnitte, mit Ansichten von Gegenden, geognostischen Durchschnitten und Zeichnungen von Versteinerungen. Die letzteren können wohl eine oberflächliche Vorstellung von den abgebildeten Gegenständen geben, aber nicht die genauere Bestimmung der Petrefacten erleichtern. Ein großer Theil dieser Ausschmückungen ist von keinem besonderen wissenschaftlichen Werth, sondern wohl hauptsächlich auf die Dilettanten und Dilettantinnen berechnet, welche in England solche Bücher als Luxusartikel anschaffen, um sie für einige Zeit zum Durchblättern auf die Tische in den Empfangszimmern zu legen, später aber in die Hand-

lungen von Büchern aus zweiter Hand übergeben zu lassen. Schätzbar ist eine dem Werke beigegebene geognostische Charte von Wales und den angrenzenden Theilen von England; so wie eine allgemeine Charte von der geographischen Vertheilung der paläozoischen Formationen. H.

H a m b u r g

Hoffmann und Campe. 1856. Zur Naturgeschichte der Gesellschaft von Ad. Quételet, Präsident der statist. Centralcommission von Belgien u. Deutsch und mit Literaturnachweisungen herausgegeben von R. Adler Dr. der Rechte. XX und 312 S. in kl. Octav.

So sehr das hier in deutscher Bearbeitung erscheinende Werk Quételet's auch eine größere Verbreitung in Deutschland verdient, so trägt das vorliegende Buch doch zu sehr den Charakter einer bloßen Buchhändlerspeculation an sich, als daß wir es als ein empfehlenswerthes bezeichnen könnten. Zuerst nämlich wird ganz verschwiegen, daß das Original schon vor reichlich acht Jahren erschienen ist und daß es mit diesem Verschweigen wohl darauf abgesehen sein mag, den mit der ausländischen Litteratur weniger bekannten Leser glauben zu machen, hier ein ganz neues Werk des berühmten belgischen Statistikers zu erhalten, geht daraus hervor, daß der Uebersetzer unter dem Vorwort Quételet's das Datum (Brüssel den 14. Jan. 1848) weggelassen und sein eigenes gleich darauf folgendes Vorwort vom Juni 1856 datirt hat. Sodann ist der Titel des Originals (*Du Système social et des lois qui le régissent. Paris 1848. 8^o.*) verändert in den: „Zur Naturgeschichte der Gesellschaft“, was nicht gleichgültig erscheint, zumal, wenn man das damit zusammenhält, was der Uebersetzer in seinem Vorworte

auspricht. Dies Vorwort ist nichts weiter, als eine schwülstige Lobrede auf die sog. naturwissenschaftliche Methode mit obligaten Hieben auf die philosophische und auf die Philosophie überhaupt, allerdings ganz entsprechend „dem tiefrealen Zuge unserer Zeit“, aber ebenso entschieden widerstrebend dem ernststen, wahrhaft philosophischen Geiste Quetelet's. Außer diesem kurzen Vorworte (S. IX—XV) hat der Herausgeber, „um die vorliegende Schrift mit den anderweitigen des Vfs und der sonstigen einschlägigen Litteratur einigermaßen zu vermitteln“ nur hin und wieder unter dem Text einige Bücher citirt, dadurch aber keinesweges sich als hinlänglich vertraut mit der betreffenden Litteratur gezeigt, um diese ziemlich willkürlich gewählten Citate wirkliche Litteraturnachweise nennen zu dürfen. Was nun die Uebersetzung, die recht gewandt zu sein scheint, betrifft, so haben wir uns nicht die Mühe gegeben, mehr als das Vorwort mit dem Original zu vergleichen, weil wir, in der Ueberzeugung, daß in den Kreisen, für welche Quetelet's Werke überhaupt geschrieben sind, dazu auch hinlängliche Kenntniß des Französischen vorhanden ist, unbedingt die Lectüre des schön geschriebenen Originals (welches im Verhältniß zu seiner Ausstattung auch billiger ist als diese Uebersetzung) anrathen müssen. Bei einer so neuen Wissenschaft wie die Moral-Statistik kommt oft Alles auf den Ausdruck an, der sich in einer bloßen Uebersetzung ohne Commentar gar nicht wiedergeben läßt. Ueber das Werk Quetelet's selbst sagen wir hier weiter nichts. Quetelet ist so entschieden Meister in diesem Zweige der Statistik, daß wir Anderen uns wohl hüten sollen, ihn zu recensiren oder gar zu meistern. Wir können nur von ihm lernen u. deshalb auch dieses Werk nur auf das Angelegentlichste allen empfehlen, denen es auf eine Orientirung in der noch neuen Social-Wissenschaft ankommt.

Wappäus.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 13. October 1856.

L o n d o n

bei John Murray, 1855. Polynesian mythology, and ancient traditional history of the New Zealand race, as furnished by their priests and chiefs. By Sir George Grey, late Governor-in-chief of New Zealand. XIII u. 333 S. in Octav.

Die Sagen und Erinnerungen auch der entferntesten und entartetsten Völker sucht man in neuern Zeiten immer vollständiger zu sammeln und genauer zu erkennen: und wir können uns freuen, daß damit kein geringer Beitrag zu dem künftigen Aufbaue einer richtigen Geschichte des Menschengeschlechts gewonnen wird. Die altamerikanischen Sagen sind schon seit längerer Zeit Gegenstand vieler Untersuchungen geworden. Auch die Sagen der tausend afrikanischen Völker, welche aus vielen Ursachen am schwersten etwas vollständiger und richtiger zu sammeln sind, beschäftigen allmählich die Aufmerksamkeit, um hier nur auf das im vorigen Jahrgange der gel. Anz. S. 241 ff.

beurtheilte Werk Koelle's als eins der wichtigsten hinzuweisen. Das obenbemerkte über die Sagen der Neuseeländer beginnt nun auch die Sagen der im großen Weltmeere zerstreuten Völker in einem größern Umfange und mit vieler Sorgfalt in diese Reihe einzuführen, jener Völker, welche uns schon wegen der großen Frage von der Verbindung der östlichen Welt mit der westlichen geschichtlich so bedeutsam sind.

Der Verf. erklärt in der Vorrede den Ursprung seiner Schrift auf eine so anziehende und insbesondere so seltene Art, daß man wünschen sollte, er möge bald viele Nachfolger in dieser Weise ein Werk zu schaffen finden. Er wurde gegen Ende des J. 1845 wider alles sein Erwarten von der englischen Herrschaft aufgefordert, Statthalter der Neuseeland-Inseln zu werden. Nicht lange hatte er sein Amt auf diesen großen Inseln angetreten, während schon seit längerer Zeit ein zerstörender Unfrieden zwischen den europäischen Ansiedlern und den Eingebornen herrschte, als er begriff wie nützlich es ihm sein würde, wenn er, ohne Dolmetscher nöthig zu haben, die Sprache der Eingebornen selbst kenne, auch ihre Sprichwörter und Berufungen auf alle Sagen und Erinnerungen genau verstehe; denn in ihren Klagen sowohl unter einander als dem mächtigen Statthalter gegenüber beriefen sich gerade ihre an Stellung, Würde und Alter angesehensten Männer beständig auch auf solche alte Sagen und Sprichwörter. So ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, auch ohne alle schon vorhandene Hülfsmittel ihre von allen uns bekannten so weit abweichende Sprache zu erlernen, und aus dem Munde ihrer Priester und Häuptlinge ihre Landes- und Volksagen zu sammeln, welchen die Erklärung der unverständli-

cheren Sprichwörter meist eingeschaltet ist. Während acht Jahren eines mühsamen Amtes verwandte er alle seine Muße am liebsten auf diese Beschäftigung: und gewiß verdient sein Beispiel hohe Bewunderung und fleißige Nachfolge. Auch veröffentlichte er nach S. X der Vorrede seit seiner Rückkehr nach England schon einen starken Band Sagengedichte, Götterlieder und Gesänge dieses sich Maori nennenden Volkes auf Neuseeland in der Ursprache, woran sich nun das vorliegende Werk anschließt.

Dieses selbst enthält Göttersagen, Heldensagen, Stammes- und Stammvatersagen, sowie einige andere vermischterer Art: der Verf. stellt zwar die Sage von der Schöpfung vorne hin, unterscheidet aber sonst die mancherlei Sagen ihrem Hauptinhalte nach nicht so wie es zur leichteren Uebersicht wohl zu wünschen gewesen wäre. Er theilt die einzelnen oft sehr langen Sagen fast alle nur nach dem in jeder am meisten hervorragenden neuseeländischen Namen von Menschen oder Göttern mit. Dazu gibt der Verf. zwar einigemale auch abweichende Sagen desselben Stoffes, so daß man sieht wie genau er sich mit diesen für Europäer so vollkommen neuen Gegenständen beschäftigte: allein fast alle Erläuterungen oder sonstige Bemerkungen fehlen in dem Werke; noch mehr fehlt ihm jede nähere Uebersicht seines so verschiedenen Inhaltes.

Bei alle dem kann man dem Verf. für seine Mittheilungen sehr dankbar sein. Wir finden hier die Volkssage noch in ihrer ersten Lebendigkeit und freiesten Ausbildung, und können sie wie in ihrer eignen Entstehung überraschen. Welche Menge der allerverschiedensten Sagen mögen sich seit den Jahrtausenden, wo dieses Volk seine zwei großen

und mehrere kleinere Inseln bewohnte, hier gebildet und eine Zeit lang in ihrem ersten Leben treuer erhalten haben! Allein da dieses Volk, so viel wir wissen, niemals sich viel mit Schrift beschäftigte oder gar seine Sagen durch die Schrift fesselte, so hat sich die Kraft der Sage selbst in ihrem stets neuen sich Bilden und Umbilden bei ihm desto ungeschwächer behauptet, aber ihr Stoff hat sich auch mit der Zeit so gefügig und nachgiebig verändert, daß es erst der eindringendsten und ausgebreitetsten Untersuchungen bedürfen würde, wenn man in ihr alte und neue oder gar uralte Bestandtheile sicher unterscheiden wollte. Der Vf. hat eine solche Untersuchung nicht angestellt: das Wenige aber, was er in der Vorrede über das Alter dieser Sagen und ihre Vergleichung mit sächsischen, keltischen und skandinavischen sagt, ist so unbestimmt und ungenügend, daß wir es hier ganz übergehen können.

Wir wollen hier nur das aus der Vorrede S. XIII auszeichnen, daß der Verf. die Neuseeländer wie sie jetzt sind für ein Volk hält, welches an Geistesfähigkeiten hinter den Europäern in keiner Weise zurückstehe. Für diese Wahrheit beruft er sich auf sehr bestimmte, auch leicht verständliche Beweise; und sicher ist Niemand durch eigne Erfahrung und Beschäftigung zu einer solchen Erkenntniß fähiger und zu einem solchen Ausspruche befugter als er. Auch begreifen wir leicht, daß das Zeugniß und die Erkenntniß eines so befähigten und so unabhängigen Mannes eine noch weit über die bloßen Neuseeländer hinausreichende Bedeutung hat. Denn diese Neuseeländer sind in keiner Weise ihrem Geiste nach besser begabt, als die übrigen Völker von Amerika, Polynesien und Afrika, welche mit ihnen auf gleicher oder doch wenig verschiedener Bildungsstufe stehen und

die dennoch heute von so vielen sich gebildet und gelehrt dünkenden Europäern und Neuamerikanern bloß als der sich von selbst verstehende Stoff zur Fortsetzung der Sklaverei betrachtet werden. Ist nun aber die für unsre Zeit sehr gewichtige Wahrheit, welche der Verf. vertheidigt, wirklich so begründet wie wir meinen: so folgt ja daraus nur desto mehr, daß die Neuseeländer und alle ihnen ähnliche Völker aus einer früheren Zeit viel höherer Bildung immer tiefer herabgesunken sind, wie wir dieses, was den allgemeinen Zustand jener Völker betrifft, beständig so betrachtet haben und wie es sich durch hundert Beweise immer aufs neue erhärten läßt. Und wie demüthigend allen menschlichen Stolz diese traurige Wahrheit ist, so ist sie dennoch wie jede reine Wahrheit auch belehrend und ermunternd genug. Können nicht auch die jetzigen Europäer, auch die Deutschen und Engländer trotz aller ihrer heutigen Bildung wieder Neuseeländer werden? Alle unsre Hoffnung, ja alle unsre bessere Arbeit und unser tiefstes Ringen sträubt sich gegen diese furchtbare Aussicht; und wohl können wir, wenn wir wollen, festere Stützen und Wehren gegen den Eindrang dieser jetzt dem gemeinen Auge so entfernt scheinenden Gefahr haben. Aber die Gefahr ist da; und wer durch den Schein sich nicht täuschen läßt, der kann mitten in dieser heutigen glänzenden Hülle von Weisheit und Bildung, welche sich über unsre Zustände ausgebreitet hat, die Vorzeichen einst möglicher gänzlicher Zerstörung und Verwilderung schon deutlich genug erkennen.

Die Spuren dieses tiefen Verfalles sind nun auch in den Sagen jenes Volkes, wie der Verf. sie uns treu genug mittheilt, so deutlich zu erkennen, daß wir nicht begreifen, wie er meinen könne, diese Sagen seien vielleicht vor 2000 Jahren in

jenen Gegenden schon ebenso gewesen wie jetzt. Wer sich mit Lust und Liebe in den Inhalt dieser Sagen versenkt, wird in ihnen auch wie sie jetzt sind, noch manches Schöne und Zarte finden: wie die „Geschichte der Hine-Moa“ S. 235—245 an Anlage und Ausführung vielleicht noch viel schöner ist als die griechische von Hero und Leander. Allein im Allgemeinen athmen sie den Geist der Verwilderung und tiefen Entartung, welchen wir sonst bei diesen einst zu den Zeiten der Forster in Deutschland oft so glücklich sagten und beneideten sogenannten Naturkinder kennen. Die Lust an Menschenopfern und Menschenfresserei durchdringt sie fast alle, vgl. S. 12. 33. 101. 131. 162 ff. 169. 172 ff. 198. 202 f.: und wenn die Anfänge solcher Verwilderung unter gewissen Völkern sehr alt sind, so können wir doch das Uebermaß derselben wie es in diesen Sagen ganz unbedenklich sogar in die Urzeiten aller Menschheit verlegt wird, nicht für so uralte halten. Wir kennen ferner die Kindlichkeit der ältesten Bädischen Vorstellungen und Sagen über die Himmelsgestalten und Erscheinungen: aber die Art wie hier S. 35—38 das Fangen und Lahmmachen der Sonne, damit sie langsamer am Himmel laufe, durch die Helden der Urzeit aufgefaßt und beschrieben wird, übersteigt Alles was wir als kindliche Gedanken der Urzeit hinnehmen könnten. Und in der vom Verf. an die Spitze gestellten Sage über die „Trennung von Himmel und Erde“, wo beschrieben wird, wie das ursprüngliche Chaos getilgt wurde, ist zwar auch von einzelnen bestimmten Göttern mit Namen die Rede: aber nach den gemeineren Sagen hat jeder einzelne Mensch für sich Götter wie er will und wie er sie schmückt und pukt; ja das Reich der bloßen Feen und die Zauberei vertritt so gänzlich alles Göttliche, daß

der Zarathustrische Kampf gegen die Dev's dagegen Kinderspiel ist. Daneben haben die Neuseeländer zwar immer ihre Priester behalten, ihre heiligen Bäume (wovon S. 112 ff. ein denkwürdiges Beispiel ist), ihre Heiligthümer und ihre Götter, zum Zeichen wie trotz unsrer Feuerbache Priester und Heiligthümer und Götter ewig bleiben werden: allein ihre Priester sind eben die vorzüglichsten Bildner dieser so gestalteten Sagen und die ärgsten Beförderer der Grundtriebe der Verwilderung selbst. Das ist eben der Kreislauf aller Verwilderung oder aller Gessittung

Spuren wirklich uralter oder sonst aus der jetzigen Bildung des Volkes unerklärlicher Sagen finden sich aus eben diesen Gründen selten: doch fehlen sie nicht ganz, und sind desto denkwürdiger. Die Sage über die Trennung von Himmel und Erde (Rangi und Papa) S. 1—15 ist, wenn auch tief unter einer altindischen oder phönikischen und griechischen stehend, denkwürdig genug. Von zehn Himmeln ist S. 84 die Rede; die Entstehung des festen Landes, namentlich der großen Inseln, scheint in der Sage S. 43 auf die den alten Indern geläufige Vorstellung von einem ungeheuern Thiere als dem Träger der Erde zurückzugehen. Eine Spur des altindischen Opfers für die Väter zeigt sich S. 33; und schwache Spuren eines einstigen Glaubens an die Sintfluth sind wohl in den Sagen S. 14. 61 zerstreut, sowie des Glaubens an einstige Riesen S. 149 f. Als sehr lebendig erscheint aber in allen diesen Sagen auch durch die herrschende Sitte noch immer fortgeführt die Vorstellung von der Nothwendigkeit der Kindertaufe S. 13 f. 32. 55. 67. 80. 234: und unstreitig verdiente diese Sage durch geschichtliche Untersuchung weiter verfolgt zu werden, wenn sie in Polynesien viel verbreitet sein sollte. Sehr unter-

richtend ist in dieser Hinsicht die Sage über den Urhelden Maui S. 32 ff.: er war unsterblich geboren, wie der Tod überhaupt in manchen dieser Sagen nicht als ein ursprüngliches Verhängniß der Menschen erscheint; aber weil sein Vater Ma-tea-tu-tara bei seiner Geburt einige Stücke von den langen Taufgebeten aus Versehen übergangen hatte, was ihm zu spät einfiel, mußte er zuletzt auch nach Vollbringung der größten Heldenthaten des Todes erbleichen.

Die Uebersetzung aus dem Maori ins Englische ist so wörtlich, daß man Manches von dem ursprünglichen Wesen jener Sprache noch in diesem durchhört: wie „sie wohnten hier, und wohnten hier, und wohnten hier“, wodurch nach der Art so einfacher Sprachen nur die unendlich lange Dauer dieses Wohnens angedeutet werden soll; vgl. S. 38 mit S. 145. 184. 237.— Von S. 313 an findet man eine Abhandlung über den neuseeländischen Gesang mit Musiknoten, von einem Hn James A. Davies, welcher hier ankündigt, er habe auch über den Rhythmus der griechischen Redner, über die Psalmen und über das Selah in diesen geschrieben, in diesem Buche aber beweisen will, der neuseeländische Gesang, wie er nach alter Sitte mit einer Flöte und wenigen andern Kunstwerkzeugen begleitet wird, habe mit der enharmonischen Tonleiter der Griechen die größte Ähnlichkeit. Dieses zu lesen empfehlen wir den Musikkennern.

Allerlei Abbildungen neuseeländischer Gegenstände zieren endlich das Buch. Allein da sie nur in sehr loser Beziehung zu diesen Sagen stehen und der Vf. sie nicht weiter erklärt, so erinnert dies stark an das jetzige Verhängniß, daß fast kein englisches Buch mehr ohne Bilder erscheinen darf. Wir wollen damit die Treue und Ursprünglichkeit dieser Bilder nicht antasten, wünschen sie aber vom Verf. urkundlich näher erläutert zu sehen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. 166. Stück.

Den 16. October 1856.

M ü n c h e n

Bei Georg Franz 1856. Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte herausgegeben auf Befehl und Kosten Seiner Majestät des Königs Maximilian II. Erster Band. Auch unter dem Titel: Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte. VIII u. 564 S. in Lex. Octav *).

Schon mancher Gelehrte hat das Reichsarchiv zu München einem Bergwerke verglichen, in welchem Geschichtsforscher und Rechts- und Culturhistoriker viele ergiebige Schachte anschlagen könnten. In diesem Archive wurden nicht nur die Akten und Urkunden niedergelegt, welche die altbayerische Landesgeschichte seit den ältesten Zeiten betreffen, sondern darin auch das Wichtigste aus den übrigen Archiven des Königreichs vereinigt. Schon

*) Die Redaction behält sich vor, über dies hier von einem gegenwärtig in München lebenden Mitarbeiter besprochene Werk noch eine Beurtheilung aus anderer Feder mitzutheilen.

seit dem Jahre 1812, als so viele früher reichs-unmittelbare Gebiete an die Krone Bayern kamen, nahm man darauf Bedacht ihre werthvollsten Urkunden und Schriftwerke nach München zu bringen. Dadurch wurde der Verschleuderung vorgebeugt, in welcher während der französischen Zeit in mehreren andern deutschen Landen eine Menge alter Codices und Diplome zu Grunde gingen. Nach einer spätern Verordnung mußten alle bis zum Jahre 1401 gehenden Originalurkunden in das Reichsarchiv abgeliefert werden. Gleichwohl sind die acht Nebenarchive in Bayern, welche dem Hauptarchive in der Hauptstadt untergeordnet sind, reich geblieben an schätzbarstem Material für die Geschichte. Noch mehr ist das der Fall hinsichtlich des Staatsarchivs und der Hof- und Staatsbibliothek in München. Auch in den Bibliotheken und Archiven der größern Städte in Bayern findet der Geschichtsforscher noch manche treffliche Hülfsmittel.

Es bedarf nun bloß eines Blickes auf die bayerische Geschichte, um den Werth all dieser Archivschätze für die gesammte Staats-, Rechts-, Kirchen- und Culturgeschichte zu erkennen. Der Stamm der Bayern verbreitete in der ältern Zeit seine Herrschaft bis an das Fichtelgebirge, über die Tyroler Alpen, und über die slavischen Lande bis nach Ungarn hinein. Von ihm ging die Germanisirung der jetzt österreichisch-deutschen Lande aus, in Altbayern lagen die altberühmten Bischofsitze, Abteien und Klöster, welche für den Südosten Deutschlands die Wiege der Wissenschaft waren wie des Christenthums. Bayerische Fürsten aus den uralten Geschlechtern der Welfen und Wittelsbacher haben zeitweise in mehreren und verschiedenen Gegenden des deutschen Reiches ge-

herrscht, so am Mittelrhein, in sächsischen und brandenburgischen Landen, in Belgien und Holland. Mehrmal war die Führerschaft der deutschen Geschichte bei dem bayerischen Regenten- hause, stets nahm es darin einen tonangebenden Platz ein. In der späteren Zeit wurden so wichtige Städte wie Augsburg, Regensburg, Nürnberg und andere, von welchen seit ältester Zeit sich Handel und Gewerbe, städtisches Recht und Cultur bis in entfernte Gegenden verbreiteten, mit der Krone Bayern vereinigt, ebenso die reichen fränkischen Fürstenthümer, die Deutschordensländer, und eine Reihe von Gebieten ehemals reichs- unmittelbarer Grafen und Herren. Alle diese früher selbständigen Gebiets Herrschaften hatten ihre eigene Geschichte und haben mehr oder weniger im großen Gange der deutschen und insbesondere bayerischen Geschichte mitgespielt. Nicht wenige dieser Abtheilen, Städte und Dynastengeschlechter reichen bis in die Anfänge unserer geschriebenen Geschichte hinauf. Was sie in so langer Zeit an großen und wichtigen Ereignissen, an Fehden und Kriegsläufen, an Verfassungs-, Standes- und Besitzveränderungen erlebten, das bewahrten sie sorgsam in Urkunden und Schriften auf. Vor- züglich in Bayern war der Sinn und die Achtung für das Geschichtliche und Hergebrachte, das hartnäckige Festhalten am Altererbtten und Altge- wohnten eingewurzelt. Gerade in diesem histori- schen Sinne lag eine innere Stärkung, die fort- während nachhaltig blieb. Der bayerische Stamm bewahrte dadurch all die Jahrhunderte herab sein Ursprüngliches und Eigenartiges, hielt seine Selbst- ständigkeit aufrecht und seine Kraft zusammen, bis er sich in neuerer Zeit wieder zu einem größern Reiche erweiterte. Andere deutsche Stämme un-

terdessen, denen bei sonst herrlicher Begabung dieser scharfe lebendige Eigencharakter fehlte, kamen in politischer Bedeutung zurück, der thüringische zum Beispiel verlor schon früh sein Bollwerk in der deutschen Geschichte, der westphälische sprach nur zu Zeiten vernehmlich mit, der hessische blieb wiederholt in den Anläufen zu europäischer Geltung stecken.

Derselbe geschichtliche Sinn beförderte auch in Bayern frühzeitig eine Geschichtschreibung, deren schöne Gediegenheit von Leibniz, Paul von Stetten und Andern laut gerühmt wurde. Denn diese Geschichtschreibung gründete sich auf das Studium von Urkunden, indem sie daraus nicht bloß die nackten Thatfachen schöpfte, sondern sich auch von dem Geiste der Jahrhunderte anwehen ließ, aus welchem die Schriftdenkmale herstammten. In der neuern Zeit ist ebenfalls Vieles und Gutes für die bayerische Geschichte geschehen. Theile und Bruchstücke derselben sind mit gründlichem Forschungsfleiß aufgeheilt, auch in übersichtlichen Werken wurde die bayerische Gesamtgeschichte nicht ohne Geist und Geschmaç ausgeführt. Insbesondere gingen umfangreiche Quellenwerke aus den bayerischen Archiven hervor, welche der deutschen Geschichtschreibung den größten Nutzen brachten. Hervorragende deutsche Geschichtsforscher haben namentlich in der Hof- und Staatsbibliothek und im Reichsarchiv zu München eine vortreffliche Ausbeute gemacht. Das prachtvollte Musterwerk für alle Quellensammlungen, die Perz'schen Monumente, geben genugsam Beweise davon.

Gleichwohl entbehrt Bayern noch immer ein Werk, welches seine Geschichte von den ersten Anfängen bis auf unsere Tage, aufgebaut auf quellensmäßige Forschungen und rechtsgeschichtliche Grund-

lagen, und in dem historischen Kunststil darstellt, in welchem wir in der Gegenwart bedeutende Geschichtswerke in Deutschland entstehen sehen. Ausgedehnte Partien der bayerischen Geschichte bedürfen noch einer weiteren urkundlichen Erforschung. Das Material dafür liegt noch zum Theile ungedruckt oder erst theilweise benützt in den Archiven und Bibliotheken. Insbesondere zum Besten der gesammten deutschen Geschichte wurde schon längst eine rasche Veröffentlichung dieser reichen und mannichfaltigen Quellschriften gewünscht.

König Maximilian II. griff auch hier mit großartigem Sinne fördernd und belebend ein. Durch Berufung ausgezeichnete Historiker wurden die vorhandenen Lehrkräfte an den Universitäten vermehrt, und außer dem jährlichen Preise von 200 bis 400 Ducaten für das beste Geschichtswerk überhaupt wurde noch ein besonderer Preis von 600 Ducaten nebst der Maximiliansmedaille für ein bis zum Jahre 1860 erscheinendes bedeutendes Werk von wissenschaftlichem Werthe bestimmt, welches die Geschichte des Wittelsbach'schen Regentenhauses oder die bayerische Geschichte im Allgemeinen oder die Geschichte einzelner bayerischer Landestheile oder endlich die bayerische Staats- und Rechtsgeschichte zum Gegenstande hat. Die Erforschung und Darstellung der geologischen, der ethnographischen, historischen und culturgeschichtlichen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Landestheile Bayerns ist in verschiedenen Gegenden zugleich in Angriff genommen. Für die Abbildung und Erläuterung der historischen und Kunstdenkmale Bayerns ist in den Wittelsbach'schen Monumenten ein kostbares Prachtwerk eröffnet. Endlich ordnete der König auch die Herausgabe der in den bayerischen Archiven noch lagernden Urkunden, Acten

und alten Handschriften an, welche der Geschichtswissenschaft Nutzen bringen können.

Zu letzterm Behufe wurde eine Commission ernannt, bestehend aus dem Vorstande des Reichsarchives Dr Rudhart als Vorsitzendem, dem Geh. Legationsrathe Dr Dönniges, dem Hof- und Staatsbibliothekar Föringer, dem Universitätsprofessor Dr Hofmann, dem Reichsarchivsecretäre Muffat, dem Oberstlieutenant und Flügeladjutanten Sr Majestät Dr von Spruner, dem Reichsarchivrath Dr Wittmann. Statt des später ausgeschiedenen Geh. Leg. Rathes Dr Dönniges trat Universitätsprofessor Dr Löher ein. Um das Werk rasch zu fördern, wird die Commission die Hülfe sachkundiger Mitarbeiter in Anspruch nehmen. Von den Arbeiten der Commission liegt uns jetzt der erste Band vor.

In dem Vorworte sind die Grundsätze angegeben, nach welchen bei dieser Quellensammlung verfahren wird. Zunächst und hauptsächlich richtet die Commission ihre Thätigkeit auf Alles, was zur Geschichte sämmtlicher bayerischer Landestheile und insbesondere des Regentenhauses gehört. Zugleich werden auch die Urkunden und Quellenschriften, welche verdienstliche Beiträge für die Gesamtgeschichte Deutschlands liefern, zur öffentlichen Kunde gebracht. Gleichmäßig wird auf die neuere wie auf die ältere Geschichte Rücksicht genommen. Rücksichtlich der letztern ist zwar aus dem Reichsarchive bereits Vieles veröffentlicht, zum Beispiel in dem 25. 29. 30. Bande der Monumenta Boica die Kaiserurkunden vom Jahre 777 bis 1271, immerhin bleiben aber, wie dies bereits der erste Band der „Quellen und Erörterungen“ beweist, auch für die ältere Zeit noch höchst schätzenswerthe

Monumente zu veröffentlichen. Dem Fortgange der *Monumenta Boica* tritt das neue Unternehmen in keiner Weise störend oder hindernd in den Weg, beide Quellenwerke ergänzen einander, jedes verfolgt seine Aufgabe auf eigenem Wege, und für beide ist eine hinlängliche Fülle des Materials vorhanden. Um dieses und besonders das Wichtigere möglichst bald zum wissenschaftlichen Gemeingute zu machen, mußte die Commission auch darauf verzichten, den ganzen Stoff in chronologischer oder systematischer Folge zu veröffentlichen.

Die Commission wird vorzugsweise das bis jetzt noch Ungedruckte liefern. Was bereits irgendwo herausgegeben ist, wird nur ausnahmsweise in Betracht gezogen: das kann zum Beispiel zur Bervollständigung oder behufs eines correcten Abdrucks einer Quellschrift nöthig sein. Der Abdruck wird strenge nach den Urschriften geschehen, außer wo der Sinn durch Schuld eines früheren Abschreibers offenbar entstellt ist. Die jetzt übliche Interpunctiionsweise jedoch und große Buchstaben nur für Eigennamen und Satzanfänge sollen durchgehends angewandt werden. In den Einleitungen wird für jede Quellschrift von der Verfahrungsweise bei der Herausgabe Rechenschaft gegeben, in den Noten jede Abweichung vom Original bemerkt. Dort werden auch die Erläuterungen gegeben, welche das Quellsstudium erleichtern und zu demselben ermuntern. Sehr richtig ist bemerkt, daß der nackte Text der Quellen häufig von ihrem Studium mehr zurückschreckt als dazu einladet. Auch ist ja Keiner später besser im Stande, für dunkle Stellen die Erläuterung, für verwickelte Sätze die richtige Interpunctiion zu geben, auf historisch Bedeutendes, was in einer Stelle einer Quellschrift

oft versteckt liegt, aufmerksam zu machen, als ihr Herausgeber, der Wort für Wort vergleicht und durch längere Beschäftigung damit sich von selbst in den Sinn des Ganzen und in die Ausdrucksweise des alten Autors hineinsindet. Wo indessen der Commentar behufs des richtigen Verständnisses und der Anwendung einer Quelle den Charakter eines für sich allein sprechenden Documents überwiegt, wo sich also die Individualität des Bearbeiters neben und mit der Quellschrift und über dieselbe geltend macht: da werden die Herausgeber solche Arbeiten unter den besondern Titel „Erörterungen“ stellen. Für diese eignen sich dann namentlich auch Referate und Auszüge bezüglich solcher Acten und Urkundenreihen, deren Umfang und weitläufige Abfassung eine vollständige Veröffentlichung weder erlaubt noch erfordert. Es ist indessen für derlei Erörterungen hier von vorn herein die Grenze gezogen, daß ihr Gegenstand allgemeineres Interesse beanspruchen muß und daß sie sich hauptsächlich auf noch ungedruckte Quellen zu stützen haben, wobei jedoch alle über den zu erörternden Gegenstand vorhandenen und erreichbaren ungedruckten Quellen heranzuziehen sind, damit das Zusammengehörige sich nicht in endlosen Nachträgen zerstreut.

Man wird die hier ausgesprochenen Grundsätze für die Art und Weise der Herausgabe eines so umfangreichen Quellenwerkes nur billigen können, weil sie ebenso dem praktischen Bedürfniß als der Wichtigkeit des zu veröffentlichten Stoffes entsprechen. Die äußere Ausstattung, in welcher die Bände erscheinen, ist des königlichen Urhebers wie des Gegenstandes würdig. Die Feinheit und Farbe des Papiers sind dem Auge wohlthuend und der Druck ist rein und schön.

Gleich der jüngst erschienene erste Band bietet ein höchst werthvolles Material vornehmlich für die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, diese Grundlage für jede gediegene Geschichtschreibung, geradezu unentbehrlich für jeden, der in Bezug auf deutsche Geschichte mehr geben will, als Bemerkungen und Ansichten über Tagesfragen. Jedoch zieht auch die Geographie des Mittelalters, die deutsche Sprachwissenschaft, und die Culturgeschichte aus diesem ersten Bande entschieden eine Bereicherung.

Das Schenkungsbuch des Klosters St. Emmeram zu Regensburg macht den Anfang, eine Sammlung von Acten, in welchen Hörige und Grundstücke dem genannten Kloster übereignet werden. Die Handschrift besteht aus einzelnen Blättern, welche folgeweise vom Ende des zehnten bis zum Anfang des dreizehnten Jahrhunderts niedergeschrieben und im funfzehnten Jahrhundert in einem Bande zusammengeheftet wurden. Mehreres daraus war schon von Pex in seinem Thesaurus anecdot. mitgetheilt, anderes Wichtige war übergangen, dessen Veröffentlichung wiederholt von Rechtshistorikern gewünscht wurde. Der Herausgeber, Reichsarchivrath Dr Wittmann, hat aus den 900 Urkunden des Codex, welche im Wesentlichen immer dasselbe Rechtsgeschäft wiederholen, diejenigen Urkunden ausgewählt, in denen ein Ortsname oder solche Personennamen vorkommen, welche sich anderwärts gar nicht oder doch nur selten zeigen oder worin etwas zur Kenntniß der Rechts- und Volkszustände enthalten ist. Diese Auswahl bekundet ein richtiges Verständnis alles dessen, worauf es der Wissenschaft bei solchen Quellenschriften ankommt. Den alten Mönchen von St. Emmeram war in ihrem Hy-

pothekenbuche Alles werthvoll, was ihren Besitztitel auf eine vor ein paar hundert und mehr Jahren von andächtigen Seelen erworbene fette Wiese oder ergiebige Waldung nachwies, uns ist aber nicht mit einer Masse gleichlautender Urkunden, sondern nur mit solchen gedient, welche entweder zur Aufhellung der älteren Geographie, oder für die Sprachforschung, oder für die Geschichtsforschung auf irgend einem ihrer weiten Gebiete Hülfsmittel beitragen.

Was zunächst die Feststellung der mittelalterlichen Geographie betrifft, so ist deren genaues Verständnis dem Geschichtschreiber bekanntlich noch zu mehr erforderlich, als zur bloßen Terrainkunde. Zwar besitzen wir bereits gute kartographische Werke auch über jene ältere Zeit, worunter der historisch-geographische Atlas vom Dr von Spruner, der wie oben bemerkt ebenfalls Mitglied der Commission ist, den ersten Rang einnimmt, ein Meisterwerk von ausgedehntester gründlicher Forschung wie an Feinheit und Klarheit der Ausführung, dessen Größe und Schwierigkeit in allen europäischen Ländern wohl gewürdigt wird. In dessen bedarf die Geographie der älteren Zeiten noch immer in vielen Einzelheiten der Berichtigung und Vervollständigung, was nur durch das vereinigte und sorgfältige Zusammenarbeiten Mehrerer nach und nach erreicht werden kann. Die alten Kauf- und Tausch-, Schenkungs- und Verleihungsbriefe von Grundstücken, Burgen und Ortschaften, die Polyptichen, Grund- und Lagerbücher, die Lehenverzeichnisse geben dafür den sichersten Anhalt. Der Herausgeber des St. Emmeramer Schenkungsbuches hat in den Erläuterungen dazu sich das vorzügliche Verdienst erworben, eine Menge alter Ortsnamen richtig zu deuten, indem

er dabei die durch andere Quellschriften gewährten Hülfsmittel zu Rathe zog. Es war dies eine dornige Aufgabe, denn mehrere der in den Urkunden genannten Weiler, Burgen und Ortschaften bestehen nicht mehr, von andern sind die Namen äußerst entstellt, und die Vorarbeiten in dieser Beziehung waren noch sehr gering.

Diese alten Ortsnamen, noch mehr die jetzt verschollenen Manns- und Frauennamen, welche in den frühesten Urkunden erscheinen, sind auch dem Sprachforscher höchst willkommen. Sie treten zwar häufig nur in lateinischer Fassung und Umbildung auf, ihre Kenntniß und richtige Erklärung aber gibt einen Schlüssel, welcher den Zugang zur Sprachwerkstätte, den Blick in die älteste Bildung unserer Sprache eröffnet. Für die gesammte Geschichtswissenschaft hat die Sprachforschung bereits überraschende Ergebnisse zu Tage gefördert, immer tiefer dringt sie gegenwärtig in die älteste Völkergeschichte hinein und findet da noch feste Anhaltspunkte, wo die historischen Urkunden uns längst verlassen haben. Müssen doch z. B. die Personennamen aus den Zeiten der merovingischen und karolingischen Regenten ein Hauptmittel zur Entscheidung der Streitfrage liefern: ob celtisch, ob germanisch?

Das Hauptgewicht aber fällt bei den Urkundenforschungen auf die Rechts- und Culturgeschichte. Aus zahllosen Documenten muß der Rechts- und Culturhistoriker einzelne zerstreute Körnchen zusammensuchen, aus denen er sein Gebäude aufbaut. So hat zum Beispiel aus diesem eben erst veröffentlichten ersten Bande der „Quellen und Erörterungen“ Hofrath Dr Zöpfl in Heidelberg bereits Stoff und Belege entnommen, um mehrere wichtige Fragen dem Abschluß näher zu führen.

In einer ebenso klaren als wohlbegründeten Weise ist von Zöpfl in den Heidelberger Jahrbüchern für Literatur (Nr. 38 und 39, Seite 593 bis 624) erörtert: in wie weit mit der Uebergabe von Hö- rigen an die Kirchen, Freiheit oder sonstige Stan- desbesserung derselben eintrat, unter welchen nä- heren Bestimmungen dies geschah, ob sie zum Bei- spiel mit oder ohne Grundstücke, mit oder ohne Vorbehalt von Diensten und Zinsen, mit oder ohne volles Herrschaftsrecht übergeben oder ver- tauscht wurden. Ebenso führt er auf Grund je- ner Urkunden näher aus, wie es sich mit den öf- fentlichen und privaten Rechtsverhältnissen der Cen- sualen in Wirklichkeit verhielt, in welchen verschie- denen Klassen die Angehörigen der Klöster von den ritterlichen Lehnsleuten bis herab zu den Leib- eigenen sich gliederten, endlich in welchen Formen, unter welchen Vorbehalten und Sicherheitsmitteln, und mit welcher rechtlichen Wirkung die Ueber- eignungen von Gütern an Kirchen und Klöster geschahen. Auch für die Culturgeschichte gewäh- ren die Urkunden des ersten Bandes eine reich- haltige Ausbeute. Man nahm häufig einen jähr- lichen Zins an eine Kirche auf sich und schied da- mit aus dem Stande der Vollsreifen aus, theils um den Schutz der Kirche zu erhalten, theils aus bloßer Religiosität, da, wie es in einer Urkunde heißt, Gott dienen und ihm sich nähern die wahre Freiheit sei. Eltern übergaben in dieser Weise an die Kirchen ihre Kinder, Brüder ihre Schwestern. Ein Kaufmann, der auf Reisen geht, übergibt an das Kloster sechs Leibeigene, zum Heile seiner Seele und damit er bei glücklicher Rückkehr vom Kloster einen Begräbnißplatz erhalte. Mehrfach kommt es vor, daß Männer ihre hörigen Weisblä- ferinnen und die mit ihnen erzeugten Kinder ei-

nem Kloster übereignen, damit dieselben nicht in die Gewalt der legitimen Vermögenserben fallen. Das Sprichwort „Trittst du mein Huhn, so wirfst du mein Hahn“, nach welchem der Freie durch Heirath mit einer Unfreien in deren Stand hinabgezogen wurde, war in jener älteren Zeit, wenigstens in Bayern, noch nicht in Geltung. Die Sitte, daß Zeugen bei wichtigeren Rechtsgeschäften des bessern Gedächtnisses wegen am Ohre gezupft wurden, fand auch bei Zeugen Statt von edlem und ritterlichem Stande. In den Urkunden heißt diese Sitte ein norischer oder bayerischer Brauch, sie war indessen, wider des Herausgebers Behauptung auf Seite 9, auch bei andern deutschen Stämmen bekannt. Das ripuarische Gesetz LX, 1 schreibt vor, daß außer den Zeugen bei Rechtsacten auch Knaben gegenwärtig seien, welche Ohrfeigen erhalten und bei den Ohren gezupft werden sollten, damit sie später desto gewisser Zeugniß geben könnten. Dies kam noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bei den alterthümlichen Snatzen (Flurbegängen) hier und da in Westphalen vor, die alten Ortschulzen gaben den Buben Ohrfeigen, daß ihnen die Zähne klapperten.

Der Herausgeber hat in den Noten manche sehr schätzbare Beiträge geliefert sowohl über die Abtsfolge und insbesondere über die genealogischen und Lebensverhältnisse der in den Urkunden benannten Dynasten, als auch zur Aufhellung einer Menge rechtsgeschichtlicher Gegenstände, indem er mehrere andere Quellenschriften dabei anzog. Wir können uns nur dem schon mehrfach geäußerten Wunsche anschließen, daß einerseits die Quellen noch vielseitiger mit solchen kurzen treffenden Erläuterungen zu begleiten seien, andererseits in den Einleitungen übersichtlich angegeben werde, was

für den Geschichtschreiber, den Rechts- und Culturhistoriker, Sprachforscher und Geographen in einem Quellenstücke besonders Wichtiges und Erwägungswerthes vorkomme. In den „Erörterungen“ ist außerdem Gelegenheit gegeben, solche Untersuchungen auf Grund der eben veröffentlichten Documente weiter auszuführen. Der Nutzen, welchen diese neue große Quellensammlung der Wissenschaft bringt, würde dadurch wesentlich erhöht werden.

Das Schenkungsbuch des Stiftes Obermünster zu Regensburg liefert außer Anderm Interessantes zur Kenntniß der Entstehung und Fortbildung eines der ältesten und angesehensten Frauenklöster. Obermünster wurde von König Ludwig dem Deutschen gegründet, um vorzugsweise adligen Jungfrauen eine Freistätte zu gewähren. Bei ihrem Eintritt war es gewöhnlich, daß die Verwandten zu ihrem Unterhalte, pro annona, dem Kloster Güter und Einkünfte übertrugen, und die sorores Dei militantes wußten nach und nach ihr zeitliches Gut an Höfen, Mühlen, Gänse- und Eierzinsen wohl zu mehren. In einer Urkunde läßt sich ein Ehepaar für die Güter, welche es dem Kloster überträgt, täglich zwei Brote, zwei Fleischportionen, drei Maß Bier und an Festtagen ein Maß Wein oder Meth zusichern. Die Vergabungen von Grundstücken an das Kloster hören früher auf als die von Hörigen, ohne Zweifel, weil mit der Zeit das Land besiedelter und Grund und Boden deshalb werthvoller wurde. Die geistlichen Damen ließen später die Klosterzucht verfallen, am Ende des Mittelalters mußte man sie für weltliche Chorfrauen erklären.

Der Herausgeber, ebenfalls Reichsarchivrath Dr

Wittmann, hat dies Obermünster'sche Schenkungsbuch in gleicher dankenswerther Weise wie das St. Emmerammer bearbeitet. Insbesondere hat er mit Sorgfalt den vielen in den Urkunden benannten Grafenhäusern nachgeforscht, deren Geschichte meist so sehr schwierig zu ermitteln ist. Gerade das elfte und zwölfte Jahrhundert war die Zeit der Zersplitterung der alten Grafschaften in Stücke und Stückchen. Wer eines mitbekam oder sonst wie die hohe Gerichtsbarkeit an sich brachte, nannte sich Graf. Das funfzehnte Jahrhundert ist dagegen dasjenige, in welchem eine große Menge dieser kleinen Dynastengeschlechter fast spurlos verschwindet. Ihre noch wenig erforschte Geschichte ist, wie der Herausgeber mit Recht betont, von großer Bedeutung für das richtige Verständniß der einzelnen Landesgeschichten. — Eine Herausgabe der auf den letzten Blättern des Schenkungscoder verzeichneten Rechte „diu ein Abttissin zu Obermünster schol haben das Dthmaring“, hat der Herausgeber bis dahin verspart, wo sie mit andern ähnlichen Rechten, deren eine große Zahl vorliegt, veröffentlicht werden.

Das Schenkungsbuch der gefürsteten Probstei Berchtesgaden, bisher nur aus Regesten und auch aus diesen nur unvollständig bekannt, beginnt im Anfange des zwölften Jahrhunderts mit der Stiftungsgeschichte. Die Gräfin Irmengard von Sulzbach, heißt es, habe lange den Gedanken mit sich umhergetragen, ein Kloster zu gründen; da sie aber irdischer Geschäfte willen ihn nicht habe ausführen können, so habe sie sich auf dem Todtbette von ihrem Sohne erster Ehe, dem Grafen Berengar, versprechen lassen, daß er ihre Witthumsgüter, welche nach dem Tode

seines Vaters ihr zweiter Ehemann besessen, zu dem frommen Werke hergeben wolle*).

*) So wenigstens läßt sich die viel erörterte Stelle am einfachsten und in Uebereinstimmung mit den damaligen Rechtsinstitutionen erklären. Die Emendation und Erklärung des Herausgebers dieses Schenkungsbuches scheint uns nach Zusammenhang und Worten der Urkunde ebenso wie juristisch unhaltbar, die neue Emendation von Hofrath Zöpfl in den Heidelberger Jahrbüchern (S. 622) gibt sich leicht und natürlich an die Hand, gezwungener aber seine Erklärung. Die Stelle lautet: *designatis quibusdam allodiis quae patre (die Urkunde hat pater) comitis Perengarii defuncto ab illo cui postea nupserat dotalicium nomine possessa huic operi devoverat.* Reichsarchivsecretär Muffat liest (Seite 233) *pater de fundo . . . possesso* und erklärt: Der Vater des Grafen Berengar habe Allodien von dem Fundus, den die Gräfin als Wittve ihrem zweiten Ehemanne (nach bayerischem Brauch) als Morgengabe zugebracht habe, zum Klosterbau gelobt. Nach Zöpfl wäre vom Witthum, das der zweite Ehemann der Gräfin zum Eigenthum gegeben, die Rede; indessen bezeugt auch die berufene Obermünstersche Urkunde S. 175 durch Nichts, daß *praedia a marito possessa* heiße: die vom Manne her von der Frau besessenen Güter; über die vom zweiten Ehemann herrührenden Grundstücke hätte auch schwerlich der Sohn erster Ehe Gewalt gehabt. Das *Dotalicium* ist das Witthum der Frau, welches ihr von ihrem Manne auf dessen Grundgüter bestellt wird; auch nach bayerischem Recht (I. Bajuv. VII, 14 § 2. XIV, 7 § 2. 9 § 2) nimmt sie dies Witthum in die zweite Ehe mit (vgl. die Urkunde S. 175); während der Dauer dieser Ehe stehen die Witthumgüter unter dem *Mundium* des zweiten Mannes, nach dem Tode der Frau fallen sie an die Erben dessen zurück, von dem sie herrühren. — Es sei hier erlaubt, eine Bemerkung bezüglich der Textemendationen anzuknüpfen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

167. Stück.

Den 18. October 1856.

M ü n c h e n

Schluß der Anzeige: »Quellen und Erörterungen zur bayerischen u. deutschen Geschichte hsgn. auf Befehl u. Kosten des K. Maxim. II.«

Aus dem Augustinerkloster Raitenbuch kamen dann vier geistliche und vier Laienbrüder nach

Gewiß ist Jedermann dem Herausgeber einer Quellschrift, der in Geist und Sprache derselben vor allen Andern eingedrungen ist, dankbar, wenn er bei verderbten Stellen die ursprünglichen Worte herzustellen sucht; rathsam ist es aber in den meisten Fällen, daß dies unter dem Texte geschieht und die Urkunde selbst, wo die Emendation irgendwie zweifelhaft sein kann, so gegeben wird wie sie vorliegt. Dann kann jeder Leser sein Heil daran versuchen, ohne durch die vielleicht irrige in den Text eingeschobene Lesart des Herausgebers zum voraus irre geführt zu werden. So scheint uns z. B. auf S. 210 das ergänzte matrimonium, in dessen Eingehung bloße Censuren nicht mehr frei sein sollen, ebenso zweifelhaft (vgl. Urk. LXXVIII S. 34. CL S. 203), als auf Seite 10 das habeant statt des in der Handschrift befindlichen habeat offenbar unrichtig ist (vgl. Urk. L S. 26. IX S. 11. XIII S. 7).

„Perthersgademe“, bald jedoch wird ihnen „der furchtbare Wald, starrend von ewigem Frost und Schnee“ zuwider, sie wechseln häufig den Ort, um einen bessern Platz für das künftige Kloster zu finden, und schon wird auch der Stifter kalt gegen sie, als endlich der Abt in den Wald zurückkehrt und ernstlich Hand an den Klosterbau legt. Die nun folgenden Urkunden, welche über die Güterschenkungen an das Kloster sprechen, enthalten namentlich manche eigenthümliche Formen, um den befürchteten einstigen Widerspruch der Erben unschädlich zu machen. Auch darin zeigt sich wieder, wie das römische Recht an der Hand der Kirche die altgermanischen Rechtsgrundsätze nach und nach durchbrach, bis endlich das kanonische Recht dem römischen Thür und Thor öffnete, hinwieder aber seine Verschmelzung mit dem deutschen anbahnte. In den Berchtesgadener Urkunden begegnet uns auch noch im zwölften Jahrhundert eine Profession des Stammesrechts, wozu von dem Herausgeber, Reichsarchivsecretär *Musfat*, der auf zuverlässige Weise auch die meisten Orts- und Personennamen nachgewiesen und sonstige treffliche geschichtliche Erläuterungen zugefügt hat, noch einige andere Beispiele angeführt sind.

Das vierte Quellenstück sind die Annalen aus dem Kloster Schäftlarn (Skestilarn), welche sich über den Zeitraum vom Ende des elften bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts verbreiten und nicht unwichtige Einzelheiten zur bayerischen wie zur deutschen Geschichte enthalten. Der Vorstand des Reichsarchivs *Dr Rudhart* hat mit glücklichem Geschick wahrscheinlich Alles, was von diesen Annalen noch erhalten ist, aufgefunden und nach verschiedenen Handschriften beichtigt und zusammengestellt. Den Geschichtsfor-

scher erfreuen zugleich in den Noten des Herausgebers reichliche geschichtliche und litterarische Erläuterungen. Der wilde Partekampf jener Zeit drückt sich auch in diesen Annalen oft eigenthümlich aus, verschieden je nach den Verfassern. So heißt es zu den Jahren 1228 und 1229: „Der Kaiser (Friedrich II.) kam wider Aller Hoffnung dem Volke Gottes, das in den überseeischen Ländern seine Ankunft erwartete, zu Hülfe. Klugerweise verheimlichte er den Bann des Papstes Gregor . . . Glorreich zog er ein in das heilige Land und erwarb Jerusalem und Alles was uns gehörte unter gewissen Beschränkungen wieder. Damals war kein König in Israel und jeder that, was ihm Recht dünkte. Pabst Gregor griff durch seinen Feldobersten Johannes schlechten Raths Reichsstände an, nahm Festungen und Städte ein, weshalb er von den Römern vertrieben wurde.“ 1246 „Damals herrschte die Ungerechtigkeit und der Glanz der Geistlichkeit ging unter und getrennt wurde das Volk Gottes. Die Einen folgten der Kirche und diese waren mit dem Kreuze bezeichnet, die Andern huldigten Friedrich dem ehemaligen (d. h. auf der Kirchenversammlung abgesetzten) Kaiser, und diese verfolgten die göttliche Religion, weshalb alle seine Anhänger den Banden des Kirchenfluches überliefert und viele Kirchen in verschiedenen Gegenden mit dem Interdicte belegt wurden, und Schmerz und Seufzer entstanden, und Barmherzigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit waren von der Erde weggenommen. Und viele von den Geistlichen, schweifend auf falscher und nicht auf rechter Bahn, hielten Gottesdienst wider die Interdicte.“ 1268 „Auf den Rath des Papstes Clemens ließ Karl von Anjou den König Konrad (Konradin) enthaupten. Nach der Ent-

hauptung fand der vorgenannte Pabst Clemens einen bösen Tod.“

Den bezeichneten fünf größeren Quellenstücken sind in einem Anhange vier kleinere beigefügt: ein Kirchengebet für das Wohl des Kaisers und Reiches aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, Acten des Erfurter und Dingolfinger Concils vom Jahre 932, die Pfründenordnung des Klosters Geisensfeld aus dem dreizehnten Jahrhundert, endlich mehrere historische Notizen aus dem Rechnungsbuche des Klosters Aldersbach von 1291 bis 1362.

Die Pfründenordnung gibt interessante Notizen über die Stellung der obern und untern Ministerialen und Hörigen eines Klosters sowie über den innern Haushalt desselben. Da dem lateinischen ein gleichzeitiger deutscher Text gegenübersteht, so erhält man Aufschlüsse über die Bedeutung vieler Wörter und Nennungen in der mittelalterlichen Latinität. Daß die Nonnen keinen schlechten Tisch führten, erhellt unter Andern aus Folgendem: „Am St. Michaelstage gibt man jeder Frau (Nonne) ein Huhn und vier Frauen eine Gans, an dem achten Tag auch vier Frauen eine Gans und nicht Hühner, und wenn die Gänse alle herein sind, so gibt man den Frauen von den jungen Gänsen ein Kartat. Der Küchenmeister soll vor der Aebtissin Tisch stehen, bis die ersten Schüsseln gesetzt sind und er soll ihr selbst die Speisen richten. Die Aebtissin soll auf ihrem Tisch haben täglich zwei Almosenschüsseln und dazu gehören zwei Becken.“

Das Rechnungsbuch zeigt trefflich, unter wie vielerlei Titeln die Landesherren die Klöster zu schätzen verstanden. Auch wird manche Begebenheit, welche dem Kloster theuer zu stehen kam,

beigefügt. So kam im Jahre 1300 der Herzog und wurde mit seiner polnischen Gemahlin und großem Gefolge festlich bewirthet. Als aber der Convent Hochamt hielt, drang heimlich der Haufen beiderlei Geschlechts in's Innere des Klosters. „Da entsetzte sich der Convent und die älteren Brüder, glühender vom Ordenseifer, löschten den Eingedrungenen vor dem Gesichte alle Lichter aus, entkleideten die Altäre und erregten durch das ganze Kloster großen Staub, der Priester, der schon das Gloria intonirt hatte, ging vom Altare weg.“ Da ergrimmte der Herzog und es kostete viele Mühe bis er wieder besänftigt war.

Angehängt sind endlich noch drei sehr sorgfältige und vollständige Verzeichnisse der Ortsnamen, der Personennamen und der eigenthümlichen Worte und Gegenstände, welche in den Urkunden und sonstigen Quellschriften des ersten Bandes vorkommen. Wir schließen uns der bereits von anderer Seite gemachten Bemerkung an, daß es sehr wünschenswerth, ja für die rechte Brauchbarkeit einer solchen Quellsammlung unumgänglich nöthig ist, in dem Wort- und Sachregister das Betreffende ausführlicher anzugeben. Bändereihen von Quellschriften, in denen das ausgezeichnetste Material für den Forscher zerstreut ist, werden häufig nur für denjenigen einträglich, der erst Tage und Wochen darauf verwenden kann, unter der Masse des Aufgespeicherten mühsam aufzusuchen, was er braucht.

Dem jetzt veröffentlichten ersten Bande werden, wie wir annehmen, in kürzester Zeit mehrere andere Bände folgen. Wenn jener vorzugsweise für die Rechts- und Culturgeschichte Beiträge lieferte, so werden die folgenden Bände hauptsächlich der politischen Geschichte dienen. Der nächste

Band wird die Chronik des Mathias von Kemnat bringen. Dieser war Professor der Humaniora zu Heidelberg, zugleich Hofcaplan und Vertrauter der Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, den er auf den wichtigsten Zügen begleitete. Seine Chronik ist das Hauptwerk über das Leben desselben und galt für verloren, bis es jetzt wieder aufgefunden wurde. Der dritte Band wird die Michael Beheim'sche Chronik über denselben Kurfürsten enthalten, ebenfalls bisher noch ungedruckt, unter Zufügung der Stücke aus der Weißenburger Chronik des Eckardt Urkt, welche über den Weißenburger Krieg berichten. Diesem wird eine Sammlung folgen von theils noch gar nicht, theils ungenügend veröffentlichten wichtigen Urkunden aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, welche sich auf das Wittelsbach'sche Regentenhaus beziehen; von den sämmtlichen andern Urkunden der bayerischen Herzoge aus dem genannten Zeitraume, deren vollständiger Abdruck nicht mehr nöthig erscheint, sollen genaue Regesten beigegeben werden. Für den Druck vorbereitet werden das Tagebuch des Kurfürsten Johann Kasimir aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, — ein Nachweis über die Lage und Orte der Ungarnschlachten aus einem alten Codex, — ein lateinisches Gedicht über die Belagerung von Ucon — eine Correspondenz der bayerischen Herzoge Wilhelm und Ludwig mit König Johann von Zapolya, Kriegs- und Fehdeacten der Markgrafen Albrecht, Achilles und Alcibiades von Brandenburg und der gleichzeitigen bayerischen Herzoge, — Acten und Correspondenzen berühmter bayerischer Feldherren aus dem dreißigjährigen Kriege, — wichtige Formelbücher für die Kenntniß des Rechts- und Gerichtswesens vom frühesten Mittelalter an. Das Vor-

wort der Commission bezeichnet ferner als für die Veröffentlichung vorliegend Sammlungen von Urkunden für die Verfassungsgeschichte der bayerischen Landstädte sowie der Reichstädte, für die Geschichte des deutschen Ordens, der bedeutendsten bayerischen Adelsgeschlechter, der Oberpfalz und der andern bayerischen Landestheile, eine Reihe von Reichstags- und Kreistagsacten, die Acten der schwäbischen Bunde, des Landsberger Bundes, der protestantischen Union, der katholischen Liga, endlich Gesandtschaftsberichte und Memoiren hervorragender Persönlichkeiten. Dies sämtliche Material ist höchst reichhaltig vorhanden, an Acten aus dem dreißigjährigen Kriege über achthundert Foliobände, an reichsstädtischen Urkunden mehrere tausend. Alles das gibt eine Aussicht, von welcher Bedeutung für die Wissenschaft dieses neue von dem Könige hervorgerufene Quellenwerk zu werden verspricht.

Paris

Librairie de Victor Masson 1855. Physique médicale. — De la Chaleur produite par les Êtres vivans p. J. Gavarret. Av. 41 figures dans le texte. IV u. 560 S. in Duodez.

Der allgemeine Titel »Physique médicale« deutet die Absicht an, ein umfassenderes Werk erscheinen zu lassen, von welchem die gegenwärtige Schrift einen Bestandtheil bilden würde, und gibt uns also bis zu einem gewissen Grade einen Maßstab für die Beurtheilung des Werkes in die Hand. Wir können bei einer solchen Lage der Sache am wenigsten Anspruch an besondere neue Aufschlüsse, reformatorische Gedanken oder Thatsachen erheben; ist die Schrift geeignet, den Stand der

Wissenschaft zu bezeichnen, so dürfen wir sie willkommen heißen.

Ohne eine äußere Veranlassung möchte nun auch kaum, für die Auffassung grade unseres Verfassers, der gegenwärtige Zeitpunkt recht günstig zur Bearbeitung des gewählten Stoffes erschienen sein. Die Frage nach der Quelle der thierischen Wärme ist dem Verf. fast die einzige, sie ist ihm wenigstens so sehr die Hauptfrage, daß Alles, was er sonst berührt, nur eine untergeordnete Stellung dabei einnimmt, wie das unrichtiger, wenn auch sehr natürlicher Weise die Behandlung dieser Materie bei den meisten Physiologen bis in die neueste Zeit charakterisirt. Eben diese Frage aber, nach der Quelle der thierischen Wärme, befindet sich gegenwärtig in einer Lage, welche wenig Aufforderung enthält, sie zusammenfassend zu behandeln. Allgemein ist man zu der Einsicht gekommen, daß die früher angewandte Weise der Berechnung der Wärmemenge, welche auf Kosten des aufgenommenen O gebildet werden könne, durchaus unanwendbar ist, daß man weder aus der Menge der gebildeten Kohlensäure zu erkennen vermag, wie sich jenes O auf C und H vertheilt, noch wenn man dieß könnte, im Stande sein würde, aus diesen Daten und der Verbrennungswärme des C und H die wirklich gebildete Wärme zu finden; man weiß, daß diese Frage nur gelöst werden kann, wenn die Verbrennungswärme der in den Organismen sich oxydirenden Substanzen direct erforscht wird. Vor diesem Desiderat stehen wir noch in diesem Augenblicke, wie schon vor 10 Jahren Helmholtz (Encycl. Wörterb. der med. Wissensch. Bd 35. Berl. 1846). Dieses Uebelstandes ungeachtet hat freilich die Erkenntniß der Wärmequellen Fortschritte gemacht.

Nicht nur wird sich im Allgemeinen die Neigung zu einer rein physikalischen Behandlung des Gegenstandes mehr und mehr festgesetzt haben; es sind auch im Einzelnen doch bedeutende Lichter auf denselben geworfen. So hat die Bemerkung von Helmholtz über die Verbrennungswärme des Zuckers, welche letztere, unbekannt wie sie ist, jedenfalls weit ansehnlicher angenommen werden muß, als das früher nach Liebig geschah, eine ungemeine Bedeutung gewinnen müssen durch unsere vermehrte Erkenntniß von dem Vorkommen des Zuckers im Körper, während andererseits Sied auf einen Abzug hingewiesen hat, welcher von der aus den chemischen Processen berechenbaren Wärme zu machen ist, indem diese Prozesse zum Theil zur Erzeugung von Bewegung dienen müssen.

Lichter dieser Art sind es nun allerdings nicht, welche unser gegenwärtiger Verf. gibt. Es besteht sein Verdienst vielmehr in einer umfassenden historischen Darstellung. Zwei einleitende Kapitel handeln von thermometrischen und calorimetrischen Instrumenten, Procedures und Resultaten. Die Darstellungsweise neigt sich dabei anfänglich zu einer übergroßen Breite, indem z. B. in einigen ausgeführten Gleichungen erläutert ist, wie man Angaben der achzigtheiligen auf die hunderttheilige Scala zu reduciren habe, und umgekehrt. Es kann doch nicht die Absicht sein, ein solches Buch für ganz ungebildete Menschen zu schreiben! Indessen verliert sich diese Breite auch bald in den Ton einer angemessenen populären Darstellung. Unter den thermometrischen Apparaten befindet sich ein von Gavarret selbst erdachtes thermoelektrisches Instrument, welches zur Bestimmung der Hauttemperatur dienen soll, und bei der Man-

gelhaftigkeit unserer Kenntnisse über diesen Punkt wohl Beachtung verdient. Instrumente, welche sehr rasch die vorhandene Temperatur bezeichnen, sind hier unentbehrlich. Man kann mit gewöhnlichen Thermometern wohl die Temperatur der Achselhöhle bestimmen; man kann auch finden, wie sich andere Stellen der Haut verhalten, wenn sie bedeckt sind, wenn z. B. das untersuchte Individuum wohl verhüllt im Bette liegt; auch ist die Ermittlung dieser Werthe keineswegs nutzlos; die Physiologie will aber auch wissen, wie tief unter gewöhnlichen oder auch ungewöhnlichen Verhältnissen die Temperatur bedeckter oder auch unbedeckter Körpertheile sinken kann. Diese Data sind erforderlich, um die Wärmeableitung von der Haut beurtheilen zu können und sind nicht zu gewinnen durch Verfahren, bei welchen die Temperatur der untersuchten Stelle nothwendig steigt (vgl. des Ref. Aufsatz in Müller's Arch. 1845. — Ref. hat seit jener Publication öfters das Verfahren angewandt, die Thermometerkugel vor der Application — z. B. ehe sie von der zu untersuchenden Hand umschlossen wurde — etwas höher zu erwärmen, als er die Temperatur zu finden erwartete. Auch dies Verfahren ist nur roh, doch in gewisser Hinsicht besser, als ein bis jetzt angewandtes; man bleibt wenigstens nicht in Zweifel, daß die Temperatur der Hautstelle mindestens so tief, als der gesunde Stand des Thermometers gewesen).

Das dritte Kapitel betrifft dann die bei Thieren beobachteten Temperaturen und gibt eine Uebersicht der Resultate verschiedener Autoren, in welcher wir Einiges vermissen was in Tiedemann's Physiologie zu finden ist. Ueber die Wärme der Insectencolonien (Bienenstöcke) ist der

Berf. etwas oberflächlich, indem er sie nicht als eigene Temperatur dieser Thiere gelten lassen will. Freilich erzeugt sie nicht das einzelne Thier, sondern die Gesammtheit; dieser ist die Temperatur eigen und dem Individuum ist es eigen in der Gesellschaft zu leben! Diese eigenthümliche Annäherung einzelner Articulaten an die Verhältnisse der Homöothermen ist somit nicht in ihrem Interesse erkannt. — Daß die Namen „warmblütige“ und „kaltblütige“ Thiere nicht bezeichnend sind, bemerkt der Verf. sehr richtig, aber keineswegs neu; sein Vorschlag, die einen „Thiere mit variabler“, die andern „Thiere mit constanter Temperatur“ zu nennen, stimmt genau mit dem mehr als 10 Jahre alten von Donders überein. Die Bezeichnung „pökilotherme“ und „homöotherme“ Thiere ist jedenfalls bequemer.

Zur Ermittlung der Temperatur des Menschen zieht Verf. die Achselhöhle der Mundhöhle vor. Dies scheint eine ziemlich verbreitete Ansicht zu sein und um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß es diesem Urtheile durchaus an Klarheit fehlt. In der Achselhöhle untersucht man einen Theil der Haut, freilich einen nach außen sehr geschätzten, aber doch immer auch durch eine Fettschichte von den tiefern Organen abgesonderten Theil. Bei der eigenthümlichen Stellung der Haut zur Wärmeökonomie liegt aber die Vermuthung nahe, daß die Temperaturcurve der Mundhöhle verschieden von der Curve der Achselhöhle sein könne. Ist dem aber so, dann hat die Ermittlung einer jeden der beiden Curven ihr besonderes Interesse und es kann nur in Beziehung auf gewisse, z. B. praktisch-ärztliche Zwecke von einem Vorzuge der einen Ermittlung vor der andern die Rede sein.

Daß übrigens eine Verschiedenheit jener beiden Curven Statt finde, möchte sich wohl nicht bloß vermuthen, sondern auch aus schon vorhandenen Beobachtungen folgern lassen. Die Nichtbeachtung der berührten eigenthümlichen Function der Haut führt nothwendig zu Mißverständnissen, zu scheinbaren Widersprüchen der Resultate verschiedener Beobachter u. Daß unser Verf. hierüber im Dunkeln geblieben ist, kann ihm nicht so sehr zum Tadel gereichen; deutsche Schriftsteller hätten mehr Anspruch in dieser Hinsicht an sich zu machen.

Ueber menschliche Temperaturtopographie erhalten wir außer einigen weniger wichtigen, zum Theil ziemlich unbrauchbaren älteren Notizen die sehr interessanten, dem Verf. von Bernard handschriftlich mitgetheilten Beobachtungen, deren genauere Discussion, die Zuverlässigkeit der Thatsachen vorausgesetzt, zu bedeutendem Gewinn für die Physiologie wird ausschlagen müssen.

Die Wärmebildung ist im 4. Kapitel besprochen, mit einer Uebersicht der Ansichten und Versuche, in welcher zwar die französischen Leistungen etwas mehr, als der Sache angemessen ist, hervortreten, welche aber dennoch im Ganzen auf Anerkennung Anspruch machen kann. Hie und da möchte man dem Urtheile des Verf. etwas mehr Zurückhaltung wünschen. Die Ansicht z. B., daß die Aufnahme des O in den thierischen Körper nicht bloß von physikalischen Verhältnissen abhängt, sehen wir nicht so erörtert, daß man daraus den Schluß gerechtfertigt finden könnte.

Das 5. Kapitel enthält unter der Ueberschrift: *Influence des conditions physiologiques sur l'intensité des phénomènes physico-chimiques de la respiration et sur la température des*

animaux eine Reihe von sehr interessanten Thatsachen und manche gute Bemerkung.

Zuerst ist hier die Rede von dem Einflusse, welchen Volumen und Oberfläche auf die Wärmeökonomie haben müssen, wobei dem Verf. die Abhandlung des Ref. über diesen Gegenstand (Göttinger Studien 1847) und mit derselben auch einige an dies Verhältniß sich anknüpfende Folgerungen entgangen sind. Dann folgen in 10 Artikeln: Des classes zoologiques; Des diverses parties du corps des animaux et de leur situation; De l'âge et du sexe; De la veille et du sommeil; Du repos et du mouvement; De l'incubation; De l'alimentation; Des saisons et des climats; De l'hibernation; Comparaison des causes du refroidissement et des sources de la chaleur animale.

Man kann nicht umhin zu bemerken, daß diese Reihenfolge von Artikeln sich etwas bunt und principlos ansieht. Es ist dies die unmittelbare Folge davon, daß, wie schon oben bemerkt wurde, der Verf. sich als die eine Hauptfrage die Entstehung der thierischen Wärme hingestellt hat, ohne zu bemerken, daß neben derselben sich noch andere von gleicher Wichtigkeit erheben. Dieser Fehler ist so allgemein, daß er einem einzelnen Schriftsteller nicht so sehr zum Uebel gedeutet werden darf. Um so mehr aber wird der Zustand der Wissenschaft eine Bemerkung über solche Fehler bei Gelegenheit einer Schrift wie die vorliegende rechtfertigen. Es ist offenbar, wenn man unternimmt über die thierische Wärme zu schreiben, so hat man ebensowohl Rechenschaft davon zu geben, wo die producirte Wärme bleibt und namentlich wie sie bei den Homöothermen verwaltet wird, als davon, wie sie producirt wird

Beide Fragen sind offenbar coordinirt und schon dieser Umstand, die Erkenntniß, daß man die eine nicht als Anhang und Supplement der andern behandeln kann, hätte z. B. den Verf. neben einer durchdachteren Anordnung auch zu Resultaten geführt, welche man eben nur zu suchen braucht, um sie zu finden, hätte ihn sicher vor mancher allzu oberflächlichen Aeußerung bewahrt. Als besonders bezeichnend fiel dem Ref. in dieser Hinsicht auf, was über den Unterschied zwischen pökilothermen und homöothermen Thieren (S. 444) gesagt ist. Dieser soll nämlich ganz und gar in der geringern oder größern Vollkommenheit des Athmungsorgans liegen! Nicht zu gedenken, daß dieser Unterschied gar nicht durchgreifend vorhanden ist, daß aus dem Buche selbst bewiesen werden kann, daß bei Insecten ein eben so lebhafter Respirationsproceß vorkommt, als selbst bei lebhaft athmenden Säugthieren, so liegen doch andere Unterschiede auch nahe genug (Vgl. des Refer. oben citirte Abhandlung in den Gött. Studien S. 17. 18): Mittel der Wärmeökonomie in der Organisation der Haut, Fettschichten, Pelz, Gefieder. Wo aber alle diese Umstände nicht ausreichen, um dem homöothermen Geschöpfe seine Wärme zu erhalten, da zeigt sich dann der merkwürdigste noch unverstandene Unterschied, daß die hohe innere Temperatur ihm eine Lebensbedingung ist.

Die Nichtbeachtung dieser Verhältnisse führt den Verf. auch anderweit irre. Es ist z. B. natürlich, daß man zu keinem richtigen Urtheile über die physiologische Aehnlichkeit der Jungen gewisser Homöothermen mit den Pökilothermen gelangen kann, wenn man nicht erwägt, bis zu welchem Punkte diese jungen Thiere das Sinken

ihrer Temperatur ohne Schaden ertragen können. Das ist nun bekanntlich bei ihnen in höherem Grade der Fall, als bei ausgebildeten Homöothermen, aber darum doch keineswegs so, wie bei Pökilothermen; sie können sich bedeutend abkühlen ohne sichtbaren Nachtheil, aber das darf nicht zu weit gehen und nicht zu lange dauern, sonst erfrieren sie bekanntlich, da ihnen die Gabe der winterschlafähnlichen Erstarrung fehlt.

Abgesehen von solchen Mängeln, welche mehr oder minder mit einer nicht ausreichenden Uebersicht über das zu behandelnde Gebiet zusammenhängen, können wir nicht umhin, auch das noch zu bemerken, daß sich hie und da eine sehr einseitige Auffassung ausspricht über Gegenstände, welche sich an andern Stellen richtiger beleuchtet finden. So spricht Verf. an einer Stelle von einer stärkern Wärmebildung bei erwachsenen Individuen, gegenüber von Kindern, während er bald nachher doch richtig bemerkt, daß Kinder (natürlich verhältnißmäßig) mehr Wärme bilden müssen, um eben so warm sein zu können, als Erwachsene.

Daß endlich der Verf., bei seiner mangelhaften Auffassung der Eigenthümlichkeiten der homöothermen Thiere, die Frage nach dem Effecte der Wärme im thierischen Körper keiner besondern Erwägung unterzieht, ist nicht zu verwundern. Aber auch dies ist ein so verbreiteter Fehler, daß man darum die übliche Behandlungsweise des Kapitels vom *Calor animalis* und nicht einen einzelnen Schriftsteller tadeln muß. Wenn man sich einigermaßen ein Bild von dem Zusammenwirken der verschiedenen Hebel der Wärmeökonomie in einem homöothermen Thiere macht, so wird es völlig unmöglich, nicht auf die Frage zu

stoßen: wozu alle diese Kunst? Und so ist die große Vernachlässigung der letztern Frage (über welche Refer. in der „anatomisch = physiologischen Uebersicht des Thierreiches“ einige Ausichten zu eröffnen versucht hat S. 278) ihrerseits das handgreiflichste Indicium, wie einseitig man in der Behandlung des Calor animalis bis jetzt verfahren ist. Daß man aber auch in der fast allein herrschenden Frage nach den Wärmequellen endlich in Verlegenheit kommen muß, wenn man sie zu einseitig aufstellt, die Mittel der Wärmeökonomie nicht daneben in Anschlag bringt, ist selbstverständlich.

Das sechste Kapitel betrifft endlich die Wärme der Pflanzen und gibt, nach Zusammenstellung der Beobachtungen, den Weg zur Erklärung der Wärmeentwicklung in diesen Organismen. Darüber läßt sich nun wohl für die im Keimen befindlichen Samen und für die Blüthe eine ganz plausible Erklärung geben; für die im Wachsthum befindlichen grünen Theile dagegen nicht, und es wäre vielleicht sachgemäßer gewesen, Letzteres noch offener einzuräumen.

Bergmann.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 20. October 1856.

London und Bombay

Smith, Elder & Co. u. Smith, Taylor & Co. 1856. The Chinese and their rebellions, viewed in connection with their national philosophy, ethics, legislation and administration; to which is added an essay on civilization and its present state in the East and West. By Thomas Taylor Meadows, chinese interpreter in H. M. civil service. LX u. 656 S. in Octav, with three maps.

Die meisten neuesten litterarischen Werke über China (Fortune, Huc, Fishbourne zc.) bringen größtentheils nur Reise-Eindrücke und an diese geknüpfte Reflectionen. Das vorliegende Werk dagegen ist ein wissenschaftlich-kritisch durchgearbeitetes, zunächst über den gegenwärtig in China herrschenden Bürgerkrieg, dann aber über den gesammten Bildungszustand des chinesischen Reichs. Es ist die Frucht mehrjähriger Fleißes; der Verf. lebte 12 Jahre ununterbrochen in China und theilt über die Entstehung seines Werkes Folgendes mit,

woraus dessen reicher Inhalt vorweg schon ersichtlich wird. Ehe er China verließ (1854), hatte er die Absicht, drei Bücher herauszugeben, wofür die nöthigen Vorarbeiten bereit lagen. Das erste sollte eine Schilderung des chinesischen Volks: seiner religiösen Fundamentallehren, seiner Gesetzgebung, seiner Verwaltung und seines Familienlebens enthalten; daneben eine Skizze der Philosophie und der politischen Geschichte der Chinesen, der politischen Geographie und der physischen Beschaffenheit des Landes, mit Rücksicht auf deren Einfluß auf die nationale Bildung der Chinesen. Einiges hiervon ist in das vorliegende Werk aufgenommen worden; jenes beabsichtigte Buch vollständig erscheinen zu lassen, behält der Verf. sich vor; möchte er nicht zu lange damit zurückhalten! — Die zweite Schrift sollte Alles, was der Verf. während seines Aufenthalts in China gelernt, erlebt und erfahren hatte und der Mittheilung werth halten durfte, umfassen, nebst einer Darstellung des gegenwärtigen Aufstandes. Diese Darstellung ist in dieses hier angezeigte Werk vollständig übergegangen; von jenen Beobachtungen und Erlebnissen enthalten mehrere Kapitel und der Abschnitt über die Civilisation Manches. — Der Gegenstand der dritten Schrift endlich betraf die Verwaltung der britischen Colonien, ein Thema politisch administrativer Natur, dessen Grundzüge der Vorrede dieses Buches angehängt worden sind. Hr Meadows stellt sein Werk neben John Davis' the Chinese; Plath's Völker der Mandschurei und W. William's middle kingdom. Diese würden, mit dem seinigen, wie er meint, eine sehr vollständige Litteratur über das chinesische Reich und das chinesische Volk bilden. Bekannt ist er übrigens nicht mit diesen

Meadows, The Chinese and their rebell. 1675

allein, sondern mit der gesammten neuesten Litteratur über China, welche er größtentheils gelegentlich einer eingehenden Kritik unterzieht. Das 18te Kapitel seines Werkes: notice of the philosophy, morality and polity of the Chinese, and of the religion of the governing class hält er selbst für den werthvollsten Theil desselben. Die dem Buche angelegten Charten, auf deren größter der von dem Gegenkaiser beherrschte District in die Augen fallend bezeichnet ist, dienen zur Veranschaulichung mancher Mittheilungen, ohne sonst von besonderem Werthe zu sein.

Nach diesen allgemeinsten Mittheilungen über den Inhalt dieses mit hervorstechendem kritischem Geiste, großer Kenntniß der chinesischen Litteratur und politischem Scharfblick abgefaßten Buches sei es erlaubt, das reiche hier zusammengetragene Material noch etwas genauer zu skizziren. Die allgemeinen Verhältnisse und Zustände des chinesischen Reiches schildert der Verf. auf den ersten 50 Seiten seines Werkes. Soweit hierin Thatsächliches vorkommt, finden wir nicht gerade Neues, aber manche neue Anschauungen, neue Gesichtspunkte, bei denen wir dem Verf. Recht zu geben geneigt sind. So z. B. erklärt er, die Bewohner des eigentlichen China's, d. h. der 18 Provinzen, für Eine große Nation. Er sagt S. 38: In my summary view of China Proper in its present extention I remarked, that its division into eighteen provinces was purely political and administrative, the people being »the same in all, the differences in manners and dialects being no other in kind and scarcely greater in degree, than exist with us between the Glasgow factory man and the Sommersetshire peasant or the Northumbrian hind and the Cornish

miner.« In this I have now nothing to modify, the differences in manners and dialects are no other in kind. In diesem Urtheil befindet sich Hr Meadows in Widerspruch mit manchem der neueren Beobachter, namentlich mit Fortune. Aber er ist sich dessen vollkommen bewußt. It will be seen, fährt er fort a. a. D., that I call China the best misunderstood country in the world — und mehr als einmal wiederholt er diese Behauptung. That most remarkable political construction of a centralized autocratic government, based for long centuries on public competitive examinations, a system unparalleled in the world's history, has produced effects, to which we find no parallel in the world's extent. It has induced, not compelled, the Chinese nation to devote itself to the study of the same books and these, observe well, books, directly bearing on domestic and social as well as political life, thus preserving them one nation, preserving them the same in language and social manners, above all the same in their community of fundamental beliefs on man's highest, man's nearest and man's dearest interests. After living some twelve years among them, during which I saw, conversed with, and studied men from every province and nearly every class, this fact, grand in its duration and gigantic in extent, was to the last the cause of a constantly growing admiration.

Das fünfte Kapitel S. 51—73 beschäftigt sich mit einer kritischen Beurtheilung von *Huc l'empire chinois*. Von diesem Werke sagt Hr Meadows: it seems to me demand special notice both on account of its comprehensive title and

Meadows, The Chinese and their rebell. 1677

of the name of its author — still more because of its errors. Zu den letzteren rechnet er u. a. die ungünstigen Urtheile des Pater Huc über den Charakter der Chinesen. Diesen hält Hr M. im Allgemeinen für durchaus nicht mehr verderbt, als den „der großen Masse in England, Frankreich und Amerika.“ I maintain — so schreibt er S. 65 — nothing more extraordinary, than that the Chinese are, as a nation, composed of men and women, exhibiting all those varieties of character, both in degree and in quality, that those other collections of men and women called nations do exhibit — nothing more and nothing less. Namentlich nimmt der Verf. die Chinesen wider die Anklage, daß sie „alles religiösen Gefühls“ entbehrten, in Schutz. Einestheils meint er: the religious feeling is as natural to man as hearing and sight, and I never heard of a nation or even of a small tribe, composed wholly of people deaf and blind; anderntheils weist er nach, wie Pater Huc, indem er selbst sagt, daß China mit Klöstern und Tempeln reichlich bedeckt sei, daß es während seiner vieltausendjährigen Geschichte Ueberfluß an braven und großen Männern gehabt habe, die für das was sie für wahr und recht gehalten zu kämpfen und zu sterben verstanden, seinen eignen unvortheilhaften Behauptungen über den Charakter der Chinesen selbst widerspreche. Hr M. behauptet, die Chinesen besäßen some longing for immortality, cordial admiration of what is good and great, some unswerving and unshrinking devotion to those who have been good and great, some craving, some yearning of the soul to reverence something High and Holy etc. Daraus allein sei es auch erklärlich,

wenn man in China in Betreff der gegenwärtigen Aufständischen dem unter den Confucianern weit verbreiteten Urtheil begegne: they will never get the empire, falsehood will never overcome truth (S. 67).

Mit dem 6ten Kapitel S. 74 beginnt die Darstellung des Aufstandes unter der Fahne des großen Friedensfürsten. An die bekannten, nur hin und wieder von dem Verf. berichtigten biographischen Notizen über Hung siu theuen (Kap. 6. 7) und eine Schilderung der fanatischen Ideen der neuen Secte (Kap. 8), schließt sich (Kap. 9) ein geschichtlicher Rückblick auf die Gründung der Mandschuherrschaft in China, dem eine Darstellung der geheimen Gesellschaften, welche gegen die Mandschu conspiriren, und ein Nachweis über den Ursprung der Rebellionen in China im Allgemeinen (Kap. 10) folgen. Bei dieser Gelegenheit beruft sich der Verf. auf ein von ihm bereits 1846 öffentlich ausgesprochenes Wort, mit welchem er den baldigen Ausbruch einer Rebellion voraussagte: that a Chinese Belisarius would arise and extirpate or drive into Tartary the Manchoo garrisons or bannermen, who during a residence in China, twice as long as that of the Vandals in Africa, have greatly deteriorated in the military virtues, while they still retain enough of the insolence of conquerors, to gain themselves the hatred of the Chinese (S. 121). Und drei Jahre später schrieb der Verf. an einen angesehenen Mann in China: there was indeed great need of able men at the head of affairs, und fügte hinzu, man habe zwar nur geringe Anzeichen, aber nach Allem, was man über die herrschenden Zustände mit Sicherheit wisse, sei es unzweifelhaft, daß China

einer Insurrection und Anarchie entgegengehe, deren Ende über kurz oder lang der Sturz der Mandschu=Dynastie sein würde. Everything in short seems hastening to a worse state and I look in vain for any active principle of conservation for anything to stop the downward career (S. 122).

Eine ebenso interessante, wie die damals in China vorwiegenden Stimmungen charakterisirende Episode bildet Kap. 11, in welchem Hr Meadows die Uebersetzung eines Gespräches mittheilt, welches der Kaiser Taoukwang 1849 in einem der letzten Monate des Jahres mit einem angesehenen Mandarin, dem Oberrichter in der Provinz Kwangtung, Pichwei, hatte. Zwei Jahre später erhielt der Verf. die schriftliche Aufzeichnung dieser Unterhaltung, welche er damals übersetzte und Lord Palmerston officiell mittheilte. Wir können indessen hier nur darauf hinweisen, und folgen dem Verf. in seiner Darstellung der weiteren Ereignisse, der von den chinesischen Behörden anfangs ergriffenen Maßregeln gegen die Rebellen und deren Auftreten als religiös=politische Umsturz= oder Reformpartei (Kap. 12). Auch was hierüber vorgebracht worden, können wir übergehen, ebenso wie die Schilderung des ferneren Verlaufs der Rebellion bis zur Eroberung von Nanjing, womit Kap. 13 sich beschäftigt, weil dies bereits im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf. Uebrigens wollen wir nicht unterlassen, dem Verf. bei Abfassung dieser Abschnitte das Verdienst selbständiger Quellenforschung und gründlicher Bekanntschaft mit chinesischen Zuständen und Verhältnissen zuzuerkennen, wie dies dem aufmerksamen Leser fast überall ungesucht entgegentritt. So, um nur Eines anzuführen, erklärt

er die bisher fast allgemein für auffallend ange-
sehene Thatsache von der Einschließung so vieler
Weiber und Kinder in Nanking, woraus nament-
lich das Gerede entstanden, als hätten die Auf-
ständischen auch bewaffnete Weiberhaufen unter
ihren Regimentern, aus der Methode der Con-
scription. Nach der Eroberung von Nanking, the
rebels, schreibt Hr N., seized every man, wo-
man and child and every thing of the slightest
value and placed and stored all — human
beings and things — at Nanking their great
stronghold The ablebodied males were
soon after despatched in various directions,
under Taeping generals and officers, as Tae-
ping armies. Their aged parents, their wives,
sisters and children were all detained at Nan-
king; employed there, in so far, as they could
be useful, well fed and clothed out of the
abundant common stores; but kept strictly
prisoners within the works of the city, as
hostages for the infidelity of their male rela-
tives in the field. This is the Taeping me-
thod of pressing or conscription.« (S. 173).

Die in Kap. 14 enthaltene Skizze der militä-
rischen Operationen des Gegenkaisers nach der
Eroberung von Nanking ist in so zusammenhän-
gender Darstellung, wie hier, für uns Europäer
etwas Neues. Die bisher erschienenen Schriften
über den gegenwärtigen Bürgerkrieg in China
schlossen ihre Berichte mit der Besetzung der al-
ten Capitale der Ming-Dynastie ab.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. 170. Stück.

Den 23. October 1856.

London und Bombay

Fortsetzung der Anzeige: »The Chinese and their rebellions, etc. By Th. T. Meadows.«

Sie konnten auch nicht anders, theils war diese Begebenheit in der Geschichte des Bürgerkrieges wahrhaft Epoche machend, theils waren die seitdem nach Europa gelangten Nachrichten über die ferneren Kriegsbereignisse ziemlich verworren. Namentlich blieb es unerklärlich, weshalb nach dem Fall von Nanking ein Umschwung in den kriegerischen Erfolgen eintrat. Der Siegeslauf des Taiping ist seitdem mehrfach unterbrochen und aufgehalten worden; auch er, der bis dahin Unüberwindliche, hat das wandelbare Glück des Krieges wiederholt erfahren müssen. Hr M. berichtet über die Wechselfälle, von denen das nach Norden entsandte Armeecorps des Gegenkaisers betroffen wurde, sowie über die Erfolge der kriegerischen Operationen längs den Gestaden des Yangtsekiang, nebst der Digression eines dritten Armeecorps nach dem Poyang-See und dessen südlicher Umgebung.

Die bis dahin überall siegreichen Truppen des Gegenkaisers mußten sowohl auf ihrem Zuge nach Norden, wie nach Süden sich zur Umkehr entschließen. Man fragt: aus welchen Gründen? da doch die Ueberlegenheit der kaiserlichen Armee sie nicht dazu nöthigte. Hr M. meint (S. 177), der Mangel an Cavallerie sei ohne Zweifel eine der Ursachen gewesen, weshalb die Rebellen Pecking nicht erreichten. Allerdings mag dies der Fall gewesen sein, allein die ganze Reihe von Unfällen, von welchen die gegenkaiserlichen Truppen betroffen wurden, hatte ohne Frage noch einen tieferen Grund. Sie erklärt sich allein zur Genüge aus einem taktischen Fehler des Oberfeldherrn, des Gegenkaisers selbst. Bis zur Eroberung von Nanking hatte Taeping stets seine gesammte Heeresmacht gegen den Feind geführt und dieselbe nicht durch Zurücklassung von Besatzungen in den eroberten Städten vermindert, auch sich nicht durch langwierige Belagerung von Festungen in seinem Vorwärtsdringen aufhalten lassen. Seitdem er in Nanking seine Residenz aufgeschlagen, verfuhr er anders, vielleicht durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen, vielleicht aber auch aus Ueberschätzung seiner Streitkräfte. Er theilte nämlich seine gesammte Macht, nachdem er eine starke Besatzung in Nanking und eine noch stärkere in der Stromfestung Tschinkiangsu, in Kwatschau und in Yangtschau zurückbehalten hatte, in drei Divisionen. Die eine trat den Marsch gen Norden nach der Provinz Petschili an; die zweite marschirte den Yangtsekiang aufwärts; die dritte versuchte im Süden von dem Poyang=See zu operiren. Diese Theilung war offenbar unter den obwaltenden Verhältnissen ein Mißgriff, denn die Mandschu=Dynastie recrutirt bekanntlich ihre

Meadows, The Chinese and their rebell. 1683

besten zuverlässigsten Truppen in den nördlichen Provinzen, zu deren Ueberwindung jedenfalls die gesammte Streitmacht des Gegenkaisers erforderlich gewesen wäre, zumal dieselbe, die vornehmlich aus Bewohnern des Südreiches bestand auf starken Abgang unter den Einflüssen des rauheren nördlichen Klima's hätte zählen müssen. Das Verdienst, auf diesen taktischen Fehler hingewiesen zu haben, gebührt dem amerikanischen Missionar Rev. W. A. P. Martin. Derselbe schreibt darüber in einem im North China Herald abgedruckten Briefe an den Attorney General der Vereinigten Staaten, Caleb Cushing, Folgendes: Intoxicated with success, confident of his destiny and thinking, that he had little more to do, than to accept the submission of a conquered empire, Taeping now abandoned his cautious tactics, and divided his troops in order to take possession. Nun gedenkt er der schon erwähnten Vertheilung der drei Heerkörper, und fährt dann fort: From this threefold enterprize dates the long series of disasters, which mark the subsequent history of the revolution. Its first reverse was the failure of the northern army to take Kai-fung, the capital of Honan, after a long siege. Ein furchtbares Gewitter bewog die Belagernden ihr Vorhaben aufzugeben, bestärkte dagegen die kaiserlichen Truppen in dem Glauben, der Gott Kwanti, d. h. Mars, dem der Kaiser Hienfong die glänzendsten Opferspenden dargebracht hatte, sei nun ihnen gewogen und machte sie muthiger als je zuvor. Arriving at Hwaeking on the opposite side of the Yellow River the insurgents at once experienced the consequence of that untoward event. The place made so stout a

resistance, that, though they succeeded in breaching the walls, they were unable to force an entrance and left it after a delay of above two months. Auf ihrem Weitermarsch nach Norden erreichten sie Tientsing, die berühmte große Hafenstadt von Peking. Hier herrschte bereits der Winter mit einer in ähnlichen Breiten in Europa unbekanntem Heftigkeit. But terrible as it was, fährt Hr Martin fort, for an army from the sunny south, to be thus ice bound and surrounded by Tartars, who are at home among the snows of their frozen regions; their leaders, — as if infatuated, hastened their destruction by repeating, in a further subdivision of their troops, the pernicious policy, which had already occasioned their ill-success. They went into quarters in three divisions, in Tuh-lew, Tsing-hae and Yang-lew-tsing near the terminus of the Grand Canal. Weakened by separation and exposed to the attack of the choicest troops, the Tartar Sovereign had retained for the defence of his throne, one of the divisions was, as might have been expected, soon cut off and the others compelled to fall back from post to post, at every step suffering heavy losses both of men and the munitions of war. Ungeachtet dieser fehlerhaften Dispositionen und der daraus entspringenden Unfälle, welche Herr Meadows ausführlicher S. 175 — 179 beschreibt, war doch der Rückzug dieser Truppen von Nanking nach Tsinghae, wie Hr Meadows sagt, „einer der großartigsten, dessen die Geschichte gedenkt.“ Die ihnen von Nanking im November 1853 zu Hülfe geschickte Division nahm die seit Februar 1854 sich zurückziehende Nord-Armee, die ihren Rückzug langsam in aller

Ordnung und niemals ernstlich von den Tartaren behelligt, beschaffte, im März 1854 in Lintsing auf.

Die nach dem Süden vom Poyang See dirigirte Armee strengte sich mehrere Monate vergeblich an, die Capitale der Provinz Kiangsi, Nantschang, zu erobern; nur mit den Spolien kleinerer Städte beladen kehrte sie nach Nanking zurück.

Allein dem dritten Armeecorps stand der Sieg zur Seite. Es bemächtigte sich sämmtlicher Festungen, welche am Yangtsekiang aufwärts liegen, bis nach Hanyang 600 engl. Meilen oberhalb Nanking. Zwar ward es genöthigt wegen der Ueberschwemmung des Stroms eine Zeitlang die eroberten Plätze wieder aufzugeben, gelangte aber 1854 wieder in deren Besiß und wußte sich zu behaupten. The revolutionists at this moment, schreibt Hr Martin, hold, with few exceptions, the principal cities of Kiangsu, Ankwuy, Kiangse and Hupih, a region exceeding in extent the entire area of Great Britain and Ireland. It is indeed in almost every part a disputed territory, but within these limits, there is no room for doubt, which of the belligerents is now paramount. Over a great part of it in fact the inhabitants are suffering their hair to grow and the young dynasty, like the Jewish Hercules, grows strong with the lengthening locks of its new adherents.

Im 15ten, 16ten und 17ten Kapitel seines inhaltreichen Buches erzählt Hr Meadows meistens als Augenzeuge. Kap. 15 schildert er den Zustand der Bevölkerung an der Meeresküste bei der Annäherung der gegenkaiserlichen Heere. Es sind dies den Haupt- Ereignissen nach bekannte Vorgänge, deren Darstellung aber durch Einflechtung

mancher Einzelheiten, bei denen der Verf. selbst betheiligte war, ein erhöhtes Interesse gewinnt. Kap. 16 berichtet Hr M. ausführlich über seinen Ausflug von Schanghai nach Sutschau auf dem Großen Canal, um über die Rebellen Erkundigungen einzuziehen, und läßt im 17ten Kapitel die Erlebnisse der Expedition folgen, welche der damalige britische Gouverneur Sir George Bonham, in dessen Gefolge Hr Meadows sich befand, an Bord des Dampfers „Hermes“ den Yangtsekiang hinauf machte. Mit Recht tadelt er am Schlusse dieser Mittheilungen das Benehmen der Franzosen und Amerikaner, welche später gleichfalls den Yangtsekiang hinauffuhren, die von den Machthabern in Nanking und Tschinkiangsu aufrecht erhaltene Blockade des Flusses aber durchaus mißachteten, und dadurch die Ursache geworden sind, daß die Gegenkaiserlichen seitdem mißtrauisch jeden Verkehr mit den fremden Nationen abgebrochen haben. Franzosen und Amerikaner haben damit überdies ihre Neutralität verlezt; es wäre ihre Pflicht gewesen, on approaching as neutrals any position, whether of the Taepings or the Imperialists, bound to stop beyond gun range; to send a message by an unarmed boat to the commander of the position in question and not to approach nearer without his consent. Sie thaten das Gegentheil und hatten freilich ihre Ueberlegenheit für sich, aber ihr Verfahren ist mit Recht ein feindliches zu nennen. »Occidentals, schreibt Hr Meadows S. 322, while loudly accusing the Chinese of arrogance are themselves constantly guilty of the arrogance of refusing to observe just rules and submit to reasonable restrictions, which the Chinese have the right, but not the power to enforce.«

Das 18te Kapitel des vorliegenden Werks handelt von der Philosophie, der Moral und der politischen Verfassung der Chinesen, sowie von der Religion der herrschenden Klasse. The Chinese philosophy, sagt der Verf. S. 328, much as it has been written about, has never yet been rightly stated. Unsere ersten Nachrichten darüber stammen von den Jesuiten; später haben Andere Vieles und eingehend darüber geschrieben, aber niemals vom rechten Gesichtspunkt aus. Man muß nämlich vor allen Dingen zwei Perioden in der philosophischen Litteratur oder Geschichte der Chinesen unterscheiden. Die erste nahm mit Confucius 551 vor Christo ihren Anfang und endete mit Mancius, der 317 vor Christo starb; sie umfaßt einen Zeitraum der mit der Periode in der Geschichte der griechischen Philosophie von Pythagoras bis Aristoteles zusammenfällt. Die zweite Periode begann 1300 Jahre später mit Tschau lin ki oder Tschau tszi, 1034 nach Christo, und endete mit Tschu ki oder Tschu tszi, 1200 nach Christo. Confucius ist übrigens nicht der Begründer, sondern nur der Restaurator des philosophischen Systems der Chinesen, dessen Grundlagen die acht Diagramme von Fuhü, dem Begründer chinesischer Cultur überhaupt, um 3327 vor Christo stammen. Mit Uebergehung dessen, was Hr Meadows ausführlicher über die philosophische Litteratur der Chinesen beibringt und was als bekannt vorausgesetzt werden darf, erwähnen wir nur mit seinen eignen Worten in möglichst gedrängter Weise die Hauptsätze des Systems, die er nach den Erläuterungen des Tschu tszi anführt. »All nature animate and unanimate — the universe in the widest or proper sense of the word — is based on, and subsists by an ultimate Entity, the

specific or proper name of which is *Tae keih* i. e. the Ultimate Principle. This has operated from all eternity and now ceaselessly operates, by a dynamical process, in virtue of which animate and inanimate nature has existed from all eternity. In its active expansive operation constitutes and produces the Ultimate Principle the *Yang* or Positive Essence; in its passive intensive operation it constitutes and produces the *Yin* or Negative Essence. These two Essences are next represented as working together in the further development. The Positive Essence is said to transform, the Negative to unite. By the action, which is thus indicated, they produce the Five Elements of the material world i. e. water, fire, wood, metal and earth; five innate essences — not the visible palpable things so named — one possessed by each and constituting it what it is, as distinguished from others. At the same time, that the Five Elements are produced the Four Seasons come into existence. These are not merely four divisions of the time of a year, but four special though secondary principles, or rather four specialized forms of the Ultimate Principle, each of which has a certain predominance in nature during one of the periods called Spring, Summer, Autumn and Winter. A transcendental union and coagulation now takes place of the Ultimate Principle, the Two Essences and the Five Elements; the Positive Essence becomes the masculine power, the Negative Essence the feminine power — conceived in which character the former constitutes the Heavenly Mode or Principle, the latter the Earthly Mode or Principle; by a mu-

tual influencing, the two produce all things in the visible, palpable world; and the double work of evolution and dissolution goes on without end. In the course of the process of universal production man is constituted of the finer portion of the elements at work and is the most intelligent of all things, the unintelligent, zoological world, being included in the term, things. Man's Sing or Nature, as allotted to him in the course of these operations, is perfectly good. But his originally pure nature is influenced by the objective world, good and evil come thereby into separate existence, and all human affairs arise. As in the region of ontology and cosmogony the Two Essences and the Five Elements are the sources of all things; so — man having been constituted as a separate existence — in the region of psychology and sociology, the Two Essences and the Five Virtues, Jin, E, Le, Che and Sin, are the sources of all affairs. Mental and material existences, with all that results from both, originate in the Two Essences and their one root the Ultimate Principle. In all things and in all acts the Ultimate Principle operates as the Two Essences.«

Wir können dem Verf. nur beipflichten, wenn er behauptet, daß ähnliche Ansichten über die Materie und den Proceß ihres Gewordenseins in den Tagen Baco's und noch lange nachher im Abendlande ihre Vertreter fanden; sowie darin, daß dies System der Chinesen zwei wichtige Fragen unbeantwortet läßt: the question of the existence of matter and of the existence of evil. Ebenso müssen wir dem Verf. darin Recht geben, that the Chinese philosophical writings are not that

mass of absurdities, which erroneous Occidental renderings have made them appear to be; that whether absolutely true or not, they are at least logically true and perfectly selfconsistent. The truth is however, that those propositions of Chinese philosophy, which the non-metaphysical reader will be apt to pronounce most extravagant or incomprehensible, go in these respects not a whit beyond highly accredited European systems of ancient and modern times (S. 369). Ueberdies ist das philosophische System der Chinesen selbständiges Eigenthum dieses Volkes, das, wie bei tieferer Bekanntschaft mit dem chinesischen Wesen und Leben überhaupt immer deutlicher hervortritt, sich in Besitz einer in jeder Beziehung selbständigen, selbsterzeugten Cultur befindet. Vielleicht ist es das einzige Culturvolk auf Erden, welches nichts, gar nichts von anderen Nationen in den Kreis seiner Bildung hinübergewonnen hat, weil es dessen nicht bedurfte, daher auch fortwährend den Versuchen, ihm fremde Bildung aufzudringen, Widerstand leistete und leisten wird. Nur das Eine, das Christenthum, dieses vornehmste Element aller wahrhaften Bildung, wird es nicht von sich weisen; bereits hat es begonnen, sich dieses anzueignen, nicht aber als ein Geschenk der Fremden, sondern als eine Gabe Gottes an das chinesische Volk. Dafür zeugt die Art und Weise, wie Tse-ping christliche Ideen unter seinen Landsleuten zu verbreiten sucht. Er läßt die Bibel übersetzen, die Urquelle der christlichen Lehre, verbreitet diese und stellt sie in eine Reihe und auf gleiche Stufe, rücksichtlich ihrer unantastbaren Autorität, mit den „heiligen Büchern“ der Chinesen. Ja, um mit Herrn Meadows Worten zu reden, the eastern

prince has stated, in writing, that under the rule of the Taepings the Bible will be substituted for the sacred books of Confucianism as the text book in the public service examinations (S. 446). Diese Maßregel ist bei der Wichtigkeit des Einflusses der öffentlichen Prüfungen auf den gesammten Bildungsstand in China, von der außerordentlichsten Bedeutung. Fortan, meint Hr Meadows, werden viele gelehrte Chinesen sich dem Studium der hebräischen und griechischen Sprache zuwenden, um den Urtext der Bibel lesen zu können. Und sie werden sich deshalb, als des Mediums dazu, zunächst mit der englischen Sprache bekannt machen. Deshalb räth er den Bibelgesellschaften an, interlinear hebrew-english-chinese und greek-english-chinese Bibelausgaben mit kurzen historischen Einleitungen zu veranstalten und in China in Umlauf zu setzen.

Mit diesen letzten Anführungen haben wir bereits in das 19te Kapitel des vorliegenden Werkes hinübergegriffen. Noch ein Rückblick in das 18te ist nothwendig, ein Blick auf die Moralphilosophie und die politische Verfassung der Chinesen. Ihre Moral hängt aufs Engste mit ihren philosophischen Anschauungen überhaupt zusammen, welche „das Gebiet der Kosmogonie alsbald verlassen und sich der Psychologie, der Moral, und der Politik zuwenden“ (S. 381). In dieser Beziehung treten uns bei ihnen 3 Fundamentalsätze entgegen: *There is a fundamental unity, underlying the multitude of phenomenal variety; there is in the midst of all change an eternal, harmonious order; and man is endowed at his birth with a nature, that is perfectly good.* Der erste dieser Sätze manifestirt sich in China in

den centralisirten Einrichtungen des Landes: the will of the Emperor is the Ultimate Principle of legislation and administration, operating alike at the capital and in the remotest corners of the empire, it is the *Tae keih* of the political world (S. 382). Der zweite Satz, die Ueberzeugung von einer ewigen harmonischen Ordnung, findet seinen praktischen Ausdruck in dem System der Regelmäßigkeit, welche das gesammte Leben der Chinesen, das politische sowohl, wie das Privatleben durchdringt und charakterisirt. Vice is, with the Chinese, nothing but an infringement of the harmonious order of the universe, which being punished by the operation of that order leads to misery. Daher der Glaube, daß ungewöhnliche Plagen, z. B. langwierige Dürre u. durch eine schlechte Regierung verursacht werden. Bei solchen Unfällen läßt der Kaiser sämtliche in den letzten Monaten gefällte Urtheile prüfen, um sich zu überzeugen, ob auch ungerechte darunter u. dgl. m. Endlich der dritte Satz, der eigentliche Fundamentalsatz der Moral, bildet, wie Hr Meadows sagt, the true psychical basis of free, or moral force government (S. 389). Auf dieser Ueberzeugung grounds explicitly the Chinese government that large and systematic use of the moral agencies, which constitute its normal procedure. Ueberdies lehren die chinesischen Moralisten: let people first know this one root and source of morality (that man's nature is good) and then they will earnestly endeavour to be good and to put away vice (S. 391). Hr Meadows fügt hinzu (S. 392): Utilitarianism and what is called enlightened selfishness have no place in Chinese morality; and expediency, as opposed to right, has no

place in their science of government. All these, which have had and still have much currency with us, are decidedly repudiated in China. Hence the present Emperor, notwithstanding the extreme distress of the government for money, has answered in the negative the recommendations, that have been made to legalize and levy a tax on opium — a certain source of a very large income.

Die politische Verfassung China's — man pflegt sie eine patriarchalische zu nennen — ist in Wahrheit eine autokratische. Sie ist nicht der Verfassung innerhalb der Familie analog. In China, schreibt unser Verf. S. 401, sons never have the right to resist the cruelties of the most tyrannical father: by one of the oldest and most deeply rooted of the national doctrines, the people have the distinct right to depose and put to death a tyrannical Emperor*). And this very departure from the strict patriarchy is one of the causes of the stability of the nation: it is thereby permitted to free itself

*) S. 359 bemerkt Hr Meadows bei Erwähnung eines Manifests vom Kaiser Boowang: I may observe here that it is more especially in this manifesto and its commentaries that the Chinese doctrine of rightful rebellion is distinctly propounded. „Heaven establishes sovereigns merely for the sake of the people; whom the people desire for sovereign him will Heaven protect; whom the people dislike him will Heaven reject.“ Hence it is said that the sovereign is „Teen le the officer of Heaven“; that his „real way of serving Heaven is to love the people“; and that, when „he fails to love the people, Heaven will, for the sake of the people, cast him out.“ All this stands at the present day in fine Imperial editions of the Sacred Shooking, which the rules of the Public Service examinations compel all aspirants for office to get by heart.

from tyrannical government, which, if prolonged, would cause its destruction. Die auf den ersten Blick auffallende Thatsache der langen Dauer und des beständigen Wachsthums des chinesischen Volkes, als Eines in sich geschlossenen und sich stets gleichbleibenden Ganzen — eine Thatsache, die ihres Gleichen nicht hat in der Weltgeschichte — beruht, nach dem Urtheil des Verf., auf drei Doctrinen und auf einer Institution. Die ersteren sind: that the nation must be governed by moral agency in preference to physical force; that the services of the wisest and ablest men in the nation are indispensable to its good government; that the people have the right to depose a sovereign, who, either from active wickedness or vicious indolence, gives cause to oppressive and tyrannical rule. Und die Institution ist the system of public service competitive examinations. Bis in eine Zeit, 4000 Jahre vor der Gegenwart, läßt sich das Vorhandensein von öffentlichen Schulen (government schools) nachweisen, und ungeachtet es in der Geschichte China's Zeiten des Verfalls und der Vernachlässigung gegeben hat, so hat doch das System der Prüfungen für öffentliche Aemter, welches auf allgemeinem Unterricht beruht, sich durch sich selbst nach und nach bis auf die Gegenwart erhalten und vervollkommenet.

Wir haben den Inhalt dieses Kapitels ausführlicher angezeigt, da derselbe in der That über die inneren Zustände des chinesischen Reiches ein neues Licht verbreitet, und manche Erscheinungen erklärt, die bis dahin noch der Erklärung entbehrten. Um so kürzer haben wir uns in Betreff der letzten Abschnitte zu fassen. Aus dem 19ten Kapitel: Christianity and prospects of the Tae Pings

heben wir hervor, daß durch die neue Lehre des Gegenkaisers, welche an die alten confucianischen Ideen sich anschließt, diese doch einen empfindlichen Stoß erhalten haben. Zwar hält auch Tai-ping das confucianische Dogma, that each man's soul, as an immediate creation of, or direct emanation from, God is perfectly good fest. Aber er hat, wie der Verf. behauptet S. 420, taken, once for all, the bible as the highest standard of truth and accepted every thing new, that he therein finds; weshalb er das Böse in der Welt — das in dem philosophischen System der Chinesen noch ungelöste Problem — auf den fort und fort wirkenden verführerischen Trug des »serpent devil« zurückführt. Von dieser Doctrin sagt Hr Meadows: it is entirely derived from the bible, since the Chinese literature, whether Confucian or superstitious, attaches nothing peculiarly demoniacal to the form of the snake, while good spirits are occasionally represented under it. Damit aber ist der Aufnahme des Dogma's von der Nothwendigkeit der Erlösung der Menschen durch den Sohn Gottes in das Moralsystem (the fundamental belief) der Chinesen die Bahn gebrochen.

Die in Kapitel 20 dargelegten Ansichten des Vfs über »the best policy of the western states towards China«, durch welche das bekannte Princip der Nicht-Intervention bis zu einem gewissen Grade vertheidigt und ein Gegengewicht gegen Rußlands Einfluß in China dringend empfohlen, ja sogar eine Eroberung China's durch Rußland unter Umständen als möglich, selbst nahe bevorstehend in Aussicht gestellt wird, können wir auf sich beruhen lassen. Mehr Beachtung verdient der dann folgende Anhang des Werkes, überschrieben:

On Civilization. Hier entwickelt der Verf. seine allgemeinen Grundanschauungen von dem Culturzustande der Völker überhaupt, und begründet darauf seine Hoffnung von einer einstigen Wiedergeburt des chinesischen Volkes. Nach ganz allgemein gehaltenen Betrachtungen über den Begriff von Civilisation und Cultur — civilization and cultivation (Kap. 1) handelt Kap. 2 dieses Abschnittes von den »four chief natural impellants to the struggle of civilization«, zu denen der Verf. rechnet: parental affection, aversion to pain, nutritional appetite und sexual appetite. Den Inhalt des dritten Kapitels gibt der Verf., am Schluß des zweiten, selbst so an: »In the following chapter, I shall endeavour at once to illustrate my theory of civilization, and to throw some light on the relative standing of extreme Occidentals and extreme Orientals — of the Anglo-Saxons and the Chinese. Das Ergebnis dieser umfangreichen, aus sehr heterogenen Stoffen zusammengesetzten Untersuchung, die mit dem vorausgegangenen Werke über China nur in losem Zusammenhange steht, spricht der Verf. S. 636 in den Worten aus: Whatever the form of government may be, that people is necessarily the freest, in which the highest civilized process has most operation. Und wie man von einem Engländer nicht anders erwarten kann, kommt er zu dem für ihn offenbar sehr befriedigenden Schluß, daß es das Beste sei, »to adhere to the essential features of the often laughed at, but much envied and truly glorious British Constitution (S. 638).

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

171. Stück.

Den 25. October 1856.

London und Bombay

Schluß der Anzeige: »The Chinese and their rebellions, etc. By Th. T. Meadows.«

Es ist eine sehr verdienstvolle Arbeit, die wir dem Fleiße des Herrn Meadows verdanken, des vielleicht gründlichsten Kenners der chinesischen Sprache und Litteratur in unseren Tagen. Er ist der Erste, der eine scharfe Kritik geübt hat, an der es bis dahin fehlte, über das Bedeutendste, was von abendländischen Gelehrten, Franzosen, Engländern und Deutschen, über China geschrieben und gedruckt worden; der Erste, der das System der philosophischen Anschauungen in China richtig gewürdigt und verständlich dargelegt hat; der Erste, der über die gegenwärtigen Zustände im chinesischen Reiche und die daran sich knüpfenden Hoffnungen für deren zukünftige Entwicklung ein klares Licht verbreitet hat. Sein vorherrschend historisches Werk trägt nicht den Charakter eines Sammelwerkes, wie zum Theil das von John Davis und noch mehr das von Wells Wil-

liamß; es ist vielmehr eine auf überall selbsteigener, an Ort und Stelle vollzogener Forschung beruhende Arbeit, die in der Reihe alles dessen, was über China geschrieben ist, eben weil sie dessen kritische Beurtheilung nicht versäumt, Epoche macht, das bis dahin Gelieferte abschließt und zu einer neuen Reihe von Arbeiten den Anstoß gibt, für deren Beurtheilung Hr Meadows die allgemeinen Kriterien mit ebensoviel Scharfsinn als gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit gegeben hat. Nicht ganz selten tritt dem Leser die Persönlichkeit des Verfs, als die des den Stoff allein beherrschenden und seine Ansicht prägnant als die einzig richtige vertheidigenden Mannes, in nicht gerade angenehmster Weise so nahe, daß ein wenig mehr Zurückhaltung des eignen Ichs zu wünschen gewesen sein dürfte. Indessen das *αὐτὸς ἔφα* auch von sich selbst mit Nachdruck zu betonen hat unter Umständen auch seine Berechtigung, und solche Umstände liegen hier nahe. Eine deutsche Uebersetzung des Werkes — der Verf. hat sich übrigens das Uebersetzungsrecht vorbehalten — darf mit Bestimmtheit erwartet werden; und gewiß würde sie ebenso günstige Aufnahme finden, als jedes nachfolgende Werk des Vfs über China ohne Frage mit Freuden begrüßt werden wird.

Berlin

Dr. Biernakzi.

L o n d o n

Longman, Brown etc. 1856. An Exposition of the Signs and Symptoms of Pregnancy: with some other papers on subjects connected with Midwifery. By W. F. Montgomery, A. M. M. D. Professor of Midwif. in the King and

Montgomery, Signs . . of Pregnancy 1699

Queen's College of Physicians in Ireland. Second Edition. XX u. 706 S. mit 6 Tafeln.

Selten haben wir die Veröffentlichung eines Buches mit so vielem Vergnügen begrüßt, als die des vorliegenden, auf welche wir die Aufmerksamkeit des Lesers jetzt lenken wollen. Montgomery's Name glänzt schon lange unter den ersten des Faches; nicht bloß als ein ausgezeichnete Lehrer, auch als Schriftsteller ist er weit bekannt, besonders durch die Veröffentlichung der ersten Ausgabe des im Titel bezeichneten Werkes, die vor circa 20 Jahren (1837) Statt hatte. Seitdem hat der Verf. demselben Gegenstande fortwährend seine ganze Theilnahme gewidmet, und deshalb erscheint diese 2. Ausgabe nicht bloß als ein Abdruck der ersten, sondern als ein ganz neues Werk. Nicht bloß ist jeder Abschnitt, ja jeder Satz der ersten wieder gehörig revidirt, sondern das Buch hat durch Hinzufügung neuer Forschungen und Beobachtungen das doppelte Bolum der ersten Auflage erhalten. Der Verf. hat einen ungewöhnlichen Fleiß auf dasselbe verwandt und wie er Ref. verschiedentlich mitgetheilt, mehr als drei Jahre daran gearbeitet.

Die Arbeit besteht aus 4 Hauptabtheilungen; der größte Abschnitt ist der Diagnose der Schwangerschaft unter normalen und abnormen Verhältnissen gewidmet; der 2te handelt über die Dauer derselben, der 3te schildert die Zeichen der überstandenen Geburt und der 4te ist eine Abhandlung über spontane Amputation. In dieser Reihenfolge wollen wir den Inhalt des Buches jetzt betrachten, zumal es unwahrscheinlich ist, daß dasselbe in einer andern Form dem deutschen Leser vorgeführt wird. Die Diagnostik der Gravidität hat unsere Aufmerksamkeit immer sehr beschäftigt

und sicherlich gibt es wenig Fälle, in denen wir so oft unsere Unsicherheit eingestehen müssen und in denen so häufig alle Umstände dazu beitragen, die Untersuchung schwierig und unsere Schlüsse unsicher zu machen.

Montgomery schildert im 1. Kapitel im Allgemeinen den Zustand des weiblichen Organismus während der Schwangerschaft; bespricht die durch die Veränderungen des Uterus in den Nachbarorganen und im Organismus hervorgerufenen Erscheinungen, die Störungen der Verdauung, Circulation und Respiration, die große Empfänglichkeit des Nervensystems für äußere Eindrücke. Der nachtheilige Einfluß deprimirender Affecte auf die Schwangerschaft ist bekannt ebenso wie leicht solche Eindrücke im Gemüthe Schwangerer haften und von ihrer Phantasie immer wieder reproducirt werden. Solche Zustände können gewiß auf die Entwicklung des Fetus Einfluß haben und wir stimmen Verf. vollständig in folgender Aeußerung bei: „Ohne die Lehre vom Versetzen entschieden zu vertheidigen und die absurden Erzählungen alle vertreten zu wollen, halte ich es doch mit unsern jetzigen Kenntnissen durchaus vereinbar, eine nachtheilige Wirkung starker Affecte der Mutter auf die Frucht im Uterus anzunehmen. Solche Folgen sind meist nur die Wirkung physischer Ursachen und nicht die directe der Phantasie; was man aber auch darüber denken mag, vorsichtig wird es immer sein, die Möglichkeit derartiger Fälle anzunehmen, zumal wir die Frauen oft davor bewahren können“ (S. 23). Daß jene Ursachen zu Ernährungsstörungen und somit zu Mißbildungen der Frucht Anlaß geben können, ist bekannt; bei der Aehnlichkeit letzterer mit manchen Thierbildungen kann zufällig einmal ein so

mißbildetes Kind dem den Schrecken der Mutter verursachenden Gegenstände gleichen; von einem „Versehen“ ist da natürlich keine Rede. Der Verf. ergeht sich dann weiter über die Geistesstörungen Schwangerer, die er auf körperliche Zustände zurückführt; er schildert die Leichtigkeit des Eintritts derselben, wo erbliche Anlage, heftige Gemüthsindrücke hinzutreten; er zeigt, welche Einflüsse besonders auf Verführte wirken (unter 92 Fällen von *Mania puerperalis* befanden sich nach Esquirol 29 unehelich Geschwängerte) und nimmt solche Schwangeren dem Gesetze gegenüber gebührend in Schutz. Weiterhin schildert er dann auch den wohlthätigen Einfluß, den die Gravidität auf viele Schwangere ausübt, und gibt sehr passende diätetische Winke.

Indem Montg. im 2ten Kapitel die Schwierigkeiten und Wichtigkeit der Schwangerschaftsdiagnostik hervorhebt, beleuchtet er vor Allem das große forensische Interesse dieses Gegenstandes. Und gewiß legen wenig Fragen dem Arzte eine größere Verantwortlichkeit auf, zumal sie meist unter Verhältnissen gestellt werden, die alle auf unsere Täuschung berechnet sind. Ehre, Gut, Legitimität, selbst Leben oder Tod hängen von unserm Urtheile oft ab — und deshalb sollte Jeder sich die genaueste Kenntniß in dieser Hinsicht verschaffen, um sowohl dem Gesetze als der Humanität gerecht zu werden. Der jetzige Stand unseres Wissens schließt Irrthümer durchaus nicht aus, täglich können sie dem besten Untersucher begegnen und noch immer gilt van Swieten's Ausspruch, obgleich jetzt die Erfahrungen eines weitern Jahrhunderts zur Seite stehen: »*Nunquam forte magis periclitatur fama medici, quam ubi agitur de graviditate determinanda:*

undique fraudes, undique saepe insidiae struuntur incautis.«

Berf. gibt dann eine Eintheilung der Schwangerschaftszeichen besonders in Hinsicht auf ihren Werth. Einige lassen die Gravidität nur vermuthen, wohin die Suppression der Menses, die allgemeinen Störungen, die Erscheinungen in den Brüsten gehören. Andere machen sie wahr-scheinlich, wie die Vergrößerung des Uterus, die Veränderungen am Bauch und Nabel, am Cervix und Os uteri, die Farbe der Vagina. Wieder andere sind unzweideutige Schwangerschaftszeichen und zwar das objective Fühlen einer Frucht und ihrer Bewegungen und das Hören ihrer Herztöne, sowie aus dem Uterus ausgestoßene Substanzen, die nur Folge einer Conception sein können. Was im Uebrigen über den Werth dieser Zeichen gesagt wird, enthält nur Bekanntes. Oft sind wir genöthigt, aus den unsicheren Zeichen allein einen Schluß zu ziehen, und können die Frage nach der Schwangerschafts-existenz auch wohl bejahend beantworten, wenn sie in großer Zahl vereinigt sind, kein krankhafter Zustand da ist, dem sie zugeschrieben werden könnten, sie nicht schnell vorübergehen und in der Zeitfolge ihres Auftretens mit einander correspon-diren.

Was zunächst das im 3. Kapitel besprochene Ausbleiben der Katamenien betrifft, so stimmen wir dem Berf. ganz bei, „daß man zwar vollkommen berechtigt sei, im Allgemeinen anzunehmen, daß bei gesunden Frauen mit regelmäßiger Periode die Conception ein Ausbleiben derselben sogleich zur Folge hat; indeß kann es sich ereignen, daß diese Unterdrückung nicht eintritt, so wie sie auf der andern Seite auch in einer

Masse krankhafter Zustände ihre Ursachen haben kann“ (S. 77). Es zeigen sich überhaupt in der Regelmäßigkeit des Erscheinens der Menses, der Zeit ihres Beginnens und ihres Aufhörens, der Dauer der Pausen und in ihrem Verhältniß zu Krankheiten, so wie zur Schwangerschaft so viel Abweichungen, daß es gewagt wäre, auf ein solches Zeichen viel Gewicht bei der Bestimmung, ob Gravidität oder nicht, zu legen. Eine merkwürdige Erscheinung, die sich bisweilen bei jungen eben verheiratheten Frauen zeigt, wollen wir hier erwähnen; es kommt nämlich vor, daß gleich nach der Heirath die Menses ausbleiben, die Mammæ anschwellen und Patientin sich schwanger hält; bald darauf erscheint eine ziemlich heftige Menorrhagie, welche für Abortus gehalten wird, wie wir das verschiedentlich von Aerzten haben aussprechen hören, ohne daß sie die Spur eines Eies gefunden. Sehr auffällig sind auch die Fälle von bleibender Menstruation während der Gravidität oder gar die, in denen diese Function nur in der Schwangerschaft sich zeigte.

Das 4. Kapitel ist der Darstellung der Veränderungen der Mammæ gewidmet und eins der besten des Buches; zur Illustration dienen 5 prachtvoll colorirte Tafeln, welche jene Erscheinungen in den verschiedenen Monaten einer zweiten Schwangerschaft zeigen. Schon Smellie und Hunter haben diesen Zuständen ihre Aufmerksamkeit geschenkt, am besten aber wurden sie früher wohl von Roederer (Elem. art. obstetric. p. 46) geschildert. Unser Verf. gibt wenig auf die allgemeinen Veränderungen der Brust, wichtiger sind ihm die von der Areola und Warze. Sie bestehen in einer Erhebung derselben über die Umgebung in Folge stärkerer Durchfeuchtung, es bil-

den sich linsengroße Knötchen um die Warze, die Venen entwickeln sich und scheinen durch. Die dunkle Färbung tritt erst später ein, und jene eben angegebenen Erscheinungen werden zwischen dem 3.—5. Monate entwickelter. Die Warze ragt dann stärker hervor, ihre Spitze ist mit kleienförmigen Schüppchen bedeckt, Milch läßt sich ausdrücken, und um die Knötchen bildet sich im Umkreise des Hofes ein Kreis von weißen Flecken, secundäre Areola nach Dubois. Oft sieht man weißliche, subcutanen Rissen ähnliche Linien mit den Venen verlaufen, besonders wenn die Brüste sich schnell entwickelten. — Was nun die affirmative Seite dieser Erscheinungen betrifft, so sind sie in ihrer Gesamtheit wohl nur durch die Schwangerschaft bedingt und werthvoll, weil sie zu einer Zeit zu benutzen sind, in der wir sonst keine irgend zuverlässigen Zeichen haben. Indes können sie fehlen oder sich spät entwickeln, besonders gilt dies von der braunen gewöhnlich mit Unrecht für die wichtigste Erscheinung gehaltenen Färbung des Warzenhofes, oder einige Kennzeichen entwickeln sich nie; gleiche Veränderungen werden auch durch manche pathologische Zustände bedingt, und wir wollen hier bemerken, daß Verf. auf diesen Unterschied wohl etwas genauer hätte eingehen können. Aber mag dem sein wie ihm wolle, das Vorhandensein jener Erscheinungen in größerer Zahl spricht fast sicher für Schwangerschaft. Schließlich wollen wir hier noch bemerken, daß Milch in den Brüsten durchaus kein so verlässliches Schwangerschaftszeichen ist, wie man im Publicum unter Aerzten sowohl wie Laien gewöhnlich glaubt, da sie sich unabhängig von Conception bei der Menstruation oder bei Krankheiten der Sexualorgane bisweilen zeigt.

Montgomery's im 5. Kapitel enthaltene Bemerkungen über die Bewegungen des Fötus sind vollkommen richtig. Das Fühlen derselben von Seiten der Mutter ist ein ganz unsicheres Zeichen, da sie sowohl sich selbst täuschen kann als Andere bisweilen hintergehen will. Bisweilen glaubt man Bewegungen zu fühlen, während die Patientin gar nicht schwanger ist; Verf. schreibt dies partiellen Contractionen der Bauchmuskeln oder des Uterus zu, wenn seine Höhle durch irgend Etwas ausgedehnt ist. Manche Weiber können durch Contractionen der Bauchmuskeln diese Bewegungen auch willkürlich erzeugen. — Ferner weist Verf. nach, daß die ersten Bewegungen nicht um die Mitte der Schwangerschaft, sondern meist zwischen der 12. und 16. Woche von der Mutter zuerst gefühlt werden; wie ferner der vollständige Mangel derselben nicht als ein Beweis gegen die Gravidität angesehen werden darf, so wenig als gegen das Leben des Fötus. Er schildert den Charakter der Bewegungen in verschiedenen Monaten, der activen und passiven ganz vortrefflich.

Das 6. Kapitel beschäftigt sich mit der Vergrößerung des Abdomens in Folge der Entwicklung des Uterus, welche letztere ihre allseitige Betrachtung gefunden. Ebenso beschreibt Vf. die Veränderungen des Nabels und der Linea alba, die dunkle Färbung letzterer und den braunen Hof um jenen (umbilical areola), letzteren, der allerdings nicht immer vorhanden, hält er für ein fast sicheres Zeichen der Schwangerschaft, welches aber erst in der zweiten Hälfte zugänglich ist. Das Verstreichen des Nabels kommt wohl bei krankhaften Ausdehnungen des Abdomens auch

vor, fehlt indeß bei Gravidität nie, so daß bei seinem Mangel wenigstens nicht an einen regelmäßigen Schwangerschaftsverlauf gedacht werden kann.

Die Veränderungen des Muttermundes und Mutterhalses, der Lage, Stellung, Größe, Consistenz des Uterus in verschiedenen Schwangerschaftsmonaten, welche im 7ten Kapitel geschildert sind, enthalten nur Bekanntes, so daß wir hier von einem weitem Eingehen wohl abstrahiren können. Beachtenswerth ist indeß, was Montg. (S. 181) über die Verkürzung des Cervix und die aus derselben gezogenen Schlüsse über die Dauer der Gravidität sagt. Er behauptet, die regelmäßige Verkürzung, wie sie gewöhnlich geschildert wird, käme nicht vor, und hält ihre Annahme mit Recht für ganz unpraktisch, da wir, um Schlüsse daraus zu ziehen, ja die Länge des Cervix im ungeschwängerten Zustande kennen müßten; solch' eine Genauigkeit, wie sie mit Pedanterie in vielen unserer Lehrbücher angegeben wird, paßt nur für einen vor uns liegenden präparirten Uterus, aber nicht für eine Untersuchung am lebenden Weibe.

Die Darstellung der geburtshülflichen Untersuchung und besonders der Auscultation ist in der nächsten Abtheilung mit besonderer Vorliebe gegeben; indeß erschwert die Masse von überflüssigen Citaten aus alten und mittelalterlichen Autoren das Lesen sehr; Verf. hätte mehr auf neuere deutsche Leistungen Rücksicht nehmen sollen, ein Mangel, der leider bei fast allen ausländischen medicinischen Arbeiten so oft hervortritt. Wie viel unnütze Debatten würden sich die Herren sparen, sähen sie sich bei uns etwas mehr um!

Montgomery, Signs . . of Pregnancy 1707

Das Uteringeräusch erklärt Verf. nicht, würdigt aber desto mehr seine praktische Bedeutung; er hält es allein für sich von wenig Bedeutung als Schwangerschaftszeichen. Es ist schon im 4. Monate wahrzunehmen, während die kindlichen Herztöne erst im 5. zu hören sind. Durchaus aber müssen wir uns gegen des Vfs Ansicht verwahren, „daß für die, welche die andern Methoden der Untersuchung gehörig kennen, die Anwendung des Stethoskops selten nöthig wird, und daß ein verständiger Gebrauch der Hände und Augen den der Ohren meist überflüssig macht“ (S. 238). — Auf der andern Seite wird der dunklen, bläulichen Färbung der Vagina zu viel Gewicht von ihm beigelegt, denn sie fehlt oft und kommt bei Zuständen vor, welche in gar keiner Beziehung zur Gravidität stehen.

Das 9. Kapitel enthält eine Schilderung der verschiedenen bisweilen aus dem Uterus ausgestoßen Gebilde, die Folge von Conception sind; dahin gehören Abortiveier, Molen, die *Decidua catamenialis uterina* und *vaginalis*. Verf. schildert sie vortrefflich und hebt vor Allem die forensischen Beziehungen solcher Fälle hervor.

Im nächsten Abschnitt beginnt er dann mit einer Schilderung der mannichfachen Idiosynkrasien und abnormen Zustände, denen Schwangere hin und wieder unterworfen sind. Er beschreibt den Zustand des Blutes, ohne viel Gewicht auf diese Untersuchungen zu legen; sehr reservirt zeigt er sich in seinem Vertrauen auf die Beschaffenheit des Urins (Kyestein) und des Pulses als diagnostischer Hülfsmittel. Die belächelnden Bemerkungen über die Ansicht eines ältern Autors, daß das Vorschreiten der Geburtsthätigkeit und die

Frequenz des Pulses in geradem Verhältnisse ständen, würde er unterlassen haben, hätte er Martin's und Maurer's Untersuchungen (Arch. f. physiol. Heilk. 1854) gekannt.

Im 11. Kapitel betrachtet er die Schwangerschaft im frühen oder schon vorgerückten Alter, die mit Krankheiten complicirte Gravidität, die Conception in bewußtlosem Zustande und nach unvollkommenem Coitus. Es gehören diese Gegenstände nicht eigentlich dem Zwecke des Buches an, indeß wird durch ihre Aufnahme wegen ihres großen forensischen Interesses und wegen der trefflichen Darstellung der Werth desselben nur erhöht. Der falschen oder simulirten Schwangerschaft (*spurious pregnancy, grossesse par illusion pure*) ist in dieser Ausgabe ein besonderes Kapitel gewidmet; es ist dies ein Zustand, der nicht so selten ist, bei uns aber wenig besprochen ist, mehr in England; er setzt die Patienten oft den grausamsten Vorwürfen und Tadel und der verkehrtesten Behandlung aus, da die Täuschung so bedeutend ist, daß man selbst einen umschriebenen Tumor bisweilen im Unterleibe fühlt; dieser verschwindet, so wie man die Aufmerksamkeit der Patientin von ihm ablenkt (was indeß bei der Empfindlichkeit der Bauchdecken selten gelingt) oder wenn man sie durch Chloroform anästhesirt. Die groben Täuschungen in der Behandlung, denen selbst die bewährtesten Aerzte in solchen Fällen verfielen, sollte man kaum glauben, wenn wir nicht wüßten, daß selbst die Perforation und der Kaiserschnitt in solchen Fällen angerathen sind, ja daß Lizars und Heim die Gastrotomie deshalb machten. Den Zustand zu erklären, sind wir bis jetzt außer Stande.

Montgomery, Signs .. of Pregnancy 1709

Das 12. Kapitel bespricht die Resultate einer nach dem Tode angestellten Untersuchung an Schwängern, und besonders die Veränderungen in den Ovarien, das Corpus luteum. Montgomery schildert dasselbe in allen seinen äußern Verhältnissen, seiner Entwicklung, Rückbildung und indem er es von dem falschen gelben Körper der Menstruation unterscheidet, in seinen diagnostischen Beziehungen. Wir wollen hier nur bemerken, daß er ihm zu viel Werth beilegt, und glauben, daß nur in den ersten Monaten der Schwangerschaft das c. luteum so entwickelt ist, daß es als diagnostisches Zeichen gelten kann; dann haben wir aber in den Veränderungen des Uterus selbst deren genug. Späterhin und besonders nach der Geburt läßt es sich von dem der Menstruation, wenn es überhaupt noch vorzufinden, nicht unterscheiden.

Montgomery's Artikel über die Dauer der menschlichen Schwangerschaft ist von großem Interesse; gewiß gibt es wenig Gegenstände von gleicher Wichtigkeit in socialer und forensischer Hinsicht, über die zugleich so viel Meinungsverschiedenheit herrschte. Montgomery hat deshalb mit allem Aufwand von Scharffinn und von Thatsachen diesen Abschnitt behandelt, besonders die Frage nach der verlängerten Schwangerschaft. Er hebt besonders hervor, wie täuschend die Berechnungen nach dem Ausbleiben der Katamenien sind, und daß nur solche Fälle, in denen man den Tag des befruchtenden Coitus kenne, maßgebend für ein Urtheil seien. Nach Anführung einer Masse solcher Fälle kommt er dazu, die normale Dauer auf 280 Tage oder 10 Lunarmonate, aber nicht 9 Kalendermonate fest-

zustellen. Die Möglichkeit einer Verlängerung dieser Dauer nimmt er nach Tessier's und Lord Spencer's Untersuchungen an Thieren und seinen eigenen Beobachtungen an Menschen an; er fand indeß keinen wohl constatirten Fall, wo diese Verlängerung über 4 Wochen hinausging und dies waren Fälle, welche nach dem Ausbleiben der Menses berechnet waren, wogegen in den, bei denen man den Tag der Conception genau kannte, sie nie mehr als 11 Tage betrug. Diese letztern Fälle sind nun entscheidend für die Frage. Und in der That ist kein Grund einzusehen, warum gerade die Schwangerschaft auf einen so fixirten Zeitraum begrenzt sein sollte, da doch andere periodische Vorgänge im Menschen in dieser Hinsicht variiren; auch haben die Gegner der möglichen Verlängerung nie genügende Gründe für ihre Ansicht vorgebracht.

Im nächsten Abschnitt bespricht der Verf. die Zeichen einer überstandenen Geburt, und wir müssen uns begnügen, die Resultate seiner Untersuchungen hier anzugeben: 1) die Zeichen der Geburt sind am deutlichsten nach der eines ausgetragenen Kindes und umgekehrt. 2) Dieselben sind um so deutlicher, je weniger Zeit seit der Entbindung verflossen; eine nach 10 Tagen angestellte Untersuchung dürfte kaum mehr genügende Resultate geben, da die entscheidenden Zeichen innerhalb einer Woche schwinden. 3) Der 3. oder 4. Tag zeigt sie am deutlichsten, da der Zustand der Mammae dann am überzeugendsten ist. 4) Eine erste Geburt ist leichter zu entdecken, als eine wiederholte. 5) Auf einzelne Zeichen können wir uns nicht verlassen, sondern müssen sie in ihrer Ge-

sammtheit und gegenseitigen Beziehungen betrachten. 6) Die Hauptpunkte der Untersuchung sollen der Uterus, die äußeren Genitalien und die Brüste sein. 7) Für sich allein schon ist ein frischer Dammriß ein Zeichen von großem Werthe. 8) Gewisse Zeichen berechtigen durch ihre Unwesenheit zu einem negativen Urtheil. 9) Eine Frau kann geboren haben, ohne daß selbst nach Verlauf einiger Wochen noch ein sicheres Zeichen als Beweis der Niederkunft zu finden wäre. 10) Im bewußtlosen Zustande oder im Schlafe kann ein Weib gebären und dadurch ihr Kind umkommen, ohne daß die Frau der Vorwurf der bösen Absicht träge. 11) Es kann sich ereignen, daß eine Frau regelmäßig schwanger und das Leben der Frucht erkannt ist und sie doch nicht gebiert, indem letztere im Uterus abstirbt, dort aufgelöst und zerseht wird (wofür viele Fälle angeführt werden).

Der letzte Artikel im Bande ist der über „spontane Amputation und einige andere Verbildungen und Verletzungen der Frucht im Uterus“. Montgomery's Ansichten hierüber sind allgemein als richtig anerkannt und die gegenwärtige Darstellung gewiß die beste, die je darüber geliefert ist; der Verfasser hat eine Masse der interessantesten Fälle geschildert und seine Arbeit reichlich mit Beobachtungen ausgestattet. Er ist es ja, dem wir die Kenntniß dieses Zustandes und seiner Ursachen hauptsächlich verdanken.

Wir sprechen unsere volle Ueberzeugung aus, wenn wir beim Schluß dieser Anzeige erklären, daß für uns Montgomery's Buch das beste über Schwangerschaftsdiagnostik ist. Seine Erfahrung

1712 Gøtt. gel. Anz. 1856. Stück 171.

ist groß, sein Wissen breit und seine Schlüsse vorsichtig und scharf. Otto Spiegelberg.

L o n d o n

bei Partridge, Dakey et Co. 1855. Nineveh and its ruins; or the history of the Great City. By the Rev. Robert Ferguson etc. VII u. 102 S. in Quart.

Wir zeigen dieses Werk nur deswegen mit zwei Worten an, um die deutschen Leser zu erinnern, daß es trotz seiner Aufschrift für die Wissenschaft gar keinen Werth hat. Der Verfasser stellt aus bekannten neuern Büchern einige Nachrichten und Meinungen zusammen, hat aber selbst kein Urtheil über die Dinge, welche er den Lesern vorführen will, und begeht daher fast willenlos auch große Irrthümer. So lehrt er S. 16, der Name Semiramis bedeute eigentlich Taube, und sei ein syrisches Wort: wir wissen nicht was sich Hr Ferguson bei diesen seinen Worten gedacht habe, und begreifen nur nicht ebenso schwer wie er auf eine solche Vorstellung kommen konnte. Die Hauptsache bei dem Buche sind Bilder: und S. 5 zeigt der Verf. gar einen „Baum aus den hangenden Gärten zu Babylon.“

H. G.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 27. October 1856.

W i e s b a d e n

Verlag von Kreidel und Niedner 1856. Einleitung in das System der Philosophie von Dr. F. W. Th. Schliephake, herz. Nassauischem Geh. Hofrathe, vormalß Prof. an der Univ. zu Brüssel. 84 S. in Octav.

Es ist in den systematischen Bestrebungen unserer neuesten Philosophie die Frage aufgeworfen worden, ob es einer Einleitung in die Philosophie bedürfe. In seinem Systeme lebend konnte der Philosoph meinen, daß es sich selbst hinreichend vertreten werde, und überdieß scheint es mißlich zu sein über Philosophie sich zu verständigen, ohne dabei selbst schon in die lebendige Erzeugung philosophischer Gedanken einzugehn. Man darf wohl annehmen, daß diese Bedenken ihre Kraft verloren haben, seitdem die Production philosophischer Systeme sich zu überstürzen aufgehört hat und dagegen bei dem nachlassenden Eifer für die philosophischen Studien das Bedürfniß immer fühlbarer sich machte auch solche, welche nicht ge-

neigt wären mit einem strengen Zusammenhange der philosophischen Lehren sich zu befassen, doch an die Beziehungen ihrer Fachwissenschaften zu den allgemeineren wissenschaftlichen Fragen der Philosophie zu mahnen. Das rein systematische Betreiben der Philosophie fand daher auch, daß die Geister der Schüler, welche es an sich heranzuziehen suchte, für die Philosophie zu wenig vorbereitet wären; man hat daher die Propädeutik für die Philosophie sehr allgemein empfohlen und es war nur die Frage, ob man sie dem Gymnasialunterricht oder der Universität zuweisen sollte. Die bisherige Erfahrung hat sich nun wohl dafür entschieden, daß die Versuche, eine Propädeutik der Philosophie auf Gymnasien zu lehren, im Allgemeinen keinen günstigen Erfolg gehabt haben; wenn das Gymnasium seiner Aufgabe getreu bleibt, so wird es vorherrschend auf Uebungen ausgehn müssen und die Lehren, welche es mittheilt, werden nur als Hülfsmittel für die einzuübenden Fertigkeiten auftreten dürfen; diese Schranken werden nun aber gewiß die Lehren einer philosophischen Propädeutik nicht innehalten können; daher wird es zwar von großer Wichtigkeit sein, wenn das Gymnasium Vorübungen für die Philosophie bietet; aber Lehren zur Einleitung in die Philosophie dürfen wir von ihm nicht fordern. Auf unsern Universitäten dagegen, werden wir wohl sagen dürfen, sind die propädeutischen Lehren für die Philosophie in der neuern Zeit vernachlässigt worden mehr als es dem philosophischen Studium vortheilhaft war. Die bedeutendern Philosophen hatten es zu sehr mit der Ausarbeitung und Verbreitung ihrer Systeme zu thun, als daß sie der schon gewonnenen Vorbildung der frühern Zeiten und den Bedürfnissen der Jugend

die genügende Aufmerksamkeit hätten schenken können. Wenn auch Einige von ihnen, wie z. B. Fichte, Schelling, Herbart, Krause, Einleitungen in die Philosophie gaben, so hatten sie dabei doch ihre Systeme zu vorzugsweise im Auge, als daß ihre Vorlesungen oder Werke das hätten leisten können, was wir als ein Bedürfniß ansehen müssen. Daher kommen denn auch die wiederholten und nicht unbegründeten Klagen über die Unverständlichkeit der philosophischen Vorträge auf Universitäten und es ist hierin wohl ein mitwirkender Grund zu sehen, warum die akademische Jugend mehr und mehr von philosophischen Studien sich entwöhnt hat.

Die Aufgabe, welche die vorliegende Schrift sich gesteckt hat, können wir daher nur billigen. Wir können hinzusetzen, daß sie Vieles von dem leistet, was wir von einer Einleitung in die Philosophie zu erwarten haben, und wenn wir auch sagen müssen, daß sie nicht Alles uns zu leisten scheint und Manches dagegen vorbringt, was uns an dieser Stelle nicht zweckmäßig zu sein scheint, so erinnern wir uns dabei gern an die Schwierigkeiten, welche in der Aufgabe liegen und welche alle zu überwinden wohl Niemanden gelingen möchte. Eben deswegen haben Viele an der Möglichkeit einer Einleitung in die Philosophie verzweifelt. Die Einleitung in die Philosophie soll noch nicht in die Philosophie selbst eingehn, sondern nur die vorbereitenden Gedanken entwickeln, welche in ihrer weitem Ausführung zur Philosophie führen würden; in ihr kommt es daher darauf an, aus den äußerlichen Beziehungen der Philosophie den Gedanken oder Begriff dieser Wissenschaft hervorgehen zu lassen. Dies würde nun nicht zu schwierig sein, wenn man sagen

könnte, daß die Beziehungen der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften und Zweigen der Cultur schon hinreichend festgestellt wären; aber dies dürfte wohl schwerlich angenommen werden bei der noch sehr schwankenden Entwicklung des philosophischen Systems. Die Aufgabe einer Einleitung in die Philosophie würde in ihrer strengen Abgrenzung gegen das, was das System der Philosophie zu leisten hat, nur dadurch gelöst werden können, daß von dem Standpunkte der übrigen Zweige unserer Cultur, besonders unserer wissenschaftlichen Cultur, gewisse Forderungen gestellt würden, welche in keinem dieser Zweige ihre Erledigung fänden und daher noch eine andere Wissenschaft voraussetzten; daß diese Wissenschaft von den Untersuchungen, welche mit dem Namen der Philosophie bezeichnet zu werden pflegen, angestrebt worden sei, würde sich alsdann nur historisch erörtern lassen, so wie auch ein anderer Theil der Untersuchungen, welche in einer Einleitung in die Philosophie zur Sprache gebracht werden könnte, nur einer historischen Erörterung zu unterziehen wäre, nämlich die Nachweisung, daß schon immer aus dem natürlichen Verhältniß der Philosophie zu andern Zweigen der vernünftigen Bildung mancherlei aus ihnen selbst nicht erklärbare, philosophische Gedanken sich ihnen zugemischt hätten. In dieser Weise würde die Einleitung in die Philosophie ihren rein exoterischen Charakter bewahren, sich nur auf die Kenntniß der vorhandenen Bildungselemente stützen, wie sie im Allgemeinen verbreitet sind, und man wird hieraus leicht die Folgerung ziehen können, daß sie vorherrschend einen historischen Charakter annehmen müßte, indem nur die Nachweisung der von den übrigen Culturzweigen unbefriedigten Forderungen in die

Gebiete der Philosophie einen Einblick thun ließe. Diese strenge Abgrenzung zwischen Einleitung in die Philosophie und System der Philosophie hat nun der Verf. nicht festzuhalten gewußt, und ich glaube, er wird sich darüber rechtfertigen können durch die Hinweisung darauf, daß überhaupt die Gebiete der verschiedenen Culturzweige und besonders der Philosophie bis jetzt noch nicht so streng abgegrenzt sind, noch auch in ihrer Entwicklung so haarscharf abgegrenzt werden sollen, wie eine solche streng exoterische Einleitung in die Philosophie voraussetzen würde. Wenn wir vom Standpunkte der Bildung unserer Zeit in die Philosophie einleiten wollen, so werden wir auch ohne Zweifel nicht in die Philosophie überhaupt, sondern in die Philosophie für unsere Zeit einleiten und das erörtern, was sie nach dem Standpunkte unserer Zeit sich zur Aufgabe zu machen hat. Diese Aufgabe aber wird auch von einem jeden nach seiner Auffassung des philosophischen Systems gefaßt werden und es wird daher auch nicht zu vermeiden sein, daß in die Einleitung in die Philosophie schon eine Berücksichtigung des Systems der Philosophie eintritt, für welches sie die Vorbereitung machen soll.

Wenn wir aus diesem Gesichtspunkte das Verfahren des Verf. beurtheilen, so werden wir es erklärlich finden, warum er sein Absehn auf eine bestimmte Form der Philosophie durch seine ganze Einleitung hindurch genommen hat. Er gehört der Krausischen Schule an und hebt an vielen Stellen die Verdienste Krause's um die neueste Philosophie im Gegensatz gegen die Meinungen anderer Philosophen hervor. Es versteht sich, daß er hierbei keinesweges in der Weise eines sklavischen Nachbeters verfährt, vielmehr sein freies Ur-

theil sich vorbehält, die Lehren Krause's weiter zu führen und sie von der pedantischen Form, welche ihnen zum Vorwurf gemacht worden ist, zu befreien sucht. Von der singulären Terminologie des Krausischen Systems hat er sich zwar nicht völlig losgesagt, sie ist aber bei ihm doch so gemildert, daß man nur selten einigen Anstoß an ihr zu nehmen Veranlassung hat. Auch wollen wir es dem Verf. keinesweges verdenken, daß er einer Form der Philosophie seine Vorliebe zugewendet hat, in welcher er und manche ihm Gleichgesinnte zunächst und am vollständigsten dargestellt die Bestrebungen der allgemeinen Wissenschaft kennen lernten. Von einer solchen Vorliebe wird sich Niemand leicht frei machen können, und wir bekennen uns auch gern zu der Ansicht, daß die Krausische Philosophie nicht ungeeignet ist in die Bestrebungen der neuesten Philosophie einzuführen, indem sie das Wahre in denselben sich zum größten Theil angeeignet und viele von den Irrthümern der neuesten Speculation von sich fern gehalten hat. Aber dennoch scheint es uns, als hätte der Verf. die Aufgabe einer Einleitung in die Philosophie nicht fest genug gehalten, sie vielmehr mit einer Einleitung in die Krausische Philosophie verwechselt. Es wird ihm hierin gegangen sein wie andern Philosophen, welche vorher als Verfasser von Einleitungen in die Philosophie von uns erwähnt wurden. Der Verf. ist viel zu billig in seinen Urtheilen, als daß wir besorgen dürften, er würde den Unterschied, welchen wir hier geltend machen, nicht anerkennen; er wird uns gewiß zugestehn, daß es noch andere Weisen der Philosophie gibt als die Krausische und daß daher eine Einleitung in das Krausische System nicht alles das erfüllt, was

von einer Einleitung in die Philosophie in unsern Zeiten erwartet werden darf. Es will uns auch scheinen, als wäre er in der Durchführung der Absichten, welche eine Einleitung in die Philosophie sich zu stecken hat, durch eine Nebenabsicht gestört worden. In seinen einleitenden Worten bemerkt er, seine Schrift dürfte sich eignen von solchen, die gleiche Ansichten mit ihm theilen, für Vorträge und Besprechungen über die Philosophie, deren Methode und die Principien der philosophischen Disciplinen benutzt zu werden. Denen aber, welche nach andern Annahmen, als hier vorgelegt werden, zu forschen gewohnt sind, möge das Dargebotene als ein Programm der Philosophie erscheinen (S. 2). Ohne Zweifel seiner Philosophie. Es spricht sich hierin wohl deutlich die Absicht aus, der Krausischen Schule einen Leitfaden in die Hand zu geben und für sich selbst ein Programm der Lehren aufzustellen, welches er in weitem Schriften und Vorträgen ausführen möchte.

Die Vermischung dieser zwei Absichten hat nun wohl nicht ohne Nachtheil bleiben können und unsere Wünsche für eine propädeutische Schrift werden daher nicht alle in dem vorliegenden Buche erfüllt. Unserer Ansicht nach würde in einer solchen Alles in seinen Hauptpunkten erörtert werden müssen, was in unserer gegenwärtigen Bildung von ihrer wissenschaftlichen Seite das Bedürfniß einer dieser Bildung entsprechenden Philosophie uns nahe legt; die Forderungen an eine Philosophie der Gegenwart müßten in ihr deutlich und in ihrem ganzen Umfange heraus treten; es würden dabei auch alle die Versuche zu berücksichtigen sein, welche in die allgemeine Grundlage unserer Bildung schon viele philoso-

phische Gedanken, wenn auch nur als Meinungen und Voraussetzungen gebracht haben, mit Ausschluß natürlich dessen, was eben noch in der Bildung und fortschreitenden, in Streit liegenden Forschung der gegenwärtigen Philosophie begriffen ist; von der breitesten Grundlage der Elemente unserer gegenwärtigen Bildung in ihren allgemeinen Zügen, soweit sie als feststehend betrachtet werden kann, würde der äußere Angriffspunkt für die Erörterungen über die Bedeutung der Philosophie für unsere Zeiten genommen werden müssen und es müßte dagegen Alles entfernt gehalten oder doch nur als problematisch erwähnt werden, was so eben von den systematisch Philosophirenden in die weitere Bewegung der Gedanken gezogen wird und durch die systematische Philosophie erst festgestellt werden soll. Wir haben schon gesagt, daß diese Aufgabe nicht leicht zu lösen ist; daher hat denn auch wohl der Verf. es vorgezogen einen kürzern Weg einzuschlagen, indem er sogleich den Unterschied zwischen empirischer und philosophischer Wissenschaft voraussetzt und alsdann in den Weg der subjectiv-analytischen Methode einlenkt, in welcher die Krausische Schule immer einen Hauptvorzug ihrer Philosophie vor andern der neuesten Systeme gefunden hat, um durch dieselbe uns eine Uebersicht über den Kreis der philosophischen Untersuchungen zu geben. Man sieht, daß wir auf diese Weise rasch in das System der Philosophie versetzt werden, während wir noch mit der Einleitung in dasselbe beschäftigt zu sein glaubten.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. 174. Stück.

Den 30. October 1856.

W i e s b a d e n

Schluß der Anzeige: „Einleitung in das System der Philosophie von Dr. F. W. L. Schliephake.“

Daß aber dennoch bei diesem Verfahren etwas zu Stande kommt, was einer Einleitung in das System der Philosophie gleich, beruht nur auf der Anlage des Krausischen Systems. Es ist schon sonst bemerkt worden, daß der erste Theil des Krausischen Systems, die subjectiv-analytische Philosophie, eine Art Einleitung in die streng philosophischen Disciplinen gibt. Krause nämlich, im Wesentlichen von dem Standpunkte ausgehend, welchen die Schellingsche Philosophie gefaßt hatte, fand gegen diesen Standpunkt nicht mit Unrecht einzuwenden, daß er zu schnell und unvorbereitet zu dem Gedanken des Absoluten erhebe; er glaubte daher den Untersuchungen über die absolute Wahrheit eine andere Untersuchung vorausschicken zu müssen, welche mit der Analyse des menschlichen Bewußtseins oder des Ich, des Subjects unseres Denkens, beschäftigt und deswegen

mit dem Namen des subjectiv-analytischen Theils bezeichnet, zu zeigen hätte, auf welchem Grunde der Gedanke der absoluten Wahrheit in uns beruhte und wie er an die übrigen Elemente unseres Bewußtseins sich anschlüsse. Hierin schließt sich auch der Verf. an ihn an, indem er die psychologische Grundlegung für ein Hauptbedürfniß der Philosophie erklärt (§ 9) und den Gedanken des Ich als einen Grundgedanken betrachtet, welcher mit den Erfordernissen eines an sich selbst gewissen Wissens ausgestattet sei (§ 7). Auch gibt der Verf. zu erkennen, daß mit dieser Auffassungsweise an die Lehren der Cartesianischen Philosophie wieder angeknüpft wurde, wenn auch nicht ohne nähere Bestimmungen (§ 7), und wenn es nicht schon Krause's Schriften bezeugt hätten, so würde es aus dem Bemühen des Verf. seine Philosophie mit frühern philosophischen Lehren in Verbindung zu setzen erhellen, daß mit diesem Rückblicke auf Cartesius auch noch andere zahlreiche Rückblicke auf die ältere Philosophie in dieser Richtung der Untersuchungen liegen. Wenn das Bewußtsein des Ich oder des denkenden Menschen, der mit andern denkenden Menschen sich zu verständigen strebt, analysirt werden sollte, so war es wohl nicht anders zu erwarten, als daß in diesem Bewußtsein eine Menge von den Elementen vorgefunden wurden, welche im Fortgange der Cultur und besonders in der Wissenschaft zum Vorschein gekommen sind. Man wird nun wohl bemerken, daß eben diese Analyse des menschlichen Bewußtseins auch dazu geeignet ist, alle die Betrachtungen herbeizuführen, welche wir vorher als erforderlich für eine Einleitung in die Philosophie angeführt haben.

Über was der Einleitung in die Philosophie

zum Vortheil gereicht, schlägt für die Philosophie selbst zum Nachtheil aus. Durch die subjectiv = analytische Methode wird der Philosophie ein anthropologischer Standpunkt aufgedrängt, welchen sie als allgemeine Wissenschaft nicht verträgt, wird in sie eine Methode eingeführt und der Methode ein Name beigelegt, welche beide in gleicher Weise nur zu Verwechslungen führen. Wenn man vom Menschen handelt, auf seinen Standpunkt, sein eigenthümliches Wesen sich einläßt, so hat man es mit einem besondern Gegenstande zu thun. Man ist zwar gegenwärtig sehr geneigt, bei diesem unsern Standpunkt in der Wissenschaft uns festzuhalten, der religiöse Gesichtspunkt, welchen man jetzt wieder sehr stark zu betonen pflegt, führt auch diese Seite der Auffassung wieder mit Macht herbei und in einem gewissen Sinne wird man ihr ihre Berechtigung nicht absprechen können; aber endgültig wird man sich doch sagen müssen, daß unser Ich oder den Menschen zum Ausgangspunkte in der Philosophie und zum Mittelpunkte in der allgemeinen wissenschaftlichen Untersuchung machen, nichts Anderes heißt, als die Philosophie und die allgemeine Wissenschaft auf den Rang einer besondern Lehre herabsetzen. Es werden die Zeiten kommen oder sie sollten wohl schon angebrochen sein, wo man einsehn wird, daß der Mensch als ausschließlicher Mittelpunkt der Welt ebenso wenig sich halten läßt, als die Erde als Mittelpunkt unseres Weltsystems, daß eine ebenso beschränkte Ansicht von der Welt und von Gottes Offenbarungen in der Welt sich ergibt, wenn man nur im Menschen die Offenbarungen Gottes sich vollziehen läßt, wie die vorcopernicanische Ansicht von den Verhältnissen im Sonnensystem war. Auch die vorliegende Schrift

weiß doch über diese beschränkte Ansicht im weitern Verlauf der Untersuchungen sich zu erheben; in ihrem Ausgangspunkte aber gibt sie ihr nach. Dagegen aber wird zu erinnern sein, daß wenn vom Sage, ich bin oder ich denke, ausgegangen wird, wir in ihm nur eine Thatsache, eine empirische Erkenntniß, ausgesprochen haben, und daß jede weitere Analyse derselben nur zur Erkenntniß empirischer Wahrheiten, aber nicht zur Philosophie führen kann. Man kann im Verlauf einer solchen Analyse auch auf Philosophie stoßen und über sie reflectiren, aber man wird nur über das thatsächliche Philosophiren Betrachtungen angestellt haben, aber nicht in das Innere der Philosophie eingedrungen sein. Wir haben schon vorher an der Kraussischen Lehre ihre Umsicht und das Bestreben gelobt dem Gedanken des Absoluten eine sichere Grundlage zu geben. Dies spricht sich auch in diesem Unternehmen aus an Thatsächliches anzuknüpfen und dem Abstractionen der Philosophie ihre Anwendung auf das Empirische zu sichern; aber es soll nicht dazu umschlagen eine Thatsache zum Princip der Philosophie zu erheben; das Princip der Philosophie muß in einem vernünftigen Beweggrunde, also in einem Zwecke gesucht werden. Das Ich bin, Ich denke kann nur als Ausgangspunkt für die Anerkennung der empirischen Thatsachen angesehen werden, auf welche die Philosophie angewendet werden soll, darf aber nicht verwechselt werden mit dem Principe der Philosophie. Daß dies vom Verf. geschieht, zeigt sich in der Analyse des Selbstbewußtseins, in welcher er die Begriffe der Individualität, des lebendigen Wesens, des Geistes und des Leibes, der drei Grundvermögen des endlichen Vernunftgeistes, des Wollens, des Erkennens, des Gefühls in dem

thatsächlich vorhandenen Ich zu finden glaubt. Es wird wohl deutlich sein, daß dies metaphysische Begriffe sind, welche noch gar sehr einer wissenschaftlichen Sichtung bedürfen, in der Analyse des thatsächlichen Bewußtseins aber nur vorausgesetzt werden. So finden wir uns also hier nur in der Vorhalle der Philosophie und es mag von Nutzen sein, daß wir eine Zeit lang in ihr zu verweilen genöthigt werden. Zu der umsichtigen Weise der Krausischen Schule gehört es, daß sie die Rechte der Empirie gegen die Uebergriffe der Speculation zu wahren sucht; wir rechnen dazu auch, daß sie die Analyse des Thatsächlichen nicht vernachlässigt wissen will und der analytischen Methode ebenso sehr als der synthetischen gerecht zu werden sucht. Aber schon oben ist angedeutet worden, daß die Weise, in welcher sie die subjectiv-analytische Methode empfiehlt, doch nur Verwechslungen veranlaßt. Schon der Ausdruck subjectiv-analytisch ist verwirrend. Wenn von einer Methode gesagt wird, daß sie subjectiv sei, so kann das eigentlich genommen nichts Anderes bedeuten, als daß sie nach subjectivem, persönlichem Ermessen verfare, welches ihr vom allgemein wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus nicht zum Lobe gereichen würde. So ist nun der Ausdruck nicht gemeint; man will damit nur sagen, daß die Analyse nicht das allgemeine Object unseres Denkens, sondern unser besonderes Subject, unser Ich treffen solle; dieser besondere Gegenstand unseres Nachdenkens soll zum Objecte der Analyse dienen. Bei der allgemeinen Bezeichnung eines wissenschaftlichen Verfahrens ist es aber unzulässig das besondere Object anzugeben, auf welches dasselbe angewendet werden soll. Und dennoch war es wohl nicht zu vermeiden, daß dem

Ausdrucke analytisches Verfahren ein bestimmender Zusatz gegeben wurde, denn in gar zu weit-schichtigem Sinne ist er gebraucht worden. Die Analytiken des Aristoteles haben es nur mit der Analyse der Begriffe zu thun; bei den Begriffen kann man aber auch wieder die Analyse ihres Inhalts und ihres Umfangs unterscheiden. Von der Analyse der Begriffe wird man die Analyse der Erscheinungen, der Thatsachen unterscheiden müssen; mit dieser hat es die subjectiv-analytische Methode der Krausischen Schule zu thun, aber auch nur die eine Seite dieser Analyse hat sie im Auge, die subjective, die objective Seite wird unberücksichtigt gelassen. Man sieht, daß es mit dieser Unterscheidung zwischen analytischem und synthetischem Verfahren im Allgemeinen übel bestellt ist, wenn das, was analysirt werden soll, nicht genauer bestimmt wird; man sieht aber auch, daß die Umsicht der Krausischen Schule, in welcher sie analytisches und synthetisches Verfahren in gleicher Weise sich anzueignen sucht, doch nicht bis dahin reicht, daß sie beide Methoden in ihrem ganzen Umfange in sich zu ziehen wüßte. Der Verf. hält es mit Recht für eine Aufgabe der philosophischen Propädeutik, die Methode der Philosophie zu erörtern (§ 1 ff.), auch ist es zu billigen, daß in die Philosophie alle Methoden des Denkens gezogen werden sollen, weil sie als allgemeine Methodenlehre die Kenntniß keiner Methode entbehren kann; wenn es aber darauf ankommt, die Methode der Philosophie, durch welche sie alle besondere Methoden beherrscht, genau zu bezeichnen, so ist dies eine Aufgabe, welche durch die bisherige Philosophie noch nicht gehörig gelöst worden ist. Auch der Verf. hat ihr nicht Genüge thun können, weil er die Analyse des That-

sächlichen, in welche eine Masse von Voraussetzungen sich einmischen, in die Philosophie gezogen hat.

Dagegen wollen wir nun gern zugestehn, daß der erste Theil der Einleitung, welche der Verf. gibt, eine Auseinandersetzung des subjectiv-analytischen Lehrgangs und der organischen Methode der Philosophie enthaltend, sehr viel Zweckmäßiges beibringt. Eben eine solche Analyse unseres Bewußtseins mit allen den Voraussetzungen, welche unsere bisherige wissenschaftliche Cultur in unser Denken gebracht hat, sie bildet eine schöne Grundlage zu einer Reihe von Betrachtungen, welche methodisch in die Lehren der Philosophie einleiten können. Der Verf. hat diese Grundlage auch geschickt zu benutzen gewußt, um über die wichtigsten Aufgaben der Philosophie sich auszusprechen, die rechten Wege um in sie einzudringen zu bezeichnen und vor Abwegen zu warnen. Wenn wir auch nicht seine Meinung theilen, daß die Grundsätze und Begriffe, welche er entwickelt, völlig in philosophischem Sinne feststehen, wenn wir auch mit manchen Einzelheiten in der Analyse unseres durch Cultur gepflegten Bewußtseins nicht übereinstimmen können, so spricht uns doch im Allgemeinen der wissenschaftliche, durch Philosophie gebildete Sinn, der ästhetisch gepflegte, sittliche und religiöse Geist des Verf. an, und es thut uns leid, unsern Bemerkungen im Einzelnen Grenzen setzen zu müssen und daher nicht im Stande zu sein hiervon viel hervorzuheben. Nur Einiges möge als Beispiel angeführt werden. Es hat unsere volle Beistimmung, wenn der Verf. die Beschränktheit, in welcher wir leben, hervorhebend dabei der Nothwendigkeit gedenkt uns an die Einwirkungen äußerer Dinge anzuschließen und von

der Gunst der Umstände unsere Entwicklung zu erwarten, dabei aber auch hinzufügt, daß in dieser Abhängigkeit vom Aeußern doch keinesweges eine Nothwendigkeit der Verneinung oder Beschränkung unseres Seins liege (§ 23), daß wir vielmehr die Beschränktheit unseres Lebens und Daseins an den Mängeln unserer geistigen Entwicklung gewahr werden, indem wir sie dem Ideale der Vollkommenheit, welches wir in Gedanken tragen, nicht entsprechend finden (§ 24). Wir müssen ihm auch beistimmen, wenn er es lobt, daß Krause besser als Schelling und Hegel den Unterschied zwischen Gott und Welt hervorgehoben habe (§ 32), und finden die Betrachtungen, welche er über die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes anstellt, im Ganzen richtig und mit Billigkeit das Wahre und das Scheinbare an ihnen abwägend (§ 33). Endlich wollen wir auch noch erwähnen, daß er mit Recht bemerklich macht, wie alle Kraft philosophischer Ueberzeugungen doch nicht allein von dem wissenschaftlichen Gedankengange, sondern auch von der Gesamtbildung des Philosophen abhängig ist, daher auch die sittlichen und religiösen Ueberzeugungen des Menschen in die Anerkennung des obersten Grundes aller Dinge eingreifen (§ 34). Dies wird wohl schon im Beginn der philosophischen Untersuchungen der Fall sein, aber in den letzten und allgemeinsten Ergebnissen macht es sich natürlich am meisten bemerklich.

Ueber den zweiten Theil der Schrift, welcher eine encyclopädische Uebersicht über die vornehmsten philosophischen Disciplinen zu geben bestimmt ist, können wir uns nur kürzer erklären. Er setzt im Allgemeinen die Anordnung des Krausischen Systems auseinander. Wir finden sie zu verwickelt, als daß wir sie theilen könnten. Die Be-

rücksichtigung alles dessen, was bisher in der Philosophie geleistet worden, nach seinen Hauptpunkten ist auch hierbei zu loben; aber sie ist auch Grund der Verwicklungen geworden. Die Darstellung des Verf. wird dabei in einzelnen Partien ganz schematisch, besonders in dem, was er über die Ethik und ihre Theile sagt (§ 75 ff.); der Verf. konnte sich dabei, wie er auch an verschiedenen Stellen gethan hat, auf seine frühere Schrift über die Grundlagen des sittlichen Lebens berufen, welche auch in diesen Anzeigen mit Lob erwähnt worden ist. Dem Zwecke einer Einleitung in die Philosophie war dies aber wohl nicht ganz entsprechend, so wie wir überhaupt die häufige Berufung auf die neuesten Bewegungen in der Philosophie diesem Zwecke nicht gemäß finden. Der Gedanke, ein Programm seiner Philosophie zu geben, mag sich hierüber störend eingemischt haben. Die Bemerkungen, welche wir uns über die Haltung seiner Schrift erlaubt haben, sind bisher, wie man nicht übersehen wird, im Wesentlichen nur formaler Art gewesen; aber das Formale greift in der Philosophie tief in den Gehalt der Gedanken ein. Die anthropologische Grundlage der Krausischen Lehre kann nicht ohne Einwirkung auf ihr System bleiben. Sie macht sich besonders in der Kosmologie bemerklich. Der Verf. hat sich hier nicht ganz deutlich über die Eintheilung der ihr zufallenden Lehren ausgesprochen. Er stellt zuerst nur Geistesphilosophie und Naturphilosophie als zwei Theile der Kosmologie einander gegenüber (§ 58) und erklärt sich dabei, was wir ganz in der Ordnung finden, gegen die Uebertreibungen des neuern Idealismus, indem er die Natur als einen wesenhaften Theil der Welt betrachtet, dessen Idee nicht allein von der

des Geistes aus zu verstehen und zu messen sei; im physischen All bezeuge sich die Macht und Herrlichkeit Gottes, wie Geringes wir auch davon ahnen, in eigenthümlich wunderbarer Art. Hierauf aber läßt er die Anthropologie zu den beiden andern Theilen der Kosmologie hinzutreten, weil der Mensch die eigenthümliche Art der Vernunft und der Natur an sich selbst erfahre, die breiteste Empirie durch sich hindurchziehend (§ 64). Man wird hierbei wohl im Wesentlichen dieselbe Stellung der Theile der Philosophie voraussetzen müssen, welche Krause angegeben hat. Auffallend ist es hierin, daß der Empirie in diesen Untersuchungen ein so breiter Raum der Einwirkung gestattet wird. Es machen sich aber auch noch andere Bedenken geltend. Geist und Vernunft werden vom Verf. nicht selten in gleicher Bedeutung genommen. In der That möchte es scheinen, als wäre es richtiger die Vernunft, als den Geist, der Natur entgegenzusetzen, da es sich wohl kaum verkennen läßt, daß in unserm geistigen Leben sehr Vieles Natur ist. Der Sprachgebrauch setzt dem Geiste den Körper, aber nicht die Natur entgegen, von welcher erst bewiesen werden müßte, daß sie nichts weiter als Körper wäre. Der Gegensatz zwischen Natur und Geist wird dadurch erläutert, daß für den Geist die Freiheit, für die Natur die Gebundenheit (Nothwendigkeit) ein charakteristisches Merkmal wäre (§ 59); wir würden dies richtig finden, wenn für den Geist die Vernunft gesetzt würde; dagegen würde es ohne Zweifel noch vieler Nachhülfen in der gewöhnlichen Terminologie bedürfen, wenn man im Geiste nichts Anderes als freie Thätigkeiten finden wollte. Diese Bemerkungen können freilich als Ausstellungen angesehen werden, welche nur die Terminologie treffen; es ist aber

kein unwichtiger Punkt, welchen sie richtiger festzustellen suchen, als es in der gewöhnlichen Verwirrung des Sprachgebrauchs geschieht; aus dieser sind zahlreiche Verwechslungen in unsere philosophischen Untersuchungen herübergelcitet worden. Wenn nun aber der Mensch der Natur und dem Geiste zur Seite gestellt wird, weil er Natur und Geist oder Vernunft in sich vereinigt, so hätte vor allen Dingen aus den Begriffen der Natur und der Vernunft ihr Verhältniß zu einander erörtert und nachgewiesen werden sollen, wie eine solche Vereinigung beider möglich sei. Diese Untersuchung finden wir beim Verf. vernachlässigt. Von noch größerem Bedenken ist es, daß der Begriff des Menschen uns in eine ganz andere Sphäre der Untersuchungen versetzt, als die beiden andern vorausgeschickten Begriffe. Natur und Vernunft oder Geist bezeichnen keine Individuen und keine Arten oder Gattungen von Individuen, sondern Abstracta; der einzelne Mensch aber ist ein Individuum und wenn wir vom Menschen im Allgemeinen reden, so haben wir es mit einer besondern Art weltlicher Dinge zu thun. Wir werden nun die Frage nicht umgehn können, wie wir aus einer Untersuchung, welche nur mit den allgemeinen Bedingungen des weltlichen Daseins sich beschäftigte, plötzlich in eine Untersuchung versetzt werden, welche in die Classification der besondern Arten und Gattungen der weltlichen Dinge sich einläßt. Es würde sich hieran auch noch die zweite Frage anschließen, warum aus der großen Classification der Dinge zulezt eine besondere Art hervorgehoben würde, um sie zum Gegenstande der philosophischen Untersuchung zu machen. Was die erste Frage betrifft, so gehört es fast nur den ersten rohen Anfängen philosophischer Systeme an

auf die Unterschiede zwischen Pflanzen und Thieren, zwischen Vögeln, Fischen, Säugethieren, zwischen Menschen und andern Arten der Säugethiere, besonders in den strengsten Theilen der reinen Philosophie sich einzulassen und doch wird sich der charakteristische Unterschied des Menschen von andern Arten lebendiger Wesen wohl nicht nach logischer Methode bestimmen lassen, ohne eine solche Classification in die Hand zu nehmen. Die Berechtigung also zu dieser Frage wird nicht wohl bestritten werden können und man muß das ganze Unternehmen über besondere Arten der Dinge in der Philosophie zu verhandeln sehr auffallend finden, wenn man nirgends eine Antwort auf diese Frage versucht sieht. Was aber die zweite Frage betrifft, so wird sie leichter sich beantworten lassen, wenn man auf die Anlage des Kraussischen und vieler andrer Systeme sieht, und ihre Beantwortung wird uns auch das Verfahren, welches auf die erste Frage führte, begreiflich machen. Den Menschen glaubt man zu einem besondern Gegenstande der philosophischen Untersuchung machen zu dürfen, weil man der Philosophie eine anthropologische Grundlage gibt. Von dem Sage, ich denke, ich bin, als von einer einleuchtenden Thatfache, geht man aus; man stempelt diese thatsächliche Wahrheit zu einem allgemeinen Grundsatz; man fängt an, ihn zu analysiren; man glaubt in ihm zu entdecken, daß unser Ich ein Mensch ist, welches weiter nichts voraussetzt, als daß andere ähnliche denkende Wesen sind, welche unserm Ich gleichen und daher unter dieselbe Art mit ihm befaßt werden. Wer möchte diese Thatfachen leugnen? sollen wir sie nicht zur Grundlage unserer Philosophie machen dürfen? Ohne Zweifel sind dies einleuchtende Thatfachen, welche wir in un-

ferm wissenschaftlichen Verkehr nicht bestreiten können. In vorbereitenden Untersuchungen über das System der Philosophie werden sie daher auch ihre Stelle behaupten dürfen; aber Niemand muß sie uns für Lehren der Philosophie anrechnen wollen. Von einer empirischen Thatsache gehen sie aus und nicht durch Analyse meines Bewußtseins, sondern durch Hinzufügung anderer empirischer Thatsachen, welche mich mit andern mir ähnlichen Dingen vergleichen lassen, komme ich zu der Erkenntniß, daß ich der menschlichen Art angehöre. Wir stehen in allen diesen Sätzen nur auf dem Boden empirischer Erkenntniß. Daher drängt sich denn auch die breite Grundlage des Empirischen in der Anthropologie auf. Bis hierher stehen wir noch ganz auf formalem Boden. Denn es ist eine Sache der formalen Anordnung unserer Wissenschaften, daß wir der Philosophie in ihrer reinen systematischen Gestalt das Eingehn in die Classification der Dinge nach ihren Besonderheiten nicht aufdrängen lassen möchten. Aber der Streit der Meinungen schlägt auch alsbald in das Materielle um, wenn nun die Berücksichtigung des Menschlichen zu der Meinung führt, daß nur im Menschen die Verbindung von Natur und Vernunft sich vollziehe. Wir wissen, daß diese Ansicht sehr verbreitet ist; sie hat sich festgesetzt in der populären Erklärung des Menschen, in welcher man die Vernunft für sein charakteristisches Merkmal setzt; eine religiöse Auffassungsweise, welche nur dem Menschen die Offenbarungen Gottes zukommen läßt, hat sich ihr angeschlossen und so lange man im religiösen Gebiete nur an das Praktische sich hält, wird man sie gelten lassen können, obwohl die Ahnungen der Religion auch über dieses beschränkte Gebiet hinausgehen; aber auch in der Philosophie hat sie ihre Stimme erhoben, begün-

stigt von dem Bestreben, das Gebiet des Seienden nicht weiter reichen zu lassen, als unsere menschliche Erkenntniß reicht; hierin hängt sie mit den Versuchen, die ganze Welt in philosophischer Construction zu umfassen, zusammen. Da der Vf. von diesen Versuchen sich fern hält; da er die Offenbarung Gottes auch in der Natur, in der großen Welt, wie wenig wir auch von ihr ahnen mögen, anzuerkennen geneigt ist, so sollten wir wohl glauben, daß seine Neigung zu dieser particularistischen Auffassungsweise nicht zu tief wurzelte. Aber die anthropologische Grundlage seiner Philosophie zieht ihn zu ihr heran. Sie führt es herbei, daß der Mensch als Mittelpunkt der Welt betrachtet wird, weil nur in seiner Vernunft die Welt zur Abspiegelung, zum Bewußtsein über sich selbst, dazu gelangt, sich selbst zu haben. Man würde vor dieser Auffassungsweise mehr zurückschrecken, wenn man bedächte, daß man hierdurch in der That darauf zurückgeführt würde, die ganze übrige Welt außer dem Menschen zu einer unselbständigen Erscheinung herabzusetzen. Denn wenn ihr in ihrer Natur keine Vernunft bewohnt, so hat sie in Wahrheit nichts für sich, kein eigenes Leben, welches ihr in voller Wahrheit zugerechnet werden könnte; die Zurechnungsfähigkeit im vollen Sinne des Wortes folgt der Freiheit und die Freiheit ist der Charakter der Vernunft. So würde aus der Beschränkung der Vernunft auf den Menschen auch eine Art der idealistischen Tendenz sich ergeben, wie sie besonders in Fichte's Lehren sich ausgesprochen hat, und da der Verf. sonst gegen diese idealistische Tendenz zu Gunsten des Realismus sich ausspricht, so können wir es wohl nur der anthropologischen Grundlage seiner philosophischen Untersuchungen und einer nicht weit genug vorgeschrittenen Untersuchung über das

Verhältniß zwischen Natur und Vernunft zuschreiben, wenn er die Vernunft für etwas Seltenes in der Welt und für beschränkt auf den Kreis der Menschheit ansieht. Hieraus gehen denn auch die Verwicklungen in seiner systematischen Anordnung der Philosophie hervor. Denn wie sonst, so stammen sie bei ihm aus der Berücksichtigung der empirischen Mannichfaltigkeit. Durch die Berücksichtigung des Menschlichen wird sie herbeigezogen. Wir wollen nun keineswegs leugnen, daß diese Berücksichtigung uns nahe genug liegt, ebenso wenig als wir leugnen wollen, daß in dem Bewußtsein unseres Ich alles unser Denken wurzelt; aber wir müssen uns vorbehalten, durch eine genaue Absonderung der philosophischen von den empirischen Erkenntnissen zuerst den erstern ihre sichere Begründung zu geben, um sie alsdann in weiterer Ausführung ihrer Anwendung auf die Erfahrung überzuleiten. Nur in dieser beschränkt sich das Gebiet des Vernünftigen auf den Menschen, weil wir uns bekennen müssen, daß wir in einer anschaulichen und fruchtbaren Erkenntniß nach der beschränkten Lage unserer Erfahrung die Vernunft nur im Menschen zu erforschen vermögen. Hier eröffnet sich nun ein weites Feld für die Anwendungen der Philosophie; aber man muß sich hüten, die angewandten philosophischen Wissenschaften mit der reinen Philosophie zu verwechseln. Der Gefahr dieser Verwechslung hat der Vf. nicht vorbeugen können, weil er die Anthropologie und die ihr folgenden Wissenschaften zu eng mit dem Wesen der Philosophie in Verbindung gebracht hat.

Wir haben dieser Schrift, welche von kleinem Umfang ist, eine fast zu ausführliche Anzeige gewidmet, weil sie eine würdige Vertreterin der Krausischen, unter uns noch immer wirksamen Schule ist, deren maßhaltenden und mäßigen Geist wir gern

anerkennen. Wenn wir auch unsere formalen Bedenken gegen sie nicht zurückhalten können und durch sie auch im Gehalt der philosophischen Lehren zu weitem Abweichungen geführt werden, so können wir doch von dem verständigen Sinn, von der Umsicht und dem Eifer gewissenhafter Forschung, welche in den Schriften des Vfs sich aussprechen, nur günstige Erfolge erwarten und schließen uns gern der treuen und innigen Gesinnung an, welche in der vorliegenden Schrift deutlich und mit überzeugender Kraft sich zu Tage legt. Es möge uns erlaubt sein, aus dem Schlusse seines Buches noch einige Sätze hervorzuheben, welche wir von ganzem Herzen unterschreiben. Wir fordern von dem Forschenden, sagt er, eine Charakterbildung, welche den gelehrten Fleiß moralisch nährt und hebt, welche die Wahrheit zu einem Gut des ganzen Geistes macht und zu dessen Frommen verwerthet. — Wir erstreben eine Verständigung nach den Grundsätzen einer Philosophie, die den systematischen Ausbau der Vernunftserkenntniß in strenger Methode zur Aufgabe nimmt, aber zugleich den Blick auf die Erfahrung heftet und ihre Arbeit an die geschichtlichen Ergebnisse anknüpft. — Weil die Philosophie die Grundlage der Wissenschaftlichkeit ist, so bleibt sie auch eine Sache der allgemeinen Bildung. Selbst Erzeugniß der edelsten Cultur soll sie für die höchsten Zwecke wirksam sein. In Einigkeit mit der Entwicklung des Geistes, in Anschluß an die Geschichte, beseelt von den Wahrheiten der christlichen Ueberzeugung, trage sie ihren Theil dazu bei, um den Menschen in seiner individuellen Gestalt und in seinen Beziehungen zur Welt zu vervollkommen und für die wichtigsten Werke des Geistes die Leitfäden zu ziehen. — Wenn in diesem Sinne, sehen wir hinzu, die Philosophie gelehrt wird, kann man von ihr hoffen, daß sie zu der friedlichen Verständigung, welche wir unter uns anzustreben haben, das Ihrige beitragen werde.

H. Ritter.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

175. Stück.

Den 1. November 1856.

B a s e l

Schweighauser 1856. Beiträge zur normalen und pathologischen Histologie der Cornea. Von Dr. Wilhelm His. Mit 6 Tafeln. VIII u. 146 S. in Octav.

Es gibt wenig Organe wie die Cornea, deren Bau im Ganzen so einfach und leicht zu erkennen und doch zugleich so sehr ein Gegenstand des Streites ist; wenn aber verschiedene geübte und tüchtige Beobachter bei der Untersuchung eines an sich einfachen Gegenstandes zu so verschiedenen Resultaten gelangen, so kann dies keinen anderen Grund haben, als daß sie sich verschiedener Methoden bedienten und in diesen der Fehler eingeschlossen ist. So verhält es sich in der That auch hier bei der Cornea und es ist daher um so erfreulicher, wenn wir in dem vorliegenden Werkchen Resultate von Untersuchungen finden, die nach allen Methoden gemacht wurden, aber deshalb zu einem glücklichen Ende führten, weil die Fehler, welche aus der einseitigen Anwendung nur

einer Methode hervorgehen müssen, durch vernünftige Combination einer Methode mit der anderen verhütet wurden. Mit Recht schickt deshalb der Verf. der vorliegenden ausgezeichneten Monographie eine Reihe methodologischer Vorbemerkungen voraus; man sieht aus denselben, daß er seine Untersuchungen theils an frischen Hornhäuten machte, theils die letzteren vor der Untersuchung in verdünntem rectificirten Holzessig erhärtete, welche Methode er als die beste empfiehlt; außerdem bediente er sich auch der von Remak empfohlenen Mischung von verdünntem Holzessig, verdünntem Alkohol und einer schwachen Lösung von Bitriol; endlich empfiehlt er zur Isolirung der Zellen die Maceration der Hornhäute in Mineralsäuren. Finden wir hier die Untersuchung an getrockneten Hornhäuten nicht erwähnt, so sehen wir doch aus dem Späteren, daß er auch diese in Anwendung zog. Gehen wir nun zu der Betrachtung der Anschauungen des Verf. über, so wollen wir gleich von vorn herein bemerken, daß dieselben mit den unsrigen im Wesentlichen völlig übereinstimmen und daß nur daher ein Bericht über dieselben doppelt erfreulich ist. In Betreff der anatomischen Beziehungen der Hornhaut zu den Nachbarhäuten vertritt Verf. natürlich die Ansicht, nach welcher Hornhaut und Sclerotica nur eine Haut bilden; die Hornhaut bildet aber die vordere Fortsetzung der vereinigten Conjunctiva und Sclerotica. Von diesen beiden Häuten nimmt sie ihren Ursprung in der Weise, daß sie von ersterer einen verhältnißmäßig kleinen, von letzterer einen ungleich überwiegenden Antheil von Elementen empfängt, die, nachdem sie kaum die eigenthümlichen Charaktere des Cornealgewebes angenommen haben, in einer so vollständigen Weise sich vermischen und durch-

filzen, daß eine fernere Scheidung beider Theile unmöglich ist. Hiernach erhält die Cornea einen Bindegewebtheil, der nicht nur aus Epithel und vorderer Lamelle, sondern auch aus einer bestimmten Menge von Elementen der Substantia propria besteht. Alle drei Gewebe haben in histologischer Beziehung das Gemeinsame, daß sie aus verästelten zelligen Bestandtheilen und aus einer nach verschiedenen Richtungen verschieden ausgebildeten in Lamellen oder Faserbündel zertheilbaren Intercellularsubstanz bestehen. Der Uebergang in die Cornea macht sich von der Sclerotica aus in der Weise, daß die Elemente der letzteren regelmäßiger sich lagern: die Zellen ordnen sich zu Längsreihen, zwischen denen die Queranastomosen weniger häufiger werden, die Bündel der Inter-cellularsubstanz verlieren an fastrigem Charakter und ordnen sich ebenfalls der Fläche nach so, daß das Gewebe statt des areolären einen scheinbar geschichteten Bau bekommt. An der Hornhautoberfläche hat aber die Textur wieder mehr den Charakter eines Faserfilzes, indem sich hier die Elemente der Conjunctiva mit denen der Sclerotica durchkreuzen. Von der Fläche gesehen, stellt sich die allgemeine Anordnung der Hornhautelemente so dar, daß an der Oberfläche und in der Tiefe eine Schicht circular den Rand der Cornea umsäumt, welche nach dem Centrum zu sich auflöst und in einzelne, anfangs unter wenig geneigten, späterhin unter stärkeren Winkeln sich kreuzende Bündel zerfällt. In den mittleren Lagen der Hornhaut ist diese Circularschicht nicht vorhanden, sondern hier haben wir nur die radiär aus der Sclera herübertretenden Substanzbündel, welche häufig noch auf eine gewisse Strecke hin einen leichtstreifigen Charakter beibehalten. Der

Umstand, daß die Anwesenheit der zwei Circulärschichten das directe Uebertreten der Scleroticaelemente in die der Cornea nur in den mittleren Verbindungslagen gestattet, trägt die Schuld, daß man auf senkrechten Schnitten durch die Grenze beider Häute immer eine Art fächerförmiger Ausstrahlung von den Bündeln der Sclerotica in die Substanz der Cornea beobachtet. —

Die eigenthümliche Substanz der Cornea ist nun auf beiden Flächen mit Grenzhäuten umgeben, auf der unteren mit der bekannten Demoursfischen Membran, auf der oberen mit einer dieser analogen, aber noch wenig bekannten Lage; dieselbe ist 0,003 — 0,004''' dick, durchsichtig, völlig structurlos, vorn glatt, nach hinten ungleich und ohne scharfe Grenze mit der Inter-cellularsubstanz der Cornea verbunden; sie läßt sich nur unvollständig isoliren, rollt sich aber dann in derselben Weise ein, wie die Desmoursfische Haut. Nach Verf. sind die vordere und hintere Grenzschrift ursprünglich beide nichts als reichlicher abgelagerte Schichten von Inter-cellularsubstanz, welche über das Niveau der Zellenstrata vorragend, späterhin von der übrigen Inter-cellularsubstanz sich isoliren. Die vordere Grenzschrift vermißt Verf. bei Pferden, Ziegen, Hunden und Katzen, er fand sie sehr schön ausgebildet beim Menschen, Kind, Schaf, Schwein, Kaninchen, Meerschweinchen, Tauben, Krähen. — Die Substantia propria der Hornhaut besteht aus Zellen und Inter-cellularsubstanz, die ersteren sind die Hauptcentren des Stoffwechsels, die activen Träger der Ernährungsthätigkeit; die letztere verhält sich morphologisch bei allen Vorgängen passiv und steht zu den Zellen in einem räumlich compensatorischen Verhältnisse, indem sie abnimmt, so wie sich die Zellen vergrößern und

umgekehrt. Die Intercellularsubstanz ist ursprünglich ganz homogen, so wie aber die Zellen eine gewisse einseitige Form und Richtung erhalten, tritt in ihr eine exquisite Spaltbarkeit ein, welche es ermöglicht, das Gewebe mit Leichtigkeit in lamellose oder fibrilläre Elemente zu zerreißen. An ganz reinen Schnitten einer frischen Cornea, die man wohl ausgebreitet und ohne Deckglas unter das Mikroskop bringt, sieht man keine Spur von lamellosem oder fibrillärem Bau, sondern in der durchaus gleichförmigen, beinahe gallertartig aussehenden Grundmasse erblickt man auf's zierlichste das gesammte System der Hornhautzellen; drückt und quetscht man aber, dann treten Fibrillen hervor und verdecken die Zellen. Als Lamellen können daher nur diejenigen Partien von Intercellularsubstanz bezeichnet werden, welche nach einer Richtung spaltbar sind, und wenn von einer Durchkreuzung der Lamellen die Rede ist, so wird damit gesagt, daß die Substanz in verschiedenen Ebenen verschiedene Spaltbarkeit besitze. Lamellen in diesem Sinne sind bandartige Streifen von einer unbestimmten Länge, von 0,002—004''' Dicke und 0,04—0,12''' Breite; dieselben sind flach übereinander geschichtet; aber ihre Schichtung ist keine absolut parallele, sondern indem die Bänder unter wenig geneigten Winkeln sich überlagern und durchflechten, bilden sie ein Maschenwerk, dessen Maschen auf senkrechten Schnitten zuweilen sehr schmal und in die Länge gezogen erscheinen. Die Zellen liegen immer zwischen den Lamellen; von den beiden Aven, in denen sie ihre Flächenausläufer ausschicken, läuft die eine mit der überliegenden, die andere mit der unterliegenden Lamelle parallel. Lücken existiren nirgends. Außerst instructiv für die Strukturverhältnisse der Intercel-

lularsubstanz sind die Beobachtungen, welche bei polarisirtem Lichte sich anstellen lassen; denn das Boeck'sche Gesetz, daß alle faserigen organischen Körper das Licht doppelt brechen, gilt auch für die Hornhautlamellen.

Die Hornhautkörper bilden ein durch zahlreiche Ausläufer zu einem ununterbrochenen Gerüste vereinigt System von Zellen, das nach der vorderen und hinteren Fläche hin in sich abgeschlossen ist, ringsumher aber an jene Systeme unmittelbar sich anschließt, welche die Bindegewebszellen der Conjunctiva und der Sclerotica unter sich bilden. Die Hauptform der Zellen ist die sternförmige; die Zellen sind platt, haben viele Ausläufer, einen blassen feinkörnigen Inhalt und einen rundlich ovalen platten Kern. Der Ramificationstypus ist ursprünglich ein quadripolarer, wie sich beim Fötus nachweisen läßt; beim Erwachsenen wird die Zahl der Ausläufer bedeutender, aber man findet, daß für eine jede Zelle und Zellengruppe zwei unter einem gegebenen Winkel sich schneidende Achsensysteme vorhanden sind, in deren Richtung allein die Ausläufer ausstrahlen und sich zu verbinden pflegen; diese Achsensysteme stehen in genauer Beziehung zur Spalttrichtung der Intercellularsubstanz. Die Zahl der Ausläufer in der Querrichtung ist bedeutender als die in der Längsrichtung. Die Zellen an der Oberfläche der Cornea sind auch mehrfach verästelt, haben aber einen äußerst kleinen Zellkörper und Kern und ihre Ausläufer vereinigen sich in eigenthümlicher Weise zu einem System bogenförmig begrenzter Maschen. Die Zellen der Circulärschicht sind circular gestellt, sehr lang und daher scheinbar spindelförmig; ihre Ausläufer gehen theils circular, sind dann sehr lang, laufen meist ganz parallel

und dicht neben einander und vereinigen sich meist gar nicht mit anderen, theils quer, sind dann kurz und vermitteln die Verbindung der Zellen unter einander.

Die chemischen Verhältnisse übergehend kommen wir nun zur Entwicklungsgeschichte der Hornhaut, aus welcher wir Folgendes hervorheben. Die ersten Stadien fallen außer den Bereich der Beobachtung und zu der Zeit, wo eine sichere Isolirung und eine technische Bewältigung des jugendlichen Hornhäutchens möglich wird, sind bereits sämtliche wesentliche Bestandtheile der Hornhaut, das Zellsystem, die Intercellularsubstanz und die beiden Grenzhäute völlig angelegt. In den ersten Zeiten sind die Zellen weit überwiegend, groß und quadripolar, die Intercellularsubstanz ist ganz homogen und ohne Spur von Spaltbarkeit; erst in der zweiten Hälfte des intrauterinalen Lebens nimmt dieselbe an Menge erheblich zu und bekommt eine bestimmter sich aussprechende Spaltbarkeit; auch die Zellen wachsen. Nach der Geburt geht das Wachsthum noch fort und es findet auch eine Vermehrung der Zellen durch Verlängerung und Abschnürung Statt.

Die Nerven der Hornhaut verbreiten sich vorzugsweise im vorderen Drittheil und die feinsten Verzweigungen finden sich an der Oberfläche; die letzteren bilden ein geschlossenes Netzwerk, in dessen Knotenpunkten Kerne liegen, welche daher als eine Art peripherische Ganglienzellen angesprochen werden müssen. Gefäße fehlen in dem größten Theile der Cornea, es finden sich nur am Rande Capillaren, die von der Conjunctiva und Sclerotica eintreten; diese bilden in der Cornea entweder einfache Schlingen, die nach kurzem Verlauf wieder dahin zurückkehren, von wo sie gekommen,

oder, indem die Stämmchen zwei-, drei- oder mehrmals sich verästelten, bilden sie kleine Geflechte, die entweder isolirt bleiben oder mit den kleinen Geflechten benachbarter Stämmchen sich vereinigen können. Blind endende Gefäße kommen in der Cornea normaler Weise nie vor. Sämmtliche Blutgefäße finden sich im vorderen Dritttheile der Membran. Die am Rand der Cornea in derselben bei vielen Thieren vorkommenden verästelten Pigmentkörper stammen theils aus pigmentirten Zellen, theils aus Capillarnetzen, in denen sich Pigment bildete. Ueber die Lymphgefäße der Cornea konnte Verf. keine Beobachtungen machen. Die Hornhautkörper mit ihren Ausläufern sind hohl und stellen daher ein Röhrensystem dar, dessen Verbindung aber mit den Capillaren der Hornhaut nach Verf. noch nicht genügend nachgewiesen und unwahrscheinlich ist. Für die Hohlheit der Zellen und ihrer Ausläufer spricht u. a. die Beobachtung, daß nach Aetzung einer Stelle der Hornhaut mit Höllenstein in den Zellen und Ausläufern in weiter Ausdehnung vom Aetzungsflack an Höllensteinpartikelchen enthalten sind, während sich in der Intercellularsubstanz dazwischen keine finden. An der Ernährung der Cornea betheiligen sich der Humor aqueus und die Gefäße, allein nur dadurch, daß sie das Material dazu liefern: die eigentlichen Factoren des ernährenden Stoffwechsels, sowohl der Vertheilung als der Verarbeitung der Stoffe, sind in den integrierenden Elementen der Cornea und zwar vor Allem ihren Zellen zu suchen, wie dies für alle anderen Gewebe gilt.

Haben wir schon in dem bisher Mitgetheilten eine ganze Reihe der werthvollsten Beobachtungen gefunden, so treten uns nun in den Resultaten

der Untersuchungen über krankhafte Veränderungen der Cornea eine große Zahl der wichtigsten Thatsachen hervor, die eine völlige Reform der Anschauungen der älteren oder antimikroskopischen Medicin bewirken müssen, eine Reform, die bekanntlich zuerst von Birchow angebahnt wurde. Die Veränderungen bei traumatischer Keratitis beobachtete H. vorzugsweise an der Cornea von Kaninchen, welche er auf verschiedene Weise reizte. Der Reiz wurde in der Mitte angebracht, es bildete sich in Folge desselben zunächst eine Trübung in der Mitte, dann lebhafte Injection der Conjunctiva am Rande der Cornea, Neubildung von Gefäßen vom letzteren aus nach der Mitte zu, Trübung des Randes, allmählig bis in die Mitte vorschreitend. Die mikroskopische Untersuchung zeigt Folgendes: Eine halbe Stunde nach der Reizung findet man an der Stelle derselben die oberflächlichen Zellen vergrößert, ihre Ausläufer erweitert und mit körniger Masse gefüllt, die Kerne sind vergrößert und in Theilung begriffen; in weiterer Umgebung sind die Zellen nur etwas vergrößert. Eine Stunde nach angebrachtem Reize findet man in den Zellen im gereizten Centrum Vermehrung der Kerne durch Theilung, in den Zellen der Peripherie des Reizungsherdes Vermehrung des körnigen Inhaltes, Abhebung desselben von der Zellenwand; Gruppierung desselben um die Kerne und endogene Zellenbildung. Nach 2—3 Stunden findet man dieselben Veränderungen in höherem Grade und größerer Ausdehnung. Nach 16—20 Stunden haben sich diese Veränderungen sehr weit ausgebreitet, die endogene Zellenbildung in der oberflächlichen Randzone ist bedeutend vorwärts geschritten, auch die Ausläufer sind erweitert und es haben sich in sie hinein

Zellen erstreckt. Im Centrum der Reizung ist die intensive Trübung bedingt durch große Massen von Kernen, dieselben liegen eng aneinander gepreßt in langen Reihen, deren viele in einer Richtung parallel nebeneinander verlaufen und sich mit anderen Reihengruppen in verschiedenem Winkel kreuzen; diese Reihen stellen nach H. Ausläufer von Zellen dar, in welche hinein Kerne gewuchert sind, während die Zellen selbst in dem Gewirre derselben nicht mehr zu erkennen sind. Nach 6 Tagen ist die Trübung sehr intensiv, vom Rande her rückt ein $\frac{1}{2}$ —1''' breiter Kranz von Gefäßen gegen das Centrum vor. Die endogene Production hat in Zellen und Ausläufern einen noch höheren Grad erreicht und durch die Wucherung der zelligen Elemente ist ein großer Theil der Intercellularsubstanz consumirt, auch findet man nun im Centrum eine Rückbildung des endogenen Elements, die großen Mutterzellen erscheinen mit feinkörnigem Detritus gefüllt und zerfallen endlich selbst. In der Randzone haben die endogenen, in Zellen und Ausläufern gebildeten, Zellen spindelförmige Gestalt angenommen, welche in der Richtung der Ausläufer dicht aneinander gelagert sind, und endlich nach Schwund der Mutterzellenmembran frei zu liegen kommen; die Intercellularsubstanz spaltet sich hier in Faserplatten. Diese Züge von dicht aneinander gelagerten freige gewordenen spindelförmigen Zellen vereinigen sich unter einander zu einem Netz und treten dann auch in Verbindung mit den Randcapillaren der Cornea; diese letzteren sind stets im Normalzustand mit einzelnen spindelförmigen Zellen umlagert, die eine Art Adventitia für sie bilden; im Zustand der Reizung nun vermehren sich diese Zellen so, daß sie eine dicke Hülle um die Capil-

laren bilden, dann wachsen solche Zellenconglomerate in verschiedenen Richtungen aus und vereinigen sich endlich mit den erwähnten aus endogener Production in Mutterzellen entstandenen Zügen spindelförmiger Zellen. Diese Zellenzüge gestalten sich endlich nach H. in neue Gefäße um, deren Lumen mit dem der alten in Communication tritt; der feinere Hergang dieser Umgestaltung ist nicht zu erkennen; sehr wahrscheinlich ist, daß die alte Capillarwand zu Grunde geht und die umhüllende Adventitia in Verbindung mit den anstoßenden Zellensträngen die Rolle einer neuen Gefäßwand übernimmt. Das Netzwerk der Spindelzellenstränge ist an der Oberfläche der Hornhaut von ungemeiner Dichtigkeit, die Gefäße sind anfangs steif und werden gewöhnlich spitz, dies verliert sich aber allmählich, sobald das Blut reichlicher darin zu circuliren beginnt; auch die spitzen Enden persistiren nicht, sondern es bilden sich entweder durch Eröffnung neuer Blutwege terminale Anastomosen, oder es obliteriren die Stämmchen und werden bis zum nächsten Seitenwege hin unwegsam. Nach 10 Tagen zeigen sich die Rückbildungerscheinungen in den mittleren und tiefer gelegenen Hornhautschichten; an der Oberfläche ist die endogene Wucherung weiter gegangen, die endogenen Producte sind meist frei; die Intercellularsubstanz fast ganz consumirt. Später bilden sich auch in den primären endogenen Zellen secundäre und auch diese werden wieder frei und liegen in Gruppen zusammen. In anderen Fällen tritt Rückbildung ein, die endogenen Elemente zerfallen und die Mutterzellen schrumpfen wieder ein. Die Untersuchungen, welche der Verf. an entzündeten menschlichen Hornhäuten machte, zeigten im Wesentlichen dasselbe. (Refer.

hatte nur einmal Gelegenheit die Beobachtungen des Verf. an einer kranken menschlichen Hornhaut zu controliren, es betraf dies einen Fall von ulceröser Perforation der Cornea bei einem Blatterkranken; die Verhältnisse der Mutterzellenbildung und der durch sie bewirkten Consumption der Grundsubstanz waren hier sehr schön zu verfolgen und zeigten sich in derselben Weise wie es der Verf. beschreibt; nur über die feineren Details der endogenen Bildung der Zellen gaben die Präparate keine genügende Auskunft).

Aus dem vorgelegten Untersuchungsmaterial läßt sich nun nach H. Folgendes schließen: Als allgemeines Ergebniß muß die vollständige Bestätigung des bereits von Virchow ausgesprochenen Satzes in den Vordergrund gestellt werden: daß bei der Hornhautentzündung ein freies, selbständig wahrnehmbares Exsudat gar nicht vorkommt. Sämmtliche Veränderungen, die die Hornhaut erleidet, gehen an den präexistirenden Gewebselementen vor sich. Die an den Zellen bemerkbaren Veränderungen sind: Volumszunahme der ganzen Zellen, Theilungen und Vermehrungen der Kerne, Bildung von Zellen um dieselben, Rückbildung durch Fettmetamorphose und Zerfall der endogenen Brut. Die im Centrum eintretende massenhafte Kernbildung ist offenbar ganz unabhängig von Gefäßeinfluß, wogegen die in der Randzone überwiegende Zellenvergrößerung in einem Abhängigkeitsverhältniß zur Materialzufuhr aus benachbarten Gefäßen stehen kann. Die Verbreitung der Reizsymptome geschieht mit viel größerer Intensität und Schnelligkeit nach der Fläche hin, als nach der Tiefe. Die Kerntheilung scheint diejenige Action zu sein, wodurch die Zelle unter allen Bedingungen gegen den einwirkenden Reiz

reagirt, und zwar so, daß die Intensität der Theilungsvorgänge unmittelbar der Reizeinwirkung proportional gesetzt werden kann. Die Zellenbildung geht nach dem Gesetz der „Zellenbildung um Inhaltsportionen von Mutterzellen“ vor sich. Was aus den endogenen Zellen später wird, hängt von äußeren Umständen ab: ihrer Lage, der Nähe der Gefäße zc.

Gehen wir nun näher auf die klinische Erscheinung der Hornhautentzündung ein und sehen, wie sich nach dem Verfasser die einzelnen Symptome erklären lassen, so finden wir Folgendes: Was die Trübung betrifft, so geht dieselbe meist unmittelbar von den Veränderungen der zelligen Elemente aus; hauptsächlich bewirken die Kerne durch ihre Zahl und ihr mit derselben wachsendes Lichtbrechungsvermögen die Trübungen, während Vergrößerung der Zellen an und für sich keine Trübung bewirkt. Zuweilen entsteht die Trübung durch die oben erwähnte Zerklüftung der Grundsubstanz; es scheinen hierher besonders jene perlmutterartig glänzenden Trübungen zu gehören, die man als Hornhautnarben, Leukome zc. aufgeführt findet. (Als ein weiteres trübendes Moment sind die Kalkablagerungen anzuführen, von denen Verf. einen Fall sah). Was die Gefäßbildungen betrifft, so sind dieselben schon oben erläutert worden. Die Gewebsauflockerung und Erweichung geht in erster Linie von der Zunahme der zelligen Elemente aus, wodurch die Interzellularsubstanz consumirt wird, in zweiter Linie von der letzteren selbst, indem sie erweicht. Hieraus kann endlich auch Zerfall, Substanzverlust und Geschwürsbildung folgen. Der Gewebersatz wird von den neugebildeten Zellen geliefert.

Die Texturveränderungen, die nach der Trige-

minusdurchschneidung in der Hornhaut eintreten sind der Hauptsache nach durchaus identisch mit denjenigen der einfach traumatischen Entzündung. — In einem Falle von Carcinoma melanodes des Bulbus sah Verf. an Stellen, wo die Cornea vom Carcinom vom Rande aus überwuchert war, auch die oberflächlichen Hornhautzellen vergrößert und pigmentirt, offenbar der Anfang der Krebsbildung in der Cornea selbst. — Bei dem Arcus senilis findet man in den trüben Stellen das Fett in äußerst feinen Körnchen zu dicht gedrängten, parallel stehenden fadensförmigen Reihen vereinigt; diese Parallelreihen durchkreuzen sich nach verschiedenen Richtungen und bilden so eine Art dichten Gitterwerks; es sind ursprünglich Zellenausläufer, wie sich aus Untersuchung von Stellen ergibt, an welchen die Trübung geringer ist.

Zur Erläuterung des Textes sind dem Werke 6 Tafeln mit recht guten Lithographien beigegeben, welche die histologischen Verhältnisse im normalen und pathologischen Zustande vollständig darstellen. Indem wir zum Schluß dieser Anzeige schreiten, wünschen wir dieser Monographie eine recht große Verbreitung und sprechen die Hoffnung aus, daß im Verlauf der nächsten Jahre auf Grund der Anschauungen des Verf. und seines Lehrers Birchow eine allgemeine Einigung über die Textur der Cornea gewonnen werden möge. Jedenfalls liegt in dieser Arbeit ein sehr wesentlicher Fortschritt und wir begrüßen in ihr eine willkommene Bereicherung unserer Wissenschaft.

Fr.

L o n d o n

John Churchill 1855. The Diagnosis of surgical Cancer by John Zachariah Laurence. VIII u. 77 S. in Oct. und 2 Tafeln.

Die kleine Abhandlung über Krebs enthält manches Gute, obschon nichts für die anatomische oder klinische Diagnose des Krebses Neues. Was den feineren Bau der Carcinome betrifft, so entscheidet sich der Verf., wie alle unbefangenen Beobachter seit Joh. Müller, dahin, daß derselbe nicht aus einigen wenigen unter dem Mikroskop gesehenen Zellen erkannt werden kann, sondern aus exacter Untersuchung aller Elemente einer Geschwulst; daß die Zellen, welche in bössartig verlaufenden Geschwülsten vorwiegend sind, auch in gutartigen vorkommen können, und daß auch ihrem Bau nach ganz unverdächtige und in der Regel gutartig verlaufende Geschwülste, in einzelnen Fällen bössartig verlaufen können. Als Beleg für die letzte Bemerkung finden wir außer drei bekannten von Belpeau beobachteten Fällen einen neuen, vom Verf. beobachteten: Ein 65 Jahre alter Mann, kräftig gebaut und von blühendem Aussehen, hatte eine sehr umfangreiche Geschwulst am unteren Ende des linken Schenkels. Als er dieselbe vor zwei Jahren zuerst bemerkte, hatte sie die Größe einer Wallnuß, seitdem war sie allmählich zu dem jetzigen Umfang herangewachsen. Die Inguinaldrüsen waren nicht angeschwollen. Zuweilen hatte er Schmerzen an deren Stelle gehabt. Krebsdisposition war nicht vorhanden, einige seiner Brüder und eine Schwester waren an Phthise gestorben. Dieser Mann starb in Folge der Anwendung des Chloroforms vor der beabsichtigten Amputation. Bei der Section fand man noch eine Geschwulst am linken Arme, eine in der Leber und einige in den Lungen. Die Schnittfläche der Geschwulst am Schenkel hatte ganz den Charakter eines Fibroides des Uterus; an einer Stelle hatte sich Blut in die

Masse ergossen. Die mikroskopische Untersuchung zeigte als Hauptelement Faserbündel, daneben nur wenige Faserzeilen, längliche Kerne und einige Fettkörnchen. Die Geschwulst am Arm hatte die Größe einer Olive und bestand ebenfalls aus Fasern, in welchen nach Zusatz von Essigsäure längliche Kerne hervortraten, die in der Längsrichtung der Faserzüge angeordnet waren. Die Geschwulst in der Leber hatte die Größe einer Haselnuß und war sehr reich an fibroplastischen Elementen. Die Lungenknoten bestanden aus Fasern und länglichen Kernen. Statt durch solche Fälle dahin gebracht zu werden, den Begriff der Bösartigkeit allgemein zu fassen und vom Carcinom zu trennen und bei der Diagnose der Geschwülste nur vom anatomischen Gesichtspunkte aus zu gehen, damit für die anatomisch und histologisch definirten Geschwülste eine klinische Skala ihres Verlaufs entworfen werden kann, bleibt der Verf. wie die Mehrzahl der Aerzte immer noch bei der alten Unklarheit, die den Krebs auf der einen Seite absolut bösartig nennt, auf der andern Heilung für möglich hält, die nur den Krebs für bösartig hält, aber auch andere Geschwülste zuweilen bösartig verlaufen läßt.

Fr.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 3. November 1856.

G ö t t i n g e n

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung 1856.
System der Logik und der Metaphysik. Von Dr.
Heinrich Ritter. Zwei Bände. Erster Band.
XIV u. 335 S. Zweiter Band 591 S. in Oct.

Ueber die Tendenz meiner Schrift und ihr Ver-
hältniß zu meinen frühern Schriften, fast das We-
sentliche ihrer Geschichte, habe ich mich in der
Vorrede erklärt; doch würde noch gar mancherlei
hinzugefügt werden können, wenn man ihr Ver-
hältniß zu den bisherigen Unternehmungen in der
systematischen Philosophie erörtern wollte. Nur
einige Bemerkungen hierüber mögen mir erlaubt sein.

In meiner kurzen Schrift, Versuch zur Verstän-
digung über die neueste deutsche Philosophie seit
Kant habe ich zu erkennen gegeben, daß ich die
Bestrebungen, von welchen die Umwälzung philo-
sophischer Forschungen in den letzten Menschenal-
tern ausgegangen ist, noch nicht für geschlossen
halte, daß sie ihren guten, geschichtlich wohlberech-
tigten Grund hatten, einen großen Umschwung in

den wissenschaftlichen Ueberzeugungen hervorgebracht haben, auf welchem man weiter bauen muß, daß aber noch viel zu thun übrig bleibt, wenn das Wahre vom Falschen gesichtet, das Uebereilte von den sichern Ergebnissen ausgeschieden werden soll. Dem Gedanken, hierzu das Meinige beizutragen, konnte ich mich nicht entziehen. Schon wenn ich daran dachte, daß es mir künftig noch vergönnt sein könnte, den erwähnten kurzen Versuch zu einer Geschichte und Kritik der neuesten wichtigsten Systeme zu erweitern, mußte es mir, wenn nicht nöthig, doch sehr erwünscht erscheinen, meinen kritischen Bemerkungen eine systematische Entwicklung meiner Gedanken zur Seite gestellt zu sehen. Auch von diesem Gesichtspunkte aus wünsche ich die jetzt veröffentlichte Schrift betrachtet zu sehen.

Daß mein System aus den Bewegungen der neuesten deutschen Philosophie hervorgegangen ist, wird es in fast keinem seiner Glieder verleugnen können. Aber ich habe es auch schon oft ausgesprochen, daß unsere gegenwärtige Philosophie die Lehrweisen, welche frühere Zeiten versucht und bis zu einem gewissen Grade zur Reife gebracht haben, nicht vernachlässigen sollte. Viel zu weit ist die grundfalsche Meinung verbreitet, daß in der Philosophie die eine Zeit immer nur wieder umstoße, was die vorhergehende Zeit aufgebaut hatte; nur wer über den äußern Anschein nicht auf den Grund philosophischer Lehren durchzudringen weiß, oder mit seiner eigenen Lehrweise zu sehr beschäftigt die Verständigung mit andern Menschen und andern Zeiten verschmäht, kann in der Geschichte der Philosophie einen Wirrwarr sich setzender und sich aufhebender Meinungen erblicken. In Zeiten, welche in einem schnellen Umschwunge der Meinungen sind, wird man in der Regel die Lehren

der Vergangenheit voreilig bei Seite werfen, welche dann später doch wieder herbeigezogen werden; unser gegenwärtiger Standpunkt in der Philosophie scheint es zu vertragen, daß auch die verschollensten Lehren, welche eine Zeit lang in Ver-
 ruf gekommen waren, wieder zu Ehren gelangen. Und so habe auch ich mit den Gesichtspunkten der neuesten deutschen Philosophie die Lehren der ältern und mittlern Zeiten zu vereinigen gesucht. Es ist dies in einem noch weitern Umfange von mir geschehn, als schon Andere vor mir es begonnen hatten. Man wird neben meinem Systeme ein kritisches Verfahren einherlaufend finden, welches bis in die Philosopheme der Araber und des Mittelalters nach den Elementen der Bildung forscht, welche die frühern Forschungen für unsere Verständigung abgesetzt haben. Denn Gedanken, welche einmal unter den Menschen wach geworden sind, bilden sich zwar oft bis zur Unkenntlichkeit um, verlieren sich aber doch schwerlich ganz. Hierdurch, daß die Lehren der ältern Philosophie in die Form des neuen Systems gezogen, dabei aber auch kritisch behandelt werden, habe ich mich zu der Weise der Darstellung genöthigt gesehen, welche freilich vom künstlerischen Gesichtspunkte aus nicht sehr sich empfiehlt, durch die wissenschaftlichen Bedürfnisse unserer Zeit aber sehr allgemeine Verbreitung gefunden hat. Neben den kürzern Paragraphen des Systems laufen längere Anmerkungen einher, welche zwar auch die allgemeinen Grundsätze zu veranschaulichen streben, aber vornehmlich mit andern gangbaren Auffassungsweisen sich abzufinden suchen. Daß ich dabei die am weitesten verbreiteten Systeme vorzugsweise berücksichtigt habe, versteht sich von selbst; vielleicht wird man es mir verdenken, daß

ich die Streitigkeiten des Tages nur selten berücksichtigt, jetzt lebende Philosophen gar nicht erwähnt habe; wie wenig ich auch ihre Bestrebungen gering achte, so sehr mußte ich mich davor scheuen in Wendungen der Gedanken einzugehn, welche noch zu neu sind, um allgemein verbreitet und bekannt sein zu können; was von ihnen schon unserer allgemeinen Bildung zugefallen ist, wird auch wohl im Anschluß an ältere Lehrweisen eine Berücksichtigung gefunden haben; in seiner besondern Gestalt würde es aber nicht ohne große Weitläufigkeit sich haben behandeln lassen. Die Auslegung von Gelehrsamkeit, welche bei diesen kritischen Beigaben sich nicht vermeiden ließ, führt nun freilich wohl einige Schwerfälligkeit mit sich; mehr bedauere ich, daß dabei manche Wiederholungen sich nicht leicht vermeiden ließen, weil dieselben Lehren unter verschiedenen Gesichtspunkten an verschiedenen Stellen des Systems zu berichtigen waren. Die Benutzung älterer Lehrweisen kann auch den Schein ein eklektisches Verfahren zu begünstigen mit sich führen. Seitdem wir angefangen haben die Geschichte der Philosophie in unsern eigenen philosophischen Untersuchungen mehr, als früher geschah, um Rath zu fragen, haben sie insgesammt diesen Schein annehmen müssen; aber man darf sich vor dem Vorwurfe des Eklekticismus für gesichert halten, wenn man an die Stelle einer lockern Zusammenreihung philosophischer Meinungen die feste Durchführung einer wissenschaftlichen Methode zu setzen sucht.

Auf eine solche habe ich in meinem Systeme hingearbeitet und eben dadurch hat es sich als ein System mir gestaltet. In der Einleitung habe ich kurz zusammenzudrängen gesucht, was über

den Begriff, das Princip, die Methode der Philosophie, über ihr Verhältniß zu andern Wissenschaften und zu unserer vernünftigen Bildung überhaupt zu sagen war, auch die Gründe angegeben, welche mich zwingen Logik und Metaphysik als ein System und zwar als die Grundlage des ganzen Systems der Philosophie zu behandeln. Es ist dabei Sorgfalt darauf verwendet worden, sowohl den Uebergreifen der Philosophie in andere Gebiete des vernünftigen Lebens vorzubauen, damit sie nicht als Herrscherin über Natur und Vernunft sich gebärde, als auch ihre Würde ihr zu bewahren, welche sie als Wissenschaft von den allgemeinen Grundsätzen und Methoden unseres wissenschaftlichen Denkens in Anspruch zu nehmen hat. Den Anmaßungen der Philosophie, welche auf ihr Recht als allgemeine Wissenschaft zu gelten sich gestützt haben, haben die Zeiten ein Ende gemacht, welche aus ihnen die Versuche hervorgehen ließen sie als absolute Wissenschaft auszubilden und Natur und Geschichte aus ihren abstracten Begriffen zu construiren; die Erfahrung mußte gegen solche Versuche ihre Rechte sich wahren; aber es kam nun nicht allein darauf an, das Vergebliche in solchen Versuchen aus der Erfahrung zu erkennen, sondern es mußte auch nachgewiesen werden, in welcher Weise die Philosophie ihre Geltung als allgemeine Wissenschaft behaupten und dennoch andere Wissenschaften und andere Elemente der vernünftigen Bildung neben sich dulden kann. Dieser Aufgabe habe ich zu genügen gesucht, indem ich von der Philosophie ihre Anwendung unterscheide und zeige, wie diese noch andere Elemente der menschlichen Bildung voraussetzt, welche unabhängig von der Philosophie gegeben sein müssen. Das Ganze der wiss-

senschaftlichen Bildung lasse ich nun nicht in die Philosophie zusammenlaufen, sondern in die allgemeine Bewegung der Cultur, welche zwar, als in Bewegung begriffen, nur Meinungen hervorbringen kann, welcher aber dennoch die Philosophie, als Methode in diese Bewegung bringend, sich unterordnen muß. Diese Erörterung über die Stellung der Elemente in unsern Culturverhältnissen ist nicht mehr neu; eine Abhandlung, welche ich in den Schriften der Berliner Akademie vom Jahre 1833 veröffentlicht habe, erklärt sich hierüber ausführlicher, als es in der kurzen Einleitung geschehen konnte. Doch wird die Auseinandersetzung über den Begriff und die Methode der Philosophie, welcher diese Erörterung eingeschaltet ist, Manches in ein deutlicheres Licht setzen können. Daß meine Lehre über die Methode der Philosophie einer gründlichen und billigen Untersuchung unterzogen werde, muß ich wünschen. Sie unterscheidet sich dadurch von andern Auffassungsweisen, daß sie Princip und Ausgangspunkt der Philosophie strenger, als bisher geschehen ist, unterscheidet, von dem Gedanken ausgehend, daß von einem gegebenen Standpunkte aus, im Allgemeinen von der Erscheinung aus, alles unsern Forschen anheben muß, daß es aber auch nur durch ein bewegendes Princip über diesen Standpunkt hinausgetrieben werden kann. Daß dieses bewegende Princip im Allgemeinen im Gedanken des Wissens liege, kann wohl kaum einem Zweifel unterworfen werden; es ist der Gedanke des wissenschaftlichen Zwecks, wie er anfangs unbestimmt von uns gefaßt wird, aber immer bestimmter sich uns in der Forschung entwickeln soll, was uns zu allen unsern wissenschaftlichen Unternehmungen antreibt. Das philosophische Denken be-

ginnt, sich anschließend an die Erfahrung der Erscheinungen, sowie uns der Gedanke des wissenschaftlichen Zwecks ergreift und zum Beweggrunde unserer Forschungen sich erhebt. Er treibt aber alsdann über die Verworrenheit sinnlicher Erscheinungen hinaus und führt zu der Unternehmung die Erscheinung im Allgemeinen zu erklären und die Aufgabe der Philosophie wird nun, die Wege zu zeigen, in welchen die Erscheinung aus ihren Gründen bis zu ihrem letzten Grunde hinan erklärt werden kann. Mit dieser Aufgabe haben es in der That alle philosophischen Untersuchungen zu thun gehabt und das System der Philosophie hat nur dafür zu sorgen, daß nicht einseitige Erklärungsweisen sich einschleichen und vorzeitig zu den letzten Gründen übergesprungen wird, ehe die niedern Gründe, welche diesen ihren Gehalt geben müssen, zu klarer Erkenntniß gebracht worden sind. Die Gefahr einer solchen Voreiligkeit liegt der Philosophie nahe, weil sie vor Allem an den Zweck denkt. Aber eben hierdurch ist sie auch im Stande selbst in solchen Versuchen, welche nicht in strengster Methode das System ausbauen, für die wissenschaftliche Verständigung etwas zu leisten. Denn wie in allen vernünftigen Unternehmungen der Zweck bedacht werden und leiten soll, so wird auch das philosophische Bedenken des Zweckes allen wissenschaftlichen Unternehmungen förderlich sein, wenn es auch nicht völlig zur Klarheit über alle die Mittel gekommen sein sollte, in welchen der Zweck sich entwickeln und erfüllen soll. Hierauf werden wir uns bei der Unvollständigkeit aller unserer philosophischen Systeme zu berufen haben. Im Bewußtsein des Zweckes stellen sie sich doch als Systeme dar, wenn sie auch nicht völlig entwickelte Systeme zu sein sich

rühmen können. Das vorliegende System will hiervon keine Ausnahme machen. Es ist in der Einleitung weiter entwickelt worden, wie ein philosophisches System zu Stande kommen kann, ohne doch darauf Anspruch zu machen, alle Zwischenglieder, welche zu seiner Erfüllung verlangt werden müßten, wenn es ohne Lücken sein sollte, in gleicher Vollständigkeit zur Ausführung zu bringen. Die Lehre, welche hier entwickelt wird, gesteht zu, daß der Gedanke des Wissens, welchen die Philosophie zu ihrem Principe macht, ein Ideal bezeichnet und sieht daher auch in dem Gedanken des Systems der Philosophie, welcher aus ihm heraus sich gestaltet, ein Ideal, dessen Erfüllung von uns angestrebt werden soll, aber nicht erreicht werden kann, so lange wir im Streben nach ihm sind.

Die Methode der Philosophie, welche nun hieraus abgeleitet wird, daß Princip und Anknüpfungspunkt der Philosophie unterschieden werden, würde man, wenn ein gebräuchlicher Name ihr beigelegt werden sollte, die genetische nennen können; man wird aber freilich wohl bemerken müssen, daß dieser Name in sehr verschiedenem Sinn gebraucht worden ist. Sie würde ihn verdienen, weil sie die Genesis unseres Erkennens von ihrem Ausgangspunkte aus bis zu ihrem Endpunkte verfolgt, welcher ihr Zweck und zugleich das bewegende Princip ist für die ganze Entwicklung der Wissenschaft. Sie wird hier in Anwendung gebracht auf das System der Logik und der Metaphysik, welche beide die allgemeinen Grundsätze, Verfahrensweisen und Formen der Wissenschaft umfassen sollen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. 178. Stück.

Den 6. November 1856.

G ö t t i n g e n

Schluß der Anzeige: „System der Logik und der Metaphysik. Von Dr. Heinrich Ritter.“

Daß beide, Logik und Metaphysik, zusammengehören, ist von einem großen Theile der neuesten deutschen Philosophen schon anerkannt worden, obwohl ihr Verhältniß zu einander noch immer nicht recht festgestellt worden ist und daher auch von verschiedenen Seiten her der Widerspruch gegen die Verbindung beider Theile der Philosophie noch nicht aufgehört hat. Für meine Ueberzeugung, daß beide in Verbindung mit einander entwickelt werden müssen, will ich nur zwei Gründe erwähnen, den Zusammenhang nämlich des Schlußverfahrens, welches die Logik untersuchen soll, mit den allgemeinen Grundsätzen, welche der Metaphysik zufallen, und die Bedeutung der Kategorien, welche in der Metaphysik untersucht werden, für das Schlußverfahren. Alle diese Kategorien nämlich bezeichnen nichts Anderes als Formen der Gedankenverknüpfung, in welchen der

wissenschaftliche oder systematische Zusammenhang unserer Erkenntnisse aufgefaßt werden soll, d. h. Formen des Schlußverfahrens. Alle Kategorien verlaufen daher auch in Correlativbegriffen, von welchen der eine auf den andern schließen läßt, und da sie nur eine Hülfe zur Erkenntniß der Gegenstände vermittelt des Schlusses darbieten, glaube ich sie nicht unschicklich mit dem Namen der Hülfsbegriffe bezeichnet zu haben. Es ist auffallend, daß man diese Bedeutung bei den Kategorien des Allgemeinen und des Besondern gewöhnlich übersehen hat, da man in der Logik doch immer das Schlußverfahren vom Allgemeinen auf das Besondere und umgekehrt im Auge hatte. Es muß aber auch einleuchten, daß eine Logik, welche die andern Kategorien nicht berücksichtigt und nicht beachtet, wie man von der Wirkung auf die Ursache, vom Accidens auf die Substanz zc. schließen kann, das Ganze unserer wissenschaftlichen Verfahrensweisen nur sehr unvollständig darstellen kann.

Der genetischen Methode wird es nun obliegen, die Entstehung, die Bildung unserer Gedanken zu erforschen. Mit Recht hat man es dem alten Rationalismus und der Logik, welche in seinem Sinn sich gebildet hatte, vorgeworfen, daß sie Begriffe und Grundsätze als angeboren oder als fertige Ergebnisse betrachteten, aber nicht zu sagen wußten, woher sie uns ankämen. Ebenso wenig konnte der Sensualismus genügen, welcher die Begriffe für sinnliche Vorstellungen nahm und nur aus einer Sammlung und Vergleichung sinnlicher Verworrenheiten unser Denken hervorgehn lassen wollte. Man hat sich von diesen Denkweisen loszuarbeiten gesucht, man wird aber wohl gestehn müssen, daß die Versuche die Bildung un-

ferer Denkformen zu erklären oder auf ihre Gründe zurückzuführen, noch nicht sehr weit fortgeschritten sind. So wie das vorliegende System überhaupt nicht darauf Anspruch macht etwas Vollendetes zu leisten, so wird es auch in dieser Untersuchung sich bescheiden, wenn ihm zugestanden wird, die allgemeinsten Grundlinien des Weges bezeichnet zu haben, in welchen der Aufgabe genügt werden soll. Zu diesem Zwecke war es nöthig, wie es im ersten Theile des Systems geschehen ist, zuerst das Princip der Philosophie oder den allgemeinen Beweggrund unseres Nachdenkens zu untersuchen, alsdann den gegebenen Ausgangspunkt, die Erscheinung, den Stoff für unser Nachdenken in das Auge zu fassen und hierauf zu zeigen, wie er in unserer sinnlichen Vorstellung aufgefaßt wird, nur um ihn in seinen bestimmten Verhältnissen zu fixiren in der Voraussetzung, daß er durch unser Nachdenken auf seine übersinnlichen Gründe zurückgeführt werden soll, aber noch ohne daß über die bestimmte Weise dieser Gründe eine Entscheidung getroffen würde. Zu einem Hauptpunkt des Bemühns mußte hierbei gemacht werden das, was der sinnlichen Vorstellung angehört, von dem Uebersinnlichen genau zu unterscheiden, weil die Verwechslung der Vorstellung mit dem Begriff, des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen noch immer Verwirrungen herbeizuführen pflegt, es war aber auch nicht weniger dahin zu arbeiten, daß die Formen und die Materie der sinnlichen Vorstellung in ihrem wahren Werthe, als Zeichen und Zeugen der Wahrheit, anerkannt würden, damit das Uebersinnliche wirklich als Uebersinnliches, d. h. als Grund des Sinnlichen und also in engster Verbindung mit dem Sinnlichen gedacht werde. Denn ein Hauptfehler in den Untersuchungen der

Philosophie ist es immer gewesen, daß man durch die Neigung zur Abstraction, welche in ihnen herrscht, sich verführen ließ, das Sinnliche als etwas sich zu denken, welches ohne seine übersinnlichen Gründe, und das Uebersinnliche als etwas, was abgelöst von dem von ihm begründeten Sinnlichen sein könnte. Es wird auch wohl weniger schwer sein einzusehn, daß wir in unsern sinnlichen Vorstellungen wahrhafte Zeichen und sichere Anknüpfungspunkte für die Erforschung der Wahrheit haben müssen, wenn wir nicht überhaupt von der Erforschung der wahren Gründe abgeschnitten sein sollen, als es halten wird von manchen Vorurtheilen sich loszusagen, welche über die körperliche oder geistige Natur des Uebersinnlichen im Materialismus oder im Spiritualismus sich festgesetzt haben.

Nachdem nun der sinnliche Stoff für unser Nachdenken und das Princip, welches uns über diesen Stoff hinaus zur Erkenntniß des Uebersinnlichen treibt, erörtert worden sind, schreitet die Untersuchung im zweiten Theile des Systems dazu fort, die Geseze und Formen des Denkens zu untersuchen, in welchen die Erkenntniß des Uebersinnlichen in seiner Bestimmtheit zu betreiben ist. Was in unbestimmter Weise als Grund der sinnlichen Erscheinung von uns vorausgesetzt werden muß, soll durch das Nachdenken des Verstandes offenbar werden. Hierbei ist die erste Frage, was die übersinnlichen Dinge sind, welche erscheinen. Es ist dabei die Voraussetzung, daß mehrere von einander verschiedene Dinge der Erscheinung zu Grunde liegen; denn ein Ding kann nur dadurch in die Erscheinung treten, daß ein anderes Ding einen Schein auf dasselbe wirft. Deswegen ist die erste Frage auf das Was oder

Wesen des einzelnen Dinges gerichtet; sie soll durch Erkenntniß seines individuellen Begriffs beantwortet werden. Die Begriffsbildung aber verweist uns auf die Erscheinungen der Dinge, in welchen sie sich zu erkennen geben; durch ihre Thätigkeiten müssen sie dieselben hervorbringen und in ihren Thätigkeiten uns Zeichen von ihrem Sein geben. Die Begriffe sind uns nicht angeboren; sie bilden sich und entwickeln sich in unserm Denken, indem wir die Zeichen verstehen lernen, welche wir von den Dingen in ihrer Erscheinung empfangen. Und ebenso wenig ist auch das Wesen den Dingen als etwas Fertiges angeboren, sondern in ihren Thätigkeiten, in welchen sie die Erscheinung begründen, entwickeln sie ihre Kräfte. Daher gewinnen die Dinge erst in ihrer Entwicklung ihr wirkliches Wesen und erst in den Urtheilen, welche wir über die Thätigkeiten der Dinge fällen lernen, kommen wir allmählich zur Erkenntniß ihrer Begriffe. In ihren Thätigkeiten aber entwickeln die Dinge zunächst sich selbst; aus ihrem noch unbestimmten Vermögen heraus bestimmen sie sich zur Wirklichkeit und es sind also die Thätigkeiten der Dinge zunächst als reflexive Thätigkeiten zu betrachten und in reflexiven Urtheilen zu erkennen. Jeder transitiven Thätigkeit liegt eine reflexive zu Grunde. Die reflexive Thätigkeit, in welcher das Ding sich selbst bestimmt, ist aber auch als eine freie Thätigkeit anzusehn. Es ist zu erwarten, daß diesen, doch sehr einfachen Ueberlegungen zahlreiche Vorurtheile sich entgegensetzen werden. Sie haben ihren Grund theils in der Annahme von Dingen, welche nur Körper, d. h. nur Producte oder Erscheinungen sein sollen, theils in dem anthropologischen Standpunkte in der philosophischen Untersuchung, welcher nur

dem Menschen Freiheit und Selbständigkeit in seinen Thätigkeiten zugestehen möchte. Gegen diesen anthropologischen Standpunkt hat das vorliegende System sich überhaupt erklären müssen; in die hier vorliegenden Streitpunkte genauer einzugehn würde zu weit führen. Durch die Entwicklung der Dinge aber, indem sie ihre Erscheinungen begründen, werden wir in ihr Leben eingeführt und nur in ihrem Leben lernen wir das Wesen der Dinge erkennen, denn ihr Leben ist die Verwirklichung und Offenbarung ihres Wesens. Die Urtheilsform, welche das Leben der Dinge auszudrücken bestimmt ist, soll daher auch zur Bildung der individuellen Begriffe führen. Aber das reflexive Urtheil, welches den wahren Subjecten ihre in Wahrheit ihnen zuzurechnenden Prädicate beilegen soll, so wie sie im innern Wesen diesen Subjecten zukommen, bezeichnet doch nur die eine Seite der Urtheilsform. Zum reflexiven muß das transitive Urtheil hinzutreten, weil die Dinge oder Substanzen der Welt nicht durch die Entwicklung im Innern ihres Wesens die Erscheinung begründen, sondern erst dadurch, daß ihre Thätigkeiten mit den Thätigkeiten anderer Dinge sich mischen und das eine Ding einen Schein auf das andere wirft. Die Dinge bestimmen sich gegenseitig in ihren Thätigkeiten. Hierdurch wird die Wechselwirkung, welche im transitiven Urtheil ausgedrückt werden soll, und die praktische Wirksamkeit der Dinge zur Erklärung der Erscheinungen herbeigezogen und es würde hiermit die Erklärung der Erscheinungen vollendet sein, weil die Wechselwirkung das Scheinen des einen Dinges an dem andern und mithin die Erscheinung hervorbringt, wenn man in der Untersuchung der Gründe der Erscheinung von der Voraussetzung

ausgehn dürfte, daß es einzelne Dinge gibt, welche in ursachlicher Verbindung mit einander stehn.

Bei diesen Untersuchungen über die metaphysischen Formen, in welchen die einzelnen Dinge als Gründe der Erscheinungen sich uns darstellen, und über die logischen Formen, in welchen wir sie denken müssen, ist auf das stärkste die Nothwendigkeit der Unterscheidung und der Verbindung in unserm Denken herausgetreten. Durch sie formen wir den Stoff für unsere Erkenntniß, welchen wir empfangen. Unser Verstand bringt keinen neuen Stoff in unser Denken, keine angeborenen Begriffe oder Grundsätze fügt er den gegebenen Erscheinungen zu, sondern er versteht nur, was ihm für sein Verständniß dargeboten wird. Es ist daher im strengsten Sinne des Wortes ein logischer und metaphysischer Formalismus, welcher in diesen Lehren der allgemeinsten philosophischen Wissenschaft uns zur Vorschrift gemacht wird. Auch die metaphysischen Grundsätze bieten keine neue Materie für unser Erkennen uns dar, sondern geben nur Vorschriften ab, wie wir die Elemente der Erscheinung in eine verständliche Form bringen können und sollen. Je stärker nun dies, nach dem Vorgange Kant's, hervorgehoben worden ist, um so nöthiger war es, gegen Kant's Meinung, darauf aufmerksam zu machen, daß die Form des wissenschaftlichen Zusammenhangs zur Erklärung der dunkelsten Vorgänge unseres Bewußtseins dient und in der That über das Sinnliche zum Uebersinnlichen uns hinausführt. Was im Sinnlichen uns stört und deswegen antreibt die Gründe zu seiner Erklärung zu suchen, ist seine Verworrenheit; sie wird dadurch gehoben, daß es in seine Elemente zerlegt, der Schein in der sinnlichen Erscheinung der Dinge von ihnen entfernt wird und

alsdann diese Elemente in den Verbindungen sich zeigen, in welchen sie gegenseitig ihre Bedeutung erläutern. Das Bedürfniß einer Erklärung der sinnlichen Erscheinung zu suchen, wird auch darin gefunden werden können, daß sie in einem Naturproceß, also in einem unfreien Acte unseres Bewußtseins uns ankommt; durch das freie Denken unseres Verstandes eignen wir uns aber den gegebenen Stoff an, so daß er aufhört etwas uns Fremdes zu sein, und somit auch unserer Vernunft keinen weiteren Anstoß erregt. Dies ist das Neue, welches der Verstand in das Leben bringt, weil der Wille zu wissen in ihm ist, welcher zum Denken und zur Erfindung antreibt, ein Neues nicht des Stoffes, sondern der Form. Der Wille erfindet und treibt zur Entwicklung an; der Verstand sucht sich nur dessen zu bemeistern, was jener bezweckt.

Wir müssen uns aber auch daran erinnern, daß die Erklärung der Erscheinungen, wie sie bisher betrieben wurde, unter der Voraussetzung stand, daß es einzelne Dinge gibt, welche in ursachlicher Verbindung mit einander stehn. Diese Voraussetzung führt zu weiterer Untersuchung, welche im dritten und letzten Theile des Systems zum Allgemeinen und zu den transcendentalen Begriffen aufsteigt, um in ihnen die letzten Gründe zu finden. Es wird nicht verwundern, daß in diesem Gebiete die Schwierigkeiten sich häufen und die kritischen Untersuchungen eine größere Ausdehnung fordern. Die ursachliche Verbindung führt zu der Forderung eines allgemeinen Zusammenhangs, eines Bandes, welches die einzelnen Dinge zusammenzuhalten die Kraft hat und ihnen die Macht verleiht über ihr einzelnes Sein hinaus ihre Wirksamkeit in transitiven Thätigkeiten zu erstrecken.

Der allgemeine Begriff tritt daher zu den besondern, individuellen Begriffen hinzu. Daß dem Allgemeinen Realität zukomme, kann dabei keinem Zweifel unterliegen. Es soll sich aber auch nur im System der besondern Begriffe darstellen. Mit dem Allgemeinen schließen die Kategorien und mit dem allgemeinen Begriffe die Formen des Denkens ab, welche in dem vorliegenden System in einer sehr einfachen Gestalt sich darstellen, indem die Formen des reflexiven und transitiven Urtheils als die beiden mittlern Grade sich zeigen, durch welche vom besondern zum allgemeinen Begriff emporgestiegen werden soll. Es versteht sich aber von selbst, daß an diese Hauptformen und Kategorien noch eine Reihe anderer, untergeordneter Momente sich anschließt. Daß der allgemeine Begriff den Abschluß der wissenschaftlichen Untersuchungen abgibt, wird wohl nicht leicht verkannt werden können, da alle wissenschaftliche Untersuchungen nach systematischem Zusammenhang hinstreben und daher auch unter allen Schlußweisen der Schluß vom Allgemeinen auf das Besondere und umgekehrt den obersten Rang einnimmt. Von entgegengesetzten Seiten her müssen wir aber die Erkenntniß des Systems suchen, das Besonderste bis zum Einfachen herab durch die Erfahrung haben wir zu erforschen, wie auch durch die Speculation das Allgemeine bis zum Allgemeinsten hinauf zu bedenken; nur durch die Verbindung der Erfahrung mit der Speculation läßt sich die concrete Erkenntniß des Systems aller Dinge gewinnen. Wie sehr wir auch anzuerkennen haben, daß dies eine ideale Forderung ist, so wenig dürfen wir sie doch aufgeben, weil sie den Maßstab abgibt, an welchem wir die Beschränkungen unserer Erkenntniß zu ermessen haben. An diese

Forderung schließt sich die Untersuchung der auf das System hinarbeitenden Methoden der Induction und der Deduction an und aus ihr ergeben sich auch die Gründe, weswegen wir in der wissenschaftlichen Forschung zu Abstractionen geführt werden, obgleich nur die Erkenntniß der concreten Welt Zweck unserer Wissenschaft sein kann. Auch die Philosophie fügt sich der Nothwendigkeit auf abstracte Begriffe einzugehn und die Logik und Metaphysik kann daher auch nicht umgehn die Formen abstracter Gedanken zu untersuchen; aber sie weiß auch, daß alle Abstractionen nur Mittel sind, und dies ergibt sich ihr am deutlichsten in ihren kosmologischen Lehren, in welchen der Gedanke der concreten Welt als Zweck aller wissenschaftlichen Unternehmungen sich ihr darstellt. Dieser Gedanke führt uns in das Gebiet des Transcendentalen ein, des Unendlichen, welches uns an die idealen Forderungen unserer Vernunft verweist. Daß wir diese Forderungen nicht für unerreichbar ansehen, daß wir das Unendliche nicht mit dem Unbestimmten, das Transcendentale nicht mit dem Transcendenten verwechseln sollen, daran werden wir gemahnt durch den engsten Zusammenhang, in welchem wir das Reale mit dem Transcendentalen finden, so daß wir auch eine jede Form des realen Seins und Denkens als eine ideale oder transcendentale Forderung in sich enthaltend ansehen können. Hierin liegt auch der Grund der Zuversicht, welche wir in unser Denken setzen, daß wir trotz allen den Beschränkungen, in welchen wir leben, und trotz der Besonderheit und Eigenthümlichkeit, welche in unserm Ich als einem einzelnen Dinge liegt, das Unendliche in uns fassen können, und es schließt sich daran die Ueberzeugung an, daß auch die Formen

des besondern Daseins nicht dazu bestimmt sind, in das Allgemeine, Unendliche sich aufzulösen. Aber die unendliche Welt stellt doch im Werden, im Fortschreiten im Sein und im Wissen sich dar, welches voraussetzt, daß sie fortschreiten kann und ein noch unentwickeltes Vermögen in sich trägt. Daher ist die Frage nicht zu umgehn, woher sie dies Vermögen hat. Sie führt zu dem Gedanken eines Grundes der Welt, welchen wir Gott nennen. Auch in den Untersuchungen über den transcendentalen Grund der Welt und dessen Erkenntniß war der kritischen Polemik ein weites Feld eröffnet. Es mußte der genauen Unterscheidung zwischen Gott und Welt durch Bestreitung des atheistischen wie des akosmistischen Pantheismus die Bahn gebrochen werden; es war zu zeigen, daß der Begriff Gottes in seiner wissenschaftlichen Bedeutung nichts Anderes aussagt, als den Schöpfer oder den alleinigen Grund der Welt, und daß die Schöpfungslehre nichts Anderes bedeutet, als daß Gott der letzte Grund des Vermögens aller Dinge ist; der religiösen Verehrung Gottes war die Berechtigung der Wissenschaft zur Seite zu stellen sich des Bewußtseins Gottes auch im Erkennen zu bemeistern; zu diesem Zwecke war zu zeigen, daß Gott nicht allein in der heiligen Geschichte und im Menschen oder in der Vernunft, sondern auch in der Natur und in der ganzen Welt sich offenbart; auch den Vorurtheilen, welche zur Emanationslehre und zur Theodicee geführt haben, als hätte Gott wohl die beste, aber nicht eine ganz gute Welt schaffen können, mußte entgegengearbeitet werden, und um zu zeigen, daß wir einer vollen und lebendigen Erkenntniß Gottes fähig sind, mußte dargethan werden, daß der Schöpfer der Welt seine Geschöpfe be-

ständig schafft und durch den lebendigen Trieb seines heiligen Geistes beseelt und zur Vollendung führt. Mit diesen Untersuchungen über Gott und sein Verhältniß zur Welt schließt das System, weil es auf den letzten Grund alles Seins und alles Erkennens gekommen ist; wir müssen nur noch bemerken, daß in ihnen auch der Grund des Verhältnisses zwischen Natur und Vernunft gefunden wird, mit welchen zwei besondere philosophische Wissenschaften, die Physik und die Ethik, sich beschäftigen, und daß aus der richtigen Einsicht in dieses Verhältniß die Widerlegung sowohl des Idealismus, als auch des Realismus fließt.

Leider muß ich meine Nachlässigkeit in der Correctur entschuldigen. Außer den angezeigten Druckfehlern sind mir noch zwei sinnentstellende aufgefallen. S. 545 Z. 4 ist für die angeschaffene Vernunft zu lesen das angeschaffene Vermögen und S. 548 Z. 16 v. u. für willkommener vollkommener.

H. Ritter.

P a r i s

Imprimerie de Bénard et compagnie, rue Damiette, No 2. 1855. Voyage sur la côte et dans l'intérieur de l'Afrique Occidentale par Hyacinte He cquard, chevalier de la legion-d'honneur, ancien officier au premier régiment de Spahis, chancelier du consulat de France à Bahia, membre de la société de Géographie de Paris. Ouvrage publié avec l'autorisation du ministre de la marine et des colonies. 409 S. in gr. Octav und Karten.

Die neuen, auf öffentliche Kosten ausgeführten Reisen der Franzosen in Afrika beweisen, daß dieser Welttheil in den letzten zehn bis funfzehn Jahren besonders beachtet wurde. Außer den bedeu-

tenden Werken über Abyssynien und Algier brauchen wir nur Guillain, d'Escayrac de Lauture und Hecquard zu nennen, um daran zu erinnern, wie sehr die französische Regierung, auch durch die bewilligten Kosten der Veröffentlichung, die Abfassung von Schriften über Ost-, West- und Mittel-Afrika begünstigt.

Hecquard führte die hier beschriebenen Reisen meistens zwischen dem 10ten bis 14ten Breitengrade und dem 19ten bis 13ten Längengrade aus. Doch überschritt er westlich diese Grenzen ein wenig, indem er noch einige Meilen über Timbo hinaus nach Goutal ging. St. Louis unter dem 10ten Breitengrade war eigentlich der Ausgangspunkt der Reise, welche oft mit den von Mollien in 1818 und den von Caillie in 1827 verfolgten Richtungen zusammentraf. Uebrigens konnte sich Hecquard viel besser in Caillie's als in Mollien's Angaben finden, welches zum Theil wohl daher rühren mag, daß durch die häufigen Kriege afrikanischer Stämme untereinander die Namen der Völker und Dörter einer Gegend so schnell wechseln, so daß schon die fast zehn Jahre nur, welche Mollien früher reiste, dort von einiger Bedeutung sein konnten.

Hecquard's Schilderungen sind anziehend und tragen die Farbe der Wahrheit. Die dem Werke beigefügten Karten befördern sehr das Verständniß namentlich auch dadurch, daß auf dem *croquis pour servir à l'intelligence du voyage à Timbo* durch Farben die Gegenden bezeichnet sind, welche bisher noch von keinem Europäer betreten wurden.

Auch dieses Werk bestätigt unsere Meinung, daß die von der Küste entfernt wohnenden afrikanischen Stämme mehr Gesittung haben als man nach

den an der Küste beobachteten Zuständen erwarten könnte. Dennoch kann eine Reise unter ihnen nur mit großen Beschwerden und Gefahren ausgeführt werden. Durch Mangel an Futter verlor Hecquard bald seine Pferde und er mußte selbst viel leiden durch die Wortbrüchigkeit seiner Führer und durch gegen ihn ausgesprengten Verdacht. Wir zweifeln sehr, daß er sich seine Reisen dadurch erleichterte, daß er sich für einen Marabout ausgab. Gewöhnlich haben auch die farbigen Völker Scharfsinn genug, um das Angekommene in einer gespielten Rolle zu entdecken und dann den Täuschenden zu strafen oder wenigstens zu verachten. Hecquard selbst beschreibt wie einst in seiner Gegenwart ein Peulh, welcher sich für einen Scherif ausgegeben hatte, erst zum Tode verurtheilt, dann aber zu Prügeln begnadigt wurde. Uebrigens bezeugte Hecquard sehr viel Takt und Mäßigung. Namentlich gelang es ihm zuweilen, wenn seine Begleiter von ihren Waffen gegen Feinde Gebrauch machen wollten, die ihnen an Zahl zu sehr überlegen waren, die Gegenwehr ganz zu hindern, welche nur Vernichtung veranlaßt haben würde. So gelang es ihm durch Geduld und Ausdauer den drohendsten Gefahren zu entgehen und heimzukehren, nachdem er den Hauptzweck seiner Reise erreicht hatte. Dieser Zweck war die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit den von den französischen Niederlassungen entfernteren Völkerschaften.

Hyacinthe Hecquard hegte die Ueberzeugung, welche auch wir schon oft ausgesprochen haben, daß die unleugbar großen Schwierigkeiten afrikanischer Entdeckungsreisen anderer Art sind als manche unserer geographischen Gesellschaften meinen. Auch die Vorbereitungen der Reisenden zei-

gen oft, daß sie sich die eigenthümlichen Schwierigkeiten, denen sie entgegen gehen, unrichtig denken. Man versteht den Reisenden mit großen Summen, kostbaren Waaren, bedeutenden Empfehlungsbriefen und Consular-Titeln. Oesterreich machte den Baron Müller (welchen man in Cairo den Windmüller nannte) zum Consul von Chartum, und England machte Dr Richardson zum Consul des Innern Afrika's. Richardson hatte früher ohne diesen Titel glücklicher in Afrika gereist. Die vielen mit Geschenken beladenen Kameele, der feierliche Empfang in den Küstenstädten, das anmaßendere Auftreten des Reisenden mag seine Zwecke in Europa, Asien und Amerika fördern, aber es wird im Innern Afrika's den entgegengesetzten Erfolg haben. Quelques individus ont pu surmonter subrepticement ces grandes difficultés; quelques autres, et c'est le plus grand nombre, ont trouvé la mort en cherchant bravement à ouvrir à leur pays les marchés de l'Afrique centrale. Mais jusqu'ici l'accès en est resté fatalement fermé aux rapports internationaux, au commerce, à l'industrie, à la civilisation et à la politique de l'Europe; quoique, j'en ai l'intime conscience, cette espèce de forclusion nationale tienne beaucoup moins à la nature même des obstacles, qu'à l'inopportunité des moyens employés pour les surmonter et à l'inexpérience de la plupart de ceux qui l'ont tenté.

Die meisten Reisenden und selbst die geographischen Gesellschaften haben sich freilich den Unterschied eines Europa durcheilenden Touristen von einem wissenschaftlichen Reisenden verdeutlicht, aber sie kennen den andern Unterschied nicht recht zwischen einem Reisenden, welcher, wie Humboldt,

die von Europäern längst bewohnten Gegenden zuerst unserer wissenschaftlichen Erdkunde anreihet, und jenen andern Reisenden, welche sich in Gegenden hineinwagen, die bisher nie von Europäern betreten wurden, um uns von ihnen die ersten allgemeinen Umriffe ihrer ethnographischen und klimatologischen Zustände zu entwerfen. Ein solcher Reisender ist nur ein Vorläufer der Wissenschaft, aber er muß neben herodoteischer Gabe zu schildern, besonders auch fähig sein, unter Mangel und Anstrengungen nicht zu erliegen. Jener aber bedarf einer höheren wissenschaftlichen Vorbildung und Ausrüstung. Eine Reihe von Maulthieren begleitet ihn. Sie tragen Bücher, geodätische Instrumente nebst Allem was ein von Potentaten an Gouverneurs empfohlener Mann bei sich haben muß, um anständig aufzutreten. So reiste Humboldt und so muß man reisen, wenn man, wie Humboldt, die schon von Europäern in Besitz genommenen Gegenden auch im Namen der Wissenschaft in Besitz nehmen will. Aber so kann man nicht reisen, wenn man zu Lande tief in das Innere Afrika eindringen will. Da muß man nicht wie Richardson als Mann von sehr großer Bedeutung auftreten wollen, sondern man muß sich mit Fett einschmieren und dem Grundsatz folgen: *Felix qui vivus moriensque fessellit*. Dort gibt es Gegenden, wo schon der Gebrauch von Sextanten, künstlichen Horizonten und Theodoliten zc. als gefährliche Magie, das Sammeln von Versteinerungen und Felsenarten und das Aufschreiben von Namen für geheime Besitznahme des Landes gehalten und als solche bestraft werden würde.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

179. Stück.

Den 8. November 1856.

P a r i s

Schluß der Anzeige: »Voyage sur la côte et dans l'intérieur de l'Afrique Occidentale par Hyacinte Hecquard.«

Hecquard gehört nicht zu den Reisenden, welchen man eine große wissenschaftliche Zurüstung anvertrauete. Seine Vorgesetzten sahen ein, daß es besser wäre, sich seines Muthes gleich zu bedienen, statt zu warten, bis das westliche Afrika großartigern Expeditionen zugänglich würde. Der Graf Ed. Bouet-Willamez, le capitaine de vaisseau, commandant la division navale des côtes occidentales de l'Afrique, schrieb ihm aus Grand-Bassam am 1sten December 1849 Familiarisé avec le climat africain, que vous avez bravé avec tant de succès à Bakel, pendant un séjour de seize mois, vous m'avez manifesté depuis longtemps déjà l'intention de parcourir la route, aussi inconnue que longue et pénible, qui joint nos comptoirs de Grand-Bassam et Assinie à Sékou. L'entreprise est hasardeuse

et suffira, si elle réussit, pour vous illustrer. Elle vous illustrera d'autant plus que vous y serez préparé dans un modeste silence Vous l'aurez accomplie avec une besace et un bâton et après des fatigues et des perils de toutes sortes. Je m'empresse donc de secourir votre ardeur et votre devouement, et de vous ouvrir toutes les voies en mon pouvoir pour vous lancer dans l'intérieur de l'Afrique.

Wollte man diesem Beispiele des Grafen Ed. Bouet-Willaumez folgen, so würden wir bald mehr über Afrika erfahren, als wir bisher durch großartige Expeditionen erfahren konnten, welche eben durch das Aufsehen, das sie machten, sich im innern Afrika unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten, denn sie verkannten die Bedeutung jener préparation dans un modeste silence. Das Erreichbare war für Bouet-Willaumez genug. Er wollte lieber, daß Hecquard dieses ausführen, als beim Größeren erliegen sollte. Votre arrivée à Ségou sera déjà un gros succès; mais votre intention si votre santé vous le permet, serait de pousser plus loin encore et d'atteindre Tombouctou en continuant à suivre le Niger. Si la chose vous parait possible, tentez la; mais pas de parti pris d'avance. Si les obstacles vous paraissent pour le moment insurmontables, remettez le reste du voyage à une autre fois. Diese Worte bezeichnen mehr Sachkunde und Eifer für afrikanische Entdeckungen, als ein steifes Halten auf in europäischer Behaglichkeit ersonnenen, an unvorhergesehener Schwierigkeit scheiternden Plänen. — Je vous ai dit, que vous devez partir demi-nu avec une besace et un bâton. Comme cependant il faut que la science et le commerce possèdent les

jalons de votre voyage, voici le parti que vous tirerez de votre modeste attirail. Dans une besace à laquelle vous donnerez toutes les apparences d'un sac de grisgris (Amulette), vous aurez une excellente montre à secondes, que je vous donne, et un petit thermomètre; au cou vous aurez un étui en ferblanc, où seront renfermés vos plumes et votre papier Reste maintenant à observer la latitude pour contrôler le tracé de votre route . . . Pour y parvenir vous vous servirez de votre bâton de voyageur . . . Ce bâton devra avoir une mesure constante de 2 mètres et quelques centimètres; aux environs de midi, heure du *salam*, vous le ficherez perpendiculairement en terre à l'aide d'un fil à plomb d'une quantité égale à l'excédant de deux mètres; vous suivrez ensuite le progrès de l'extrémité supérieure de l'ombre du bâton sur le sol, afin de l'y marquer avec des graviers ou de petits piquets. Quand cette ombre n'augmentera ni ne diminuera, c'est qu'il sera midi. Vous prendrez de suite alors la mesure en décimètres, et portant ce chiffre à côté de la date du jour, vous me rapporterez ainsi les éléments de calcul nécessaires pour que je puisse déterminer plus tard la latitude du lieu de chacune de vos stations. La longueur du bâton et celle de l'ombre me permettront en effet de résoudre le triangle-rectangle formé avec ces deux côtés, je pourrai donc déduire de cette solution la hauteur méridienne du soleil. Or avec cette hauteur et la date du jour, laquelle m'indiquera de son côté la déclinaison de l'astre, les latitudes de vos points de station deviennent faciles à déterminer. Vous

pouvez en conclure combien il importe que vous mettiez l'ordre dans votre journal et vos annotations.

Ein genau abgetheilter Wanderstab war also die ganze Ausrüstung, welche der Graf Bouet-Willamez einem Officier der Spahis für die Bestimmung der Breitengrade mitgab. Freilich hatte er sich auch die Mühe gegeben, seinen Schüler anzuweisen, wie er ihn genau in eine senkrechte Lage zu bringen und dann den genau gemessenen Schatten genau im Augenblicke des eintretenden Mittags zu messen und das Ergebnis aufzuzeichnen habe, damit es ein zukünftig für Breitenbestimmungen zu verarbeitendes Material werden könnte. Diese Geduld eines im Gebrauche von Sextanten geübten Seeofficiers, diese Herabstimmung höherer Forderungen zum unter damaligen Umständen Erreichbaren zeugt mehr von richtiger Beurtheilung und Eifer für Wissenschaft, als die Antwort, welche mir selbst einst ward auf meine Bitte, mir für ähnliche Umstände Rath zu ertheilen. Mir wurde die Antwort gewährt: „Ja sehen Sie, so etwas kommt Einem nicht angefliegen.“ — Besser als diese Wahrheit war jene Methode, welche Hecquard empfohlen wurde, aber selbst diese wurde zuweilen für Zauberei gehalten und als verbrecherisch durch einen gefährlichen Auf-
lauf unterbrochen.

Das vorliegende Werk ist mit Karten der von Hecquard durchwanderten Gegenden versehen. Es läßt sich erwarten, daß künftig manche seiner Ortsangaben wird berichtigt werden können. Aber kein Kenner des Zustandes afrikanischer Geographie kann daran zweifeln, daß auch durch diese nur annähernden Bestimmungen, welche freilich in Beziehung auf europäische Länder völlig ungenü-

gend sein würden, hier mehr geleistet wurde, als durch das Nichtsthun, welches sich den Schein der *αυριβεια* gibt, aber doch nur in Aufgeblasenheit wurzelt. Auch läßt sich hoffen, daß die vorliegenden Karten vielleicht noch die Werke einiger Geodäten in Afrika übertreffen könnten, deren Bestimmungen, nach Vogels Angaben, sich um 100 englische Meilen, also um mehr als anderthalb Grade von der Wahrheit entfernen. Die Quellen des Senegal schätzt Hecquard auf $10^{\circ} 16'$ und $13^{\circ} 19'$ West, während Mollien sie $10^{\circ} 6'$ Nord und $13^{\circ} 35'$ West angab. Die Quellen des Gambia schätzt Hecquard auf $11^{\circ} 24'$ Nord und $13^{\circ} 36'$ West, während sie Mollien $10^{\circ} 36'$ Nord und $10^{\circ} 37'$ West angab. Mollien scheint auch auf seiner Rückreise dieselben Gegenden berührt zu haben, welche Hecquard durchzog, und doch fand Hecquard weder dieselben Namen der Völker noch der Dörfer, dagegen stimmten Caillé und Hecquard meistens überein.

Uebrigens sorgte Bouet-Willamez dafür, daß Hecquard's glückliche Rückkehr durch den Einfluß der Eingeborenen gefördert würde. Statt Hecquard gleich mit einer kostbaren Karawane auszusenden, statt jener Aufstachelung afrikanischer Habgier, wie sie gleich beim Anfange der zweiten Reise Mungo Park's und auch bei der letzten Reise Richardson's vorkam, bot er einigen Häuptlingen eine Belohnung von Waaren bis zum Werthe von 5000 Franken, falls sie freiwillig die glückliche Rückkehr Hecquard's als Geiseln erwarten wollten. Einige andre Eingeborene, welche sich zu Führern erboten hatten, erhielten sogleich 2500 Franken, um die Reisekosten zu bestreiten, und außerdem das Versprechen einer Belohnung von 2500 Franken, wenn sie den Reisenden glücklich nach Bakal

zurückgebracht hätten. Quand j'ai parlé à ces Chefs Bambarras de la possibilité de vous conduire à Ségou en remontant d'abord l'affluent d'Akba ils n'ont pas hésité à me répondre qu'ils garantissaient la securité de votre personne, si vous vous décidiez à voyager comme un des leurs, soit en pirogue soit à pied, en partageant leurs modestes vivres . . . Je leur ai promis, qu'en cas de succès de ce voyage, ceux des chefs restés en ôtage à Grand-Bassam, y toucheraient 5000 francs de marchandises à votre arrivée à Bakel; et que ceux qui vous accompagneraient auraient un cadeau de 2500 francs à la même époque, outre les 2500 francs que je leur donne pour couvrir les frais du voyage. Dieses waren, im Vergleich zu den Summen, welche sonst für afrikanische Reisen beansprucht werden, sehr geringe, aber klug angewandte Mittel, wodurch im Verhältnisse mehr bewirkt wurde, als durch große Expeditionen. Nach diesen wenigen Vorbereitungen schien nichts weiter erforderlich, als daß sich Hecquard mit Del einschmierte, sich im Barfußgehen, im Tragen afrikanischer Kleider und in landesüblichen Begrüßungen übte. Bouet-Willamez schrieb ihm: Il ne vous reste plus maintenant qu'à vous oindre le corps d'huile, à vous habituer à marcher dans le sable pieds nus ou à peu près, à porter leur costume, à faire votre salam, à vivre de leurs mets et, grâce à cette transformation qui deviendra chaque jour plus complète, vous ne tarderez pas à pouvoir vous lancer avec eux dans l'affluent d'Ackba.

Diese Zurüstung verspricht für afrikanische Entdeckungen mehr als ganze Niger-Expeditionen. Unsere Missionare sollten an dem Cavallerie-Dffi-

cier, welcher zu Fuß in afrikanischer Hitze sich großen Gefahren aussetzte und oft am Nothwendigsten Mangel litt, ein Beispiel nehmen. Statt dessen sehen wir sie Fahrzehende hindurch behaglich an Küstenörtern meistens mit ihren Familien weilend oder wenigstens das von Europäern bewohnte Gebiet nicht weit überschreitend. Zuweilen bildet man auch eine sogenannte Missionscolonie, welche freilich auch nie recht unter die Heiden geräth, und dennoch in tropischen Ländern selten ein Alter von fünf Jahren erreicht. Wollte man danach suchen, so würde man mehr Reisende und Missionare finden, welche hoher Zwecke wegen solchen Gefahren und Entsayungen entgegenzugehen bereit sein würden, von denen die bisherigen Berichte oft fabelten. Aber nur Einzelne und nicht ganze Colonien können gegenwärtig in das Innere Afrikas eindringen.

Der Gouverneur du Sénégal Baudin schrieb unserm Reisenden . . . la latitude qui m'est laissée par le département de la marine de choisir le voyageur chargé d'établir des relations entre Ségo et le Sénégal me décident à vous confier cette mission intéressante et pénible . . . Vous partirez sur l'avis à vapeur le Guetn'dar, qui va se rendre à Grand-Bassam . . . Je vous remettrai une lettre pour le roi de Ségo, auquel je m'engagerai à payer un beau cadeau qu'il pourra fixer lui-même; ce sera peut-être un moyen d'assurer votre retour à Bakel. On pourra prendre le même engagement vis-à-vis des Bambarras qui vous serviront de guides.

Es schien wirklich, als hätte man sich der Führer ganz versichert und Hecquard trat am 15ten Januar 1850 seine Reise von Grand-Bassam an.

Aber kaum war Hecquard über Akba hinaus, so wurden seine Führer durch den dortigen König Piter oder Peters umgestimmt. Piter stellte ihnen vor, daß wenn die Franzosen den Weg nach Ségou kennen lernten die bisherigen Handels-Monopole verloren gehen würden Le roi Piter leur avait persuadé que la France ne cherchait à connaître la route de Ségou que pour s'emparer du colportage qu'ils monopolisaient dans ce moment. Piter fügte diesen Betrachtungen wohl noch Drohungen hinzu. Die Führer ließen Hecquard im Stiche, so daß er sich genöthigt sah, nach Grand-Bassam und Saint-Louis zurückzukehren. Baudin befahl dem Reisenden nun zu versuchen von Sedhiou (Cazamance) über Fouta Dialon zu gehen. In Cazamance wurde er durch einen Krieg aufgehalten, welcher zwischen den Bewohnern von Brasson und Cabou ausgebrochen war. Während dieses Aufenthaltes besuchte Hecquard die Quellen des Flusses St. Grégoire. Dann, statt wie einst Mollien über Gaba zu reisen, zog Hecquard es vor durch das bisher noch nie von Europäern besuchte Königreich Haut-Cabou zu gehen.

Die ganze Reise dauerte eigentlich von der Abreise Hecquards vom Senegal am 8. November 1849 bis 11. September im folgenden Jahre, also 10 Monate. In dieser Zeit war statt des capitaine de vaisseau Baudin sein Nachfolger M. Protet, capitaine de corvette Gouverneur geworden. Dieser erfüllte nun die von seinem Vorgänger eingegangenen Bedingungen. Die Eingebornen, welche ihn zurückbegleitete hatten, wurden mit Geschenken überhäuft entlassen, auch erhielten sie Geschenke für die Männer, welche sich gegen Hecquard gütig bezeigt und seine Reise ge-

fördert hatten. So endigte die Reise mit allseitiger Befriedigung, während wir bei ähnlichen Unternehmungen oft bemerkt haben, daß sie leider einen der Absicht entgegengesetzten Erfolg hatten, wie z. B. durch die politische Mission unter Sir William Harris das Königreich Schoa den Engländern nicht geöffnet, sondern auf eine Reihe von Jahren allen Europäern verschlossen wurde. Eine ähnliche Wirkung haben alle Missionen, wenn sie sich großartig prellen lassen, noch mehr aber, wenn sie selbst Gewaltthätigkeiten verüben wie die meisten ägyptischen Expeditionen an den Ufern des weißen Nils. Hecquard erzählt uns manche interessante Züge afrikanischer Sitten. Er schildert die Peulhs als sehr abergläubisch. Aber es scheint uns, als ob selbst ihr Aberglauben einen etwas höheren Bildungsgrad anzeigte, als die Unerschrockenheit mancher südafrikanischer Völker. Als Hecquard auf der Reise nach Timbo in Drekongaye nach der einfachen von Bouet-Willlaumez ihm angegebenen Methode die Sonnenhöhe für Breitenbestimmung messen wollte, wurde er durch einen Volksauflauf an der Ausführung dieser Zauberei gehindert *les naturels, au moment où je fichais en terre mon bâton afin de produire et mesurer l'ombre, s'ameutèrent autour de moi et m'empêchèrent de continuer mon opération sous prétexte que je me livrais à des sortilèges.* Dieses klingt wie mittelalterliche Rohheit, aber nicht wie eigentliche Wildheit. Auch die bei den Peulhs üblichen Erzählungen verrathen Nachdenken über moralische Fragen, welches wohl durch den Muhammedanismus mehr als durch das Heidenthum gefördert wird. Eine dieser Erzählungen lautet folgendermaßen: Jemand hatte nach dem Tode seines Vaters noch seine alters-

schwache ihn innig liebende Mutter. Auch seine Frau war bei der Geburt eines Sohnes gestorben. Dieser war kaum acht Jahre alt, konnte aber schon den Koran lesen und verstand schon mit Bogen und Pfeil Vögel im Fluge zu erlegen. Dieser Mann hatte auch einen Hahn, welcher täglich 30 Goldkörner aus der Erde kratzte, eine Kuh, welche täglich ein Kalb warf, und einen Baumwollenstrauch, welcher in jeder Nacht statt der Blumen ein großes, sehr schön gewebtes Stück Zeug hervorbrachte. Eines Tages fiel der Knabe in einen Brunnen und bedurfte der schleunigsten Hülfe, um nicht zu ertrinken. Zugleich bedroheten eine Ziege den Strauch, indem sie ihn abfressen wollte, ein Löwe war im Begriff seine Kuh zu rauben und ein Schakal wollte seine Henne erdroffeln, während Bösewichter seine Mutter schlagen wollten. — Wem sollte er nun zuerst helfen? — Fast Alle schrieen: Zuerst der Mutter! — *Il faut le dire à l'honneur de ces noirs, qu'on pretend incapables d'un bon sentiment, que presque tous s'écrièrent qu'il fallait d'abord secourir la mère; quelques-uns préférèrent aller sauver l'enfant; deux ou trois seulement (et chose remarquable, c'étaient des captifs) parlèrent des animaux. —*

Die Sitten der Muhammedaner sind meistens mehr geregelt als die der Heiden, z. B. Chez les Peulhs l'adultère est puni de mort lorsque c'est un esclave ou un pauvre qui le commet. La femme coupable est attachée et reçoit deux cents coups de corde et quelquefois plus. Dans le cas de flagrant délit le mari peut la répudier, et devient alors propriétaire de la dot et de tout ce qu'elle possède. Sic kann also unabhängigen Besitz haben. Elle peut se remarier,

mais non avec son complice. Si le coupable est un homme riche, il paie une amende qui varie de deux à dix cents captifs et autant de boeufs.

Lorsqu'un Peulh veut se marier, il va trouver le père ou le maître de la femme qu'il veut épouser, pour en obtenir la permission de lui faire la cour. Lorsque cette permission lui est accordée, il fait des cadeaux à sa future qu'il va voir tous les soirs . . . On règle le prix de la dot qui est ordinairement de dix captifs pour une femme libre, de deux pour une esclave. Lorsqu'une partie de cette dot a été payée, la femme est conduite chez son futur, où un marabout vient consacrer le mariage par des prières; ensuite on tire des coups de fusil; le nouveau marié tue un boeuf et donne un repas à sa famille et à ses amis. — Si la femme est captive . . . elle travaille pour son maître jusqu'à ce que son mari ait pu la racheter, ce qu'il fait presque toujours quand elle a un garçon. — *Dieses möge hinreichen, uns zu verdeutlichen, daß Central-Afrika nicht von eigentlichen Wilden, sondern von Barbaren bewohnt wird, deren Gesittung in einiger Hinsicht selbst Europäern nachahmungswerthe Beispiele darbietet, welche bisher als Schlahenhändler an den Küsten oft einen in jeder Hinsicht nachtheiligen Einfluß geübt haben.* Le sentiment de la famille est très développé chez les naturels. Tous les membres d'une même famille se regardent comme solidaires les uns des autres, et jamais ils ne font en vain appel à leurs parents, qui arrivent aussitôt, fussent-ils établis aux extrémités de la contrée.

Bei den Bassamanen und andern Heiden sind

die Sitten nicht so strenge als bei den Muhammedanern. La polygamie est permise chez ces peuples . . . La première femme épousée est presque toujours la favorite. C'est elle qui jouit de la confiance du mari, qui prépare les aliments et possède la direction de l'intérieur. . . . du reste elles ne sont pas jalouses les unes des autres. Chez les indigènes de cette partie d'Afrique, la femme adultère . . . vient presque toujours confesser sa faute . . . Le mari seulement va trouver le chef du village, et le complice est condamné à payer au mari deux akais d'or, soit un gros et un quart . . . La succession a lieu en ligne collatérale, c'est à dire que c'est le fils de sa soeur du chef décédé qui hérite son pouvoir, et non le fils de ce chef. Cette coutume est basée sur le peu de foi qu'ils ont dans la vertu de leurs femmes.

Dagegen lesen wir über die Liaphs: Leurs femmes jouissent d'une grande réputation de chasteté, et l'adultère est, dit on, inconnu chez ce peuple etc. —

Die Zuverlässigkeit des vorliegenden Buches ist dadurch vermehrt, daß Hecquard statt nach dem Beispiele mancher Reisenden geologische und mineralogische Ausdrücke zu gebrauchen, die von ihm gesammelten Felsarten mit Angabe der Fundörter dem Hrn Cordier, Professeur de Géologie au Muséum d'Histoire naturelle übergab, welcher dann eine hier abgedruckte Bestimmung ausarbeitete: Détermination des échantillons de roches de l'intérieur de l'Afrique rapportés par M. Hecquard. Die Fundörter wurden dann auch auf der Karte durch correspondirende Zahlen bezeichnet.

So wurde denn in mehrfacher Hinsicht, durch

Hecquard's Reise, mit sehr mäßigen Mitteln und anscheinend schwachen Vorbereitungen Bedeutendes für die Kenntniß Afrikas geleistet und daneben künftigen Reisenden mannichfache Anknüpfungspunkte für genauere Bestimmungen geboten.

F. Biallobloky.

B e r l i n

Enslin 1855. Ueber die Cystengeschwülste des Halses. Eine chirurgische Monographie von Dr. E. Gurlt Privatdoc. in Berlin. VIII und 284 S. in Octav.

Die vorliegende Monographie reiht sich den früher von demselben Verf. gelieferten würdig an; das in der Litteratur des In- und Auslandes vorhandene Material ist mit großem Fleiße zusammengetragen, wohl geordnet und in die darauf gestützte allgemeine Darstellung eingefügt, die Casuistik meist so ausführlich und treu mitgetheilt, daß dadurch das Nachlesen der Originalien meist erspart wird; überall aber finden sich auch eigne Beobachtungen und ein auf dieselben und das Studium der Litteratur gestütztes selbständiges Urtheil. Die Wahl des Gegenstandes ist sehr passend, da die Pathologie und Therapie der am Halse vorkommenden Cysten trotz ihrer Wichtigkeit noch keiner umfassenden Darstellung unterworfen worden ist. Man kann nach dem Verf. folgende Arten von an dem Halse vorkommenden Cystengeschwülsten unterscheiden: 1. Das angeborene Cysten-Hygrom des Halses; 2. Die Schleimbeutel-Hygrome der Regio thyreo-hyoidea, 3. Der Cystenkrebs; 4. Die serösen Cysten außerhalb der Schilddrüse; 5. Die Blutcysten außerhalb der Schilddrüse; 6. Die Cysten des Halses mit breiigem Inhalt; 7. Die Cysten des Halses mit Haa-

ren, Knochen, Zähnen; 8. Die *Echinococcus*-Cysten des Halses. Ueber die ihrem Bau und ihrer Aetiologie nach noch ziemlich unklaren angeborenen Cysten-Hygrome geht aus dem beigebrachten Materiale hervor, daß ihr Sitz und Ausgangspunkt ausschließlich das subcutane und intermusculare Zellgewebe ist; was ihren Bau betrifft, so scheinen sie im strengen Sinne des Wortes den Namen Cysten nicht zu verdienen, sondern nur Conglomerate von unter einander zusammenhängenden scharf umschriebenen cystenartigen Räumen darzustellen, deren einzelne keine gesonderte Wand und keine Epithelialauskleidung besitzen und welche nach *Rokitansky* aus einem intrauterinen hydropischen Erguß in das Zellgewebe hervorgehen; ihr Inhalt ist ursprünglich stets serös, wird aber später oft durch Hämorrhagien aus der Wand verändert. Die Bucherung der Cysten geht meist nach außen vor sich, doch dringen sie zuweilen im intermuscularen Zellgewebe bis in die Tiefe zwischen Oesophagus, Trachea und Wirbelsäule, bis zur Schädelbasis und Gaumen oder ins *Mediastinum anticum*. Die Schleimbeutelhygrome der *Regio thyreoidea* sind verhältnißmäßig selten; am häufigsten gehen sie aus einem Hydrops der doppelten *Bursa mucosa infrahyoidea s. thyreochoidea* hervor, welche sich von der Incisur des Schildknorpels hinter das Zungenbein erstreckt und hier an das *Labium inferius* des oberen Randes inserirt ist; weniger häufiger ist der Hydrops der *B. m. antethyreoidea subcutanea* auf dem Vorsprunge des Schildknorpels und der *B. m. suprahyoidea* in der Dicke der Zungenwurzel auf dem oberen Rande des Zungenbeines, zwischen den hinteren Insertionen der *Mm. geniohyoidei*

und genioglossi, welche sich nur bisweilen accidentell bildet. Auch die Wand dieser Cysten hat kein Epithel, ihr Inhalt ist serös. Die Anatomie des Cysten Kropfes schildert Verf. genau nach Rokitansky, der Therapie dieser Veränderung widmet er den größten Theil des Buches. Die chirurgische Behandlung ist theils eine palliative, theils eine radicale; die erstere ist dazu bestimmt, die Nachtheile der Geschwulst zu mildern, insbesondere also den Druck, welchen sie ausübt, zu heben, dies kann geschehen durch subcutane Durchschneidung des den Kropf comprimirenden M. sternocleidomastoideus; durch Dislocation des Kropfes und Fixirung an einer anderen Stelle; durch die Punction. Die Radicalcur besteht in folgenden Operationsmethoden: 1. Die Punction; 2. das Durchziehen eines Setaceum's oder einer Ligatur; 3. die Punction mit darauf folgendem Einlegen eines elastischen Katheters, einer Canüle oder Wieke; 4. die Punction mit nachfolgender Injection einer reizenden Flüssigkeit; 5. die Eröffnung der Cyste durch einfache Incision; 6. die Incision mit der Excision eines Stückes der Cystenwand combinirt; 7. die Excirpation, partielle oder totale der Geschwulst; 8. die Eröffnung oder Zerstörung der Geschwulst durch die Cauterisation; 9. die subcutane Discision der Cyste; 10. das Abbinden derselben. Diese verschiedenen Operationsmethoden werden ausführlich besprochen, mit zahlreichen (127) Fällen belegt und endlich in einer Tabelle zusammengestellt. — Die serösen Cysten außerhalb der Schilddrüse sind sehr selten und ihrer Entwicklung und Natur nach noch nicht genügend erforscht; sie entstehen spontan im Zellgewebe des Halses in ähnlicher Weise wie die accidentellen Schleimbälge, wachsen sehr langsam

und können einen enormen Umfang erreichen. Was ihren Sitz betrifft, so führt Verf. 3 Stellen an, wo sie vorzugsweise häufig ihren Ausgang nehmen: die Fossa supraclavicularis, die Gegend unter dem Proc. mastoid. und unter dem Kieferrande und eine zwischen diesen beiden gelegene Region, am inneren Rande des Sternocleidomastoideus und unter diesen sich erstreckend. Ihre Wand ist fibrös, innen glänzend und ohne Epithel, ihr Inhalt serös. Mit dem Namen Blutcysten außerhalb der Schilddrüse bezeichnet der Verf. „am Halse und in dessen Nachbarschaft gelegene abgeschlossene Höhlen, welche einen von dem arteriellen oder venösen Blute nicht zu unterscheidenden Inhalt haben, der nach der Entleerung, welche oft nicht vollständig zu Stande kommt, sogleich die erstere wieder anfüllt.“ Solche Cysten wurden nur in wenig Fällen beobachtet, erreichten eine beträchtliche Größe, und hatten ihren Sitz im Zellgewebe des Halses, in den seitlichen Regionen. Die Wand dieser Cysten ist noch nicht genauer untersucht worden und daher auch die Quelle des stets nachströmenden Blutes nicht anzugeben. Zu den bekannten Fällen von Michaur fügt Vf. zwei ältere von Hey und Warrens, und zwei neue von Langenbeck. Cysten mit breiigem Inhalt kommen am Halse selten vor und haben nichts Eigenthümliches; dasselbe gilt von den Cysten mit Haaren, Knochen, Zähnen, die in zwei Fällen angeboren waren. Chinococcuscysten wurden sowohl innerhalb der Schilddrüse, als außerhalb derselben im Zellgewebe des Halses beobachtet; die innerhalb der Drüse sitzenden wurden in einigen Fällen durch die Perforation in die Luftröhre tödtlich, andere entleerten sich nach außen nach Eiterung oder wurden durch Operation entfernt.

Fr.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 10. November 1856.

R e g e n s b u r g

sumtus fecit G. Josephus Manz, 1856. Linguae Mandschuricae institutiones quas conscripsit, indicibus ornavit chrestomathia et vocabulario auxit Franciscus Kaulen Rector Puteolanus. VIII u. 152 S. in Octav.

Die eigentliche Sprachlehre geht in diesem Werke bis S. 78; die Chrestomathie, nur theilweise aus noch nicht gedruckten Quellen geschöpft, reicht von S. 99—139. Man hatte bisher als nützliche und leicht zugängliche Bücher zum Erlernen des Mandschu die Chrestomathie von J. Klaproth und die Sprachlehre von C. v. d. Gabelenk, worüber wir unsre Leser, wenn sie sich weiter unterrichten wollen, auf die gel. Anz. 1829 S. 553 ff. und 1834 S. 338 ff. verweisen können. Hr Kaulen aber geht bei der Anfertigung seines Buches noch von ganz anderen als rein wissenschaftlichen Gründen und Antrieben aus, denselben, die wir schon einigemal in den gel. Anz. aus neuester Zeit als weder nützliche noch wahrhaft weise bezeichnen

mußten. Wir wissen jetzt aus genug vielen Beispielen und Beweisen, daß in so viele besonders jüngere Geistliche der römischen Kirche eine Starrheit und ein Hochmuth gefahren ist, welcher sie auch in den Wissenschaften das richtige Thun und das wahrhaft erspriessliche Arbeiten verkennen läßt. Der Verf., welcher in Preußen gebildet zu sein scheint, hätte sich doch vorher nach dem wirklichen Zustande unserer sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse näher umsehen sollen, zumal er zufolge der Vorrede seine Sprachlehre nach einem etwas höhern Maßstabe anlegen, namentlich das Vorbild der lateinischen Grammatik als für die Mandschusprache unpassend verlassen wollte. Allein wir werden alsbald sehr enttäuscht, wenn wir sehen, wie ihm irgend ein unbekannter Lehrer, der ihn in Aristoteles' Logik unterrichtet habe, ferner de Sacy's arabische Grammatik und die Werke der Jesuiten, welche sich in den vorigen Jahrhunderten mit dem Mandschu beschäftigten, als die Leisterne seiner sprachlichen Wissenschaft vorleuchten. Aristoteles' Logik mag noch so vollkommen sein, allein von einer Sprachwissenschaft wie wir sie heute haben müssen, hatte weder Aristoteles noch irgend ein anderer der Alten eine Ahnung. An de Sacy, welcher von dieser unsrer heute nothwendigen Sprachwissenschaft kaum eine entfernte Ahnung hatte und dessen Werke namentlich für das Verständniß der tatarischen Sprachen gänzlich ohne Bedeutung sind, verschwendet der Verf. sein Lob offenbar nur, weil er ihn nicht für einen protestantischen, sondern für einen römischen Christen hält: ein ganz eitles Dafürhalten, weil de Sacy bekanntlich mehr Jansenist als sonst etwas war, was der Verf. aber nicht gewußt zu haben scheint. Es bleibt also zuletzt nur das Ergebnis, daß der

Berf. die Jesuiten und diesen ähnliche Gelehrte sogar auch in der Wissenschaft am liebsten bewundern und ihren Fußtapfen folgen möchte. Unsre neuere Sprachwissenschaft, wahrlich auf andern als auf jesuitischen Fleckern ausgesäet und großgewachsen, ist ihm fast völlig unbekannt geblieben.

Ein anderer großer Mangel, den der Berf. nicht einmal bemerkt zu haben scheint, ist, daß er die mit dem Mandschu verwandten Sprachen weder kennt noch mit dem Mandschu vergleicht. So weit dieser östlichste Zweig der tatarischen Sprachen auch von den westlichen, namentlich also vom Türkischen abzustehen scheint, so kann doch ein geübtes Auge leicht den näheren Zusammenhang finden, welcher alle Sprachen dieses weiten Sprachstammes verknüpft; und auf dem heutigen Standorte der Sprachwissenschaft sollte es sich von selbst verstehen, daß man nie die eine dieser verwandten Sprachen ohne beständige Rücksicht auf die andern zu erkennen und zu beschreiben unternimmt. Der Berf. aber weist in seinem kurzgefaßten Lehrbuche wohl auf scheinbare oder wirkliche Aehnlichkeiten ganz fremdartiger Sprachen hin, übergeht dagegen völlig die Vergleichenungen aus den zunächst verwandten, welche am nützlichsten und nothwendigsten gewesen wären. Was er dazu aus der sogenannten „allgemeinen Grammatik“ etwa nach de Sacy's Beispiele und Vorgänge beibringt, ist theils unbedeutend, theils auch ganz unrichtig.

Unter diesen Verhältnissen können wir der Schrift des Hn Kaulen einen irgendwie bedeutenden Nutzen für die Wissenschaft nicht zuschreiben. Wer eine der tatarischen Sprachen beschreiben will, sollte heute vor Allem die zwei höchsten Gesetze kennen, auf denen ihr Bau beruhet, und nach de-

ren Inhalte seine ganze Beschreibung im Einzelnen einrichten. Diese beiden höchsten Gesetze sind 1) daß im Wortbaue der Grundbegriff als Wurzel eines Namen- oder eines Thatwortes wie ein fester Grund vorangeschickt und ihm alle sich anschließenden Begriffe nach ihrer einfachsten Reihe streng untergeordnet werden, allmählich auch mit ihm mehr oder weniger verschmelzen können; und daß 2) im Sachbaue gerade umgekehrt der Grundbegriff oder das die andern dem Gedanken nach tragende und zusammenfassende Wort, sei es das Thatwort oder das einzelne Namenwort, das letzte ist und ihm alle erklärenden und beschränkenden Begriffe nach derselben einfachsten Reihe streng vorangeschickt werden. Der Unterz. hat diese beiden Grundgesetze in den gel. Anz. 1855 S. 296 ff. weiter erklärt: und es war nur billig und selbstbelohnend, daß der Verf. des vorliegenden Werkes sie beachtet und alle in ihnen liegenden höchst wichtigen Folgerungen richtig erkannt hätte. Allein er hat dieses Alles nicht beachtet, und auch deshalb sein Werk höchst unvollkommen gelassen.

Wir würden eben deshalb selbst hier eine Mandschu-Sprachlehre schreiben müssen, wollten wir die vielen Fehler des Werkes verbessern. Eine nach wissenschaftlicher Strenge und Genauigkeit verfaßte Sprachlehre des Mandschu wie der übrigen tatarischen Sprachen ist noch nicht geschrieben: wir wollen deshalb hier nur ein paar Beispiele anführen, aus welchen man ersehen kann, wie wenig die Darstellung und Lehre des Verfs genüge. Nach S. 34 bildet sich im Mandschu sowohl der passive als der causative Stamm eines Thatwortes durch das Anhängsel *-bu*: der Verf. läßt diese beiden Bestimmungen unaufgelöst, ja ohne alle weitere Bemerkung neben einander be-

stehen, während die beiderseitige Bedeutung doch einen Gegensatz in sich schließt, die Erscheinung also jedenfalls näher zu erklären ist. Nach S. 36 hat das Mandschu zwei Participien sowohl activer als passiver Bedeutung; und diese sind eben seine einzigen Participien: allein in keiner Sprache kann der Unterschied des Activen und Passiven zumal bei einer Ableitung wie dem Participium so völlig gleichgültig sein, wie er hienach im Mandschu wäre. Die Sache ist aber vielmehr die, daß bei Thätwortwurzeln das Anhängsel *-kha* die Bezeichnung des Vollendeten, das Anhängsel *-ra* die des Unvollendeten gibt, die beiden von dem Verf. gemeinten Wortbildungen also gar keine Participien, sondern bloße Zeitgebilde sind, deren näherer Sinn im Sätze je aus ihrer Stellung zu den übrigen Worten folgt. Die tatarischen Sprachen unterscheiden ebenso wie alle Ursprachen zunächst nur Perfectum und Imperfectum; und daß solche Urbildungen in ihnen noch so rein hervortreten, ist eben hier das Lehrreichste. Im Türkischen entspricht also dem Anhängsel *-kha* durch einen auch sonst vorkommenden Lautwechsel das *ى-*, und dem andern das *ر-*, beide mit derselben Urbedeutung. H. G.

L e i p z i g

F. A. Brockhaus 1855. Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Von Dr. Wilhelm Gottlieb Soldan. Zwei Bände. VIII 635 und 603 S. in Octav.

Mit Recht scheint dem Verf. die Reformationsgeschichte Frankreichs, so oft sie auch schon behandelt worden ist, immer noch derjenigen Forschung, die sich nicht scheut, auf einen möglichst

tiefen und sichern Grund der Quellen hinabzudringen, ein eben so weites als würdiges Feld der Bearbeitung darzubieten, so fern es gilt, aus dem Widerstreite mannichfacher, einander bekämpfender Ueberlieferungen die wahre Gestalt der Thatsachen, die nur eine einzige sein kann, festzustellen. Weder eine dogmengeschichtliche Entwicklung des Lehrbegriffs, noch eine eingehende Darstellung der reformirten Kirchenverfassung, noch auch eine Reihe erbaulicher Martyrologien ist es, was hier gegeben werden soll. Der Zweck des Werkes geht vielmehr dahin, die reformatorischen Ideen und Bestrebungen, die das Zeitalter der Reformation auch für Frankreich gebracht hat, in ihrem Ursprunge aufzusuchen, und von ihrem ersten Hervortreten an ein halbes Jahrhundert hindurch auf ihrem Gange durch das öffentliche Leben zu begleiten, ihre Entfaltung und Verbreitung, ihre Beziehungen nach innen und außen, ihre Kämpfe, Wirkungen und Geschicke darzustellen, sowie die Verhältnisse, durch welche sie bald Förderung, bald Hemmung und Rückschlag gefunden haben, zur Anschauung zu bringen. Die Art, wie Verf. sich über den Zweck seines Werkes ausspricht, ist unklar. Er will den Einfluß der Ideen und Bestrebungen des Zeitalters der Reformation auf Frankreich darstellen, und meint mit dem Reformationszeitalter jedenfalls das 16. Jahrhundert, sagt aber dabei nicht näher, ob er das 16. Jahrhundert auch als das eigentliche Reformationszeitalter für Frankreich ansieht, oder nicht. Diese Frage mußte aber zuvor bestimmt beantwortet werden, wenn die geschichtliche Tendenz des Werkes Boden und Halt gewinnen sollte. Weil sich Frankreich darüber nicht klar wurde, wo der eigentliche Schwerpunkt seiner Reformationsbestre-

Soldan, Protestantismus in Frankreich 1799

bung liegt, hat es eigentlich eine dreifache Reformation gehabt, die Reformation der gallicanischen Kirche, welche sich auf die allgemeinen Concilien zu Costnitz und Basel im 15. Jahrhunderte stützt, die Reformation des Calvinismus im 16. Jahrhunderte und die Reformation des Jansenismus im 17. Jahrhunderte, wovon wenigstens die beiden letztern Frankreich mit ebenso tiefgreifenden als nachhaltigen Erschütterungen heimgesucht haben. Von den drei Reformationen hat die eine so wenig gewirkt als die andere, weil sich Frankreich in den kirchlichen Dingen ebenso unklar ist als in den politischen. Hier muß die Geschichte nachhelfen. Nach der Ansicht des Rec. sind alle drei Reformationstendenzen in den Bedürfnissen des französischen Volkes begründet, aber so, daß die Tendenz der gallicanischen Kirche die Grundlage bildet. Das französische Volk will vor allen Dingen seine geschichtlich überkommene französische Kirche und den Zusammenhang seiner Kirche mit der allgemeinen Kirche festhalten. Davon geht die Reformation der gallicanischen Kirche aus, welche ihrem Charakter nach eine Episkopalkirche ist. Daneben ist in dem französischen Volke das Bedürfnis nach einem regsamen Gemeindeleben gleich stark, und hierin liegt die Ursache von der Verbreitung des Calvinismus in Frankreich. Endlich begehrt das innere religiöse Leben des französischen Volkes zu seinem Träger eine gemüthvolle Mystik, welche der Jansenismus anstrebte. So liegen die Factoren eines französischen Kirchenthums sowohl in der Verfassung, als auch in dem innern Leben vor, aber diese Elemente haben sich niemals geeinigt, und daher ist es gekommen, daß der römische Katholicismus, auch nachdem derselbe sich lange überlebt hatte, als todes

Clement seine Herrschaft behauptet hat. Das französische Volk, nach seinem Charakter tief religiös, ist ein unreligiöses Volk geworden, weil es niemals den wahren Ausdruck seines religiösen Sinnes gefunden hat. Darin liegt das Räthsel, warum die geschichtlich gegebenen Elemente zu einem französischen Kirchenthume einer Einigung beständig widerstrebt haben. Die Periode, welche das vorliegende Werk behandelt, dreht sich um die Einigung des durch die gallicanische Kirche gesetzten Episkopalsystems mit der durch den Calvinismus gegebenen Gemeindeverfassung. Die Ursache, warum diese beiden Elemente einander entgegen traten, nach ihren tiefen und wahren Gründen zu erörtern, das ist nach unserer Meinung die wahre geschichtliche Aufgabe, welche das vorliegende Werk zu lösen hat. Wenn schon Verf. diesen Standpunkt nicht verfolgt hat, so ist doch seine geschichtliche Anschauung zu tief in den Quellen begründet, ist er doch zu sehr objectiver Historiker, als daß nicht auch von einem andern, auf objectiver geschichtlicher Anschauung ruhenden, Standpunkte aus ein wahrer Gewinn aus seinem Werke zu ziehen wäre. Wir versuchen demnach die ange deutete Anschauung nach ihren Grundzügen mit hauptsächlichlicher Berücksichtigung des vorliegenden Werkes auszuführen.

In Frankreich sprach sich bei der entschiedenen Mißstimmung, welche das im December 1515 geschlossene und im August 1516 unterzeichnete Concordat in dem französischen Klerus, in der Universität und in dem Parlamente von Paris hervorrief, ein empfänglicher Sinn für eine Reformation der französischen Kirche aus.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. 182. Stück.

Den 13. November 1856.

L e i p z i g

Fortsetzung der Anzeige: „Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. Von Dr. W. G. Soldan.“

König Franz I., mit dem Beinamen eines Vaters der Wissenschaften, gründete 1529 das Collège royal de France für lateinische, griechische und hebräische (später auch für arabische und syrische) Sprache, Mathematik und Philosophie, ferner die große königliche Buchdruckerei, in welcher viele Ausgaben von Classikern erschienen. König Franz zog italiänische Gelehrte an seinen Hof, die den Schatz classischer Litteratur auf Frankreichs Boden verpflanzten, und Schüler bildeten, die das begonnene Werk rühmlichst vollendeten. Auch zu Künstlern in verschiedenen Fächern suchte Franz freundliche Beziehungen auf. Als Vertreter der Reformation stießen wir bei der Universität zu Paris auf Jacob Lefèvre, aus Staples, einem Flecken in der Picardie, gebürtig (daher gewöhnlich Faber Stapulensis genannt), welcher 1512

einen Commentar über die paulinischen Briefe herausgab, worin er die Werkheiligkeit bestritt. Weiter gab er einen Commentar über die Evangelien (Meaux 1522) heraus, und ließ gleich darauf in Abtheilungen (von 1523 bis 1530) eine französische Bibelübersetzung erscheinen. Schüler von Lesébre waren Wilhelm Farel und Wilhelm Briçonnet. Briçonnet, 1516 zum Bischof von Meaux ernannt, berief den 13. October 1518 eine Synode seines Sprengels zur Abstellung von Mißbräuchen. Darauf berief Briçonnet zum Unterrichte seiner Gemeinde Lesébre von Paris nebst Wilhelm Farel, die aber ihren Wirkungskreis bald wieder verlassen mußten. Mit Nachdruck setzten das Werk zwei Schüler von Lesébre, Jacobus Pouvan und Matthias Saunier, fort und es bildete sich die erste kleine französische evangelische Gemeinde zu Meaux. Allein Jacob Pouvan und Matthias Saunier kamen beide ins Gefängniß. Die Sorbonne verdamnte im August 1525 neun Sätze und etwas später 48 Sätze aus den Commentaren von Lesébre, und erklärte seine Schriften für verboten. Pouvan wurde, nachdem die Sorbonne verschiedene seiner Behauptungen, unter welchen namentlich auch Sätze gegen Fegfeuer, Ablaß, Ohrenbeichte und Heiligendienst vorkamen, verdammt hatte, auf dem Grèveplatze zu Paris im December 1525 verbrannt. Es war die lutherische Reformationstendenz, welche von Deutschland aus Eingang in Frankreich fand, welche diesen Widerstand hervorrief. Ueber diese Reformationstendenz hatte sich die Sorbonne in ihrer in Folge der Leipziger Disputation über Luther im Jahre 1521 ausgesprochenen Censur erklärt. Gewiß tadelt Verf. die Sorbonne mit Recht, daß sie in die Wiedergeburt der Religionswissenschaft auf

Soldan, Protestantismus in Frankreich 1803

Grundlage der Schrift, welche die Reformatoren des 16. Jahrhunderts anstrebten, nicht auf die gebührende Weise einging, aber ihren Widerstand gegen eine aus der Fremde eingedrungene Reformationstendenz allein aus Anhänglichkeit an die veraltete Scholastik erklären zu wollen, hieße auf der andern Seite zu weit gehen, da die Sorbonne in der lutherischen Reformationstendenz eine Zerstörung des geschichtlichen französischen Kirchenthums und eine Auflösung des allgemeinen kirchlichen Verbandes erblickte. Die Reformationstendenz der gallicanischen Kirche hielt dabei die Sorbonne fest. Als im Jahre 1524 der Predigermönch Louis Combout oder Coubout die Thesiß vertheidigte, unter den Aposteln sei allein Petrus unmittelbar durch Christus consecrirt worden, so daß kein Bischof, mit Ausschluß des Petrus, unmittelbar durch Christus eingesetzt worden sei; die Pfarrer seien es nur durch positives menschliches Recht, verwarf die theologische Facultät dieselbe, und er mußte im Gegentheile die Thesiß vertheidigen, sowie man glaube, daß Petrus durch Christus zum Oberpriester eingesetzt worden sei, so seien auf dieselbe Art die Apostel durch Christus unmittelbar zu Bischöfen eingesetzt, welcher auch die Pfarrer eingesetzt habe, so daß die Kirche diese drei Ordnungen der Hierarchie nach göttlichem Rechte habe. Mit der Sorbonne ging die höhere Geistlichkeit Hand in Hand, und nicht bloß der Erzbischof du Prat von Sens, der Erzbischof Franz von Tournon von Bourges hielten wider die eindringende lutherische Ketzerei Provincialconcilien, sondern auch der Bischof Brignonnet von Meaux verbot unter Androhung des Bannes Luthers Schriften für seine Diöces. Die lutherische Reformationstendenz konnte in Frankreich keinen Vo-

den gewinnen; aber anders verhielt es sich mit dem Calvinismus, als derselbe in Frankreich Eingang fand, welcher den Franzosen das in ihren Bedürfnissen tief begründete kirchliche Gemeindeleben bot. Das war dieselbe Ursache, weshalb sich früher in Frankreich die Waldenser verbreitet hatten, und durch keine Verfolgung ausgerottet werden konnten. Calvin dedicirte seine 1335 zu Basel französisch herausgegebene *Institutio religionis christianae* dem Könige Franz, und das Werk verbreitete sich bald allgemein in Frankreich, ward aber verdammt und verbrannt. Desungeachtet begann nunmehr unter dem Einflusse des Calvinismus die Bildung reformirter Gemeinden, die auf grausame Weise zerstört wurden, aber gleichwohl ihren Fortgang nahmen. Schon König Franz versuchte eine Vermittlung zwischen der alten und neuen Religion einzuleiten. Melancthon erhielt im Jahre 1535 ein königliches Einladungsschreiben, nach Paris zu kommen, um mit einigen auserlesenen Doctoren sich über die Einigung der getrennten Parteien und die Herstellung des Kirchenfriedens zu unterreden. Im Jahre 1543 traten 12 Theologen zu Melun zusammen, um sich über die bestrittenen Religionspunkte zu besprechen und dann dem Könige Vorlage zu machen; die Sache hatte aber keinen Erfolg.

Unter Heinrich II. wurde Genf wie ein heiliger Wallfahrtsort besucht. Flüchtige Protestanten ließen sich häuslich dort nieder, bemittelte Männer, welche der neuen Lehre zugethan waren, machten Reisen dahin, und nahmen eine Zeitlang ihren Aufenthalt daselbst. Junge Leute schöpften hier Belehrung und jene begeisterte Liebe für den Calvinismus, welche sie, trotz Gefahr und Verfolgung, zu der thätigsten und muthigsten Verbreitung des-

Soldan, Protestantismus in Frankreich 1805

selben antrieb, und zu jenen fruchtbaren Predigern in den neugebildeten Kirchengemeinden Frankreichs machte. Auf Genf waren Aller Augen gerichtet, aus Genf erwartete das Volk Trost und Beruhigung, Genf wurde das Haupt der neuen Kirche, wie Rom das Haupt der alten war. Calvin selbst hing mit unwandelbarer Liebe an seinem Vaterlande. Er belehrte und tröstete seine Landsleute durch Briefe, verwendete sich für sie bei den protestantischen Fürsten Deutschlands. In Paris wählte man im September 1555 einen jungen Geistlichen von Angers, La Riviere, der kürzlich von Genf zurückgekommen war, und dann ordnete man die neue Gemeinde nach der Genfer Mutterkirche. Die Pariser Gemeinde wurde das Musterbild für die reformirten Gemeinden in Frankreich, deren sich bis zum Jahre 1562 2105 gebildet hatten. Die reiche und blühende Handelsstadt La Rochelle, deren Municipalrechte sie fast zu einer Freistadt erhoben, und deren Verfassung ganz republikanisch war, war der Calvinischen Lehre gänzlich zugethan. Am größten war der Fortgang der Reformation in Guienne und Languedoc, und überhaupt in dem mittäglichen Theile von Frankreich, wo durch Handel und Verkehr Städte blühten, welche eigenmächtig ihre städtischen Verfassungen ordneten und durch regelmäßige Provincialstände vertreten wurden, wo ein republikanischer Geist und Sinn für ein unabhängiges, eigen geschaffenes Leben vorhanden war. Hier, wo schon in alten Tagen die Grundsätze der Waldenser ihren Sitz hatten, ergriff man die neue Lehre mit enthusiastischer Liebe, und suchte sie ebenso unabhängig als Eigenthum zu schützen, wie man die bürgerlichen Einrichtungen zu erhalten gewußt hatte, mit denen jene so sehr harmonirte. In den

Städten, wo der Bürger im Kreise seiner Familie den Frieden des Lebens sucht, und in häuslicher Andacht Trost und Erheiterung findet, war der Sitz der Calvinischen Lehre. Das Lesen der Bibel und religiöser Bücher war dem Bürger eine Erholung für die Mühen der Woche. Daneben dehnten die Reformirten ihre kirchliche Verfassung auch auf ihren bürgerlichen Zustand aus, und bildeten eine conföderirte Republik in einem monarchischen Staate. Sie bildeten abgeschlossene Gemeinheiten mit eigenen Gesetzen, eigener Verfassung und eigener Obrigkeit. Zu alle dem fügte die erste reformirte Nationalsynode, welche sich am 26. Mai 1559 zu Paris versammelte, den Schlußstein hinzu, indem sie der Gesammtheit der Gemeinden in Lehre und Verfassung die gewünschte Einheit gab. In vierzig Artikeln des Glaubens und ebenso vielen der Disciplin sind ihre Arbeiten niedergelegt. Als Princip des Glaubens wird die Gnadenwahl aufgestellt, wonach es kein menschliches Geschlecht, sondern nur Kinder Gottes und Verdammte gibt, wonach der Einzelne nicht in der Idee der Menschheit, sondern der Erwählte in der Idee seines Subjects lebt. Nach diesem Subjectivismus wird der Begriff der Kirche bestimmt, und die Kirche als die Versammlung der Gläubigen, welche in der Befolgung des Wortes Gottes und der Beobachtung der reinen Religion übereinstimmen, erklärt. In dieser Gemeinschaft ist eine kirchliche Gemeinde der andern völlig gleich. Wenn wir gegen diese neue Kirche alle Mächte Frankreich's, welche auf dem Boden der geschichtlichen Zustände stehen, sich erheben sehen, sollen wir dann glauben, daß dieselben sich allein dem Fortschritte entgegengestellt haben, oder daß sie ein wesentliches Gut des französischen Volkes

zu wahren suchten? Wäre die neue Kirche durchgedrungen, so würde sie unverkennbar Frankreich in einzelne Freistaaten aufgelöst haben; die Geschichte Frankreichs aber beweist, daß das französische Volk zur Bildung einer Nation berufen ist. Die Geschichte der Freistaaten von Norditalien, von der Schweiz stellt ein sehr unerfreuliches Bild dar, wogegen die Nation ein naturgemäßer Bildungsstand, eine sittliche Idee ist. Das Gemeinleben, welches der Calvinismus brachte, war ein integrierender Bestandtheil des Nationallebens, aber nur in der Form nicht, in welcher er es brachte. Dieser wichtige Umstand tritt in der Darstellung des Verf. nicht hervor, sondern bei ihm erscheint der Calvinismus an sich als ein in die geschichtliche Entwicklung des französischen Volkes eingehendes Element.

Unter König Franz II. verband sich mit dem kirchlichen Interesse ein politisches. Die Prinzen des Hauses Bourbon neigten sich der neuen Kirche zu, und waren die nächsten und einzigen Agnaten des jungen Königs und seiner drei noch jüngern Brüder, an welche der Thron fallen mußte, im Falle, daß Franz und seine Brüder kinderlos starben. Dem Hause Bourbon stellte sich das aufstrebende Haus Guise gegenüber, welches seinen Ursprung von den Karolingern herleitete, und mit dem Hause Valois nur entfernt verwandt war; allein die Umstände schienen für dasselbe günstig zu sein, um ihm bei Erlöschung des Hauses Valois, unter Ausschließung des Hauses Bourbon vom Throne, die Aussicht zu demselben zu eröffnen. Durch die Vermählung des Königs Franz mit einer Princessin aus dem Geschlechte der Guisen, der schottischen Königin Maria Stuart, stellten die Guisen ihre Macht auf die festeste

Grundlage. Dadurch gelangte am französischen Hofe die spanisch-katholische Politik zur Herrschaft, und die Edicte, welche von dieser Partei am Hofe ausgingen, lauteten über die Protestanten sehr streng. An jedem Parlamente hatte sich nach des Königs Befehl eine Kammer, die sogenannte *Chambre ardente*, mit dem Verbrechen gegen die Religion zu beschäftigen. Die Verschwörung von Amboise im März 1560, um die Guisen aufzuheben, die Verwaltung des Reiches während der Minderjährigkeit des Königs den Bourbonen zu übergeben und die Zusammenberufung der Generalstände zu veranlassen, ward entdeckt, und hatte die Erhebung des Herzogs von Guise zum Generallieutenant und das Edict von Komorantin zur Folge, wodurch das Erkenntniß über das Verbrechen der Ketzerei den gewöhnlichen Gerichten entzogen, und den Geistlichen höhern Ranges übergeben, alle Versammlungsorte auf das strengste verboten und den Angebern eine bedeutende Belohnung ausgesetzt wurde. Unterdessen war die Regierung inne geworden, daß der Calvinismus dem Volke etwas gewähre, was für dasselbe ein wahres Bedürfniß sei, und dieses suchte ihm die Regierung, wie das eine jede rechtliche Regierung in ähnlichen Fällen thun muß, auf dem Wege des Rechtes zuzueignen. Ein Edict vom Anfange des März 1560 verkündete, daß die Reformirten meistens ungebildete Leute aus dem Handwerksstande seien, verführt durch Prediger und Bücher aus Genf, und mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit fehlend, und der König, jung und milden Herzens, wollte grade das erste Jahr seiner Regierung am wenigsten mit dem Blute dieser Leute bezeichnen sehen. Und als in Gegenwart von der Königin Mutter Katharina und dem Kanzler

Soldan, Protestantismus in Frankreich 1809

Olivarius der Admiral Gaspar Coligny erklärte, man solle mit den Hinrichtungen anhalten, womit man an vielen Orten in Frankreich wider arme Menschen wüthe, und Gewissensfreiheit gewähren, bis durch den Ausspruch eines geschnitzten und freien Concils die über die Religion entstandenen Streitigkeiten beigelegt würden, so verhiess ein Edict vom 31. März, weil durch Unterlassung der Concilien und durch die Nachlässigkeit der Prälaten die Disciplin zerfallen, und viele einer Abstellung bedürftige Mißbräuche in der Kirche eingerissen seien, so werde der König binnen 6 Monaten den gallicanischen Klerus zusammentreten lassen, um eine Reformation mit ihm vorzunehmen, und die durch die bisherige Verderbniß und Verweltlichung Beleidigten zur Einheit mit der Kirche sanft zurückzuführen. Man fing an, bei der Frage über die Ursache der Bewegung in Frankreich zwei Klassen von Urhebern derselben zu unterscheiden, wovon die Einen nur die Religion, die Andern unter dem Vorwande der Religion eine Staatsveränderung bezweckten; die Erstern könne man befriedigen, wenn man in einer Versammlung von Theologen die streitigen Punkte nach dem Worte Gottes entscheide, und unterdessen die armen Leute schonend behandle. Nach dem Tode des Kanzlers Franziscus Olivarius wurde, auf Empfehlung der Königin Mutter bei dem Könige, Michael de L'Hospital zur Kanzlerwürde erhoben, welcher am 30. Junius seine Bestallung erhielt. Der Gesichtspunkt des Hofes war, ein allgemeines, freies Concil, auf welchem auch die Protestanten erscheinen und sich aussprechen dürften, und zwar an einem andern Orte als zu Trient sei dringend nöthig, Frankreich gehe der Zerrüttung entgegen; helfe der Papst nicht,

so müsse der König sich selbst helfen. Darum wolle er angefehene Personen berufen, was man fälschlich als ein Nationalconcil ausschreie, und um der Gewissen seiner Unterthanen willen über die Reformation seines in Sittenlosigkeit verfallenen Klerus berathen und beschließen lassen. Am 21. August wurde die Versammlung der Notabeln zu Fontainebleau eröffnet. Johann Montluc, Bischof von Valence, schilderte den Zustand der französischen Kirche. Die Bischöfe gingen mit nichts um, als ihre Einkünfte zu vermehren und zu schwelgen. Zuweilen lebten ihrer vierzig zu Paris dem Vergnügen, und übertrügen ihre Stellen Unwürdigen. Die von ihnen ordinirten Curatgeistlichen folgten ihrem Beispiele. Die Pfarrer, habüchtig und unwissend, beschäftigten sich mit allem Andern, nur nicht mit ihrem Amte, und seien größtentheils durch unerlaubte Mittel zu ihren Stellen gekommen. Cardinäle und Bischöfe hätten kein Bedenken getragen, die Pfründen an ihre Haushofmeister, ja an ihre Kammerdiener, Köche, Barbier und Bedienten zu vergeben. Der niedere Klerus habe sich durch Geiz, Unwissenheit und Sittenlosigkeit bei aller Welt verächtlich und verhaßt gemacht. Man soll fromme Männer aus dem ganzen Reiche berufen, um die Laster der Geistlichkeit zu reformiren. Es soll ein allgemeines Concil berufen werden, und wenn ein solches nicht erlangt werden kann, so soll der König was seines Amtes ist thun, und nach dem Beispiele Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen ein Nationalconcil berufen, dem auch Lehrer der Theologie beiwohnen sollen. Dagegen sündigen auch die Sectirer schwer, daß sie unter dem Vorwande der Religion die Waffen ergreifen und die öffentliche Ruhe stören; wogegen diejenigen ebenso

Soldan, Protestantismus in Frankreich 1811

stark sündigen, welche die verfolgen, die allein durch frommen Eifer getrieben werden. Marillac, Erzbischof von Vienne, drang, da man ein allgemeines Concil vom Pabste vergeblich erwarte, auf ein Nationalconcil, wie sie in Frankreich von Clodwig bis auf Karl den Großen und von da bis auf Karl VII. üblich gewesen seien. Unterdessen sollten die Geistlichen ihres Berufes eifrig warten und nicht dulden, daß die Italiäner, welche den dritten Theil der kirchlichen Aemter im Reiche inne hätten, abwesend die Einkünfte dieser Pfründen zögen. Sie seien schuld, daß das Volk, von Hirten verlassen, neuen und irrigen Meinungen sich ergebe. Die Priester sollen die heiligen Handlungen nicht des Geldes wegen verrichten, damit nicht Christus, nach dem Ausspruche des h. Bernhard, vom Himmel herniedersteige, die Geißel nehme und die Priester aus dem Tempel austreibe. Man müsse das Schwert Gottes, sein Wort in die Hand nehmen, wovon heute kaum ein leerer Name in der Kirche übrig geblieben sei. Auch drang er auf die Berufung der Reichsstände. Der Admiral Coligny unterstützte den Antrag des Erzbischofs wegen Einberufung der Reichsstände und drang auf Einstellung der Religionsverfolgung sowie auf Gestattung des reformirten Gottesdienstes in Kirchen bis zur Entscheidung eines Concils, zu welchem Zwecke er zwei von vielen Protestanten unterschriebene Bittschriften überreichte, worin sie baten, ihre Lehre nach Gottes Wort zu prüfen, und ihnen das freie und öffentliche Religionsbekenntniß nebst Kirchen zu verleihen. Den 26. August wurde der Beschluß gefaßt, die Stände sollten auf den 10. December nach Meaux oder in eine andere, dem Könige vielleicht bequemer gelegene Stadt berufen werden. Die Bischöfe und andere Prä-

laten würden sich sodann einen Monat später wohl vorbereitet am Hofe einfinden, um entweder zu dem allgemeinen Concile, das bis dahin vielleicht berufen wäre, abzugehen, oder in dessen Ermangelung zu einer Nationalsynode zusammenzutreten. Bis dahin aber sollten alle Bestrafungen der Protestanten durch die Justiz, mit alleiniger Ausnahme derjenigen Fälle, wo bewaffneter Aufstand oder Aufruhr vorliege, unterbleiben. Der König Franz erklärte sich durch seinen Abgeordneten zu Rom gegen Trient und verlangte, daß das Concil entweder zu Speier, oder zu Worms, am liebsten aber zu Constanz gehalten würde.

Der König Karl IX. war bei seinem Regierungsantritte noch nicht elfjährig, und seine Mutter Katharina überkam die Regentschaft, sowie der König Anton von Navarra Generallieutenant des Reiches wurde. Am 13. December 1560 wurde die Ständeverammlung zu Orleans eröffnet. Es wurde eine Bittschrift übergeben, worin ein Theil des hugenottischen Adels (die Reformirten heißen von dieser Zeit an in Frankreich Hugenotten) um die Erlaubniß des Kirchenbaues nachsuchte. Die Geistlichkeit beantragte auf der Ständeverammlung die Berufung von Provincialsynoden und die Betreibung eines allgemeinen Concils, die Handhabung der Beschlüsse der Concilien von Costniz und Basel sowie der Pragmatica, die Besetzung der geistlichen Stellen auf dem Wege der Wahl durch die hierzu berufenen Corporationen, Abschaffung der Annaten und strengste Handhabung der unter Franz I. und Heinrich II. gegen die Ketzerei erlassenen Gesetze. Die Cahiers des Adels betonten die Unwissenheit und Sittenlosigkeit des Klerus, hoben das Bedürfniß der Reformation in kirchlichen Dingen hervor, und verlangten für die-

selbe die Mitwirkung der nationalen Organe. Die Einen wollten, wie der Klerus, unnachsichtige Verfolgung der Ketzer, Andere drangen auf die baldige Abhaltung eines allgemeinen Concils, noch Andere auf die Zuziehung reformirter Prediger zu der bevorstehenden Nationalsynode, wünschten die Einrichtung einer Armenschule in jedem Kirchspiele, Anstalten zur Verpflegung dürftiger Kranken, Arbeitshäuser zur Beschäftigung gesunder Bettler, Verminderung der Feiertage. Das Cahier des dritten Standes verlangte die Wahl der Bischöfe durch die Angesehensten aus den drei Ständen ihrer Sprengel, die der Pfarrer durch seine Pfarrkinder und die der Municipalbeamten durch ihre Gemeinden. Die Reichthümer des Klerus sollten getheilt, und der eine Theil derselben für den Unterhalt der Geistlichen, der andere für die Unterstützung der Armen, der dritte für den Cultus, namentlich aber auch für die Gründung von Unterrichtsanstalten, verwendet werden. Ein allgemeines Concil, bei welchem jeder seine Meinung vertreten könne, sei dringend nothwendig. Die Verfolgung wegen des Glaubens müsse aufhören. Die Regierung erhob in der Ordonnanz von Orleans jene Anträge des Klerus und der weltlichen Stände theilweise zum Gesetze. Die Besetzung der Bisthümer und Erzbisthümer ward auf den Weg der Wahl zurückgeführt (aber freilich dergestalt, daß die Prälaten der bezüglichen Sprengel unter Zuziehung von zwölf angesehenen Weltlichen dem Könige die Candidaten zur Wahl vorschlugen), die Zahlung der Annaten unter hoher Strafandrohung abgeschafft, und das Parlament drückte diesem Allen durch die Eintragung in seine Register das Siegel der Rechtskraft auf. Ein Edict verbot den Gebrauch der Parteinamen der Papi-

sten und Hugenotten. Auf der nächsten Ständeversammlung zu St. Germain en Laye im August sagte Jean de Bretagne, Generallieutenant von Lutun, man müsse der Geistlichkeit, wie in Deutschland und England ihre Güter nehmen; man solle ein Nationalconcil halten, bei dem der König oder ein Prinz von Geblüte präsidiren solle, und man solle bis zur Entscheidung der Sache die Versammlungen der Reformirten freigeben, aber unter die Aufsicht der Obrigkeit stellen. Unterdessen hatte der Hof die Geistlichen nach der nahe gelegenen Abtei Poissy beschieden, und als Zweck der Versammlung Vorberathung für das allgemeine Concil und Berathung über wichtige Angelegenheiten des Reiches angegeben. Als am 28. Julius 1561 die Prälaten zu Poissy zusammentraten, waren 6 Cardinäle und 37 Bischöfe anwesend. Die Mehrzahl der Bischöfe zeigte sich durchaus nicht geneigt, sich als Nationalconcil zu benehmen, und wollte, mit Ausschluß aller Discussion über die Lehre, nur auf Berathungen wegen der Abstellung eingerissener Mißbräuche eingehen. Die Reform des Dogma gehörte vor kein Nationalconcil, aber den Bischöfen mochte auch die Lust zu einer weiter gehenden Reformation durch die laut gewordenen Mißtöne verleitet worden sein, daß die Geistlichen von dem Volke gewählt werden sollten, daß man das Reformiren damit beginnen müsse, der Geistlichkeit ihre Güter zu entziehen. Am 9. Sept. 1561 nahm das Religionsgespräch in dem großen Refectorium der Nonnen zu Poissy seinen Anfang. Es war der Wille des Königs, daß hier von der Reformation der Kirche gehandelt werden sollte. Der Kanzler L'Hospital sagte in seiner Rede, es wolle ihnen in ihrer Lage nicht geziemen, auf das allgemeine Concil zu war-

ten, das möglicher Weise Statt finden werde, aber nicht so bald, als ihre Verhältnisse es erforderten. Diejenigen, welche man Anhänger der neuen Religion nenne, habe man nicht als Feinde zu betrachten, sondern dieselben seien Christen, seien getauft wie sie; man solle sie nicht ungehört verdammen, sondern freundlich auf den rechten Weg zurückzuführen suchen. Die Regierung wolle eine Reformation nicht nur in der Disciplin, sondern auch in der Lehre, nach Thuanus, *ut emendentur, quae in disciplina ac doctrina depravata sint*. Zwölf reformirte Prediger und 22 Abgeordnete der Gemeinden in den Provinzen nahmen an dem Religionsgespräche Theil. Die anwesenden Geistlichen und Theologen beschloßen, die Protestanten sollten nur auf zwei Punkte antworten, nämlich über die Kirche und das Abendmahl. Theodor Beza, von seinen Genossen zum Sprecher erwählt, nahm das Wort, und entwickelte die reformirte Lehre vom Nachtmahle, wobei große Bewegung in der Versammlung entstand, als er über die Gegenwart Christi sagte, sein Leib sei von dem Brote und dem Weine so weit entfernt, wie der oberste Himmel von der Erde, aber nichts desto weniger würden wir auf eine geistige Weise und mittelst des Glaubens desselben theilhaftig. Ist die Gegenwart Christi im Abendmahle durch den Glauben der Communicanten bedingt, so ist, wenn dieser Glaube fehlt, Christus bei dem Sacramente überall nicht gegenwärtig, und aus diesem Grunde lehrt die gallicanische Confession, die doch von Beza wenigstens hauptsächlich herrührt, eine substantielle Gegenwart des Leibes Christi. Es ist daher schwer einzusehen, wie Beza grade an diesem Orte auf diesen Ausdruck gekommen ist. Die zweite öffentliche Sitzung ging am 10.

Sept. vor sich, die dritte am 24. Sept., war aber nicht mehr öffentlich und wurde in einem kleinern Saale des Klosters, im Priorzimmer gehalten. In einem fast anderthalbstündigen Vortrage handelte Beza von der Kirche, welche er als die Gemeinde der Erwählten erklärte, unter welcher das Wort Gottes gepredigt und die Sacramente rein verwaltet würden, wo Nachfolge der Lehre und der Personen, ordentliche und außerordentliche Berufung sei. Indem Beza das Sacrament zum Begriffe der Kirche rechnete, was die gallicanische Confession nicht thut, kehrte er sich dem Positiven zu, entfernte sich aber von demselben dadurch wieder ebensoweit, daß er die außerordentliche Berufung zum Kirchendienste mit dem Beispiele der alttestamentlichen Propheten und des Apostels Paulus zu rechtfertigen suchte. Von den Concilien behauptete er, daß sie irrten. Im Auftrage von Katharina luden Montluc und der Sorbonnift D'Espense Beza und den reformirten Geistlichen des Gallars zur Besprechung in ein Privathaus ein, und man entwarf eine Formel über das Abendmahl, die weiter als Grundlage der Verhandlungen beiden Theilen vorgeschlagen werden könnte. Als aber Beza und Gallars dieselbe ihren Collegen mittheilten, ward sie von denselben, als zu undeutlich und zweideutig, verfaßt, allgemein verworfen, und der Beschluß gefaßt, bei nächster Veranlassung die reformirte Ansicht über den Gegenstand nochmals mit aller Entschiedenheit zu betonen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

183. Stück.

Den 15. November 1856.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. Von Dr. W. G. Soldan.“

In der Sitzung vom 26. September bezog sich Beza auf die vom Cardinal von Lothringen in der vorigen Sitzung zur Grundlage einer Verständigung in der Lehre vom Nachtmahle empfohlne Württembergische Confession, und bemerkte dabei, wenn dieses der Wille der übrigen anwesenden Prälaten auch sei, so sei zu erwarten, daß sie die Verdammung der Transsubstantiation zulassen würden, welche von allen reformirten Kirchen sowohl in Deutschland als anderwärts verworfen werde. Gelegentlich warf Beza der hohen Geistlichkeit vor, ihre Stellen erkaufte zu haben. Darauf hielt der aus Zürich anwesende Peter Martyr über das Nachtmahl einen Vortrag in italiänischer Sprache, wie die Königin Mutter es wünschte, und trug die Lehre von Zwingli vor. Endlich erhielt der anwesende Se-

suitengeneral Lainez das Wort, welcher die Protestanten Affen, Füchse, Ungeheuer nannte, die man an das vom Papste angekündigte Concil verweisen solle. Die Königin habe kein Recht, Sachen zu untersuchen, die vor den Pabst, die Cardinäle und die Bischöfe gehörten. Es sei unrecht, während ein allgemeines Concil gehalten werde, auf königlichen Befehl ein Privatcolloquium zu halten. Einige Tage nach dieser Sitzung ließ Katharina zu St. Germain einen Ausschuss von fünf Theologen beider Theile zusammentreten, um zu versuchen, ob nicht eine Formel gefunden werden könnte, in welcher die Gegenwart des Leibes Christi so gedacht würde, daß es beiden Theilen möglich wäre, sich dabei zufrieden zu geben. In drei Conferenzen vom 29. Sept. an wurde eine Formel zu Stande gebracht, welche jedoch die Sorbonnisten, die alsbald eine Abschrift zur Prüfung erhielten, für ungenügend, versänglich und keßerisch erklärten.

Das war der Ausgang des Religionsgespräches zu Poissy. Auf Befehl des Königs stellten zu Poissy Lehrer der Theologie und des kanonischen Rechts für kirchliche Disciplin 77 Punkte auf, welche man durch den Pabst bestätigen lassen wollte, indem man dabei keinesweges beabsichtige, sich von dem römischen Stuhle zu trennen, worüber die reformirte Kirchengeschichte bemerkt, diese ganze eingebilddete Reformation sei auf dem Gespräche schriftlich aufgesetzt, aber niemals ausgeführt worden. Der Hauptpunkt, die Lehre betreffend, sei darin auf keine Weise berührt, sondern man habe nur einen Weg gesucht, das Uebel unter irgend welchem eiteln Scheine des Guten festzustellen. Am 17. Januar 1562 erschien ein königliches Edict, welches die reformirten gottesdienst-

Soldan, Protestantismus in Frankreich 1819

lichen Versammlungen, die bei Tageszeit und ohne Waffen außerhalb der Stadt gehalten würden, erlaubte. Am 28. Januar ward ein neues Religionsgespräch im Schlosse zu St. Germain eröffnet, wo man wegen der Bilder einen Beschluß fassen wollte, daß nämlich alle Bilder, mit Ausnahme des Crucifixes, von dem Altare entfernt werden sollten. Beza aber hielt eine heftige Rede wider die Bilder in den Kirchen, und wollte auch das Crucifix von dem Altare entfernt haben, auf welchem es doch beständig gestanden hatte, so lange es christliche Kirchen gegeben hat, worauf der Beschluß unterblieb. Am 13. Nov. 1562 kam der Cardinal von Lothringen mit den französischen Bischöfen bei dem vom Pabste Pius IV. wieder eröffneten Concile zu Trient an, um dasselbst die Grundsätze der gallicanischen Kirche zu vertreten. Es hieß, der Cardinal werde in Trient mit sehr wichtigen Reformationspunkten hervortreten; er gehe sogar damit um, auch in der Pabstwahl Veränderungen zu beantragen, so daß auch den nichtitalischen Völkern ihr Antheil zukäme. Theils vor den päpstlichen Legaten besonders, theils in öffentlicher Versammlung erklärte der Cardinal für die Hauptaufgabe des Concils, durch einträchtiges Zusammenwirken die Protestanten zur Kirche zurückzubringen. Katharina versuchte durch ihre Gesandten beim Concile ein einträchtiges Zusammenwirken mit Spanien und dem Kaiser für eine durchgreifende Reformation einzuleiten. Der französische Gesandte Landsac überreichte dem Concile im Namen seines Königs 34 Reformationsartikel über regelmäßiges Predigen, Verfertigung eines guten Katechismus, Beten und Singen in der Muttersprache bei der Messe, Gestattung des Kelches im Abendmahle, Herstellung

der bischöflichen Gewalt in voller Ausdehnung, bischöfliche Synoden für jedes Jahr, erzbischöfliche von zwei zu drei Jahren, allgemeine alle zehn Jahre. Um diese Zeit waren in Frankreich 2250 constituirte reformirte Gemeinden. Alle Ausgleichungsversuche mit den Reformirten, sowohl die unmittelbaren als auch die mittelbaren mittelst der Reform im Sinne der gallicanischen Kirche, waren vergebens, es kam zum Bürgerkriege, und die reformirte Partei ernannte in ihren Bundesartikeln den Prinzen von Condé zum Haupte ihres Unternehmens, welches jedoch eigentlich unter der Leitung des einsichtsvollen Admiral Coligny stand. L'Hospital zog sich zurück und seine Politik, mittelst der über die Parteien erhabenen nationalen Idee die Nation durch die in ihr selbst gegebenen Mittel, durch Ständeversammlungen und Nationalconcilien, sich ins Gleichgewicht setzen zu lassen, und auf diesem Wege die auf dem kirchlichen Gebiete einander befehdenden Kräfte zur gegenseitigen Duldung zu bringen, und in der höhern Einheit der Nationalität und des Volkswohls zu versöhnen und zu vereinigen, kam nicht in Anwendung, sondern es bildete sich in dem innern französischen Volksleben ein Riß, welcher seitdem die Bestrebungen, eine französische Nation mit organischer Gliederung zu gestalten, vereitelt hat.

Holzhausen.

G ö t t i n g e n

Wandenhoeck und Ruprechts Verlag 1856
Drei Tage in Memphis. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volks- und Familienlebens der alten Aegypter von Dr. Max Uhlemann. 201 S. in Octav.

Nachdem der Unterzeichnete im vergangenen Jahre eine kurze Behandlung der ägyptischen Wissenschaften (Ehoth oder die Wissenschaften der alten Aegypter. Göttingen 1855. 8) bearbeitet und dem Urtheile der Leser übergeben hat, hat er jetzt versucht, auch das Volks- und Familienleben dieses interessanten Volkes zu schildern. Die hierzu gewählte mehr erzählende als didactische und deshalb hoffentlich mehr unterhaltende als ermüdende Form bedarf um so weniger einer ausführlicheren Rechtfertigung, da schon früher von Andern mit Glück der Versuch gemacht worden ist, in ähnlichen Darstellungen auch das römische und griechische Alterthum mit lebendigen Farben zu zeichnen, wobei nur Barthelemy's und Becker's berühmte Arbeiten als rühmliche Vorbilder hervorgehoben werden sollen. Diese erzählende Form empfahl sich aber ganz besonders für eine Bearbeitung ägyptischer Privatalterthümer, da außer den wenigen und höchst fragmentarischen klassischen Stellen, welche herbeigezogen werden konnten, die hauptsächlichste Quelle für unsre Kenntniß des alten Aegyptens unzählige Wandgemälde sind, welche sich in schönster Farbenfrische an alten Tempeln und in den Gräbern erhalten haben, und deren bloße Beschreibung und Erklärung gewiß den Leser nach und nach ermüdet haben würde. Alle diese verschiedenen kleinen Scenen des Privatlebens getreu nach den Wandgemälden zu einem größeren, wahren und lebensfrischen Bilde zu vereinigen und zu verschmelzen, war die Aufgabe des Verf., und zum Beweise, daß alles Erzählte und Geschilderte nicht als eine erdichtete, unbegründete Fabel zu betrachten sei, sondern auf Wahrheit beruhe, hat derselbe überall unter dem Texte sich auf die Zeugnisse klassischer Schriftstel-

ler und auf die ägyptischen Denkmäler berufen, welche in der *Description de l'Égypte*, in den Denkmalwerken Rosellini's und in Wilkinson's *Manners and customs of the ancient Egyptians* abgebildet sind, aber wohl nur einem kleinen Leserkreise zugänglich sein dürften. So sieht sich der Leser durch ein einleitendes Märchen plötzlich vor die Thore der alten Pharaonenstadt Memphis versetzt, welche er an blinden Harfenspielern vorüberwandernd betritt, um nach einem kurzen Blicke auf das rührige Treiben der Bevölkerung in der ersten Morgenstunde, bei einem Bäcker einzutreten und von da in den königlichen Palaß geführt zu werden. Hier bietet sich ihm die Gelegenheit dar, den König, von seinem Hofstaate umgeben, opfern zu sehen und einen Blick in die Frauengemächer und auf die Toilette der Königin zu werfen. Die weitere Erzählung schildert einen Weingarten, die Weinernte, das Keltern der Trauben und eine ägyptische Zechgesellschaft, deren Gespräche und Unterhaltungen über die Urgeschichte, über verschiedene Seiten des Aberglaubens der alten Aegypter u. A. Aufschluß geben.

Der zweite Tag ist einem Ausfluge in die Umgegend von Memphis gewidmet. Es wird ein ägyptischer Leichenzug und der Fischfang im Mörisee geschildert, so wie auch das Labyrinth einer ausführlichern Untersuchung unterworfen. Hieran schließt sich die Beschreibung einer Jagd und des Vogelfanges, ganz so wie dieselben häufig auf Wandgemälden dargestellt sind. Dann werden eine ägyptische Villa in allen ihren einzelnen Theilen, die zu ihr gehörende Ziegelei, die Stallungen 2c. beschrieben, und nachdem der Leser in einer Sänfte nach Memphis zurückgeführt worden, betritt er im Vorübergehen die Werkstatt eines Schuhma-

chers und eilt dann ohne Aufenthalt in den Tempel des Ptah oder Vulkan, wo er den Apis besuchen und seiner Prophezeiungen lauschen, die Künste eines Schlangenschwörers betrachten und endlich die große Bibliothek erreichen kann, wo der Oberbibliothekar (ägypt. Oberster der Bücher. Vergl. Lepsius Chronol. S. 39) bereitwillig die Bücher entrollt und einen Blick in die mannichfachen Zweige der Litteratur des Landes gestattet. Hierauf ist eine kleine Erzählung eingeschaltet, welche gleichfalls nur den Zweck hat, einzelne Züge des Privatlebens zur klaren Anschauung zu bringen, und es folgt die Schilderung eines Abends auf der Königswache und des dortigen Kriegerlebens mit einigen Bemerkungen über den ägyptischen Handel und die heiligen Thiere, besonders die Kake. Der dritte Tag endlich ist der Geburtstag des Osiris, der erste der bekannten fünf Schalttage, und das an demselben gefeierte Fest führt von neuem die mannichfaltigsten Scenen des Volkslebens herbei, bis zum Schluß der Verf. mit einem Blicke auf die Pyramiden und einigen Bemerkungen über den Bau, Zweck und die Bedeutung derselben von Aegypten Abschied nimmt.

Dies ist in aller Kürze der Inhalt des Buches. In Anmerkungen, welche sich S. 103 anschließen, ist Manches, was in der Erzählung nur berührt werden konnte, einer mehr wissenschaftlichen Besprechung unterworfen worden. So besonders S. 103 der Inhalt der heiligen Schriften der alten Aegypter und des berühmten Turiner Papyrus, welcher mit Ausnahme weniger kleinerer Abschnitte leider noch immer nicht übersetzt ist, S. 170 die Urgeschichte des Landes, S. 173 das Labyrinth, S. 175 der Baustyl der alten Aegypter und S.

177 Apis und die Apisperioden. Eine längere Anmerkung ist S. 181—190 dem Sesostris gewidmet und der Unterz. hofft, in derselben nach den Zeugnissen der Alten den Nachweis geliefert zu haben, daß der Sesostris, dessen Kriegszüge Herodot erzählt, nicht, wie jetzt fast allgemein angenommen wird, einer der Rameffiden der XVIII oder XIX Dynastie, sondern vielmehr derjenige König gewesen sei, welchen Manetho unter demselben Namen Sesostris als dritten Regent in der XII Dynastie aufführt, und dem er mit kurzen Worten dasselbe zuschreibt, was Herodot II, 102 und Diodor I, 55 von dem Thronen mittheilen. Dabei sind die hauptsächlichsten bisher von verschiedenen Gelehrten über diesen Heldenkönig geäußerten Ansichten aufgeführt, kritisch beleuchtet und widerlegt worden. — S. 191 folgt eine Schilderung des „Reiches der Seligen“ nach Todtenbuch Taf. XLI, welche einen Blick in die Ansichten der alten Aegypter von dem Leben nach dem Tode gestattet und sich eng an des Verfs frühere Erklärung des Todtengerichtes (Berl. 1854. 8) anschließt. S. 193 ff. gab eine Besprechung der Phönixperiode Gelegenheit, einige Irrthümer zu berichtigen, welche sich in Lepsius Chronologie der Aegypter, Berlin 1848. 4 finden, und welche mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, sich das Leipziger Liter. Centralblatt 1856 No 25 vergeblich bemüht. Es würde zu weit führen, dieß hier ausführlicher nachzuweisen, der Unterz muß sich darauf beschränken, auf S. 195 seines Buches zu verweisen und den Leser zu bitten, dieselbe einer gewissenhaften Prüfung zu unterwerfen und die daselbst angezogenen Stellen selbst nachzuschlagen, wenn das Leipziger Centralblatt von Neuem den Inhalt derselben ableugnen sollte.

Σ. 196 ist der Ursprung der Stadt Memphis und ihres Phtahtempels und endlich Σ. 198 in aller Kürze auf eine für Jeden verständliche Weise die Hieroglyphenschrift behandelt. Möchte das Buch nachsichtige Leser und gewissenhafte Beurtheiler finden!
 M. Uhlemann.

A t h e n

1. Ἐν Ἀθήναις. Ἐκ τῆς τυπογραφίας Γ. Χαροτοφύλακος: Γίτα ἢ θεσπέσιον μέλος μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ Βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλανοῦ Ἀθηναίου. Νῦν πρῶτον Ἑλληνιστὶ ἐκδοθεῖσα καὶ μετὰ προλεγομένων καὶ παρατηρήσεων ἀνέξηθεῖσα, δαπάνη μὲν καὶ μελέτη Γεωργίου Κ. Τυπᾶλδου Ἐφόρου τῆς Δημοσίου καὶ Πανεπιστημιακῆς Βιβλιοθήκης, ἐπιστάσις δὲ καὶ διορθώσει Γ. Ἀποστολίδου Κοσμήτου Βιβλιοφύλακος. 1848 πβ' (72) und 126 Σ. in Oct.

2. Ferner: Παγγου-Βανσα ἢ Γενεαλογία τοῦ Πάγγου, μεταφρασθεῖσα u. s. w. wie oben 1850. πζ (77) u. 277 Σ. Oct.

3. Ferner: Ἰτιχασασαμουτσαῖα τούτεσιν Ἀρχαιολογίας συλλογὴ ἢ περὶ διαλόγων τε καὶ μύθων φιλοσοφικῶν νομίμων τε καὶ ἐθίμων Ἰνδικῶν συλλεχθέντων κατ' ἐκλογὴν ἐκ τῆς Μαχαβαράτας, συγγραφείσης ὑπὸ τοῦ φιλοσόφου Βέασα. Μεταφρασθεῖσα u. s. w. wie oben (nur daß hinter ἐπιστάσις δὲ die Worte καὶ διορθώσει fehlen) 1851. ρς (136) und 288 Σ. Oct.

4. Χιτοπαδάσσα ἢ Πάντσα Τάντρα (Πεντάτευχος) συγγραφείσα ὑπὸ τοῦ σοφοῦ Βισνουσαρμᾶνος καὶ ψιττάκου μυθολογίαι νυκτερινὰ μεταφρασθέντα ἐκ τοῦ

Βραχμανικῷ παρὰ Δημητρίου Γαλανοῦ Ἀθηναίου, νῦν δὲ πρῶτον ἐκδοθέντα, μετὰ τῆς ὑπὸ Συμεῶνος Μαγίστρου τοῦ Σήθ γενομένης μεταφράσεως τῆς Πεντατεύχου ὡς συμπλήρωμα τῆς τοῦ Δ. Γαλανοῦ, καὶ μετὰ προλεγομένων καὶ παρατηρήσεων πλουτισθέντα. Δαπάνη u. s. w. wie bei 3. 1851. νδ' (54) u. 150 S. Oct.

5. Στεφανίτης καὶ Ἰγνηλάτης ἦτοι Βιβλίον φυσιολογικὸν (ἠθικοπολιτικὸν), μετακομισθὲν ἐκ τῆς Ἰνδίας, καὶ δοθὲν τῷ βασιλεῖ Χοσρόῃ ἐν Περσίδι, παρὰ τινος Περζωέ σοφοῦ καὶ ἱατροῦ τὴν τέχνην καὶ μετενεχθὲν εἰς τὴν Ἀράβων γλῶσσαν. Ὑπὸ δὲ Συμεῶνος Μαγίστρου καὶ φιλοσόφου τοῦ Σήθ εἰς τὴν Ἑλλήνων διαλεκτὸν μεταβληθὲν, καλούμενον ἀραβιστὶ μὲν Κυλίλε καὶ Δίμνε, ἑλληνιστὶ δὲ Στεφανίτης καὶ Ἰγνηλάτης. Ἐκδοθὲν νῦν τὸ δεῦτερον ὡς συμπλήρωμα τῆς ἐκ τοῦ Ἰνδικοῦ ὑπὸ Δημητρίου Γαλανοῦ μεταφράσεως τοῦ πρωτοτύπου συγγράμματος τοῦ Βιονοῦ-Σαρμᾶνος ἐπιγραφομένου Χιτοπαδάσσα ἢ Πάντοα Τάντρα ἦτοι Πεντάτευχος. 1851. 111 Seiten Oct., dann 77 S., welche die ψιττάκου μυθολογίαι νυκτεριναί enthalten.

6. Endlich: Λουρα, μεταφρασθεῖσα u. s. w. wie bei 3. 1853. λθ' (39) u. 67 S. Oct.

Wir haben 1846 im 110ten Stüct sowie 1848 im 140sten dieser Anzeigen die früher erschienenen im Ganzen überaus lobenswerthen Uebersetzungen besprochen, welche der Grieche Galanos, in Indien wie ein Brahmane mit Brahmanen lebend, unter den Augen von diesen, von mehreren Schriften der Sanskrit-Litteratur abgefaßt hat. Wir haben es für unsre Pflicht gehalten, dem unermüdblichen Herausgeber derselben, dem Hrn Th-

paldoß in Athen sowohl unsern Dank für die Veröffentlichung derselben auszusprechen, als auch den Wunsch in derselben fortzufahren. In beiden Beziehungen glauben wir der Beistimmung aller Freunde der Sanskritlitteratur sicher zu sein. Seit jener Zeit sind die oben rubricirten sechs Bände nachgefolgt, welche, gleich den früher erschienenen in vielfachen Beziehungen die Aufmerksamkeit Aller, welche sich für diese Studien interessieren, verdienen. Theilweis liefern sie nicht unerhebliche Beiträge zu einem gründlicheren Verständniß der Schriften, welche sie übersezt enthalten, und theilweis geben sie Uebersetzungen von Schriften, welche bis jezt im Original noch nicht publicirt sind. Der Hr Herausgeber hat auch in diesen, wie in den früheren Bänden, durch Prolegomenen die indischen Werke dem Verständniß und dem Interesse des griechischen Volkes näher zu bringen gesucht.

Der erste der vorliegenden Bände, der 3te der Sammlung, bringt eine Uebersetzung von einem der allerbedeutendsten Werke der indischen Litteratur, der Bhagavad-gîtâ, in welchem indische Philosophie und Poesie in eigenthümlichem aus dem tiefsten Wesen des indischen Geistes geflossenem Verein die höchste Stufe erreicht haben, welche dem indischen Geist erreichbar gewesen zu sein scheint.

Der 4te Band enthält eine Uebersetzung des epischen Gedichts von Kâlidâsa, Raghuvânço genannt, welches das Geschlecht der Raghuiden verherrlicht, zu denen auch Râma gehört.

Der 5te Band bietet die Uebersetzung eines noch nicht herausgegebenen Werkes des Iihâsa-samutschschaja „Sammlung von Legenden“, welche jedoch nur gewissermaßen ein Florilegium

aus dem Mahabharata bildet. Das Werk befindet sich im Mscpt in Paris und London und auch die Berliner Bibliothek enthält ein Fragment desselben (Weber, Die Sanskrit-Handschriften der Berliner Bibliothek Nr. 436 S. 118), und zwar insbesondere das 31ste Kapitel.

Der 6te Band enthält zunächst eine leider nur wenig umfassende Uebersetzung des Pantſchatantra (von S. 1—74); sie geht nämlich nur bis S. 57 der Kosegarten'schen Ausgabe und hat auch schon in dem, was deren 48ster Seite entspricht, eine Lücke; allein durch ihre Abweichungen von der Kosegarten'schen und sonstigen mir bekannten Recensionen erhält sie keine geringe Bedeutung, so daß es sehr zu bedauern ist, daß sie nicht vollendet ward. Ich werde an einem andern Ort ihren Werth im Einzelnen verfolgen. Von S. 75 bis 150 folgt alsdann eine ebenfalls nicht vollendete und durch die Eigenthümlichkeiten der ihr zu Grunde liegenden Recension beachtenswerthe Uebersetzung des Hitopadeſa. Sie geht bis III dist. 48 der Lassen'schen Ausgabe. Zugleich fehlt das Proömium und ebenso der Anfang des 1sten Buchs (welches hier als 2tes bezeichnet ist, während das 2te umgekehrt als erstes erscheint).

Der 7te Band bringt als Ergänzung der im 6ten Band enthaltenen Uebersetzungen die von Simeon Seth um 1100 abgefaßte Bearbeitung des Calila und Dimna, welcher bekanntlich mittelbar aus dem Pantſchatantra geflossen ist. — Darauf folgt Galanos Uebersetzung der Cukasaptati, das ist „der siebenzig Erzählungen des Papagaien“, einer Märchensammlung, von der das Original die ursprüngliche Grundlage der sieben weisen Meister, fast noch gar nicht bekannt ist. Denn es ist bis jetzt nur der Prolog und die erste Er-

Hoppe, Nervenwirkungen d. Heilmittel 1829

zählung von Lassen (in seiner Anthologie) herausgegeben; diese Recension weicht von der, welche Galanos vorlag, sehr stark ab, scheint aber viel besser. Beiläufig bemerke ich, daß bei Lassen 38, 12, der Galanos'schen Uebersetzung gemäß, स च und 40, 15 देवप्रमवत् gelesen werden muß; S. 43, 6 ist wohl शुकराज जन^o abzuthellen und ebd. 3. 11 bestätigt auch Galanos die Lesart दुर्जना, welche das von Lassen benutzte Manuscript hat. Galanos Uebersetzung ist übrigens nicht vollständig, sondern bricht mit der 60sten Erzählung ab, und ermangelt auch der 33sten.

Der 8te Band enthält eine Uebersetzung „der Verherrlichung der Göttin Durga“, Gemahlin des Siva, einer Episode aus dem Markandeya Purana, welche schon im Original herausgegeben ist.

Wie sehr Hr Typaldos durch diese mit so vieler Aufopferung von seiner Seite veranstalteten Publicationen sich die Freunde der Sanskrit-Literatur verpflichtet hat, weiter auszuführen, ist nicht dieses Ortes. Die Bedeutung derselben wird am besten bei besonderen Behandlungen der hier übersetzten Schriften hervortreten.

Lh. Benfey.

L e i p z i g

Verlag von Hermann Bethmann 1856. Die Nervenwirkungen der Heilmittel. Therapeutisch-physiologische Arbeiten von Dr. S. Hoppe, Professor der Medicin an der Universität Basel. Zweites Heft. XVI und 240 Seiten. Drittes Heft. XVI u. 258 S. in Octav.

Diese beiden Hefte enthalten, wie das erste (vergl. diese Blätter 1856. St. 11. S. 111) ein

reiches Versuchsmaterial zur näheren Erkenntniß der Wirkungsweise der vom Verfasser durchgeprüften größtentheils officinellen Mittel. Es ist wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler, daß er sie (S. 15) „behandelt“. Merkwürdig, daß man beim Lesen an das Ende des vorigen Jahrhunderts, an die Reizperiode von John Brown erinnert wird. Man pflegt jetzt so allgemein nur dem Neuesten ein Recht der Geltung einzuräumen, daß selbst die geringste Anerkennung einer älteren Leistung, wenn sie auch nur als guter Einfall oder als Courtoisie erscheint, Bewunderung und eine Art Dankgefühl hervorruft. Wie im Traume glaubt man sich in die Zeit versetzt, wo an Wänden und Standgefäßen der Apotheken der Ausspruch sich fand: *Opium mehercle non sedat.*

Nach den Untersuchungen des Verfassers ist die Hauptwirkung des Opiums die Impulsertheilung an die Gefäßnerven.

Morphium aceticum sei ein Anregungsmittel. *Atropin* treibe die Gefäße zur verstärkten Thätigkeit an. Diesen Impulsen und der dadurch bedingten Exsudation der Chorioidealgefäße sei die Pupillenerweiterung zu verdanken (S. 100). S. 4 heißt es: „Die *Belladonna* erweitert die Pupille bloß dadurch, daß sie dem Nerven des Dilatator einen Impuls gibt. Trifft aber das Mittel den Sphincter, so verengt es die Pupille.“ Im 3ten Heft S. 68 wird die Pupillenerweiterung als das Resultat einer vermehrten Thätigkeit der Augengefäße mit Erzeugung eines schwelenden Exsudates dargestellt, als eine *Demer-*scheinung, zu deren Aeußerung es bloß des Nachgebens der sensitiven Nerven bedürfe Die Pu-

pillenerweiterung sei ein Schwellungsphänomen und die Pupillenverengerung ein Resorptionsphänomen (ebend. S. 149).

Das Bilsenkraut ertheile den Gefäßnerven viel stärkere Impulse, als die Belladonna. Die lähmende Wirkung dieses Mittels, sofern sie sich an den motorischen Nerven äußere, scheine gar nicht einmal in Betracht zu kommen. Das Solanin wirke sehr entzündungserregend. Das Delphinin veranlasse die Folgen einer vermehrten Anregung in allen Sphären. Das Daturin wirke weniger auf die sensitiven Nerven, mehr dagegen auf die motorischen und unter diesen besonders auf die Gefäßnerven. Das Strychnin verstärke die Thätigkeit des Herzens und schwäche sie darauf; es mache das Herzfleisch blasser und derber und bilde gleichsam eingekühte Vertiefungen an demselben. Die Muskeln bekämen flache Vertiefungen, würden blaßweißlich, derber und für andere Einwirkungen unempfindlich. Da das Strychnin für die Gefäßnerven eines der stärksten Impulsmittel sei, so mache sich dessen Wirkung an den Gefäßen des Nervencentralapparats nur vorzugsweise bemerkbar, und durch Erzeugung einer Myelitis und Arachnitis rufe es die bekannten Erscheinungen der gesteigerten Reizbarkeit und des Krampfes hervor. Das fette Del der Oliven, Mandeln, des Leinsamens sei ein Impulsmittel; es wirke ähnlich wie die ätherischen Oele, nur langsamer und schwächer. Das Codein erscheine als ein starkes gefühl lähmendes und als ein starkes contrahirendes Mittel, das, abgesehen von seiner centralen Wirkung, sehr an das Chinin erinnere. Wenn aber ein so sehr contrahirend wirkendes Mittel, dessen muskellähmende Wirkung sich je-

denfalls nicht gleich zu Anfange zeige, sofort eine Entzündung erzeuge, so sollte man glauben, daß die Entzündungstheorie schon in diesem Mittel allein gefunden sei. Bemerkenswerth ist folgende Aeußerung (Heft 2. S. 240): „Alle Versuche des vorliegenden Werks scheinen, bei jedem neuen Mittel fast immer mehr, jegliche Erlahmungstheorie unhaltbar zu machen und die ganze Auffassung der Dinge auf die alte Lehre von den Reizen zurückzuführen.“

Marr.

Berichtigung.

- S. 1006 u. 1010 für Hanstein l. Honstein.
 - S. 1008 wie (l. war der Rathsherr) auch Slipperode (l. Wipperode),
 - S. 1010 Lindenbach (l. Linderbach).
 - S. 1338, 3. 6 v. u. Wästhäuterode l. Wüsthäuterode.
 - S. 1338, 3. 21 ist das Wort er (nach worin) zu streichen.
 - S. 1340, 3. 4 st. 6 l. 645 Nummern.
 - S. 1341, 3. 7 st. Elmleben l. Ebleben.
 - S. 1346, 3. 14 v. u. st. Saden l. Soden.
 - S. 1350, 3. 4 st. Hans = Smidershusen lies Hans Swidershusen.
-

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 17. November 1856.

N ö r d l i n g e n

Verlag der G. H. Beck'schen Buchhandlung 1856.
Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen
Weltansichten. VIII u. 95 S. in Octav.

Diese kleine Schrift ist in öffentlichen Blättern in Gutem und in Bösem schon so viel besprochen worden, daß die Aufmerksamkeit auf sie lenken zu wollen nur heißen würde, ein gethanes Werk thun. Zufällig hat der Referent erst später sie lesen können. Aber auch für gelehrte Kreise schien sie der Besprechung werth, wiewohl sie ihrer ausdrücklichen Erklärung nach nicht besonders für Gelehrte bestimmt ist. Der ungenannte Verf. ist allem Anschein nach in den höhern Kreisen der Staatsmänner zu suchen; es ist aber doch ein Werk der Wissenschaft, welches er herausfordert. Die umsichtige wissenschaftliche Bildung, welche er bekundet, berechtigt ihn dazu, auch von Gelehrten gehört zu werden, obwohl seine Worte mehr auf praktische Männer berechnet sein mögen; sie sind, wie es für praktische Zwecke geziemt,

scharf einschneidend in die Wunden der Zeit, von drastischer Wirkung, weniger genau abwägend, als die Wissenschaft zu wägen hat. Die Schrift trägt etwas von dem Charakter einer Parteischrift an sich; sie dient aber keiner Partei von denen, welche schon in voller Wirksamkeit sind; ihre Partei möchte sie sich erst bilden. Wenn wir nun hinzurechnen, daß sie mit der höchsten Spitze der Wissenschaft sich beschäftigt, wie der Titel zeigt, in welcher Erkenntniß und praktisches Leben sich begegnen, so werden auch die, welche die letzten Zwecke der Wissenschaft und ihren Zusammenhang mit dem Ganzen des Lebens, ihr Vorwärtstreben nach den zukünftigen, sich noch bildenden Dingen mehr von theoretischen Gesichtspunkten aus bedenken, die tief eingreifende Bedeutung des Themas und der wohl berechneten Behandlung, welche es hier erfährt, nicht von sich zurückweisen dürfen. Für Alle, welche an unserer gegenwärtigen Bildung Theil nehmen, ist die Schrift geschrieben; aber zulezt wendet sie sich doch an die, welche den verworrenen Parteiungen in unsern Weltansichten durch klares wissenschaftliches Denken Abhülfe bringen können, und fordert die praktischen Männer nur auf, diesen Parteiungen sich nicht hinzugeben, von ihren Tendenzen und Stichwörtern sich nicht treiben zu lassen, auch nicht der Verzweiflung an die Hülfe der Wissenschaft sich zu überlassen. Denn wir sollen nicht verzweifeln an der Erreichung des Ziels, wenn auch der bisherige Weg zum Ziele verfehlt gewesen sein sollte. Der Verf. hält fest an der Fähigkeit und Bestimmung des menschlichen Geistes das Räthsel zu lösen (S. 95). Niemand, sagt er, ist berechtigt aus der Ungenügendheit einzelner Geister auf die Ungenügendheit des menschlichen Geistes, aus dem

Banquerott der philosophischen Schulen auf den Banquerott der Philosophie selbst zu schließen (S. 91).

Das Thema ist nun freilich nicht neu. Es behandelt den Streit zwischen Pantheismus und Theismus. Auch die besondern Gesichtspunkte, welche dabei hervortreten, sind in ähnlicher Weise schon öfters besprochen worden. Es könnten sogar Bedenken dagegen erhoben werden, ob sie genau genug und in ihrer vollen Allgemeinheit gefaßt wären. Wenn der Verf. orientalischen und europäischen Pantheismus unterscheidet, so kommt dies einigermaßen den Unterscheidungen gleich, welche zwischen Lehre der Immanenz und Lehre der Evolution oder zwischen Kosmismus und Atheismus gemacht worden sind; aber die örtliche Unterscheidung wird doch schwerlich im strengen Sinn durchzuführen sein. Sie führt nur dazu, daß der Verf. den orientalischen Pantheismus als eine Lehre, welche in Europa niemals systematisch durchgeführt worden (S. 6) und daher für unsere gegenwärtigen Ansichten wenig in Betracht komme, kurz beseitigt; er möchte sie als einem kindlich-jugendlichen Standpunkte in der Religion angehörig betrachten, welcher längst überwunden sei (S. 9); er hätte dabei wohl bedenken sollen, daß die Lehren des Spinoza, welchen er mit Recht einen großen Einfluß auf unsere neueste Philosophie zuschreibt, eine Auslegung im Sinn dieses Pantheismus wenn nicht fordern, so doch gestatten, und daß der Buddhismus, in welchem er diese Form der Lehre am consequentesten durchgeführt findet, nicht der Jugend, sondern dem Alter der indischen Religionslehren angehört. Aber die praktischen Absichten des Verf. werden es rechtfertigen können, daß er in seiner kurzen, die Knoten

durchschneidenden Weise auf feinere Unterschiede nur geringes Gewicht gelegt hat, um dagegen die Form des Pantheismus besonders in das Auge zu fassen, welche in der gegenwärtigen Bewegung der Gedanken sich geltend macht. Daher wirft er auch rasch die edlern Beweggründe bei Seite, welche dem europäischen Pantheismus zu Grunde gelegt werden könnten; nachdem er sie zugestanden und angeführt hat, hebt er doch vornehmlich die Wirkung hervor, welche die von ihnen vertretene Denkweise bei der Menge hervorbringen werde. Neun Zehnthelle, meint er, werden der logischen Consequenz des Systems mit dem vollen Zuge des natürlichen Egoismus nachgehn (S. 17). Die Schilderung des Theismus, welcher einen außerweltlichen, persönlichen Gott annimmt, ist in derselben Weise gehalten. Die feinem Unterscheidungen, mit welchen man in allen Systemen zu thun bekommt, weil allen Systemen die gewaltigen Schwierigkeiten aller wissenschaftlichen Aufgaben sich entgegenstellen und diese Schwierigkeiten nur durch die Mittel einer fein unterscheidenden Kunst gelöst werden können, werden vom Verf. zwar gelegentlich berücksichtigt, so daß man seine Bekanntschaft mit ihnen wohl gewahr wird, aber einer genauern Ueberlegung derselben entzieht er sich, weil sie keinen Ausschlag geben können in der Denkweise der Gebildeten überhaupt. Seinen praktischen Gesichtspunkten kommt es nur darauf an, das Bild in das Auge zu fassen, welches in der Gesamtheit der Menschen aus der Lehre von einem persönlichen, außerweltlichen Gott sich herausstellt. Dieses Bild des Theismus ist nun nicht falsch, aber viele Theisten werden doch meinen, daß ihr Bild vom Theismus durch dasselbe gar nicht oder nur in entfernter Ähnlichkeit getroffen werde.

Auch die Weise, wie der Streit zwischen Pantheismus und Theismus kritisch behandelt wird, macht nicht darauf Anspruch als neu oder genau zu gelten. Dem Pantheismus werden zuerst seine moralischen Mängel, dem Theismus seine geistigen Fehler vorgehalten, dann werden auch die geistigen Fehler des Pantheismus und die moralischen Mängel des Theismus zur Rechenschaft gezogen. Man muß bemerken, daß unter geistigen Fehlern die logischen Fehlschlüsse oder das Ungenügende für die theoretische Vernunft verstanden werden. Die moralischen Mängel werden auch als unbefriedigend für das Herz oder Gemüth des Menschen bezeichnet. Die Wechselstellung in der Kritik weist daher auf die Ansicht hin, welche der Verf. in der Formel ausspricht, daß der Pantheismus vorzugsweise nicht das Herz, der Theismus vorzugsweise nicht die Vernunft des Menschen befriedige, und daß sie durch den Nachweis ergänzt werden soll, wie der Pantheismus auch der Vernunft und der Theismus auch dem Herzen nicht Genüge thue. Für die populären Zwecke des Verf. werden wir uns diese Anordnung gefallen lassen können; eine rein wissenschaftliche Untersuchung würde anders zu Werke gehen müssen; für sie muß überall das Werk des wissenschaftlichen Verstandes obenan stehen und alsdann wird zu zeigen sein, daß auch nur in folgerichtiger Durchführung des richtigen Denkens den Bedürfnissen des Herzens und der Moral genügt werden kann. Der Verf. hat dies gewiß nicht übersehn; ihm kam es aber bei seiner Darstellung wesentlich darauf an, den Ansprüchen des Theismus eine volle Befriedigung des Gemüths zu geben und den Anforderungen der Moral Genüge zu leisten, die Spitze zu bieten. Da er sein

Werk eine Kritik nannte, konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß er eine Arbeit des wissenschaftlichen Verstandes vor sich hatte.

Bei der populären Form aber, welche für seinen praktischen Zweck paßte, bei der knappen Darlegung seiner Gedanken, welche mehr auf Stärke, als auf genaue Abwägung der Wirkung berechnet war, konnte eine erschöpfende Kritik seine Absicht nicht sein. Er hat es auf eine Kritik der gegenwärtigen Ansichten abgesehn; aber es konnte ihm schwerlich verborgen bleiben, daß in der Gegenwart noch die unzähligen Gedanken nachwirken, welche die Vergangenheit uns zugeführt hat; er nennt sie wohl überwundene Standpunkte, aber sie regen sich noch täglich und immer von neuem müssen sie überwunden werden. Die starken Ausdrücke, welche er gebraucht, die raschen und geschickten, der Entscheidung zueilenden Wendungen, welche er nicht spart, um unbequeme Weiterungen zu vermeiden, sie können doch das Geschäft der Kritik, welche in den feinen Unterschieden ihre Kraft sucht, nicht zu Ende führen. Schon an dem Gegensatz wird sie sich stoßen, wie er zwischen Pantheismus und Theismus gemacht und der ganzen Untersuchung zu Grunde gelegt wird. Der gemeinsame Grund oder das gemeinsame Band aller Existenzen soll Gott heißen. Diese Einheit soll entweder in der Welt selbst als Seele aller Existenzen oder außer der Welt als Schöpfer der Welt gedacht werden können, jenes den Pantheismus, dieses den Theismus ergeben (S. 3). Ohne Zweifel wird es eine große Zahl von Theisten geben, welche diesen Gegensatz sich nicht aufdrängen lassen, welche sagen werden, daß sie den innerweltlichen Gott niemals verleugnet haben, daß die Aussagen von innen und außen viel zu arm

sind, um über das Verhältniß Gottes zur Welt einen entscheidenden Gedanken abgeben zu können. Der Verf. mag wohl einen Theil der Theisten treffen, wenn er ihnen den außerweltlichen Gott ausbürdet in seiner strengsten Bedeutung, aber seine Kritik trifft bei weitem nicht alle. Wir finden nun, daß in der summarischen Kritik, welche er übt der Theismus viel schlechter wegkommt, als der Pantheismus. Der letztere, welcher doch nie so populär gewesen ist, wie der erstere, ließ sich allenfalls in wenige Formen zusammendrängen, und wenn es auf die gegenwärtigen Ansichten ankam, in wenigen Vertretern schildern, der andere aber hat die mannichfaltigsten Formen angenommen, seit vielen Jahrhunderten in der Bearbeitung des populären Bewußtseins sich geübt und noch gegenwärtig lebt er in den verschiedensten Formen wissenschaftlicher Ausprägung; alle diese Wendungen seiner Gedanken kurz zusammenzufassen, war nicht wohl möglich. Ich meine nicht, daß der Verf. gegen den Theismus unbilliger verführe, als gegen den Pantheismus, und ihn ungünstiger beurtheilte, vielmehr schildert er in den lebhaftesten Farben die fortschreitende Ausartung der pantheistischen Denkweise in unsern Zeiten von dem Hegelschen „Wortschwall“ an bis zu Stirner, bis zur nackten moralischen und politischen Anarchie, sucht zu zeigen, wie er dem Socialismus und Communismus erst seinen furchtbaren Charakter gegeben habe, wie er das Gesamtgewissen der Menschheit aufzulösen drohe (S. 18 ff.), und bei der skeptischen Haltung seiner Kritik können wir doch keinen Augenblick daran zweifeln, daß der Verf. diese Seite nicht begünstigen will; aber ich meine, daß er die wissenschaftlichen Unternehmungen des Theismus zu

wenig im Einzelnen verfolgt hat, um über sie ein billig abwägendes Urtheil als Ergebniß aufstellen zu können. Wenn hierfür Beweise gefordert würden, so würde ich auf die kurze Kritik der Beweise für das Sein Gottes verweisen, besonders auf die mangelhafte, nur auf Kant's Darstellung sich beziehende Behandlung des moralischen Beweises, ferner wie der Verf. die Untersuchungen über das Verhältniß Gottes zu Raum und Zeit kurz abschneidet und die Trinitätslehre nur ganz obenhin erwähnt.

Bei allem dem wird man nicht übersehen können, daß der Verf. im Theismus eine tiefere Entwicklungsfähigkeit anerkennt. Er streitet nicht gegen den Theismus überhaupt, „wie er von Moses und Christus gelehrt worden ist und in tausend Gemüthern gelebt hat, sondern wie er sich in Folge der Vorstellungen gestaltet hat, die seine philosophischen und theologischen Vertreter verbreiten“ (S. 48). Seine Kritik ist also nur gegen die gangbaren Formen des Theismus gerichtet und gegen die Bemühungen diese zu fixiren. Wenn er voraussetzt, daß solche Bemühungen im Gange sind, so mag er nicht Unrecht haben; wenn er gegen sie ankämpft, so ist er in vollem Rechte und was er gegen das Unlogische, gegen die moralisch verderblichen Folgerungen vieler der gangbaren Vorstellungsweisen der Theisten sagt, wird in vielen Stücken auf Beifall zählen dürfen. Das theologische System, wie es bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Untersuchung oder gar bei ältern Formen der Dogmatik sich zu beruhigen sucht, wird einen schweren Stand haben gegen die Angriffe, welche er ihm entgegenwirft.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. 186. Stück.

Den 20. November 1856.

N ö r d l i n g e n

Schluß der Anzeige: „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten.“

Er dringt auf Freiheit weiterer Forschung; er verlangt, daß auch den pantheistischen Lehren die Wahrheit abgewonnen werde, welche in ihnen liegt, welche von ihnen besser vertreten wird, als von dem Theismus, welcher sich den orthodoxen nennt; seine Meinung möchte wohl darauf hinauslaufen, daß die bisherigen Formen des Theismus sich überlebt haben, daß sie den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft nicht mehr genügen und daß es deswegen hohe Zeit sei, eine Reform des Theismus in die Hand zu nehmen, damit er nicht vom Pantheismus überwältigt werde. Die Ueberzeugung von der Dringlichkeit dieser Aufgabe geht durch die ganze Schrift hindurch; sie gibt den Worten des Verfs Schärfe und Wärme; sie hat die ganze Schrift hervorgerufen. Auf beiden Seiten, des Pantheismus und des Theismus, sind tiefe Wahrheiten, auf beiden Seiten tiefe Irr-

thümer. Die Einheit des menschlichen Seins, die Harmonie zwischen Herz und Vernunft, ist seit einem Jahrhundert in einem Grade aufgehoben, von dem frühere Zeiten keine Ahnung hatten; die politischen, die socialen Schwankungen unserer Zeit, zwischen Revolution und Reaction, zwischen der theistischen Obrigkeit von Gottesgnaden und der pantheistischen Obrigkeit von Menschengnaden hängen damit zusammen; siegt der pantheistische Radicalismus, so kommen wir zur Anarchie; siegt der absolute Theismus, so kommen wir zur Hierarchie; soll der Staat moralisch mit der Kirche fertig werden, so muß er seine Gleichberechtigung mit ihr geistig beweisen; seiner selbstwegen muß der Staat über sein Verhältniß zur Kirche einig zu werden suchen, sonst bleibt er nicht nur gottlos, sondern auch geistlos. An diese Schilderungen, welche man in der Zusammenziehung, welche wir geben, grell finden kann, aber nicht unwahr finden wird, schließt sich die Folgerung an, daß die Freunde der speculativen Philosophie nicht Unrecht haben, wenn sie das speculative Räthsel als die sociale Grundfrage, ja selbst als den Knotenpunkt der europäischen Verhältnisse und die wichtigste Frage der Gegenwart betrachten (S. 91), und der Verf. geht alsdann noch zu der Erinnerung an uns Deutsche über, daß sich doch auch in unserer neuesten Geschichte wieder bewiesen hätte, wie uns vor allen Dingen die idealen, die religiösen Interessen nahe lägen, daß deswegen auch die Lösung des speculativen Räthsels für uns eine besondere Wichtigkeit hätte. Für Deutschland, sagt er, ist sie eine Nothwendigkeit, von welcher Fortbestand oder Untergang abhängt (S. 93).

Unser fleischloser Auszug kann nur den Wunsch ausdrücken, daß Viele nachlesen, was der Verf.

über dieses Thema viel schöner gesagt hat; wir finden es noch schöner gedacht, als gesagt; denn in seinen Gedanken wird der Verf. auch wohl die Beschränkungen nicht vergessen haben, welchen seine Sätze unterliegen, welche aber die von ihm beabsichtigte praktische Wirkung nur geschwächt haben würden. Unser Publicum ist ein anderes, als das seinige, daher wird man auch anders mit ihm reden müssen. Zur Verständigung tragen wir einige Worte nach. Zuerst fragen wir, welche Reform des Theismus durch den Pantheismus der Verf. im Sinn trägt. Sie ausführen will er hier nicht, aber er deutet sie doch an. Er streitet für einen lebendigen, persönlichen Gott, welcher aber nicht außer der Welt, der Welt fremd stehen bleibt, der auch nicht allein in der heiligen Geschichte, sondern nicht minder in der Natur sich offenbart. Daß man mit der Persönlichkeit Gottes im gewöhnlichen Theismus nicht Ernst gemacht hat, daß man seine Offenbarungen in der Natur nicht ebenso, wie seine Offenbarungen in den heiligen Ueberlieferungen berücksichtigt, auch wohl, daß man nicht unabhängig in seinen Forschungen von der Autorität sich zu halten weiß, das ist dem Verf. das Anstößige in dem bisherigen Theismus. Gegen die Entgöttlichung der Natur, gegen die Erstödtung derselben oder gegen die Flucht vor ihr erhebt er seine Stimme; er sucht sogar zu zeigen, daß weder altes noch neues Testament etwas von der Entgegensetzung von Gott und Natur wissen, welche dem modernen Theismus so geläufig sei; er findet dagegen, daß der Pantheismus in vollem Recht sei, wenn er die Natur als den unmittelbaren Quell der Religion, als die einzig reale göttliche Macht für das Gemüth festhält. Es werden hierin wohl Viele

ihm beistimmen und der Theismus müßte wohl sehr arg in seinen Säkungen sich verirrt haben, welcher nicht die Gegenwart und die offenbaren Zeichen Gottes in der Natur ebenso wie in der Vernunft anerkennen sollte. Aber der Verf. geht in seinen Ausdrücken noch weiter; er fordert einen Gott, der, wie der biblische Gott, geist- und leibhaftige Person zugleich, vollkommen und entwicklungsfähig (d. h. Wandlungen und Affecten ausgesetzt) zugleich ist (S. 81). Eine Person, sagt er, ohne wirklich persönliche Eigenschaften, ohne Leben, ohne Bewegung, ohne Wandel, ohne Affecte, ist keine Person — sie ist ein leeres Gedankenbild (S. 37). Hiergegen wird nun wohl der wissenschaftliche Theismus Bedenken erheben und einige der Unterscheidungen zu Rathe ziehen, an welchen er reich ist, um das Wahre in den Sätzen des Verfs oder auch der Bibel von der bildlichen Einkleidung abzusondern. Er wird auch, wenn er in allen Werken der Natur und der Geschichte offenbarende Zeichen Gottes findet, zwischen solchen Zeichen unterscheiden, welche deutlicher und welche weniger deutlich ihm die Gebote und den Sinn Gottes verkünden, und es wird ihm nicht verdacht werden können, wenn er in der Lösung des Welträthsels an die deutlicheren Zeichen zunächst sich hält. Aber wir werden hierdurch nur daran erinnert, daß der Verf. von solchen feinem Unterscheidungen der Wissenschaft in seinen Ueberlegungen, welche nur die Gebildeten überhaupt berücksichtigen, sich mit Absicht fern hält, ja sie, wir können nicht anders sagen, mit Wegwerfung behandelt. Die neuern Unternehmungen in der Philosophie faßt er alle unter den Namen scholastischer Systeme zusammen; mit diesem Scholasticismus hat er gebrochen, weil er

den Streit zwischen Pantheismus und Theismus nicht zu schlichten vermocht hat. Darin, sagt er, haben die Praktiker, haben die Vernünftigen überhaupt Recht: mit der scholastischen Philosophie ist es vorbei. Ihre Dunkelheit, ihre Zünftigkeit, ihr Spiel mit halbklaren, unklaren oder ganz inhaltlosen Kunstausdrücken hat sie bei der Nation gebrochen. — Sie erregt Widerwillen, wo sie, wie bei Hegel, hinter Kunstwörtern Plattheiten verbirgt, oder, wie bei Schelling, wirkliche Genialität mit bewusster Dunkelheit vermählt, um ihre Lücken zu verdecken. Sie ist verehrungswürdig, wo sie, wie bei Fichte, F. J. Wagner, Baader, Günther und Andern, von einem tiefen und beharrlichen Streben nach Wahrheit ausgeht. Aber sie ist, mehr oder weniger, überall dunkel; sie drückt sich unklar aus, auch da, wo sie sich klar ausdrücken will; sie kann nicht klar sprechen, weil sie sich selbst nicht klar ist (S. 93 f.). Wir müssen leider bekennen, daß viele von den Vorwürfen, welche hier gegen die schulmäßige Behandlung der Philosophie unserer nächsten Vergangenheit gerichtet werden, nicht unbegründet sind; aber sollen wir deswegen das Kind mit dem Bade verschütten, sollen wir annehmen, daß die nicht geringe Arbeit des Geistes, die in feinen Unterscheidungen sich ausgesprochen und für sie natürlich auch Kunstwörter gesucht hat, gar nichts Beachtungswerthes hervorgebracht habe? Wenn wir die bisherigen Ueberlieferungen der Schule bei Seite werfen, so werden wir ohne Zweifel uns der Mittel entschlagen, uns mit allen denen zu verständigen, welche ihre Bildung doch auch wohl nicht ganz unberührt von der Schule empfangen haben, wir werden aber auch damit die Mittel der Wissenschaft aufgegeben haben, welche sie bis-

her ausgebildet hat, wo sie doch schwerlich noch in ihrer ersten Kindheit steht. Diese Mittel werden wir doch wohl kaum entbehren können, wenn es sich um eine Lösung des schwierigsten Problems, des Räthsels der Welt, handelt. Wozu gelangt nun der Verf. dadurch, daß er diese Mittel von sich weist? Sein Ergebniß spricht er ganz skeptisch aus. Im wahren Sinne des Wortes wissen wir noch nichts (S. 94). Dazu fügt er den Satz des Sokrates, daß dies der erste Schritt zum Wissen sei, zu wissen, daß man nichts weiß. Aber auch von dem verachteten Hegel hätte er sich einen Gedanken aneignen können, daß nämlich keine Kritik rein verneinend sein soll oder kann. Auch seine Kritik, glaube ich, bestätigt den Satz, denn es möchte scheinen, als hätte er noch etwas mehr gefunden, als daß wir nichts wissen, da er die Wahrheit in der Mitte zwischen Theismus und Pantheismus sucht. Man sollte auch meinen, die bisherigen Untersuchungen der Schulphilosophie wären nicht so ganz ohne Frucht gewesen, da er dieses Ergebniß über den Ort, wo die Wahrheit zu suchen sei, aus ihnen sich entwickelt hat. Aber er zieht es vor, schneidend sich auszudrücken, um seinen Worten nicht die Spitze abzubrechen.

An diese Bemerkungen schließen wir zuletzt noch eine Bemerkung an. Den feinem Unterscheidungen abgeneigt scheint der Verf. auch die Gefahren, vor welchen er warnt, nicht genau genug bezeichnet zu haben. Er findet sie in dem Zwiespalte der philosophischen Schulen; er fordert zur klaren, auf den Grund vordringenden Philosophie auf, damit die Verwirrung in Streit der Parteien gehoben werde. Sollte er hierbei nicht bedacht haben, daß die Philosophie doch immer nur für Wenige ist? Sollte er eine populäre Philosophie hoffen, welche

der feinen Unterscheidungen sich entschlagen könnte und ohne den emsigen Fleiß in der Untersuchung logischer Formen und metaphysischer Kategorien nur dem gesunden Menschenverstande zuflüele? Nach der ganzen Haltung seiner Schrift können wir das nicht annehmen. Aber seine Meinung wird sein, daß es nicht allein für die Philosophie und nicht allein für die Gelehrten, sondern auch für den weiten Kreis der Gebildeten und für das ganze Volk, welches von den Gelehrten seinen Unterricht, von den Gebildeten Beispiel und Leitung empfängt, von größter Wichtigkeit sei, daß über die allgemeinsten Grundsätze der Wissenschaft eine feste, in sich klare und den Bedürfnissen des Lebens genügende Einsicht sich bilde. An sich, wird man wohl zugeben müssen, wollen die Philosophen nicht viel bedeuten, weder ihrer Zahl, noch ihrem unmittelbaren Einflusse nach; die extremen, einseitigen Meinungen, welche in ihren consequenten Folgerungen hervorzutreten pflegen, gehen auch in der Schärfe des Denkens, in welcher allein sie doch ihre wissenschaftliche Bedeutung haben, nicht unmittelbar auf die praktischen Menschen über, bei denen die Entscheidung ist; man würde diese Meinungen und die Hitze der Parteiung über sie als ein ungefährliches Spiel der Schule betrachten können, wenn sie nicht mit den Leidenschaften und Neigungen der Menschen sich versetzten und Vorwand und Losung für die praktischen Parteiungen und Bestrebungen der Zeit abgäben. Aber so ist es nun einmal, die Leidenschaft verwirrt unsern Verstand und dann wird es nur dem Verstande gelingen, Mittel zur Heilung des Verstandes zu schaffen. So werden wir sagen müssen, die Verirrungen in der Philosophie der Pantheisten und der Theisten sind nicht der Grund

des Uebels, sondern nur ein Symptom. Der Grund der Gefahr liegt darin, daß die Meinungen der Zeit in einer leidenschaftlichen Bewegung sich gespalten haben; die Gebildeten, an welche der Verf. sich richtet, haben hieran ihre Schuld; sie liegt darin, daß sie ihre Meinungen von dem Gesamtgewissen des Volkes losgelöst haben, daß sie eine Religion der Weisen ausdenken wollten, anstatt darauf auszugehen, die wahren und gesunden Motive in der Religion des Volkes zu begreifen. Hierdurch ist eine Spaltung in unser geistiges Leben eingedrungen, welche die Gewissen verwirren muß. Dies ist die Disharmonie von Vernunft und Gemüth, von welcher der Verf. redet. Sie führt die größten Gefahren mit sich. An dieser Disharmonie, in welcher die Ueberzeugungen der Gebildeten von dem Glauben des Volkes sich los sagten, sind die alten Völker zu Grunde gegangen und wir könnten noch andere Beispiele aus der Geschichte anführen, welche das Verderbliche in ihr beweisen. Sehr richtig warnt auch der Verf. vor dem Gebrauch falscher Mittel. Auf den alten Standpunkt wieder zurückzuführen zu wollen, die Dogmen des Theismus in ihrer verknöcherten Gestalt wieder einschärfen oder gar die freie Forschung der Wissenschaft hemmen zu wollen, das würde nur neue Störungen herbeiziehen; wenn einmal das Forschen des wissenschaftlichen Nachdenkens rege geworden, läßt es sich durch keine Autorität und durch keine Gewalt zügeln; die Heilung seiner Gebrechen kann nur aus seinem innersten Kern hervorgehn. Den einseitigen Neigungen, Zersplitterungen und Spaltungen der Wissenschaft muß der zusammenhaltende Geist wahrer Philosophie entgegengesetzt werden, einer Philosophie, wie sie auch der Verf.

übt, welche da weiß, daß ihre Lehren mit dem praktischen Leben und seinen nothwendigen Ueberzeugungen sich nicht in Zwiespalt setzen, daß sie das Gesamtgewissen nicht stören, sondern seinen wahren Sinn begreifen und aus ihm seine Störungen bessern sollen. Mit diesen leitenden Gedanken der angezeigten Schrift können wir uns ganz in Einklang erklären. H. Ritter.

M ü n c h e n

Eigenthum des Uebersetzers. In Commission der Jos. Lindauerschen Buchhandlung 1856. Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Kaiser Pauls I. im Jahre 1799. Verfaßt auf allerhöchstem Befehl Seiner Majestät des Kaisers Nicolaus I. Erster Band. Erster Theil vom Generallieutenant Michailowski-Danilewski. Zweiter Theil von Oberst Miliutin. Nach dem russischen Originale in's Deutsche übertragen von Ehr. Schmitt, Lieutenant im K. Bayr. 2ten Inf. Regt Kronprinz. XXII u. 605 S. in gr. Octav.

Die Uebersetzung des hier anzuzeigenden in acht Theilen bearbeiteten und 1852 gedruckten Werkes, wird in fünf Bänden erscheinen und c. 1800 Nummern als Beilagen, 100 Karten und Pläne enthalten.

In einer Vorrede des Obersten Miliutin, gibt dieser zwar zu, daß über den Krieg von 1799 bereits mehrere Werke in verschiedenen Sprachen erschienen und einige derselben von unbestreitbarem Werthe sind; er ist jedoch der Ansicht, daß in keinem derselben bis jetzt in gehöriger Weise der Einfluß des russischen Kaisers auf den ganzen Gang des Krieges hervorgehoben ist, die Lha-

ten der russischen Truppen in ihrem vollen Glanze geschildert, manche derselben sogar in einem ganz falschen Lichte dargestellt, nirgends aber mit voller Wahrheit die Ursachen angegeben sind, warum die Resultate dieses Krieges nicht seinem glücklichen Anfange entsprachen. Die dem Verfasser hienach zugefallene Aufgabe soll nun durch die Benützung der werthvollen Schätze in den russischen Archiven zur Lösung gebracht sein und, wenn es ihm hiebei nicht gelungen, das Andenken an die ewig denkwürdigen Thaten der russischen Truppen im Jahre 1799 in gehöriger Weise der Nachwelt zu überliefern, so glaubt er sich doch wenigstens der Ueberzeugung freuen zu dürfen, einem späteren Geschichtschreiber mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit das ihm nöthige Material gesammelt und geordnet zu haben.

Der vorliegende erste Band umfaßt in 286 Seiten Text und 319 Nummern als Beilagen, den Zeitraum von 1791 bis Ende April 1799. Der erste Theil desselben, welcher die politischen Verhältnisse Rußlands zu den übrigen europäischen Staaten von 1791 bis zu Anfang 1799 und die während dieser Zeit vorkommenden Bündnisse, Kriegserklärungen, Rüstungen &c. im Allgemeinen darlegt, gibt uns bei dem Hinblick auf Deutschland und das unglückliche Polen kein erfreuliches Bild von den damaligen Zuständen. Wir sehen hier, wie Rußland durch eine wohlberechnete Politik seinen Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten unter der thatenreichen und glänzenden Regierung der großen Katharine, immer mehr zu steigern wußte, wie Kaiser Paul in den politischen Wirren des Auslandes — wo Neid, Kabale, Ueberlistung, Eigennuß und Mißtrauen herrschend waren — Gelegenheit genug fand, die Macht

Rußlands geltend zu machen und bald die Rolle des Vermittlers zu übernehmen, bald dem übrigen Europa in drohender Haltung entgegenzutreten.

So hielt ihn denn auch Nichts ab, als Oestreich nach dem traurigen Frieden von Campo-Formio das Corps des Prinzen Condé nicht länger unterhalten wollte, nicht nur dieses in seine Dienste zu nehmen, sondern auch den von ihm allein als König anerkannten Ludwig den 18ten mit beträchtlichen Summen zu unterstützen und ohne Furcht vor dem revolutionären Frankreich, in seinem Reiche gastfreundlich aufzunehmen. Auch muß rühmlich anerkannt werden, daß Kaiser Paul, als er bei der leidigen Uneinigkeit zwischen Preußen und Oestreich auf dem Congresse zu Rastadt zum Schiedsrichter erwählt war, mit eben so viel Einsicht als Unparteilichkeit — wenn auch fruchtlos — zu Werke ging. Sein Plan zu einem Defensiv-Bündniß zur gegenseitigen Garantie des ungeschmälernten Länderbesitzes &c. war gewiß ebenso zeitgemäß als zweckentsprechend und stützte sich ganz auf die von ihm richtig aufgefaßte Politik Frankreichs, welche leider von anderen Regierungen, wenn auch erkannt, doch aus Sonderinteressen nur zu sehr begünstigt wurde. Die Furcht, das revolutionäre Frankreich zu reizen, ließ Paul's Ansichten nicht Eingang finden und nur Oestreich, durch Noth gedrungen, war bereit, sich demselben hinzugeben, in Folge dessen der russische Kaiser bei der Ueberzeugung, daß auf friedlichem Wege den immer größeren Anmaßungen Frankreichs nicht zu steuern sei, auch sofort entschlossen war, nicht nur Oestreich bei einem neuen Bruche zu unterstützen, sondern auch England bei den Seerüstungen Frankreichs, mit zwei Geschwadern zu Hülfe zu kommen. Wie schon früher, so erklärte er sich auch

jetzt noch bereit, wenn Preußen zum Kriege komme, ihm ein bedeutendes Corps zur Verfügung zu stellen.

Die Thätigkeit des Kaisers Paul richtete sich ganz besonders auf sein Landheer und seine Flotte. Er ließ hier sehr entsprechende Veränderungen eintreten. Die Kaiserin Katharine hatte die Kriegsführung ihren Generälen fast unumschränkt überlassen, so, daß das Kriegscollegium aufhörte, eine anordnende höchste Behörde zu sein. Bedeutsam erscheint es hiebei, daß die Heerführer grade in dieser Ungebundenheit überall die Feinde Rußlands zu Boden warfen und den Ruhm der Regierung verherrlichten. —

Kaiser Paul nahm alle Kriegssachen unter seine unmittelbare Leitung und brachte sein Heer neu organisirt auf einen Effectiv = Bestand von 14,261 Mann Garde, 279,162 Mann Linie aus allen Waffen, so, daß Rußland mit Einschluß von 93,442 M. Garnisontruppen über eine Streitmacht von 386,865 Mann, exclusive der irregulären Truppen, zu gebieten hatte, während die Flotte 60 Linienschiffe, 29 Fregatten, 42 kleinere Kriegsfahrzeuge — und die Rudersflotte c. 100 Kriegsfahrzeuge, stark war. Mit solcher Macht vermochte Rußland den kommenden Ereignissen ruhig entgegenzusehen.

Die großen Seerüstungen der Franzosen zu Toulon, deren Zweck nicht augenblicklich zu errathen, bestimmten den Kaiser Paul, die Küsten des schwarzen Meeres zu befestigen, die Flotte daselbst kriegsmäßig auszurüsten und Truppen für die bedrohten Punkte in Bereitschaft zu setzen, während er 12 Schiffe zwischen Sewastopol und Odessa kreuzen ließ. Auf die Nachricht, daß die französische Flotte auf ihrem Zuge nach Aegypten, die Insel Malta besetzt habe, nahm die Pforte die

Krieg Rußl. mit Frankr übers. v. Schmitt 1853

von Rußland dargebotene Hülfe an, erklärte an Frankreich den Krieg und schloß mit Kaiser Paul einen Vertrag, in Folge dessen die russische Flotte mit der türkischen vereinigt, mit Landungstruppen unter Segel ging und sich der jonischen Inseln bemächtigte. Gleichzeitig hatte Kaiser Paul ein 20,000 M. starkes Corps unter dem General Rosenberg mit dem Befehl in Bereitschaft gesetzt, auf die erste Aufforderung des Wiener Hofes sofort in Oestreich einzurücken. Dieses geschah denn auch nach Beseitigung einer Differenz über die Verpflegung des Corps; General Rosenberg bezog im Januar 1799 Quartiere in der Umgegend von Krems und St. Pölten. Während dieser Vorgänge schloß Kaiser Paul auch mit England, Neapel und der Pforte Allianzverträge, um Frankreichs Bestrebungen entgegenzutreten. Paul's Bemühung, im Verein Englands und Oestreichs, den König von Preußen zu einem Beitritt zu bewegen, blieb trotz der dargebotenen Unterstützung mit einer russischen Armee, deren Unterhaltung England übernehmen wollte, fruchtlos; jedoch erklärte Preußen, daß es zur Aufrechterhaltung der Neutralität Norddeutschlands seine Truppen verstärken werde, wenn England dazu Subsidien zahlen wolle, ferner, daß es unter gleicher Bedingung den Franzosen 100,000 M. entgegenstellen werde, wenn selbige jene Neutralität verletzen, in Hannover eindringen, Hamburg oder die preussischen Besitzungen in Franken besetzen sollten, auch an Frankreich den Krieg erklären werde, im Fall Oestreich große Niederlagen erleiden würde.

Kaiser Paul's Verträge bezweckten, den verderblichen Absichten Frankreichs mit größtmöglicher Kraft entgegenzutreten und selbiges möglichst in seine Grenzen wieder zurückzuweisen. Bei der ent-

schiedenen, klaren Ansicht Paul's über die Mittel zur Erreichung jenes Zweckes, mußte ihm jede Unentschlossenheit, jedes zweideutige Zögern und Bedenken höchst zuwider sein, was sich denn auch in seinen Rescripten an seine Gesandten offen ausspricht; auch erleidet es wohl keinen Zweifel, daß wenn alle betheiligten Regierungen Europas mit gleicher richtiger Einsicht, mit gleicher Gewissenhaftigkeit, Entschlossenheit und Energie, wie sie Kaiser Paul an den Tag legte, gehandelt haben würden, das revolutionäre Frankreich nimmermehr solchen Einfluß und solche Ausdehnung an Macht erlangt haben dürfte, als leider schon jetzt vorlag. Erst als Oestreich sah, wie die Franzosen während der Verhandlungen zu Raftadt in Italien zu Werke gingen, wurde es aufgeschreckt und nahm nun eine schleunige Hülfe Rußlands um so mehr in Anspruch, als es nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland, wo Bayern und andere Reichsfürsten sich bereits auf die Seite Frankreichs neigten, derselben höchst bedürftig war. Mit größter Bereitwilligkeit und Förderung entsprach Kaiser Paul den Wünschen Oestreichs, indem er sofort das Corps des General Rosenberg von Krems und ein Corps des General Hermann (später General Rehbinder), welches zur Hülfe Neapels im Marsche war, nach Italien ausbrechen; ein Corps unter General Munsen (später Rimski Korsakow) und das der Emigranten unter Prinz Condé aber nach Deutschland marschiren ließ, während er noch zwei Armeen unter Laschy und Hudowitsch an der Westgrenze Rußlands aufstellte, denen noch ein abgesondertes Corps unter General Schük zur Seite stand — im Ganzen 88,000 Mann. Zwei andere Reserve-Armeen unter dem Feldmarschall Soltykoff und dem Thronfolger sollten noch ge-

bildet werden; außerdem waren die donischen Kosaken unter Utaman Orloff mobil gemacht.

Oestreich war nach dem Tode des Prinzen von Oranien bei der Aussicht zum Kriege hinsichtlich des Ober-Commandanten der in Italien zu vereinigenden östreich-russischen Armee in großer Verlegenheit, denn außer dem tüchtigen Erzherzog Carl, welcher bereits die Armee in Deutschland commandirte, wußte man keine geeignete Persönlichkeit im eigenen Staate dafür zu finden, — daher sah man sich veranlaßt, dem Kaiser Paul den Wunsch auszudrücken, daß der bereits rühmlichst bekannte russische Feldmarschall Graf Suworoff-Kimnikski jenes Ober-Commando übernehmen möge. Dieser alte Held, welcher wegen Nichtbeachtung einiger Dienstvorschriften seines sehr strengen Kaisers anfangs 1797 in Ungnade gefallen und seiner Commando-Stelle enthoben, jedoch nach Abschluß der Bündnisse gegen Frankreich zum Wiedereintritt in den Dienst im October 1798 eingeladen war, — aber auf seinem Dorfe Kantschansk in seiner Einsamkeit zu verbleiben wünschte, wurde nun im Februar 1799 in einem eigenhändigen Schreiben seines Kaisers aufgefordert, das Ober-Commando in Italien zu übernehmen, in Folge dessen er sich zunächst nach Petersburg — wo er wieder in Amt und Pflicht genommen wurde und das Großkreuz des Maltheserordens erhielt — und dann nach Wien begab. Hier mit großer Auszeichnung behandelt, wurde ihm vom Kaiser Franz der Rang eines östreichischen Feldmarschalls verliehen und unumschränkte Vollmacht über das zu befehligende Heer ertheilt. Bekanntlich war damals die ganze östreichische Kriegsführung von dem Hofkriegsrathe abhängig, dessen Anordnungen in Wien für unfehlbare Orakelsprüche galten. Es mußte dem

Kaiser Franz sehr wünschenswerth sein, die Ansichten Suworoffs über die jetzt zu unternehmenden Kriegsoperationen kennen zu lernen. Die Mitglieder des Hofkriegsraths begaben sich deshalb zu ihm und baten um Mittheilung seiner Ansichten; doch so wenig diese Herrn, als nachher der zu ihm entsandte General Lauer, vermochten etwas mehr von ihm zu erfahren, als daß er erst an Ort und Stelle, und nachdem er die Brauchbarkeit der Truppen und das Terrain erkannt habe, sich bestimmen könne. Nur mit dem russischen Gesandten Rasamowski sprach Suworoff in allgemeinen Ausdrücken über den Krieg, wobei er in Beziehung auf seine Taktik den militairischen Blick, Schnelligkeit und Ungestüm im Andränge als die Hauptfactoren derselben bezeichnete. Unter diesen Umständen deutete Kaiser Franz bei der Abschiedsaudienz Suworoffs am 3ten April demselben persönlich die Hauptgrundzüge des bevorstehenden Krieges an, wobei ihm zwar wiederholt die Versicherung vollen Vertrauens, aber auch, indem man ihm den Plan zu den Anfangsoperationen mittheilte, zugleich der Befehl gegeben wurde, über alle weiteren Maßnahmen, ehe er dieselben in Ausführung bringe, direct an den Kaiser Franz zu berichten. Dieser Befehl gibt den Schlüssel zur Lösung vieler sonst unerklärlicher Ereignisse in dem Kriege von 1799; denn, wenn es auch dadurch umgangen wurde, Suworoff unter den Hofkriegsrath zu stellen, so blieb seine Bedeutung auch unter dieser veränderten Form doch dieselbe.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

187. Stück.

Den 22. November 1856.

M ü n c h e n

Fortsetzung der Anzeige: „Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich u. überf. v. Schmitt.“

Bemerkungswerth erscheint es uns noch, daß Kaiser Paul, noch ehe sich Suworoff zur Annahme des Ober-Commandos in Italien bereit erklärt hatte, in einem Schreiben dem General Hermann aufgab, falls Suworoff einwilligen sollte, auf dessen Unternehmungen wohl Acht zu haben, die leicht zum Schaden der Truppen und der gemeinsamen Sache ausfallen könnten, wenn er von seinen Ideen, die ihn oft alles Uebrige in der Welt vergessen ließen, zu weit fortgerissen werden sollte u. s. w. Hermann galt damals als der beste Taktiker in Rußland und da er unter Suworoff's Ober-Commando zu stehen kam, so muß sich weiterhin ergeben, ob er auf seinen Ober-Commandanten irgend einen Einfluß ausgeübt hat.

Gehen wir zum 2ten Theile des Werkes über, so finden wir hier gegeben: die Streitkräfte der Verbündeten und Frankreichs vor Beginn der

Feindseligkeiten — die ersten Operationen in Süd-
deutschland, in den Alpen und in Oberitalien —
Suvoroff's Ankunft in Italien, dessen erste Of-
fensivoperationen, dessen Uebergang über die Ad-
da und Einzug in Mailand — und endlich die Lage
der Dinge in der Schweiz und am Rhein wäh-
rend des Monats April.

Was zunächst die Stärke der Heere anlangt,
so ist solche bisher sehr abweichend angegeben.
Nach dem Verf. hatte Oestreich bei dem Ausbruche
des Krieges von 1799 etwa 352,000 M. activer
Truppen, von denen 108,000 M. für das südliche
Deutschland (Erzherzog Carl), 80,000 M. für die
Alpen (Feldmarschall Bellegarde), 86,000 für Ober-
italien (General Melas), 8000 für Dalmatien und
69,000 M. für die Garnisonen und als Reserve,
bestimmt waren. Von der bereits im ersten Theile
angegebenen Stärke des russischen Heeres stellte
dasselbe in vier Corps 65,000 M. zur Unterstützung
Oestreichs in's Feld, wovon jedoch im Februar erst
das Rosenbergische Corps (c. 20,000 M.) in Oest-
reich angekommen war. Außerdem hatte Rußland
in drei Corps 88,500 M. an seiner Westgrenze
in Marschbereitschaft, so, daß 153,000 M. auf den
Feldfuß gesetzt waren. Zur See hatte Rußland
bereits an England ein Geschwader (14 Liniens-
schiffe, 4 Fregatten, 1 Cutter) mit 10,000 Besa-
zung; ein anderes (6 Linienschiffe, 7 Fregatten,
2 Corvetten) mit 7400 M., worunter 5700 M.
Landungstruppen an die Türkei zur Unterstützung
gestellt — und zwei Geschwader (12 Linienschiffe,
3 Fregatten, 3 kl. Fahrzeuge) mit 8160 M. Besa-
zung in seinen Ostseehäfen in Bereitschaft ge-
setzt. England hatte damals mehr als 100 Li-
nienschiffe und etwa 470 kleinere Fahrzeuge mit
einer Besatzung von 120,000 M. unter Segel und

seine Flotten umfaßten die Küsten von Holland, Frankreich, Spanien, Italien und selbst Syrien, und Aegypten, so, daß mit Einschluß der türkischen und portugiesischen Flotte, die Verbündeten 1799 mit c. 160 Linien Schiffen, Fregatten und Corvetten fast alle Meere beherrschten.

Bei so großen Streitkräften und den Hülfsmitteln, die Englands Subsidiën boten, würde eine rechtzeitige Kriegserklärung Oestreichs gegen Frankreich — und eine zweckmäßige, übereinstimmende Führung des Krieges zu großen, glänzenden Erfolgen haben führen müssen; doch Oestreichs schwankendes, unschlüssiges Verfahren unter dem mächtigen Premier-Minister Thugut, welcher alle Zweige der Staatsregierung in seine Hände genommen hatte und auch den Hofkriegsrath beherrschte, alle Kriegsangelegenheiten unter Leitung des ihm ganz ergebenen, in der Armee gehaltenen General Lauer, bestimmte, war um so weniger geeignet, einen glücklichen Ausgang in Aussicht zu stellen, als trotz aller Versicherungen, mit voller Kraft gegen Frankreich auf's Neue in die Schranken treten zu wollen, die nöthigsten Vorbereitungen hiezu fast ganz außer Acht gelassen wurden und Alles dieses das Vertrauen der mit Oestreich verbündeten Staaten um so mehr schwächen mußte, als man Neapel bereits der Uebermacht des Feindes Preis gegeben und dadurch den allgemeinen Kriegsplan schon theilweise vernichtet hatte. Dazu kam nun noch der traurige Zustand des deutschen Reichs, das Mißtrauen gegen die Politik Oestreichs und das Gelüste einiger süddeutschen Reichsfürsten, sich Frankreich anzuschließen, um ihre Sonderinteressen zu fördern, während Norddeutschland unter dem Einflusse Preußens stand.

Vergleichen wir damit die Zustände und Streit-

Kräfte der französischen Republik, so stellt sich zunächst heraus, daß allerdings die Lage der Regierung wegen innerer politischer Parteien, Unordnung in der Verwaltung und Zerrüttung der Finanzen, sehr schwierig war und der Hinblick auf das durch die bisherigen großen Verluste sehr geschwächte Heer, die wenige und schlechte Cavallerie desselben — und auf die fast ganz vernichtete Flotte, sehr nachtheilig einwirkte. Dagegen erschienen die äußeren Verhältnisse Frankreichs desto günstiger; denn nicht nur gaben die gemachten Eroberungen angemessene Stützpunkte für deren weitere Ausdehnung, sondern die großen Siege hatten auch den eigenen Muth erhöht, während das Ausland und namentlich Deutschland dadurch eingeschüchtert war — Die augenblicklichen Verlegenheiten zur Herstellung einer neuen Heereßmacht, wurden durch das Gesetz der Conscription und eine außerordentliche Steuererhebung — wenn auch nicht ohne Schwierigkeit — beseitigt, so, daß Anfangs 1799 das französische Heer, nach Absatz von etwa 100,000 M. für die innere Ruhe und Küstenvertheidigung, sowie 43,000 M. in Aegypten, Malta zc., noch eine Stärke von etwa 235,000 M. hatte.

Nachdem die französische Regierung auf dem Wege der Unterhandlungen ihre grenzenlosen Gelüste nach weiteren Eroberungen nicht befriedigt — und Oestreich im Verein mit seinen Bundesgenossen immer mehr gerüstet sah —, beeilte sie sich, gestützt auf die glücklichen Ereignisse der letzten Jahre und die Ueberzeugung der Unbestiegbarkeit der republikanischen Waffen auch bei ungleichen Kräften einen Angriffskrieg zu beginnen, um so mehr als sie hoffte die Oestreicher noch vor Ankunft der Russen zu schlagen. Allerdings hatte das französische Heer durch die Art seiner Ergän-

zung und neuen Organisation, welche auch in der taktischen Verwendung eine Veränderung hervorrief, ein Uebergewicht gegen die feindlichen Heere erlangt; denn während diese noch immer in letzterer Beziehung der Taktik des 7jährigen Krieges huldigten, kämpfte die noch wenig ausgebildete und nicht sonderlich disciplinirte französische Infanterie meist zerstreut und in Colonnen, wobei sie von starken Reserven unterstützt wurde; eine Fechtart, welche das Feuer mit dem Stoß verband und in fast allen Terraingestaltungen angewandt werden konnte. Gegen Cavallerie bediente man sich bereits der Bataillons-Quarree's. Obgleich die französische Reiterei in ihrem mangelhaften Zustande selten in großen Massen auftrat, so war dagegen die Artillerie beweglicher gemacht und wurde dieselbe in den Schlachten bereits in Batterien concentrirt. Insbesondere suchte man aber die Operationen durch Verringerung des Trains, Abschaffung der Zelte und durch das Requisitionssystem bedeutend zu erleichtern, auch ließ man sich durch Festungen selten aufhalten und agirte überhaupt mit einer großen Beweglichkeit. Mit solchen Vortheilen sehen wir die Franzosen denn auch mit bedeutend geringeren Streitkräften — welche zu dem bevorstehenden Feldzuge aus 291,289 M. bestanden — den Krieg von 1799 auf verschiedenen Schauplätzen in der Art beginnen, daß von jenem Heere etwa 151,000 M. in vier Armeen gegen 255,000 Oestreicher kämpfen sollten, während man die Unterhandlungen mit Deutschland in Rastadt unter der Forderung, die Russen vom deutschen Boden entfernt zu halten, fortsetzte.

Nach dem Plane der französischen Regierung sollte die Donau-Armee (Jourdan) über den Rhein und durch den Schwarzwald an die obere Donau

und das südliche Baiern gehen, die Hauptausgänge Tyrols besetzen und die französischen Truppen in den Alpen unterstützen; — die helvetische Armee (Massena) die Oestreicher aus Graubünden und Vorarlberg vertreiben, in Tyrol eindringen, ihren rechten Flügel mit dem linken der italiänischen Armee in Verbindung bringen, das Etschthal besetzen und so die linke Flanke der Oestreicher in ihrer Defensivstellung an der unteren Etsch bedrohen; — die italiänische Armee (Scherer) bei Verona über die Etsch gehen, die Oestreicher hinter die Brenta und Piave zurückwerfen und zugleich einen Theil ihrer Truppen zur Eroberung Toskana's detachiren; — die Observations-Armee (Bernadotte) die am Rhein gelegenen Festungen Mannheim und Philippsburg besetzen, die linke Flanke der Donau-Armee decken und zugleich die Fürsten Norddeutschlands beobachten.

Wenden wir uns nun den ersten Operationen und zunächst denen in Süddeutschland zu. Der erste Zusammenstoß der nur 37,000 M. starken Donau-Armee mit 90,000 Oestreichern unter Erzherzog Carl bei Dstrach am 21sten März hatte nicht den Erfolg, den man von der großen Uebermacht der Oestreicher hätte erwarten sollen, wenn auch die Franzosen sich zurückziehen mußten. Die hierauf am 25sten März folgende Schlacht bei Stockach zwang zwar die Franzosen, wieder über den Rhein zurückzugehen und Süddeutschland zu räumen, allein die Streitkraft Oestreichs war nicht in der Art benutzt, dem Gegner eine völlige Niederlage beizubringen. Jourdan und Bernadotte gingen krank nach Paris zurück, wo Ersterer entlassen wurde. Der Erzherzog Carl, dessen errungene Vortheile den Wiener Hof nicht befriedigten, mußte in seiner Stellung verbleiben, denn Befürch-

tungen des Cabinets hinderten ihn den zerstreuten Feind zu vernichten. Bemerkungswerth dürfte es sein, daß einige französische Abtheilungen, um nicht abgeschnitten zu werden, nach jener Schlacht binnen 24 Stunden zwanzig Wegstunden und am folgenden Tage noch neun Stunden zurücklegten. Mit der Räumung Süddeutschlands von den Franzosen löste sich auch der Congreß zu Rastadt auf, dessen Ende zu dem bekannten beklagungswerthen Ueberfall der französischen Gesandten auf ihrer Rückreise nach Frankreich durch eine Abtheilung östreichischer (Gzekler) Husaren hinführte. Die Anstifter dieser That sind noch unentdeckt; nach der hier vom Verf. gegebenen Hinweisung auf Zominis Kriegsgeschichte der franz. Revolution wird die Schuld dem Wiener Cabinet beigemessen, wenn auch die Mordthat als nicht beabsichtigt angesehen werden müsse.

Die Bewachung der Grenze Vorarlbergs und Graubündtens durch die Oestreicher war dem General Hohe mit 26,000 M. anvertraut, welchem in der Schweiz der französische General Massena mit 34,000 M. entgegenstand. Dieser erhielt den Befehl, den Gegner aus Graubündten zu vertreiben und in Tyrol einzudringen; dem zufolge griff er am 6. März in mehreren Colonnen die entscheidenden Punkte auf der 20 Meilen langen Ausdehnung der Oestreicher an und nach einigen Gefechten, namentlich an dem wichtigen Passe des Lucienstieges, setzte er sich in Besitz von Graubündten; einige Abtheilungen läßt er selbst in das fast ganz entblößte Engadin und Veltlin eindringen. Hier marschirt demselben nur ein kleiner Theil des 48,000 M. starken und zur Bewachung Tyrols bestimmten Corps unter dem Feldmarschall-Lieutenant Bellegarde entgegen, wird aber mit

großem Verlust bis nach Martinsbruck zurückgeschlagen. In dieser starken und wichtigen Position weisen indeß die Oestreicher die Angriffe der Franzosen ab und gehen verstärkt selbst zum Angriff vor; sie werden aber genöthigt, in ihre Stellung zurückzugehen; abermals verstärkt besetzen sie noch einige andere Punkte, indeß blieb Bellegarde bei Landeck mit dem Gros seines Corps gegen die schwachen französischen Abtheilungen unthätig, bis ihm der Befehl vom Hofkriegsrathe zuging, die Offensive gegen Graubünden zu ergreifen, welche jedoch durch einen gleichzeitigen Angriff der Franzosen auf Martinsbrück und Taufers am 25sten März, bei welchem diese die beiden Stellungen mit großem Verlust der Oestreicher in Besitz nahmen, unterbrochen wurde. Das Festhalten von Feldkirch und Bregenz durch den General Hohe veranlaßte indeß Massena, nachdem er am 23sten März einen neuen Angriff vergeblich auf die Verschanzungen bei Feldkirch mit großem Verlust gemacht hatte, sich auf das linke Rheinufer zu ziehen und nur den Lucienstieg besetzt zu halten. Erst jetzt setzte sich Bellegarde endlich in Bewegung, um die bis Nauters und Glurus vorgebrungenen französischen Abtheilungen zurückzuwerfen, was denn auch trotz des hartnäckigen Widerstandes bei der großen Uebermacht der Oestreicher nicht fehlen konnte. Dennoch kam er nur bis in das Engadin, wo er wieder einen Monat unthätig stehen blieb.

Die hier gegebenen Operationen in den Alpen, wo die Oestreicher 19,500 M. und 39 Geschütze verloren, also mehr als die ganze Stärke des kämpfenden Feindes ausmachte, zeigen, welche fast unglaubliche Erfolge auch gegen eine beträchtliche Uebermacht auch selbst trotz aller Entbehrungen

und Hindernisse des Terrains, zu erringen sind, wenn Intelligenz, Entschlossenheit, Muth und rasche Ausführung vereinigt wirken.

Zu den ersten Operationen in Oberitalien, welche viel später als die bisher betrachteten, eintraten, finden wir die östreichische Armee unter General Kray in der Stärke von etwa 86,000 M. gegen Ende Februar noch in ihren Quartieren von der Etsch bis nach Dalmatien aufgestellt — und erst am 21sten März erhielt Kray eine sehr specielle Instruction vom Hofkriegsrathe für den bevorstehenden Feldzug.

Auf die Nachricht von dem Uebergange der Franzosen über den Mincio vereinigt Kray seine Streitkräfte in der starken Vertheidigungslinie der Etsch und zwar von Pastrengo über Verona bis Legnago und Belilaqua, 58,000 Mann; 15,000 waren im Anmarsche und 13,000 standen als Besatzung in Venedig, Triest und andern Punkten. Durch eine Verstärkung von 7000 M. aus Tyrol wurde die Operations-Armee auf 93,000 M. mit 350 Feldgeschützen gebracht; es befand sich außerdem in der Festung Palma nuova ein Belagerungspark von 80 Feuerschlünden und eine Flottille von 40 Kanonenböten auf der unteren Etsch und dem Gardasee.

Die französische Operations-Armee in Oberitalien unter dem General Scherer (einem alten, unentschlossenen und characterschwachen Manne) bestand nur aus 58,000 M. mit einer Flottille von Kanonenböten auf dem Po und dem Gardasee. Sie hatte die starke Stellung am Mincio mit den Festungen Mantua und Peschiera inne. Von hier aus ergriff sie die Offensive, rückte sie am 26sten März gegen die Etsch vor und es erfolgten die Treffen bei Pastrengo, Verona und

Legnago, die aber für beide Parteien keine Entscheidung gaben. Nach gegenseitigen neuen Angriffsbewegungen kam es am 5ten April zu der Schlacht von Magnano, in welcher die Oestreicher siegten; die sich über den Mincio zurückziehenden Franzosen wurden bis nach Villafranca verfolgt. Während dieser Ereignisse nahm eine östreichische Abtheilung die französische Flottille auf dem Po, dagegen besetzten die Franzosen Toskana. — Der östreichische General Kray, mit dem Erfolge der gewonnenen Schlacht zufrieden, beschloß, vor Ankunft des durch ihn nur vertretenen Generals Melas (ein schwacher Greis) nichts mehr zu unternehmen, und da dieser nach seinem Eintreffen am 9ten April erst wieder Verstärkungen, namentlich auch die russischen Truppen und den Feldmarschall Suworoff abwarten wollte, so blieb die östreichische Armee am linken Ufer des Mincio in Unthätigkeit stehen und überschritt diesen Strom erst am 14ten April, nachdem die französische Armee die Besatzung der Festungen Mantua und Peschiera verstärkt und sich am 7ten April, nur noch c. 25,000 M. zählend, noch weiter zurückgezogen hatte.

Auf Suworoffs Reise von Wien nach Italien beschleunigte er den Marsch des russischen Corps, so, daß dasselbe täglich 5 Meilen zurücklegte; bei seiner Ankunft am 14ten April zu Verona ward er mit dem größten Jubel empfangen. Schon bei der Vorstellung der Behörden und Generale tritt das Eigenthümliche seiner Redeweise und seines Benehmens hervor; denn als wollte er den russ. Generälen seine Kriegsmaximen, welche er auch in Italien anwenden werde, in Erinnerung bringen, blieb er nach hastigem Auf- und Abgehen, plötzlich stehen, drückte die Augen zu und

sprach ungemein schnell: „Subordination! Exercitium! — Der Schritt eine Arschine, beim Schultervornehmen anderthalbe. Der Vordermann erwarte den Hintermann nicht; unerwartet auf den Feind — wie der Schnee auf den Kopf! Die Kugel ist eine Thörin — das Bajonett ein ganzer Mann! — Wir sind hier, um die gottlosen, leichtfertigen, aberwitzigen Französchchen zu vernichten; sie schlagen sich in Colonnen — wir werden sie in Colonnen bestiegen u.“ Am folgenden Tage begab sich Suworoff nach dem österreichischen Hauptquartier in Baleggio, wo er seine Ankunft den Völkern Italiens durch einen sehr energischen Aufruf zur Ergreifung der Waffen, bekannt machte, dieser blieb auch nicht ganz ohne guten Erfolg.

Oberitalien mit seinen zahlreichen Flüssen, Kanälen, Städten, Festungen, seinem durchschnittenen und bedeckten Terrain und seiner dichten Bevölkerung, gab einem Heersführer zu vielfachen Combinationen Gelegenheit und war ganz geeignet für die Kriegführung des Marschalls Suworoff, der mit seinem sicheren militairischen Blick, eisernen Willen, seiner Energie und unbegrenzten moralischen Gewalt über seine Truppen auf diesem Schauplatze auftrat. Die Art seiner Kriegführung hatte er wenige Monate vor Uebernahme seines Commando's auf seinem Dorfe gegen den ihm vom Kaiser zugesandten General Prevos-de-Loumian in Beziehung auf einen Krieg gegen Frankreich in folgenden sieben Punkten ausgesprochen: 1. Bloß angriffsweise verfahren. 2. Schnelle Märsche — ungestümer Angriff — blanke Waffe. 3. Keinen Methodismus, nur ein richtiger militärischer Blick. 4. Dem Feldherrn unumschränkte Gewalt. 5. Den Feind nur auf offenem Felde angreifen und schlagen. 6. Mit Belagerungen

keine Zeit verlieren; nur ein Depotpunkt — wie Mainz — macht hiervon eine Ausnahme; hie und da ein Beobachtungscorps, eine Blockade, aber immer besser ein offener Sturm; hiebei ist der Verlust am geringsten. 7. Nie durch Besetzung einzelner Punkte seine Kräfte zersplittern. Versucht der Feind eine Umgehung — desto besser, dann geht er um so sicherer seiner Niederlage selbst entgegen.“ Diese Kriegsmaximen stimmten selbst mit denen der besten damaligen Generale wenig überein und es war vorauszusehen, daß sie auch dem Pedantismus des Wiener Hofkriegsrathes nicht entsprechen würden. Die vom Kaiser Franz an Suworoff gegebene Instruction deutet nur einige Gesichtspunkte für die nächsten Operationen an, ertheilt übrigens Suworoff — wie es bereits vom Kaiser Paul geschehen war — das Ober-Commando der Armee und die Vollmacht der hiezu nöthigen Verfügungen, wobei jedoch der Wunsch ausgesprochen war, daß dem an den Kaiser über die Ereignisse zu gebenden Nachrichten, jedesmal die Ideen über die beabsichtigten fernern Operationen beigelegt werden möchten.

Bei der Ankunft Suworoffs betrug die Stärke der österreichischen Armee kaum 55,000 M., zu welchen c. 5000 M. im Anmarsch waren, während etwa 17,000 M. in den rückwärtigen Garnisonen standen. Von dieser Armee befand sich das Gros vorwärts des Mincio, Mantua war von ihr eingeschlossen, Peschiera blockirt, das Fort Rocca d'Anso besetzt. Da vorläufig nur erst 2 Bataillone Infanterie und 1 Kosaken-Regt. der Russen über den Mincio gegangen waren und sich mit der österreichischen Avantgarde vereinigt hatten, so beschloß Suworoff, ehe er vorging, die Ankunft der 1sten Division des Corps unter General Rosen abzu-

warten. Er benutzte diese Kaste dazu, die Oestreicher durch Manöver der verschiedenen Waffen gegeneinander in das Geheimniß seiner originellen Taktik einzuweißen, wobei er den Regimentern russische Officiere beigab, welche den Gebrauch des Bajonetts zum Gefecht anweisen mußten. Ueberhaupt war Suworoff auch in seinen Befehlen bemüht, auf seine taktischen Maximen aufmerksam zu machen; so z. B. kamen darin vor: „Schnelligkeit und Nachdruck beim Angriff ist die Seele der heutigen Kriegführung“ und „mit dem Bajonett ist der Einzelne im Stande, drei und vier seiner Gegner zu durchbohren; von hundert Kugeln gehen neunundneunzig in die Luft.“

Als die erste russ. Division am 18ten April eingetroffen war, setzte Suworoff am 19ten die ganze Armee gegen die französische in Marsch, die jedoch ihren Rückzug nach der Adda fortsetzte. In diesem Vorrücken ließ Suworoff die Stadt Brescia, in welcher die Franzosen eine Besatzung von 1100 M. zurückgelassen hatten, unter dem heftigsten Geschüßfeuer des Feindes mit Sturm nehmen. Nach dem Berichte an Kaiser Paul machte man hiebei 1264 Gefangene und wurde russischerseits weder ein Mann getödtet noch blessirt — was denn auch dem Verf. auffallend erscheint. Auf diesen Märschen kam es öfterer vor, daß die Truppen des Nachts ganz von Regen durchnäßt wurden, was den östreichischen General Melas einmal bei Tagesanbruch veranlaßte, einen Halt zu machen, um die Kleider trocknen zu lassen. Dies nahm aber Suworoff so übel, daß er unter Andern dem General schrieb: „Nach gutem Wetter seufzen nur Weiber, Stutzer und Faulenzen. Die Schreier, welche sich über den Dienst beschweren, müssen als Egoisten des Dienstes entsetzt werden —; in fei-

ner Armee können Leute geduldet werden, welche raisonniren zc.“

Nach der Einnahme von Brescia erhielt General Kray das Commando über die zu Blockaden und Besatzungen zurückgelassenen Truppen, zugleich aber auch den Befehl, am Mincio ein Corps von 20,000 M. zu sammeln und nach Ankunft der nöthigen Geschütze die Belagerung der Festungen zu beginnen. Zu gleicher Zeit wurde General Klenau beauftragt, am rechten Ufer des Po bei Ferrara und Modena ein Corps zusammenzuziehen.

Am 25ten April langte die verbündete Armee, zu welcher auch die 2te Division des russ. Corps gestoßen war, an der Adda, dem feindlichen Posten gegenüber, an. Die jetzt 28,000 M. starke französische Armee hatte sich in einer Ausdehnung von 14 Meilen an der Adda zur Vertheidigung aufgestellt, während Suworoff, nach Abgang von 8000 M. detachirter Truppen, noch über 35,000 M. zu verfügen hatte. Der Uebergang über die Adda und der Angriff auf den Feind führte am 26ten April zu dem Gefechte bei Lecco, in welchem die Franzosen das Uebergewicht errangen. An diesem Tage trat in der französischen Armee die bedeutsame Veränderung ein, daß der General Scherer, welcher schon längst das Vertrauen des Heeres verloren hatte, durch den General Moreau im Commando ersetzt wurde, dessen große Befähigung und edler Charakter in der Armee bereits bekannt war. Schnell suchte derselbe die von Scherer fehlerhaft angeordnete Stellung abzuändern, aber der Uebergang Suworoff's über die Adda bei Gervasio in der Nacht vom 26 — 27 und bei Cassano am 26ten zwang ihn am 27sten April zur Schlacht bei Vaprio und Cassano, in welcher die verbündete Armee völlig siegte und selbiger der Weg nach Mailand geöffnet wurde.

Krieg Rußl. mit Frankr. übers. v. Schmitt 1871

Am 20ten April hielt Suworoff, dem die Geistlichkeit und viel Volk entgegengezogen waren, unter großem Jubel seinen Einzug in Mailand. Statt seiner ließ er den russischen Staatsrath Fuchs von der Feldkanzlei in seiner glänzenden diplomatischen Uniform an der Spitze reiten, während er selbst in österreichischer Uniform mit einigen seines Stabes hinter der Geistlichkeit ritt, wobei Fuchs, wie es Suworoff beabsichtigte, als der große Feldherr angesehen und mit Freudengeschrei empfangen wurde. — Einen dreitägigen Aufenthalt in Mailand benutzte Suworoff dazu, die cisalpinische Republik aufzulösen und eine provisorische Regierung einzusetzen; zugleich aber auch die nöthigen Maßregeln für die weiteren militärischen Operationen zu treffen — und durch den General-Quartiermeister Schasteler allgemeine Normen des Kriegsdienstes ausarbeiten zu lassen, um die nachtheilige Verschiedenheit bei den russischen und österreichischen Truppen zu beseitigen.

Nachdem die erste an Suworoff gestellte Aufgabe gelöst war, schien es ihm zunächst nothwendig, zu verhindern, daß die schwachen Reste von Moreau's geschlagener Armee, welche sich nach Piemont zurückgezogen hatten und hier durch die vorhandenen Festungen gedeckt waren, nicht durch neue Zuzüge aus Frankreich verstärkt, die französischen Truppen in Mittel- und Unteritalien gesammelt und namentlich die Armee Macdonald's in Neapel mit der Moreau's nicht vereinigt werde. Hierzu legte Suworoff dem Kaiser Franz einen von dem Gen. Quartm. Schasteler entworfenen, sehr umfassenden Plan für die weiteren Operationen in Verbindung mit der Tyroler- und Rheinarmee vor. Dieser auf ein sehr energisches und übereinstimmendes Verfahren gestützte Plan konnte

freilich den Ansichten des östreichischen Hofkriegsraths nicht zusagen, er wurde daher vom Kaiser zurückgewiesen und dies legte den ersten Grund zu den bald eintretenden Mißhelligkeiten zwischen Suworoff und dem Hofkriegsrathe. Suworoff glaubte jedoch die Entscheidung von Wien nicht abwarten zu dürfen und ergriff die von ihm nöthig gehaltenen Operationen auf eigene Verantwortung, so, daß er die kaiserlichen Rescripte erst empfing, als die verbündete Armee sich bereits am rechten Ufer des Po befand.

Betrachten wir jetzt nun noch die Lage der Armeen in der Schweiz und am Rheine (die Ereignisse bis zu Anfang April wurden bereits mitgetheilt), so finden wir Graubündten noch immer von den Franzosen nicht ganz frei und das Engadin noch besetzt, obgleich von allen Seiten ein großes Uebergewicht östreichischer Streitkräfte entgegensteht und mehrere Cantone der Schweiz die Waffen ergriffen haben.

Die französischen Truppen am Rhein und in der Schweiz bildeten jetzt in einer verwendbaren Stärke von etwa 80,000 M. unter dem Ober-Commando Massena's die sogenannte Donau-Armee. Ihre Stellung hatte eine Ausdehnung von mehr als 140 Meilen und sie würde nirgends hinlänglichen Widerstand haben leisten können, wenn sie kräftig angegriffen worden wäre. Die Unthätigkeit der Oestreicher ließ es indeß zu, daß Massena, seine gefährliche Lage erkennend, die nicht zur Deckung der Grenze nöthigen Truppen an der nördlichen Schweiz concentrirte; als deren Stützpunkt wurde Zürich angesehen, auf deren umgebenden Anhöhen man ein verschanztes Lager vorrichtete.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 24. November 1856.

M ü n c h e n

Schluß der Anzeige: „Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich zc. übers. v. Schmitt.“

Die persönlichen Eigenschaften der unabhängig von einander agirenden österreichischen Ober-Generale, die der jetzigen Kriegsführung unangemessene Organisation der Administration und die Einwirkungen des Hofkriegsraths standen den Operationen in den Alpen sehr hindernd entgegen — und als endlich General Hoke mit dem General Bellegarde übereingekommen war, daß Ersterer die Position der Franzosen am Lucienstiege am 30ten April angreifen und Letzterer zu gleicher Zeit den Feind aus dem Engadin vertreiben sollte, war die Ausführung so unglücklich, daß beide Generale ihr Unternehmen mit Verlust aufgeben mußten.

Die Franzosen, ihre fernere Stellung im Engadin für zu gefährlich haltend, zogen sich nun von selbst zurück, so, daß sie am 4. Mai das Engadin völlig geräumt hatten. Bellegarde gab sich jetzt wieder der Ruhe hin; eine Aufforderung

Suworoff's zu weiterm Eingreifen ließ er unbeachtet und die Franzosen gewannen daher Zeit, die Aufstände, die sich gegen sie erhoben, zu zerstreuen.

Daß die Armee des Erzherzog Carl in Schwaben nach der Schlacht bei Stockach daselbst ruhig stehen geblieben war, muß der Politik des Wiener Cabinets und besonders der Abneigung, von welcher der den Hofkriegsrath beherrschende Premier-Minister Thugut gegen jenen Feldherrn — der ihm nicht gefügig genug erschien — beseelt war, zugeschrieben werden; denn der Vorwand, daß man von Schwaben aus gegen die Schweiz nicht eher etwas unternehmen könne, bis das nach Deutschland bestimmte russische Corps des Generals Rumfen eingetroffen sei, trat sowohl der Ansicht Suworoff's als des Erzherzogs Carl entgegen und war um so trauriger, als der wahre Grund dieser Zögerung darin gesucht werden mußte, daß der deutsche Kaiser sich durch die Sympathie einiger deutschen Fürsten für die französische Republik bedroht sah und deshalb die Rheinlinie noch immer gefährdet hielt; deshalb wollte man die Hülfe Rußlands abwarten, um dann nöthigenfalls durch Waffengewalt die deutschen Fürsten zum Anschluß an die Verbündeten zu zwingen.

Welchen Einfluß auf die weiteren Operationen der russische General-Adjutant, Graf Tolstoi, ausgeübt hat, nachdem derselbe auf ausdrücklichen Wunsch des Wiener Hofes als Vertrauensperson Kaisers Paul, dem Erzherzog Carl beigegeben und mit einer höchst interessanten Instruction versehen, Ende April im Hauptquartier zu Stockach angelangt war, wird erst aus den späteren Mittheilungen zu ersehen sein.

Fassen wir am Schlusse dieses ersten Bandes

dessen ganzen Inhalt in's Auge, so finden wir zunächst den in der Vorrede bezeichneten Gesichtspunkt, daß in diesem Werke die politische Thätigkeit des russischen Kaisers und die Operationen der russischen Heere die erste Stelle einnehmen, alles Uebrige, kurz gefaßt, nur zum Verständniß des Ganzen dienen soll, in dieser Einseitigkeit nicht nur festgehalten, sondern auch zugleich die Grenzen des erlaubten Eigenruhms oftmals überschritten. Dabei erstrecken sich die Erzählungen nicht selten auf ganz unwesentliche Dinge, mitunter wiederholen sie sich und zerreißen so den inneren geschichtlichen Zusammenhang. Sodann zeigt sich, daß die große Menge von Quellen ohne Rücksicht auf den Grad ihrer Glaubwürdigkeit und auf die Widersprüche, die sich darin finden, aufgenommen und benutzt sind, so daß die darauf gestützte Angabe der Begebenheiten, wie der numerischen Stärke der Operationstruppen und deren Verluste oftmals zweifelhaft wird, was besonders in Beziehung auf die russischen Verlustberichte recht auffallend hervortritt. Es dürfte daher die vom Vf. gemachte Annahme, daß das hier gegebene, größtentheils in russischen Archiven befindliche Material für einen späteren Bearbeiter dieser Geschichte als ein geordnetes, durchweg nutzbares, angesehen werden kann, um so weniger zutreffen, als hier noch immer in Frage stehen wird, ob die Berichtenden der übrigen Parteien nicht eine gleiche Gültigkeit für ihre Quellen in Anspruch nehmen werden — und welche Documente dann der Wahrheit am nächsten kommen.

Die diesem Bande angehörenden 19 Uebersichtskarten und Pläne, aus denen in jedem Abschnitte des Feldzuges die strategische Aufstellung der Truppen mit Angabe der Zahl und Abtheilungen der-

selben — doch leider ohne die der Artillerie — zu ersehen ist, sind mit vieler Sorgfalt in entsprechendem Maßstabe bearbeitet und tragen sehr zum leichteren Verständniß bei, jedoch können wir es nicht angemessen finden, wenn in einigen Plänen das Terrain nach den neuesten topographischen Karten aufgenommen sein soll, denn bei Beurtheilung kriegerischer Operationen kommt doch die Terrainbeschaffenheit, namentlich auch Anbau, Wegsamkeit zc. zu sehr in Betracht, als daß 50 Jahre später aufgenommene Pläne noch eine sichere Grundlage für dieselbe abgeben könnten.

G—f.

H a n n o v e r

impensis bibliopolii aulici Hahniani 1844—1856.
 Monumenta Germaniae historica auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Georgius Henricus Pertz.
 Scriptorum Tomus V. VIII u. 598 S. Tomus VI. VIII u. 842 S. Tomus VII. VIII u. 938 S. Tomus VIII. VIII u. 689 S. Tomus IX. VIII u. 910 S. Tom. X. VII u. 654 S. Tom. XI. VIII u. 710 S. Tomus XII. XXVIII u. 941 S. in Folio.

In früheren Jahren, da der Herausgeber der Monumenta Germaniae historica in Hannover lebte, pflegte derselbe die einzelnen Bände des Werkes gleich nach ihrem Erscheinen in diesen Blättern zur Anzeige zu bringen. Dies ist seit seiner Uebersiedelung nach Berlin unterblieben, und auch sonst ist der großen Unternehmung meines Wissens hier nicht gedacht worden. Deshalb wird es mir, einem langjährigen Mitarbeiter, wohl vergönnt sein, jetzt, da eben ein neuer Band vollendet und mit demselben eine wichtige Abtheilung zum Abschluß gebracht worden ist, einen kurzen

Bericht von dem Fortgang der Monumenta zu geben und dem ein paar Bemerkungen über Einzelheiten hinzuzufügen.

Zunächst ist der Rückblick auf die oben genannten 8 starken Folioebände wohl geeignet, um zu zeigen, wie unbegründet die immer noch von manchen Seiten erhobene Klage über das langsame Fortschreiten dieser großen Sammlung der Geschichtsquellen des Deutschen Mittelalters ist. Sie und außerdem noch der Anfang des 3ten Bandes der Abtheilung Leges sind in dem Zeitraum von 12 Jahren veröffentlicht worden, so daß es durchschnittlich kaum anderthalb Jahre für die Herstellung jedes einzelnen Bandes bedurft hat. Wer damit vergleicht, wie man in Frankreich z. B. 15 Jahre gebraucht hat, um den 21. Band des Recueil des historiens dem vorhergehenden folgen zu lassen, oder wie lange Zeit in England die Recordcommission zur Beschaffung des einen von ihr veröffentlichten Bandes Scriptores in Anspruch nahm, wird gewiß der Thätigkeit des Herausgebers der Monumenta und seiner Mitarbeiter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es ist außerdem in Anschlag zu bringen, wie bedeutende Vorarbeiten sowohl für die Geschichtsschreiber späterer Zeit, wie für die Gesetze, Briefe, Urkunden und Alterthümer gemacht sind, wenn man die Arbeiten der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde in den letzten Jahren vollständig würdigen will. Freilich steigt dann auch das Verlangen, möglichst bald zum Genuß der Früchte zu gelangen, welche durch diese Bestrebungen erzielt worden sind, und man wird es erklärlich finden, wenn je nach dem Interesse, das der Einzelne hat, besonders die Förderung der einen oder andern Abtheilung gewünscht wird.

Die 8 Bände, mit denen es diese Anzeige zu thun hat, gehören alle der Abtheilung der Geschichtschreiber an, und zwar umfassen sie zunächst die Zeit der fränkischen Kaiser. Es kann auffallen, daß, während die beiden vorhergehenden Perioden, die Karolingische und die der sächsischen Kaiser, in je 2 Bänden erledigt werden konnten, diese nicht eben längere Zeit einen so ungleich viel größeren Raum in Anspruch genommen hat. Einmal aber liegt der Grund darin, daß eben damals die Geschichtschreibung einen bedeutenden Aufschwung nahm, daß aller Orten ungleich mehr geschrieben wurde oder doch von dem Geschriebenen mehr erhalten ist als in den vorhergehenden Jahrhunderten. Namentlich ist das bei den Localgeschichten, den Werken über einzelne Bisthümer, Klöster etc. der Fall, wo eben in dieser Zeit die bedeutendsten und umfangreichsten Arbeiten entstanden, welche das Mittelalter überhaupt aufzuweisen hat: fast vier Bände sind hier von ihnen in Anspruch genommen. Sodann kommt in Betracht, daß in dieser Periode zuerst die großen Weltchroniken beginnen, welche meist einen sehr bedeutenden Umfang haben: von drei derselben wird eigentlich der ganze 5te Band ausgefüllt. Außerdem ist aber freilich auch in Anschlag zu bringen, daß bei diesen und bei anderen Werken häufig die Fortsetzung dem Originale gleich angehängt und damit in spätere Zeiten übergegriffen, daß andererseits Manches nachgetragen ist was eigentlich früher hätte gegeben werden sollen, aber entweder erst nachträglich aufgefunden wurde oder doch erst jetzt mit den nöthigen Hülfsmitteln bearbeitet werden konnte. Endlich bemerkt man wohl, daß der Plan des Unternehmens sich immer mehr erweitert und Manches Aufnahme gefunden hat,

was früher zur Seite geblieben wäre: so ist namentlich in Mittheilung von Lebensbeschreibungen von Männern der Kirche hier ungleich weiter gegangen als wenigstens in der karolingischen Periode; ein Verfahren, welches ich am wenigsten mißbillige, welches aber, scheint mir, noch die nachträgliche Ausnahme mancher Arbeiten für jene ältere Zeit zur Herstellung der Gleichförmigkeit nothwendig macht.

Der Anordnung und Vertheilung des Stoffes in den 8 Bänden liegt im Ganzen dieselbe Einteilung zu Grunde, welche in den früheren Perioden befolgt worden ist. Den kleineren Annalen, mit denen der 5te Band beginnt und die, bei der Vorwegnahme mancher Werke dieser Art in den früheren Bänden, hier nur wie eine Art Nachtrag erscheinen, schließen sich die größeren der allgemeinen Geschichte angehörigen Werke, Annalen, Chroniken und außerdem ein und das andere in freierer Form gehaltene, an: im 5. Bande Hermannus Augiensis (der sogenannte Contractus), Lambertus Hersfeldensis, Bertholdus Constantiensis, Bruno de bello Saxonico, Bernoldus, sogenannte Annales Romani, Marianus Scottus; im 6. Bande Ekkehardus, Sigebertus mit seinen Fortsetzungen, Annales Erpthesfurdenses, Annalista Saxo. Der 7. Band beginnt mit den mehr localen Werken, hauptsächlich Geschichten der einzelnen Bisthümer und Klöster. Doch sind hier, einmal als Nachtrag zu einigen in Vol. 5 gegebenen Katalogen und kleinen Chroniken der Kaiser noch ein paar solche Werke mitgetheilt, die an Umfang und Inhalt freilich nicht eben bedeutenden des Heimo von Bamberg (X, S. 1 ff.) und Honorius von Autun (X, S. 125—134), und außerdem einige kleinere von noch geringerem Be-

lang (X, S. 135—140), sodann im Unterschied von dem früher beobachteten Verfahren auch die zahlreichen und umfangreichen österreichischen und salzburgischen Annalen bis hinab zum 14ten und 15ten Jahrhundert (IX, S. 479—843), und ebenso eine Anzahl schwäbischer Annalen (X, S. 15—64) zusammengestellt, beide wohl, weil sie einen ziemlich entschieden provinciellen Charakter an sich tragen. Davon abgesehen enthält, um nur die wichtigeren Werke namhaft zu machen, Band 7 das noch der vorhergehenden Periode angehörige *Chronicon Venetum*, das *Chronicon Novaliciense*, *Herigeri et Anselmi Gesta episcoporum Tungrensium*, des Gundekar und eines Anonymus Haserensis Schriften über die Eichstädter Bischöfe, Adam von Bremen, die *Gesta episcoporum Cameracensium*, des Leo und Petrus *historia monasterii Casinensis* und das *Chronicon Hildesheimense*; Band 8 Arnulfs und des älteren Landulf Geschichten von Mailand, die *Gesta Treverorum*, *Ruperti chronicon S. Laurentii Leodiensis*, den Hugo *Flaviniacensis*, Sigeberts *Gesta abbatum Gemblacensium*, das *Chronicon S. Huberti* und die *Gesta episcoporum Tullensium*; Band 9 Cosmas von Prag mit seinen Fortsetzern, die verschiedenen Aufzeichnungen über Benedictbeuern, des Guillelmus *Appuliensis* Gedicht über Robert Guiscard, die verschiedenen *Genealogiae comitum Flandrensium*, die Werke des Hugo *Floriacensis* und was dem verwandt ist, die früher einem Martinus Gallus beigelegte *Chronica Polonorum*; endlich Band 10 das *Chronicon Gozecense*, die *Gesta episcoporum Merseburgensium*, die sehr umfangreichen *Gesta abbatum S. Trudonis*, des Laurentius de Leodio Geschichte von Verdün und die *Gesta episcoporum Mettensium*.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. 190. Stück.

Den 27. November 1856.

H a n n o v e r

Fortsetzung der Anzeige: »*Monumenta Germaniae historica etc. edidit G. H. Pertz.*«

In diesem Bande beginnen schon die *Vitae*, doch zuerst nur Nachträge zu den früheren Perioden, die *Vita Chrodegangi*, die neuentdeckte ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde zc., daneben hätten auch die von Mone nach dem Erscheinen des 4. Bandes herausgegebenen *Miracula S. Pirminii* mit Nachrichten aus der Zeit Heinrich II. ihren Platz finden können. Band 11 und 12 fahren in der Mittheilung solcher und anderer Geschichten einzelner Begebenheiten fort, von denen ich hier nur die bedeutendsten namhaft mache. Zu Anfang von Band 11 sind zunächst unter dem Titel *Gesta archiepiscoporum Salisburgensium* die verschiedenen Aufzeichnungen über die Vorsteher dieses Erzbisthums zusammengestellt und da auch das ältere wichtige und interessante Werk, *de conversione Bajoariorum et Carantanorum libellus*, gegeben. Daran reihen sich die *Vitae*

Meinwerci, Godehardi (2), Stephani regis Ungariae (2), Bardonis (2), dann Bipo's Werke, die Geschichte Konrad II. und die Gedichte, Auszüge aus den Schriften des Othlonus, die fundatio monasterii Brunwilarensis, Triumphus S. Remacli, Vita Annonis, verschiedene Werke zur Geschichte des Klosters Farfa und Benzo's Buch an Heinrich IV. Der zuletzt erschienene 12. Band endlich bringt unter anderm die Vitae Anselmi Lucensis, Bennonis Osnabrugensis, Jocundi Translatio S. Servatii, Wido de schismate Hildebrandi, Vita Altmanni, die wahrscheinlich dem Othbert beizulegende Lebensgeschichte Heinrich IV., Seheri primordia Calmosiacensia, Donizo's Gedicht über die Gräfin Mathilde, die Relationen des Hesso über das Rheimsche Concil und eines Ungenannten über Lothars Wahl, die Vitae Theogeri Mettensis, Godefridi comitis Capenbergensis, Caroli comitis Flandriae, Norberti Magdeburgensis und Ottonis Babenbergensis.

Gewiß ein großer Reichthum verschiedenartiger Aufzeichnungen aus allen Theilen des Reiches, der noch durch mehrere hier nicht einzeln namhaft gemachte kleinere oder sonst minder wichtige Stücke sowie durch Auszüge aus einzelnen nicht unmittelbar der deutschen Geschichte angehörigen Werken, der Geschichte des Rodulfus Glaber, dem Chronicon S. Benigni Divionense, dem Hermannus Tornacensis, endlich den beiden Engländern Florentius Wigorniensis und Willelmus Malmesburiensis, vergrößert wird. Vermissten wird man nur Einzelnes *), wie den Landulfus junior von

*) Die metrischen Gesta Heinrici IV, sind natürlich fortgeblieben, da Perß sie als ein neueres Nachwerk erwiesen hat; Archiv IX, S. 75 ff.

Mailand, dessen Handschriften nicht rechtzeitig col-
 lationirt worden waren, die Vita des Erzbischofs
 Arialdo von Mailand, bei der ich wenigstens den
 Grund der Weglassung nicht sehe, und allenfalls
 Auszüge aus dem Ordericus Vitalis, die sich pas-
 send denen aus Willelmus Malmesb. und den
 französischen Chroniken angeschlossen hätten, aber
 auch in der folgenden Periode noch Platz finden
 können. Dasselbe gilt von den sogenannten Ori-
 gines Murenses. Dagegen mag man bedauern,
 daß der sehr bedeutende Umfang des letzten Ban-
 des es nicht mehr möglich machte, die sich zu-
 nächst anschließende und wenigstens theilweise die-
 ser Periode angehörige ungedruckte Vita des Erz-
 bischofs Adalbert von Mainz mitzutheilen. Von
 den Streitschriften zwischen Heinrich IV. und
 Gregor ist nur eine bisher ungedruckte des
 Wido aufgenommen. Auszüge aus einer an-
 dern werden für den Band, der die Papstleben
 enthält, in Aussicht gestellt (XII, S. 148 n.).
 Absichtlich weggelassen sind ohne Zweifel die Ge-
 schichten einiger flandrischer Klöster, Hasnon, Dul-
 denburg, Waten, die für deutsche Geschichte gerin-
 ges Interesse haben; die Fundationsgeschichten an-
 derer, weil sie zu neu und wenig glaubhaft sind.
 Die von Giesebrecht in Fragmenten nachgewiese-
 nen Annales Altahenses konnten, da kein zusam-
 menhängender alter Text vorlag, nach dem Plan
 der Sammlung ebenso wenig aufgenommen werden,
 wie die angeblich wenigstens auf alter Grundlage
 beruhende von Mone herausgegebene deutsche Le-
 bensbeschreibung des Grafen Eberhard von Nel-
 lenburg. Dasselbe verhinderte wohl eine Berück-
 sichtigung der ältesten Geschichte der Normannen
 von Amatus (Aimé), von dem bekanntlich nur die
 von Champollion-Figeac herausgegebene französi-

sche Uebersetzung erhalten ist, während dies Werk sonst, schon als Quelle anderer hier mitgetheilte, des Leo von Ostia und Guillelmus Appuliensis, gar sehr am Platz gewesen wäre. Blieb Gaufridus Malaterra als Sicilien angehörig und deshalb zu weit abliegend zurück? Ebenso kann man fragen, ob einige auf Pisa bezügliche Arbeiten für später aufbehalten oder ebenso wie das Carmen de bello et excidio urbis Comensis (Muratori V) als zu speciell der italiänischen Geschichte angehörig ausgeschlossen sind. Sie haben doch wohl ebenso viel Bedeutung wie z. B. die Geschichten von Farfa.

Was die Bearbeiter der einzelnen Werke betrifft, so sind von dem Herausgeber selbst folgende besorgt: Hermann von Reichenau, Berthold, Bruno, Bernold, die Annales Romani und Erphesurdenses, das Chronicon Venetum und Hildesheimense, Hugo Flaviniacensis, Sigeberti Gesta abb. Gemblacensium, Heimo Babenbergensis mit den sich anschließenden Annalen, die Vitae Meinwerchi und Godehardi, Wipo, und ein paar kleinere Stücke im letzten Bande. Hesse in Rudolstadt edirte den Lambert, Lappenberg in Hamburg den Adam von Bremen. Von den regelmäßigen Mitarbeitern lieferten, um sie nach der Zeit ihres Beitritts zu nennen, der Unterzeichnete den Marianus, Ekkehardus, Annalista Saxo, die Auszüge aus Rodulfus Glaber, dem Chron. S. Benigni und Willelmus Malmesburiensis, die Werke des Hugo Floriacensis, die Gesta Treverorum, sowie die Geschichten der Bischöfe von Toul, Verdün (Laurentius de Leodio) und Metz; Bethmann, jetzt Bibliothekar in Wolfenbüttel, den Sigebert mit allen seinen Fortsetzern, das chronicon Novaliense, die auf Kloster Farfa bezüglichen Auf-

zeichnungen, des Gundechar und Anonymus Hasserensis Geschichten von Eichstädt, die Gesta episcoporum Cameracensium, die Genealogiae comitum Flandriae, Gisleberti carmen de incendio S. Amandi Elnonensis und den Donizo, in Gemeinschaft aber mit Wattenbach die Mailänder Arnulf und Landulf sowie das Chronicon S. Huberti; der letzte, jetzt Archivar in Breslau, die österreichischen und salzburger Annalen, sammt den auf die Erzbischöfe dieses Stifts bezüglichen Werken, außerdem des Leo und Petrus Chronik von Monte Cassino, Ruperti chronicon S. Laurentii Leodiensis, das Chronicon Benedictoranum, die Vitae Stephani regis, Bardonis, Altmanni, Heinrici IV. imperatoris und eine Anzahl kleinerer oder minder bedeutender Werke; Köpfe, Professor in Berlin, die Gesta episcoporum Tungrensium, den Cosmas von Prag und in Verbindung mit dem Polen Szlachtowski die Chronica Polonorum, weiter das Chronicon Gozense, die Gesta abbatum S. Trudonis, die Fundatio Brunwilarensis, die Translationes S. Dionysii und S. Servatii, die Vitae Annonis, Karoli comitis Flandriae und Ottonis Babenbergensis; Wilmans, gegenwärtig Archivar in Münster, Guillelmus Appuliensis, Gesta episcoporum Merseburgensium, die Auszüge aus dem Othlonus, die Vitae Anselmi Lucensis, Bennonis Osnabrugensis, Norberti Magdeburgensis zc., sammt dem Wido de schismate Hildebrandi; der zu früh verstorbene Abel, Privatdocent in Bonn, die schwäbischen Annalen und Ortlichs und Anderer Aufzeichnungen über Zwifalten; Dr Saffé, der erst in dem letzten Bande als Mitarbeiter auftritt, eine Anzahl Lebensbeschreibungen und anderer kleinerer Denkmäler, namentlich Seheri primor-

dia Catmosiacensia, die Vitae Theogeri, Godefridi Capenbergensis, Rupertus de incendio Tui-
tienti et de vita Cunonis Ratisponensis; endlich
hat der Sohn des Herausgebers Dr Karl Perz
seine Mitwirkung an dem großen Lebenswerke des
Vaters begonnen mit der Herausgabe des Benzo.

Eine Unterscheidung der Arbeiten nach den ein-
zelnen Verfassern dürfte ihre großen Schwierigkei-
ten haben und mir am wenigsten ziemen. Im
Allgemeinen sind überall dieselben schon in den
früheren Bänden festgestellt und bewährten Grund-
sätze befolgt. Nur die Einleitungen und Anmer-
kungen sind hier mitunter vielleicht noch ausführ-
licher und eingehender geworden als es schon in
den nächst vorhergehenden Bänden der Fall war;
es ist natürlich, daß je mehr die Arbeit unter
mehrere Gelehrte vertheilt wird, auch jedes ein-
zelne Stück eine immer sorgfältigere und erschöp-
fendere Behandlung erfahren kann. Doch dürfte
in einigen der Einleitungen, z. B. der des Cos-
mas, welche über 30 Seiten füllt, wohl auch die
Grenze erreicht sein, welche nicht überschritten wer-
den darf, wenn nicht eine zu große Ausdehnung
der Thaten dem Hauptwerk, der Publicirung
der Texte, Abbruch thun soll. Die Anmerkungen
dagegen gehen wohl nirgends über das erlaubte
Maß hinaus, wachsen auch in diesen Bänden nie
in der Weise an wie es in Merckels Ausgabe der
Lex Alamannorum (Leges Vol. III) geschehen ist.

In der Mittheilung der Texte ist daran festge-
halten, schon durch die Schrift den verschiedenen
Werth und Charakter der einzelnen Stücke und
Theile anzudeuten. Aus anderen Quellen Abge-
schriebenes ist mit der Petit, minder Wichtiges, wie
die nicht seltenen Wundergeschichten, oder der deut-
schen Geschichte fern Liegendes, wie der Anfang

von Herigers *Gesta episcoporum Tungrensium*, die fast ganz auf fremdem Boden sich bewegende Fortsetzung des Sigebert durch den Robertus a Monte, mit sogenannter *Corpus*, nur das Authentische und Werthvolle mit der eigentlichen Textschrift (Cicero) gedruckt. Zur Anwendung der Petit war namentlich in den großen Weltchroniken reiche Gelegenheit; ein großer Theil des Hermann, Bernold, Ekkehard, Sigebert und *Annalista Saxo* mußte so gegeben werden und ist damit dann gewissermaßen verurtheilt worden. Eben weil dies die Absicht, weil die Benutzung der so gegebenen Stücke für eigentlich historische Zwecke als überflüssig bezeichnet werden soll, ist aber freilich auch Vorsicht nöthig. Es ist mit Recht meist darauf gehalten, daß einzelne, wenn auch kleine Zusätze oder sonst eigenthümliche Bemerkungen des im Allgemeinen andere Quellen ausschreibenden Autors doch wieder kenntlich gemacht und der Aufmerksamkeit des Forschers näher gebracht werden. Nur in einzelnen Fällen, namentlich in der Ausgabe des Sigebert, ist dies leider nicht überall genug beobachtet. Dort sind auch einzelne Stellen klein gedruckt, die man nicht so ohne Weiteres verurtheilt sehen möchte, z. B. Alles was sich auf die Abte von Gembloux bezieht, und was sich doch nur auf das eigene Werk des Sigebert über diese zurückführen läßt, oder was 994 über lothringische Gelehrte zusammengestellt ist, oder gar 1002 die Nachricht über Erzbischof Heriberts Verhalten bei der Wahl K. Heinrich II., wo am Rande jede Angabe der Quelle fehlt, die *Vita Heriberti* aber, die neben Rodulfus Glaber benutzt scheint, keineswegs Alles enthält was Sigeberts Worte sagen.

Am ungleichartigsten erscheint mir die Inter-

punction, mit der ich in manchen Fällen gar nicht einverstanden sein kann. Während gewöhnlich und namentlich in den früheren Bänden reichlich, ja überflüssig Kommata gesetzt waren, fehlen sie später manchmal in einer Weise wie es gewiß nicht zu rechtfertigen oder geradezu für das Verständniß nachtheilig ist. Vollständige Zwischensätze wie: *in cuius paroechia idem monasterium situm erat, oder: ut postmodum aperuit,* stehen entweder ganz ohne Komma, oder haben, was fast noch schlimmer ist, ein solches nur am Schluß, nicht auch am Anfang. Wer hat je Sätze wie: *contemptis regalibus deliciis quibus quam plurimi eorum si dignarentur interfore potuissent heremum pro nomine Christi et pro futurae mercis reimpendio subierant, oder: Altahensis cenobii regimen Wolframmo qui eo loci domno Godehardo successit defuncto suscepit,* ohne alle Interpunction gelesen? Die Beispiele sind aus der *Vita Godehardi*; ähnliches findet sich aber auch anderswo.

Noch Eins will ich mir zu bemerken erlauben. Es ist eine nicht lobenswerthe Abweichung von der Regel, wenn Wilmans die Handschriften der *Gesta epp. Merseburgensium* nicht nach ihrem Werthe und ihrer Verwandtschaft ordnet, sondern den späteren und interpolirten Merseburger Codex als 2. den älteren und besseren, 1. näher stehenden Leipziger (3.) und Dresdener (4.) vorstellt (X, S. 162). Früher wurde die Mühe nicht gescheut, wenn etwa später erst neue Hülfsmittel hinzukamen, die Bezeichnungen, wie es nun nöthig ward, zu ändern. — Mich stört es auch, wenn in den Einleitungen häufig verlorne oder nur dem Namen nach bekannte Handschriften so ohne Weiteres neben den benutzten mit fortlaufenden Zahlen

aufgeführt werden. Bethmann hat diese beim Sigebert ganz passend wenigstens mit Klammern versehen. In den Einleitungen ist die Druckeinrichtung auch etwas ungleich ausgefallen. Das sind dann freilich Kleinigkeiten, welche die Wenigsten auch nur bemerken werden.

Was die Hauptsache, die Herstellung eines zuverlässigen und kritisch bewährten Textes betrifft, so ist darauf fortwährend die größte Sorgfalt gewandt, es ist namentlich im Allgemeinen durchaus an dem Grundsatz festgehalten, daß derselbe, wo Handschriften vorhanden sind, auf diese zurückgeführt werden muß, wo mehrere sich finden, von diesen soweit möglich vollständig Kenntniß zu nehmen und so eine sicherere Grundlage für die Edition zu gewinnen ist. Wenn hie und da davon abgewichen ist, so sind es meist kleinere unbedeutendere Stücke, auf die weniger ankam, oder solche, zu deren Aufnahme man sich erst später entschloß. Wenn z. B. die Vita Richardi Virid. ohne Hülfe des in Verdün vorhandenen Codex hat bearbeitet werden müssen (XI, S. 280), so kann ich bemerken, daß damals, als ich die Handschriften jener Stadt benutzte, vielleicht mit Unrecht, an einen Abdruck jener Vita nicht gedacht wurde. Dagegen sehe ich freilich nicht, warum zwei ältere Codices der Vita Norberti in Gent und Brüssel nicht eingesehen worden sind, bedaure, daß die beiden, wenn auch neuern so doch allein bekannten Abschriften von Galberts Vita Karoli comitis unbenutzt blieben, daß der wichtige Codex Vaticanus des Triumphus S. Remacli »urgente tempore« nicht vollständig verglichen werden konnte, obschon er das Werk in anderer Gestalt darbot; in solchem Fall durfte die Zeit nicht drängen. Eine neue Vergleichung der Codices des Leo und

Petrus zu Monte Cassino ist nicht vorgenommen, da früher wohl die Ausnahme ihrer Werke zweifelhaft war, auch die auf jene begründete Ausgabe des Angelus a Nuce sehr sorgfältig erscheint, endlich andere Hülfsmittel von großem Werthe zur Hand waren. Auch der Stockholmer Handschrift des Cosmas glaubte man entzathen zu können, da sie wiederholt benutzt ist und nicht zu den wichtigsten gehört; übler war es und wird von dem Bearbeiter der Ausgabe Köpke selbst am meisten bedauert (IX, S. 843), daß eine für die Fortsetzungen besonders wichtige Handschrift, die in Bauzen gefunden und dann nach Prag gebracht ist, erst später zur Kunde und ihre Vergleichung noch später in die Hände des Herausgebers kam. Hätte es sich nicht um eine so ausgedehnte Arbeit gehandelt, so wäre hier wohl der Druck von Cartons gerechtfertigt gewesen, wie er bei den Excerpten aus des Othlonus Werken Statt gefunden zu haben scheint, bei denen Wilmans bemerkt (XI, S. 378), daß es die Collationen der Münchener Handschriften erst erhalten, da der Druck schon vorgenommen war. Der Aufmerksamkeit der Herausgeber wird sonst kaum ein einzelnes Hülfsmittel entgangen sein. Nicht bemerkt finde ich, ob die von Stüve verglichene Abschrift der Vita Bennonis die in der Plettenbergischen Bibliothek zu Nordkirchen befindliche (Archiv VI, S. 38) ist. Vermißt habe ich eigentlich nur die Benutzung der von Böhmer, Fontes III, S. LVI, erwähnten Düsseldorfser Handschrift der Fundatio Brunwilarensis coenobii (oder wie man das Werk früher nannte: Narratio de Ezone et Mathilde), die um so wichtiger gewesen wäre, da sonst nichts als eine neue Abschrift in Brüssel zur Hand war und manche Zweifel über die ursprüngliche Be-

schaffenheit des Textes und die Zusätze eines späteren Interpolators bleiben. Böhmer nennt ebend. S. XLIII eine zweite hier noch nicht benutzte Abschrift der kürzeren Vita Bardonis. Erst später aufgetaucht ist ein Cambrayer Codex mit der Fortsetzung der Gesta, den Bethmann vergebens suchte, der sich dann aber in der in Paris versteigerten Bibliothek des Cambrayer Buchhändlers Hurez fand; s. Bibl. de l'école des chartes 1856. Jan. Fevr. (4. serie Tome 2) S. 302. Ganz ohne handschriftliche Hülfsmittel haben nur wenige Stücke gegeben werden müssen, einzelne Theile der österreichischen Annalen, des Rupertus Tuitiensis historia S. Laurentii Leod., sowie die beiden andern Fragmente aus seinen Werken, das kurze Chronicon Affligemense, des Seherus primordia Calmosiacensia, Arnulfi invectiva in Giraldum, die Vitae Theoderici Andaginensis, Wolfhelmi Brunwilarensis, Friderici Leodiensis, Godefridi Capenbergensis, Translatio S. Godehardi und ein paar von noch geringerem Belang. Auffallender als daß hier die Handschriften fehlten, erscheint es, daß auch einige ältere Ausgaben nicht aufgetrieben werden konnten, nicht allein die in Deutschland, Frankreich und Italien vergebens gesuchte editio princeps des Guillermus Appulienensis von Toromäus, sondern selbst die von dem Mainzer Serrarius besorgte Ausgabe der Vita Godefridi Capenbergensis. Die letzte, sollte man meinen, hätte sich doch müssen irgendwo finden lassen.

Im Gegensatz gegen diese nicht eben wesentlich verändert hervortretenden Werke ist es dann leicht eine ganze Reihe und gerade der wichtigsten zu nennen, die hier mit Hülfe der Handschriften eine wesentlich verbesserte, ja oft ganz neue Gestalt ge-

wonnen haben. So, um nur an einzelne zu erinnern, die Chroniken des Bernold, Sigebert, seines Fortsetzers des Robertus a Monte, sowie der sogenannte Annalista Saxo, aus den Originalen der Verfasser; ebenso das umfassende Werk des Hugo Flaviniacensis, dessen erster Herausgeber bedeutende Theile der einzigen Handschrift theils nicht lesen konnte, theils aus anderen Gründen wegließ; Leo von Ostia, von dessen Werke mehrere Umarbeitungen nachgewiesen sind, von denen merkwürdiger Weise zwei nur in deutschen Handschriften bekannt sind und die eine hier gleichfalls entschieden als Original des Verfs betrachtet werden muß. Auch von dem alten Chronicon Venetum, dem Chronicon Novaliciense, den Gesta episcoporum Cameracensium, Sigeberts Gesta abbatum Gemblacensium ist das Autographon erhalten und bei der Ausgabe zu Grunde gelegt, wie denn dies bei Werken des Mittelalters viel häufiger vorkommt als man früher annahm. Weiter sind zu nennen: Adam von Bremen nach den den ältesten und echtesten Text darbietenden Codices zu Leyden und Wien; die Gesta Treverorum, deren ursprüngliche Gestalt hier zuerst ans Licht getreten ist; die verschiedenen, dem Hugo von Fleury angehörigen oder mit ihm in einer gewissen Verbindung stehenden Werke, in Beziehung auf die früher die heillosste Verwirrung herrschte, die österreichischen Annalen, deren Zusammenhang, abgeleitete und echte Theile, Wattenbach in gründlicher und umfassender Weise dargelegt hat; Benzos wunderbares Buch ad Henricum IV., das aus der Handschrift zu Upsala zuerst eigentlich lesbar und einigermaßen verständlich geworden ist; die beiden älteren Vitae Ottonis Babenbergensis, die Köpfe nach Klempins

Vorgang aus den allein erhaltenen späteren Ueberarbeitungen geschickt wiederhergestellt hat.

Von noch größerem Interesse sind die hier zuerst veröffentlichten Werke. Dabin gehört einmal ein bedeutender Theil der Annalen, in Band 5 die Ottenburani, die in ihrem früheren Theil als Ableitung der Hersfeldenses erscheinen, die S. Michaelis Babenbergenses (die Elnonenses sind vorher von de Smet in der Sammlung der Flandrischen Chroniken II; die Blandinienses von Vandeputte herausgegeben worden), die Formosenses, die eine Hälfte der Annales S. Benigni Divionenses, in Band 10 die Babenbergenses, Enzdorfenses und Augustani minores, welche sich an die Chronographie des Heimo von Bamberg als Fortsetzungen anschließen, die Elwangenses und Neresheimenses (ich bemerke, daß auch das diesen angehängte sogenannte Chronicon Elwangense in Wahrheit nichts ist als spätere Annalen und nach dem Sprachgebrauch der Monumenta so hätte genannt werden sollen). Hierhin gehört außerdem ein nicht unbedeutender Theil der öfter erwähnten österreichischen Annalen und Manches unter den Fortsetzungen des Sigebert, die alle einen rein annalistischen Charakter an sich tragen, von größeren Werken aber die Annales Romani aus dem Vatican, etwas früher noch von Mai im Spicilegium Romanum VI, S. 282 herausgegeben*), die Annales Erphesphurdenses aus der Gothaer Handschrift des Ekkehard, sowie das Chronicon Wirziburgense, das diesem vorangestellt worden ist. Als wesentlich neu erscheinen aber auch die Werke des Marianus Scotus und

*) Gewiß ist der Abdruck von Mai viel ungenauer; doch mache ich auf eine Abweichung aufmerksam; statt Leo magnus (S. 470 oben) hat Mai: Leo nonus.

Ekkehardus Uraugiensis, die ein entgegengesetztes Schicksal gehabt haben, indem jener lange als Verfasser einer Chronik gegolten hat, die ihm fast ganz fremd, nur unter Benutzung seiner Arbeit entstanden ist, dieser umgekehrt ungenannt und unbekannt blieb, während man das Wesentliche seiner großen Weltchronik allerdings unter anderem Namen (dem des abbas Urspergensis) hatte und benutzte: das echte Werk des Marianus tritt aus einem Codex in der Palatina zu Rom ans Licht, von Ekkehard's wiederholten Umarbeitungen seiner Chronik sind zahlreiche und gute Handschriften erhalten, unter ihnen wieder zwei von seiner eigenen Hand geschrieben. Bisher ungedruckt war weiter der größere Theil der *historia modernorum regum Francorum* des Hugo Floriacensis (dagegen ist die von Hugo benutzte und hier IX, S. 364 ff. mit ihm zusammen edirte *Historia Senonensis Francorum* nicht allein theilweise von Duchesne publicirt, sondern auch, was damals von mir übersehen wurde, vom Ordericus Vitalis in sein 7. Buch aufgenommen und in dieser Gestalt zuletzt in der Ausgabe von Le Prevost gedruckt). Ich reihe hier die kleinen Chroniken des Guido, Lambert, Heimo und Honorius an, die, soweit sie in Betracht kamen, hier Platz gefunden haben (V, S. 64 ff. X, S. 26: an letzter Stelle die bisher unbekannte *Summa Honorii* sammt Auszügen aus der *Imago mundi* und mehreren kurzen Fortsetzungen dieses historisch sehr unbedeutenden Buches). Ungleich wichtiger ist manches Neue unter den Localchroniken. In Band 7 erscheint zum ersten Mal ein Theil des dem Chron. Venetum angehängten *Chronicon Gradense*. Hierbei erinnere ich an das im *Archivio storico Italiano* T. VIII veröffentlichte *Chronicon*

Venetum Altinate, daß der folgenden staufischen Abtheilung nicht fehlen darf. Von nicht geringem Interesse sind die Mittheilungen aus dem *liber pontificalis* des Gundechar und eines Anonymus Haserensis über die Eichstädter Bischöfe, bisher nur aus dürftigen Auszügen Gretsers bekannt, hier nach den Handschriften des Stiftes mitgetheilt. Gänzlich neu sind die beiden ersten Bücher des *Chronicon S. Andreae castri Cameracesii* aus einer Abschrift, welche Le Glay mittheilte, der einzigen, in der sich das Werk erhalten hat: wenn auch das Meiste aus den älteren *Gestis Camerac.* abgeschrieben ist, so ist doch manches Interessante hinzugefügt. Band 8 enthält an Ungedrucktem zuerst unter den *Gestis Treverorum* die *Gesta Godefridi* und die *Gesta metrica Balderici* aus Handschriften in Wolfenbüttel und Wien, sowie ein Theil der *Miracula S. Mathiae* aus anderen in Erlangen und Trier. Dazu kommen die bisher nur in mangelhaften Auszügen bekannten *Gesta abbatum Gemblacensium* von Siebert und seinen Fortsetzern aus dem Original in Leipzig. In Band 9 findet sich, außer den schon angeführten *Ineditis* des Hugo von Fleury und in der Sammlung österreichischer Annalen, Einiges auch unter den auf Benedictbeuern Bezug habenden hier zusammengestellten Monumenten, sowie unter den Genealogien und Chroniken der Grafen von Flandern. In Band 10 ist in dieser Beziehung die Hauptsache die Fortsetzung der *Gesta abbatum S. Trudonis* (S. 333—448) sammt Stücken des vorhergehenden Werkes. Dazu kommen am Schlusse des Bandes die *Vitae Mahthildis reginae* und *Gebehardi Constantiensis*. Ueber die interessante *vita Mahthildis* habe ich früher besonders gesprochen (Nachrichten 1852 N. 13),

und bemerke nachträglich nur, daß seitdem Giesebrecht (Geschichte der Deutschen Kaiserzeit I, S. 744) allerdings erhebliche Momente für die Abfassung dieser Lebensbeschreibung schon unter Otto II. geltend gemacht hat, was natürlich ihren Werth nur erhöhen kann. Die Vita Gebehardi war freilich schon früher gedruckt, doch irrthümlich bisher für ein Werk des 16ten Jahrhunderts gehalten; Wattenbach vindicirt sie dem 12ten und dem Verfasser des Chronicon Petershusanum, der freilich auch nur über den Bau seines von jenem gegründeten Klosters etwas Erheblicheres zu berichten weiß. Reicher ist die Ausbeute an neuem Material im 11. Bande. Ich nenne unter den Salzburger Monumenten die ältere Vita Gebehardi und die in Versen geschriebene Passio Temonis; dann vor Allem die ältere Vita Godehardi, die zu den bedeutenderen Lebensbeschreibungen des 11ten Jahrhunderts gehört. Auch die erste Vita Bardonis war, da die Ausgabe besorgt wurde, ungedruckt; doch kam ihr dann Böhmer mit seinem Abdruck in den Fontes III, S. 247 noch zuvor. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieser den Namen des Verfassers Vulcaldus, nicht wie Wattenbach Vulcaldus las; beide Formen sind an sich wohl denkbar; s. Förstemann, Namenbuch S. 445, nach dem Fulcaldus häufig, u statt o aber doch nicht nachgewiesen ist. Auch sonst scheint mir Böhmers Lesung der, wie er bezeugt, wenig deutlichen Würzburger Handschrift den Vorzug zu verdienen; c. 2 B. 26 ist *sacra* wohl besser als *socia*, B. 27 *illumque Domini qu(a)e comitabatur gratia* gewiß richtiger als das auf Conjectur beruhende *deinde* der Monumenta; ebenso B. 31 *preivit* statt des unverständlichen *premit*.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

191. Stück.

Den 29. November 1856.

S a n n o v e r

Schluß der Anzeige: »*Monumenta Germaniae historica etc. edidit G. H. Pertz.*«

Dagegen ist die Interpunction hier manchmal vorzuziehen. Für die richtige Herstellung dieses kleinen Denkmals wird die Vergleichung der oben erwähnten zweiten später in Darmstadt gefundenen Abschrift immer erwünscht sein. Zum ersten Mal erscheint weiter das Gedicht des Gislebertus de incendio monasterii S. Amandi und ein bedeutender Theil der von Bethmann im Kloster Farfa selbst gesammelten Denkmäler seiner Geschichte. Endlich der letzte 12. Band gewährt des *Jocundus translatio und miracula S. Servatii*, ein in mancher Beziehung eigenthümliches Werk, den wiederholt genannten *Wido de schismate Hildebrandi*, sodann eine *Vita Wernheri episcopi Merseburgensis*, die kurze *Narratio de libertate ecclesiae Fabariensis*, die bisher nur theilweise bekannte *Vita Theogeri Mettensis* und endlich die älteste *Vita Norberti Magdeburgensis*.

Ich denke, man kann mit dieser Ausbeute an neuem Quellenmaterial allein auf dem Gebiet der Geschichtschreibung zufrieden sein. Wenn auch unter diesen Werken, abgesehen von den ihrem Inhalt nach meist bekannten Chroniken des Ekkehard, keins ist, welches sich dem für die sächsische Zeit neu entdeckten Richer an die Seite stellen läßt oder den Vergleich aushält mit Entdeckungen, welche für die Staufische Periode gemacht worden sind — ich nenne z. B. die umfangreichen und wichtigen Annales Placentini, über die Perz in einer Abhandlung der Berliner Akademie Nachricht gegeben hat, deren Bekanntmachung ihm aber durch einen so eben in Paris von Huillard-Breholles besorgten Abdruck vorweggenommen ist —, so ist doch fast kein Theil der Geschichte des deutschen Reichs und Kaiserthums auch in dieser Periode ohne unmittelbare Bereicherung geblieben.

Einzelne interessante Werke, denen man nachspürte, sind bisher leider nicht zu Tage gekommen. Ich erinnere an des Rangarius metrische Vita Anselmi Lucensis, die freilich nach der Vermuthung von Wilmanß (XII, S. 12) nur eine Bearbeitung der prosaischen uns erhaltenen war, mit der aber das Werk desselben Autors de baculi lite, über die Geschichte des Investiturstreites, in nahem Zusammenhang stand. S. Archiv VII, S. 463. Die dort noch in Aussicht gestellten Bemühungen sind ohne Erfolg geblieben. Einer alten Vita S. Bennonis Misnensis, die in Hildesheim gefunden sei, erwähnt Gmser in seiner Geschichte desselben c. 53; aber ich habe seiner Zeit vergebens in Meissen und Wurzen nach einer solchen gesucht; was die Archiv VII, S. 223 angeführte Wolfenbütteler Handschrift enthält, weiß ich

für den Augenblick nicht zu sagen; doch habe ich sie in Händen gehabt und jedenfalls nichts Bemerkenswerthes gefunden. Gehört Orford Magdalen N. 2094 (Archiv VII, S. 95): Vita et miracula S. Beunonis (?) hierhin oder zum Benno von Snabrück, oder ist an einen ganz anderen Namen zu denken? Das Leben der Mathilde, der Gemahlin Heinrich V., war in dem sogenannten Draco Normannicus enthalten, dessen Handschrift in der Bibliothek der Königin Christine N. 1267 nach Brial, Notices et Extraits VIII, S. 297, nicht wieder aufzufinden sein soll. Doch ist hierzu die Hoffnung wohl nicht ganz aufzugeben. Dagegen wird wohl von der in der Cottonschen Bibliothek zu London verbrannten Vita Kanuti ducis Sleswicensis sich kein zweites Exemplar erhalten haben und wir bleiben auf den magern Auszug Hamsforts (Langebeck, SS. Rer. Dan. IV, S. 256) beschränkt. Wichtiger als dieses Alles wäre, wenn von den oben erwähnten Annales Altahenses, die im 16. Jahrhundert vorhanden waren, sich irgendwo in Bayern eine Abschrift finden sollte. Die Papiere Aventins und Anderer können zu dem Ende nicht sorgfältig genug durchgesehen werden. Jener benutzte auch noch andere uns verlorne Werke dieser Zeit, so einen angeblichen Othochus aus der Zeit Heinrich IV., auf den Wilmans (XII, S. 252 n. 12) wieder aufmerksam gemacht hat (an Othloh oder Othlonus ist ja wohl nicht zu denken?)

Näher auf den Ertrag einzugehen, den die gemachten Publicationen der Geschichte gebracht haben, muß wenigstens bei den Bänden, welche schon seit Jahren in den Händen eines Jeden, der sich mit deutscher Geschichte beschäftigt, befinden, als überflüssig erscheinen. Nur bei dem letz-

ten, eben veröffentlichten, glaube ich auf eins oder das Andere hinweisen zu sollen.

Die schon angeführte von mir in einer Trierer Handschrift aufgefundenene Schrift des Jocundus über die Translatio und Miracula S. Servatii ist merkwürdig durch die sagenhaften Nachrichten, welche sie namentlich über Heinrich I. und sein Verhältniß zu Karl dem Einfältigen von Frankreich bringt und welche sich in gewisser Weise mit den Erzählungen und Erdichtungen des Richerus berühren. Heinrich, der nur Herzog genannt wird, aber *ditior et opibus atque militibus* ist als der französische König, besucht diesen, welcher übrigens Lothar heißt, und auf dem Rückwege an der Aisne, wo Heinrich dem König das Schwert und sein Sohn Otto den Schild trug, empfing er zu *Beneficium quod est a Colonia usque ad fluvium illum*; Heinrich läßt sich dann zu Trajectum huldigen und nennt das Land Lotharia zu Ehren des Königs Lotharius. Später stellt er diesen, den die Franken verjagt haben, wieder her; doch wird Lothar aufs neue gefangen und stirbt im Kerker. Die Franken wählen einen neuen König »*de genere alieno*«, von dem Heinrich nichts wissen will. *Hujus rei gratia ipsa cum duce Lotharia principem magnum, qui diebus illis Romano presuit imperio, adduxit et cum eo fedus iniit, ne deinceps subderentur Francis, sed Romanis; et sic factum est usque in diem hodiernum.* Allerdings eine eigenthümliche Darstellung der Wiedervereinigung Lothringens mit dem deutschen Reich. Nach dem Tode des Kaisers wird übrigens Heinrich Kaiser, während es gleich nachher bei der Erzählung von Ottos Kaiserkrönung heißt: *quem gradum dignitatis ante eum acceperat nullus ex Theotonicis.* Heinrich

nimmt die Theilnahme des Verfassers besonders in Anspruch wegen der von ihm zu Ehren des heiligen Servatius unternommenen Gründung von Quedlinburg, und davon und von der Königin Mathilde erzählt er wenigstens verständiger. Später kommt er auf den Herzog Giselbert und läßt ihn die Tochter Otto II. (statt Heinrichs) heirathen. Besser ist er über Heinrich III. unterrichtet, obschon er seine Erhebung zum König in Trajectum (Utrecht; er scheint dies mitunter mit Maastricht zu verwechseln) auch nicht ohne Fehler erzählt; am glaubwürdigsten aber ist er in der Zeit Heinrich IV., wo er von einer sonst unbekanntem Versammlung der Lothringischen Fürsten zu Andernach während der Minderjährigkeit und vor der Entführung des Königs (nach dem Herausgeber ums Jahr 1062), vom Bischof Wilhelm von Utrecht und manchen Ereignissen der lothringischen Geschichte ausführlich zu berichten weiß. Jocundus ist ein eifriger Anhänger und Bewunderer Heinrich IV., von Geburt übrigens ein Franzose, was seine Ungenauigkeiten wohl zum Theil erklärt.

Das Buch des Wido, der unter dem Gegner Gregor VII., Clemens, das Bisthum Ferrara inne hatte, *de scismate Hildebrandi*, hier aus einer zu München im Privatbesitz befindlichen Handschrift veröffentlicht, ist ein bedeutender Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, der in unsern Tagen wiederholt Gegenstand der Erörterung und Darstellung gewesen ist. Wido, der seine Schrift auf den Wunsch des Papstes Clemens verfaßt zu haben scheint, schlägt den eigenthümlichen Weg ein, daß er in einem ersten Buch Alles zusammenstellt, was zu Gunsten Gregors gesagt werden konnte, und im zwei-

ten selbst dies zu widerlegen sucht. Jener Aufgabe unterzieht er sich mit solchem Eifer, daß er eine in hohem Maße günstige und zugleich anziehende Schilderung des Papstes entwirft: neu ist namentlich was über die letzten Tage Gregors, über die Befreiung aus der Belagerung zu Rom und den Aufenthalt in Salerno mitgetheilt wird. Doch ergibt die Schrift auch einzelne wichtige Thatsachen gegen ihn, namentlich daß er wirklich die Deutschen von dem Eid gegen Heinrich IV. lössprach, dann auch, daß er, ohne die Zustimmung dieses einzuholen, das Pontificat übernahm, wie neulich Ranke (Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalen S. 35) gegen Lambert ausführte. Die Darstellung des Wido ist auch sonst eine sehr erwünschte Bereicherung der Litteratur der Streitschriften jener Zeit, über die neulich Dr Helfenstein eine ganz nützliche, wenn auch nicht eben tiefer eingehende Uebersicht gegeben hat. Daß sie ausnahmsweise Ausnahme fand, während die andern Werke der Art zur Seite gelassen werden, erscheint eben durch den Umstand, daß sie bisher ungedruckt war, gerechtfertigt. Nur hätte sie nach ihrem Inhalt sich wohl noch passender, ebenso wie die in Aussicht gestellten Auszüge aus einer andern ungedruckten Schrift eines Manegold, den Quellen der Papstgeschichte, die einem besonderen Bande vorbehalten sind, als den hier vereinigten Denkmälern angeschlossen, da sie es doch recht eigentlich mit dem Recht der beiden Päpste gegen einander zu thun hat.

Die Vita des Bischofs Bernher von Merseburg, welche Perz in einer Prager Handschrift auffand, ist von geringer Bedeutung. Der Autor beruft sich noch auf die Aussage von Zeitgenossen, doch weiß er wenig Besonderes von seinem Helden zu

erzählen. Erwähnung verdient, daß er schon eine Vita der Paulina, der Gründerin von Paulinzell, kennt und als ihren Verfasser Sigeboto nennt. Sie scheint bei der Zerstörung des Klosters zu Grunde gegangen zu sein. Daß Nicolaus de Sychem in seiner Thüringischen Chronik sie benützt habe, ist wahrscheinlich genug, doch finde ich sie nicht ausdrücklich angeführt, wie der Herausgeber Wilmanß, dem die inzwischen von Wegele besorgte Edition noch nicht vorlag, nach Hesse angibt.

Von der Vita Theogeri hat freilich den wichtigeren Theil, der sich auf die Verwaltung des Rheiner Bisthums bezieht, Brial in der Fortsetzung des Bouquet drucken lassen; doch auch die erste längere Hälfte, welche namentlich die Wirksamkeit des Theoger als Abt des Klosters S. Georg im Schwarzwald behandelt, ist von mannichfadem Interesse, und ich erinnere mich noch wohl, mit welcher Freude ich die Blätter der Abschrift aus dem verlorenen Codex unter dem Nachlaß der Benedictiner von St. Germain auf der Pariser Bibliothek auffand; Bethmann hat sie dann abschreiben lassen, Jaffé für den Druck bearbeitet unter Benützung einer andern fragmentarischen Abschrift im Nachlaß von Pez. Anfang und Ende fehlten dem Codex schon, da diese Copien gemacht worden sind; jener ist leichter zu verschmerzen, da er nur die Jugendjahre umfaßte, während am Schluß namentlich Nachrichten über das Rheimsche Concil des Papstes Gelasius fehlen. Die Ausgabe gibt als Ersatz den Auszug des Trithem, der die Vita benützte; doch hätte wohl bemerkt werden sollen, daß die bei diesem gleich zu Anfang stehenden Notizen über die schriftstellerische Thätigkeit des Theogerus schwerlich der Vita entlehnt sind, sondern als Zuthat jenes Schriftstellers erscheinen.

Das wichtigste von allen diesen hier zuerst veröffentlichten Stücken endlich ist die alte Vita Norberti aus einer Berliner, früher Brandenburger Handschrift. Die bisher bekannte Lebensbeschreibung des bekannten Magdeburger Erzbischofs und Gründers des Prämonstratenser Ordens ist aus dieser älteren geflossen, hat aber einzelne merkwürdige Nachrichten weggelassen. Am interessantesten ist die Erzählung, wie Lothar, da er Papst Innocenz II. nach Rom geführt und hier die Kaiserkrönung empfangen hatte, auf die Investitur zurückkam. *Coronatus autem imperator ad honorem imperii et ad firmamentum foederis, quod cum papa pepigerat, investituras episcopatum, libertatem videlicet ecclesiarum, sibi a domino papa concedi minus consulte postulavit. Ad cuius petitionem cum inclinatus domni papae videretur assensus et ex tanta episcoporum multitudine nemo inveniretur qui huic contradiceret abusioni, Norbertus archiepiscopus in medium procedens . . . hintertrieb die Sache.* Bekanntlich wird etwas Ähnliches von Bernhard von Clairvaux erzählt: dieser habe bei der Zusammenkunft in Lüttich den Lothar von der gleichen Forderung zurückgebracht; s. Saffé, Geschichte Lothars S. 98, der auch mit Recht bemerkt, daß es sich bei jener Forderung um die Herstellung des Zustandes vor dem Wormser Concordat handelte. Allerdings ist Lothar bei seiner Wahl selbst bedeutend hinter dies zurückgegangen. Daran hat er sich aber später nicht gehalten, sondern, wie es zu Worms vereinbart war, die Ertheilung der Regalien vor der Weihe verlangt, wie die Vorgänge in Trier (*Gesta Alberonis* c. 13 SS. VIII, S. 250) und Verdün (*Laurentius Leod.* c. 29. SS. X, S. 508) zeigen, was aber bisher meist

nicht genug beachtet oder hervorgehoben ist. Lothar war also in Wahrheit gegen die Kirche nicht so nachgiebig als er oft geschildert wird, zeigte wiederholt die Neigung ganz zu dem alten Zustand zurückzugreifen, und ließ sich davon nur durch den Einfluß der beiden hervorragenden Kirchenfürsten, Bernhards und Norberts, zurückhalten.

Aus einem frühern Bande mag es vergönnt sein, auf ein einzelnes interessantes Denkmal hinzuweisen, das sich leicht der Aufmerksamkeit entzieht. Es ist die von Pertz SS. VIII, S. 314 in einer Note zum Hugo Flaviniacensis aus mehreren Handschriften mitgetheilte Völkergenealogie. Mone in seiner Zeitschrift II, SS. 256 hat später noch einen weiteren Text abdrucken lassen. Die Vergleichung dieser verschiedenen Exemplare ist in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit, wie auch schon Müllenhoff in diesen Blättern (1851. N. 18. 19) bemerkt hat; sie läßt wenigstens keinen Zweifel, daß die von Leo unermüdlich wiederholte (Haupt, Zeitschrift für Deutsches Alterthum II, S. 533. Geschichte des Mittelalters 3. Aufl. S. 70. Vorlesungen über Deutsche Geschichte S. 200) Behauptung, die Genealogie sei keltischen Ursprungs, wie die meisten seiner keltischen Liebhabereien, aller Begründung entbehrt. Die Handschriften sind größtentheils italiänisch; nach Britannien kam die Sache offenbar erst durch Rennius; erst spätere Handschriften dieses Schriftstellers nennen statt der Alemanni die Albani, wie die neue Ausgabe in den Mon. hist. Britann. S. 58 zeigt, erst aus dem Rennius schöpfte ein von Leo angeführtes, wie er selbst bemerkt, aus gelehrter Quelle fließendes Gedicht, während ein zweites irisches, das er hiermit in Zusammenhang bringen will, gar nichts mit dieser Ueberlieferung

zu thun hat. Es ist nur ein Beispiel unter vielen, die man anführen könnte, wie die vollständige und kritische Veröffentlichung der Quellen dazu dient, Irrthümer und Einbildungen zu beseitigen. Nur daß man jene dann freilich auch mit Verstand lesen und benutzen muß.

Ein und das andere Mal hat vielleicht die Ausgabe Einiges versäumt, was dazu beitragen kann, Irrungen abzuschneiden. Ich erinnere beispielsweise an das Scholion 14 zu Adam von Bremen II, 15 (SS. VII, S. 311), wo die Worte: non longe ab oppido Kyl, lange dazu gedient haben, dieser Stadt einen viel früheren Ursprung zu vindiciren, als ihr zukommt. Lappenberg hat dieselben allerdings in Klammern gesetzt und in der Note bemerkt, daß sie den Handschriften 2. 3. 4. 6. fehlen. Daraus ergibt sich wohl, daß nur 5. sie hat, und 5. ist Lindenbruchs Ausgabe. Sie sind offenbar ein bloßer erläuternder Zusatz dieses Editors und sollten deshalb gar keine Aufnahme, höchstens eine Erwähnung in der Note gefunden haben. In eben jenen Scholien muß Isaroho (statt Ifarnho) gelesen werden.

Es kann aber nicht meine Absicht sein, über solche Einzelheiten in dieser langen Reihe von Bänden mich auszulassen oder zu den schon vor Jahren erschienenen jetzt allerlei Nachträge, wie sie sich leicht im Lauf der Zeit ergeben müssen, hier zusammenzustellen*).

Ich füge hinzu, daß den einzelnen Bänden Re-

*) Nur Eins will ich zu meiner Ausgabe des Ekkehard bemerken. Die Angabe, VI, S. 3, über seinen Todestag wird zu berichtigen sein, da das Necrologium des Michaelsberger Klosters (7. Bericht des Bamberger historischen Vereins S. 121), Uffermanns Angabe bestätigend, hat: X. Kal. Mart. Eggehardus abb. S. Laur. Uraugie pl. fr.

gister und Glossare in der früher üblichen Weise beigegeben sind. In Band 5 sind beide von Köpfe, in 6 von Wattenbach, in 7. 8 von Wilmans, in 9 von den beiden letzteren gemeinschaftlich, in 10 und 11 wieder von Wilmans, in 12 von Jaffé gearbeitet. Seit Band 6 ist die Verbesserung eingeführt, daß außer der Seite auch die Zeile angegeben, daß außerdem die verschiedenen Formen eines und desselben Namens zusammengestellt werden, was den Uebelstand beseitigt, der sich früher zeigte, daß man oft nicht wußte, wo man einen einzelnen Namen zu suchen hatte, daß auch manchmal nicht bloß derselbe Name, sondern dieselbe Person an ganz verschiedenen Stellen vorkam (unter B und P, F und V, W und Gu, und was der Art mehr ist). Auch für abgeleitete Personennamen ergibt sich so mancher Aufschluß. Wenn die Monumenta früher zuerst lehrten, daß Folcmarus und Poppo derselbe Name sei und damit manchen Zweifel aus der Geschichte glücklich entfernten, so erfahren wir aus dem letzten Band dasselbe von Piligrinus und Panzo, eine Form, die Förstemann nur einmal nachweisen kann und unrichtig mit Benzo zusammen unter Band stellt (Namenbuch S. 213).

Die Facsimiles sind wenigstens mit größerer Eleganz als früher wiedergegeben: wiederholt werden auch Zeichnungen und Malereien der Handschriften und die letzteren jetzt auch regelmäßig mit den Farben des Originals, reproducirt. In dem letzten Bande ist besonders auf die interessantesten Bilder aus der Handschrift des Donizo aufmerksam zu machen.

Endlich ist dem 12. Bande, der eben einen größern Abschnitt beschließt, ein doppeltes Verzeichniß aller bisher publicirten Quellen und Denk-

mähler beigegeben, daß eine chronologisch, daß andere alphabetisch geordnet. Beide werden den Gebrauch der nun schon zu bedeutendem Umfang herangewachsenen Sammlung, deren Inhalt überhaupt und nach den einzelnen Bänden insbesondere nicht jeder leicht im Kopfe hat, bequemer machen.

Der Herausgeber kann nun, wie er sagt, »*lo-viore jam humero*« an die Fortführung des großen Werkes gehen, welches, wie bedeutend auch in späterer Zeit die Mitwirkung anderer Kräfte geworden ist, doch wesentlich an seinen Namen geknüpft ist und dessen Leitung er fest und sicher auch bei wichtigen andern Arbeiten in der Hand behält. Er stellt die *Scriptores Suevoici aevi* in Aussicht. So willkommen sie sein werden, doch möchte man fast wünschen, daß hier nun zunächst die für einen besonderen Band aufgesparten Pappgeschichten eintreten könnten, daß außerdem die lange ersehnten Werke der ältesten Zeit an die Reihe kämen. Und neben diesen allen der Abtheilung *Scriptores* angehörigen Arbeiten hoffen wir dann auf die Fortsetzung der *Leges*, hoffen vor Allem auch, um von den Urkunden ganz zu schweigen, auf die Veröffentlichung der Briefe. Großes ist geschehen; aber Größeres bleibt zu thun übrig. Wünschen wir, daß dem Herausgeber auch dafür Kraft und Rüstigkeit bleiben und dem Unternehmen auch in Zukunft die Mitarbeiter und die sonstige Unterstützung nicht fehlen werden, deren es zur vollen Durchführung bedarf. Keine andere Unternehmung kann sich dieser an wissenschaftlicher und nationaler Bedeutung entfernt an die Seite stellen.

G. Waik.

L e i p z i g

bei L. D. Weigel 1856. Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. Herausgegeben von F. v. Quast und H. Otte. Erster Band. 36 Bogen in Quart, mit Stahlstichen und Holzschnitten.

Obgleich von dieser neuen wissenschaftlichen und Kunst=Zeitschrift erst zwei Hefte fertig vorliegen, halten wir es doch für unsre Pflicht, schon jetzt auch in diesen Blättern auf das Unternehmen aufmerksam zu machen, und in einer kurzen Anzeige über die Absicht und den Plan der Herren Herausgeber und über den reichen Inhalt dieser beiden ersten Hefte zu berichten. — Nach dem als Vorrede wiederholten Prospect wollen der Geh. Regierungsrath und Conservator der Kunstdenkmäler in Preußen Hr von Quast zu Berlin und der Pfarrer Hr Otte in Fröhden durch diese Zeitschrift dem Mangel eines gemeinsamen Organs in Deutschland abhelfen, wodurch diejenigen, welche neue Entdeckungen auf dem Gebiete der in unsrer Zeit wieder mehr zu Ehren gekommenen christlichen Archäologie und Kunst im Mittelalter gemacht, oder neue Erklärungen des schon Bekannten zu geben haben, sich aussprechen können. Im Allgemeinen soll die Zeitschrift, nur mit den durchaus nöthigen Beziehungen auf das Ausland und auf Profanes, sich auf die Alterthümer der christlichen Kirche in Deutschland beschränken. Den Hauptinhalt sollen Original=Mittheilungen bilden, welche, so weit es nöthig ist, durch besondere Stahlstiche und eingedruckte Holzschnitte erläutert werden; außerdem sollen Notizen mannichfaltigster Art gegeben werden, namentlich solche, welche sich auf Erhaltung und Zerstörung

von Monumenten beziehen, und endlich sollen die den Gegenstand betreffenden Leistungen und Aufsätze der Alterthumsvereine, auch anderer Zeitschriften des In- und Auslandes, überhaupt die wichtigsten Erscheinungen dieser Litteratur besprochen werden.

Mit Ausnahme eines bedeutenden Aufsatzes ist der Inhalt der beiden vorliegenden Hefte von den beiden als tüchtige Arbeiter auf diesem Felde längst anerkannten Herausgebern geliefert worden, nämlich im ersten Hefte: I. Die Münsterkirche zu Essen, vom Geh. R. v. Quast. II. Die Kongregation der Schottenklöster in Deutschland, von Dr. Wattenbach. III. Mannichfaltiges: 1. Kleinere Aufsätze und Notizen (Baptisterien in Deutschland. — Orientirung der Kirchen. — Cisterzienserkirchen. — Messinggrabplatten. — Wappensteinbrief des Lucas Cranach. — Ein Anagramm. — Die Evangelistensymbole auf Grabsteinen). 2. Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler (Verordnungen der königl. preuß. Ministerien. — Die Kirche zu Ober-Ernst. — Die Kirche zu Hüsten. — Die Münsterkirche zu Emmerich. — Die Kirche zu Praest). 3. Historische und Alterthums-Vereine (Wissenschaftlicher Congreß zu Toulouse 1852. — Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer zu Mainz). 4. Archäologische und Kunst-Zeitschriften (Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler, Wien 1836. Zäzner), 5. Literarische Anzeige (H. Geck, die Abteikirche zu Werden, Essen 1856). — Abbildungen: Stahlstiche (I—III. Grundriß und Details der Münsterkirche zu Essen und ihrer Umgebungen. — Außere Ansicht des Polygonbaues dieser Kirche. — Innere Ansicht derselben), Holz-

schnitte (I—VII. Details der Münsterkirche zu Es-
sen. — Grundriß des östlichen Theils der Klo-
sterkirche zu Loccum).

Das zweite Heft enthält: I. den Schluß der
Abhandlung des Dr. Wattenbach über die Schot-
tenklöster [deren Bewohner zuerst und zumeist
aus Irland kamen] in Deutschland*). II. Noch-
mals Mainz, Speier, Worms [Antikritik], von F.
v. Quast. III. Kelch der Kirche zu Werben in
der Altmark, kunsthistorisch von F. v. Quast, iko-
nographisch von H. Otte. IV. Die Kanzel im
Dom zu Merseburg, von H. Otte. V. Mannich-
faltiges: 1. Kleinere Aufsätze und Notizen (Mit-
telalterliche Glocken im Stift Merseburg. —
Steinbecken zu Göseliß. — Schnitzwerke zu Tam-
mendorf. — Steinmehzeichen zu Halle und Mer-
seburg. — Melanchthon als Zeichner. — Ueber
das von Albrecht Dürer in Venedig gemalte Al-
tarblatt [jetzt zu Prag]. — Zur Erklärung der
duo ligna in den Händen der Wittwe von Sa-
repta). 2. Erhaltung und Zerstörung der Denk-
mäler (Die Stiftskirche S. Castor zu Gardon an
der Mosel. — Die Abteikirche zu Laach. — Die
Klosterkirche zu Henorsleben. — Die Thore der
Stadt Pafewalk). 3. Literarische Anzeige (de
Roisin, die s. g. römischen Bäder zu Trier als
Vorbild der Chor- und Kreuzconchenanlage der

*) Zu S. 50 stehe hier die Bemerkung, daß wir nicht be-
haupten möchten, man könne „gar nichts geben“ auf die
Nachricht späterer Erfurter Chroniken (u. A. auch des Nico-
laus von Siegen, ed. Wegele S. 200): das Schottenkloster
zu Erfurt sei 1036 durch Walther von Gleisberg gestiftet.
Diese Nachricht hatte sich wohl in dem Kloster selbst erhal-
ten, und im Chore der Klosterkirche soll Walther v. Gl. nebst
seiner Gemahlin Hedwig begraben sein, nach einem (freilich
auch spätern) Grabsteine, s. v. Falkenstein, Hist. v. Erfur
S. 50.

Kirchen St. Marien im Kapitol zu Köln, Trier 1856). — Abbildungen: Stahlstiche (I—III. Kelch der Kirche zu Werben. — Ansicht der Kanzel im Dom zu Merseburg. Abwicklung der Brüstung dieser Kanzel nebst Details), Holzschnitte (I—VII. Glockeninschriften zu Merseburg. — Steinbecken zu Göseliß. — Steinmehzeichen zu Halle und Merseburg. — Inneres der Stiftskirche S. Castor zu Garden.

Der reiche Inhalt dieser von Hrn E. D. Weigel in Leipzig, welcher sich durch den Verlag und die gute Ausstattung der schätzbarsten Werke über denselben Gegenstand (von Förster, Leibniz, Lübke, Messmer, Otte und Reichensperger) bereits sehr verdient gemacht hat, auch äußerlich und durch die trefflichen Stahlstiche und Holzschnitte wohl ausgestatteten Hefte empfiehlt das schöne Unternehmen dem theilnehmenden Publicum. Dennoch müßte man fürchten, daß das Werk bei seiner Kostspieligkeit aus Mangel an Käufern bald ins Stocken gerathe, wenn nicht durch höhere Unterstützung dasselbe gefördert würde. Eine solche höchst wünschenswerthe Unterstützung ist aber zunächst in Preußen auch ferner zu erwarten, indem ja das Werk zugleich als ein Organ der auf Allerhöchsten Befehl gebildeten Commission für Erhaltung der Kunstdenkmäler zu betrachten ist.

E. G. F.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 1. December 1856.

P e t e r s b u r g

Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und Leipzig bei Leopold Voss, 1856. Die Ssabier und der Ssabismus von Dr. D. Chwolsohn Professor an der Kaiserlichen Universität zu St. Petersburg. Erster und zweiter Band; XXI u. 825, XXXII u. 920 S. in gr. Octav.

Es gibt Schriftthümer ungeheuern Umfanges und weitester Verbreitung, die viele Jahrhunderte lang auf der Erde mitten unter den hochgebildeten Völkern herrschen, die aufs vollkommenste in sich selbst und aufs nützlichste für die ganze Menschheit sich auszubilden genug Ruhe und alle andre Mittel haben, und die dennoch den Fortschritt zu einer reinen Vollendung innerhalb der Grenzen alles menschlichen Schriftthumes scheuen und so trotz einzelner großer Vorzüge und trotz des großen Nutzens, den sie im Allgemeinen stiften können, kein rein erquickliches Bild geben und keine rein erfreuliche Folgen hinterlassen. Wir können

in unsern Tagen die Schriftthümer aller Zeiten und aller Völker allmählich immer vollständiger im Großen sicher überblicken: dieser Ueberblick aber, je sicherer und umfassender er wird, überzeugt uns immer vollkommner, daß es höhere Kräfte sind, welche die Entwicklung eines besondern volksthümlichen Schriftthumes wie von den ersten geheimnißvollen Augenblicken seines Lebens an durch alle seine möglichen Wechsel und noch so langen Zeiträume bestimmen, und nach deren Verschiedenheit gerade die eigenthümlichsten und selbständigsten Schriftthümer so verschieden sich gestalten. Je wie ein Volk zu der Religion sich stellt, d. i. seinen Geist auf das Göttliche richtet, mag die Religion, zu welcher es in ein bestimmtes Verhältniß treten muß eine ihm überkommene oder eine in ihm selbst neuentstehende sein, danach wird auch sein Schriftthum im Ganzen und Großen sich gestalten: ein Satz, welcher hier nicht wohl näher bewiesen werden kann, der sich aber durch Alles bestätigt. Es ist möglich, daß ein Schriftthum sich über das Maß der bestehenden Religion erhebe, falls diese noch höchst unvollkommen wie einst bei den Griechen oder neu verfinstert ist wie bei den Franzosen seit der Bartholomäusnacht: es ist aber ebensowohl möglich, daß es hinter ihm zurückbleibe. Und folgt ein solches Schriftthum, welches aus irgend einer der schon hier vorliegenden vielen Ursachen sich nicht bis zu einer vollen Bollendung erhebt auf frühere schon weiter ausgebildete, so wird es aus diesen wohl vielerlei Stoff in sich aufnehmen, aber auch diesen nicht hinreichend verarbeiten und bedeutend weiterführen.

Das arabische Schriftthum, welches, wie es erscheint, mit dem islâmischen so gut wie einerlei ist, gehört ganz in die Reihe solcher, über deren

theilweise Vorzüge man ebenso sich hoch erfreuen wie über ihre Mängel sich tief betrüben muß. Dieses Schriftthum liegt uns allerdings nicht, wie so viele aus dem Alterthume, bereits durch die Schärfe der Zeit gesichtet vor, sondern hat sich fast ganz in seiner ursprünglichen Breite unbeschränkt erhalten; denn aus den ersten Jahrhunderten des Islâm's ist zwar manches Werk sehr selten geworden oder ganz verloren gegangen, aber nur durch den Druck der Zeiten, nicht durch eine so scharfe innere Sichtung, wie sie etwa das griechische oder das hebräische und altindische auch sinessische Schriftthum erfahren hat. Wie unsre neuesten europäischen Schriftthümer in ihrer ganzen Unvollendetheit mit ihren unübersehbar vielen guten und schlechten Büchern in unsre Gegenwart hineinragen, ebenso weit und breit ausgedehnt liegt das arabische und übrige islâmische Schriftthum jetzt vor uns, obgleich schon seit einigen Jahrhunderten an innerer Schwäche tödlich leidend und fast abgestorben. Man könnte also meinen, bei diesem ungesichteten Zustande, in welchem uns das arabische Schriftthum jetzt überkommen sei, müßten von selbst neben guten Vorzügen auch viele Mängel sich an ihm zeigen. Allein die Sache ist, daß ihm von Anfang an wie durch ein höheres Geschick gewisse Unvollkommenheiten ankleben, die es auch in den Zeiten seiner höchsten Blüthe nie bemeistern konnte und durch deren Gewalt es sogar hinter den entsprechenden Vorzügen der älteren Schriftthümer noch zurückblieb, an deren Stelle es doch treten wollte und die es wirklich durch so viele Jahrhunderte auch für so viele bedeutende Länder von Europa einem großen Theile nach ersetzte.

Alles islâmische Schriftthum hat sich nie zu

einer echtgeschichtlichen Auffassung und Betrachtung der Dinge erhoben, konnte es auch nicht, weil der Islám selbst von Anfang an alle Geschichte verkannte und nicht nur aus einer ungeschichtlichen, sondern sogar aus einer widergeschichtlichen Richtung und Bildung des Geistes hervorging. Wir wissen nun wohl, daß die Menschheit, je jünger sie noch war, desto weniger für eine weite Geschichtlichkeit schon einen genügenden Sinn hatte, daß auch Griechen und Römer den geschichtlichen Sinn erst in einem ziemlich beschränkten Umfange ausbildeten, und daß erst uns Spätere jetzt gerade in unsern Ländern und Zeiten Alles dahin drängt, geschichtliche Untersuchung und Erkenntniß in ihren weitesten Grenzen und ihrer reinsten Gewißheit für einen durch nichts Anderes zu ersetzenden Grund aller unsrer Bildung zu halten. Auch wollen wir nicht Muhammed allein für den Mangel an allem geschichtlichen Sinne verantwortlich machen, welchen er dem Islám ausdrückte: das Christenthum jener Jahrhunderte hatte schon vor Muhammed seinen besten Geist wieder verloren und den ungeschichtlichen Sinn in der Welt so aufwuchern lassen, daß es der Widergeschichtlichkeit des Islám's genug Vorwand und Entschuldigung darreichte. Aber als nun der Kor'an mit seinem ungeschichtlichen, ja alle Geschichte wahrhaft zerstörenden und erstickenden Geiste einmal das einzige große Grundgesetz des Islám's überall, wo er auf Erden herrschte, geworden war, konnte auf diesem Felde eine tiefere geschichtliche Ansicht und Untersuchung der Dinge nie gedeihen, ja kaum ernstlich versucht werden; und das ganze Schriftthum blieb dadurch noch hinter dem zurück, was die Griechen in früheren Zeiten bereits erreicht hatten. Alles was innerhalb des

Islâm's irgend Ruhmreiches und Erinnerungswürdiges geschah, wurde mit dem größten Eifer stets wiedererzählt und mit der sorgfältigsten Mühe in tausend Büchern verzeichnet: was außerhalb dieses Zauberkreises lag, welcher so viele Jahrhunderte hindurch das Glück und die Macht der großen reichen Welt so wunderbar in sich wie gefangen hielt, oder was gar in die Räume der entfernteren Vergangenheit zurückging, wurde nie einer tieferen Erkenntniß unterworfen, ja es konnte auch gar nicht recht untersucht werden, weil seine richtigere Erkenntniß sogleich wieder ihrerseits die gewichtigsten Stücke des Kor'an's zerstört hätte. Wohl versuchten dieses einige der tieferen Geister, insbesondre gegen die späteren Zeiten hin als das irdische Glück des Islâm's schon so starke Erschütterungen erlitt: allein da erschlaffte bald der wissenschaftliche Eifer selbst immer mehr; und übertraf hierin ein Ibn-Chaldân im 14ten Jahrh. allerdings wohl alle gleichzeitigen christlichen Geschichtschreiber, so war doch die Blüthezeit dieses ganzen so weit und breit herrschenden Schriftthumes vorübergegangen, ohne daß der Mangel gehoben war. Seitdem aber ist ja nun dort der völlige Tod eingetreten, welchen bloß unsre neuesten weisen Politiker nicht sehen wollen.

Allein dicht neben diesem durchgreifenden Mangel steht ein ebenso großer Vorzug, wodurch dieses Schriftthum unbestreitbar für das ganze Mittelalter den Vorrang besitzt. Es nahm mit der weitesten Ausdehnung alles Geschichtliche in sich auf was ihm irgend wichtig oder auch nur seltsam und denkwürdig schien. Den Herren der damaligen Welt stand es wohl an, von Allem einige Kenntniß zu nehmen, was die Menschen und ihre Länder oder ihre Meinungen, Sitten

und Geschieße betraf; und nie wohl wurden bis dahin in der Welt so viele geschichtliche Bücher aller Art und alles Inhaltes geschrieben als von den Muslim schon seit ziemlich frühen Zeiten. Der Reichthum des allerverschiedensten und theilweise wichtigsten Inhaltes, welchen diese Werke in sich schließen, ist ungemein groß, obgleich man bedauern muß, daß viele an sich so wichtige Nachrichten in den meisten dieser Werke mehr als bloße Seltsamkeiten und Merkwürdigkeiten ohne höhere Verbindung und Erklärung mitgetheilt werden. Auch gab es wohl in keinem andern Schriftthume bis dahin so viele kleinere und größere Werke über „Seltsamkeiten“, über „Wunder der Erde und Länder“ und so viele große Sammelwerke aller denkbaren Art wie in dem arabischen.

Freilich sind nun die Nachrichten und geschichtlichen Stoffe arabischer Bücher noch immer sehr schwer zu gebrauchen. Viele der besten und nützlichsten dieser Bücher sind, trotz aller Bemühungen einzelner unserer Gelehrten der neuern und neuesten Zeit, noch kaum auch nur recht gekannt, viel weniger gedruckt; und obwohl sich die Drucke in neuester Zeit mehren, hat man nicht immer die besseren Werke dabei bevorzugt. Alsdann ist die arabische Schriftart für Eigennamen fremder Sprachen so ungeeignet und in den meisten Handschriften so unvollkommen und irthümlich, daß es sehr oft der arbeitvollsten und doch nicht immer glücklichen Bemühungen bedarf, um sie sicher zu entziffern. Was helfen uns aber endlich auch die gedruckten oder ungedruckten Werke selbst, wenn sie keinen sicheren Erklärer und Entzifferer finden! Und wie wenig ist unter uns hierin bis jetzt geschehen!

Desto mehr freuen wir uns in dem oben be-

merkten großen Werke, welches auf Kosten der Petersburger Akademie erschienen ist *), den Lesern der gel. Anz. als ein höchst verdienstvolles ankündigen zu können. Einen besonders schwierigen Gegenstand geschichtlicher Erkenntniß, welcher vorzüglich aus den Schätzen des arabischen Schriftthumes aufgeklärt werden muß, hat der Verf. hier mit einem zumal in unsrer neuesten Zeit seltenen Fleiße und mit ebenso glücklichem Erfolge untersucht, auch ihn in aller Deutlichkeit mit den sichersten Urkunden begleitet dargelegt. Er hat keine der vielen Mühen gescheuet, welche die Benutzung arabischer Drucke und Handschriften so reichlich mit sich führt, aber er hat den aus vielen Ursachen besonders dunkeln Gegenstand auch noch weit über die bloßen Berichte der vielen arabischen und einiger syrischen und jüdischen Quellen hinaus verfolgt und ihn ganz auf dem sichersten Standorte unsrer heutigen Wissenschaft zu erschöpfen gestrebt. Bescheiden dabei und rein die Wahrheit liebend, hat er sich auch nicht gescheuet, daß schon vor mehreren Jahren einem sehr großen Theile nach gedruckte Werk einer wiederholten schärfern Durchsicht zu unterwerfen und seine letzten Einsichten in mannichfachen Nachträgen mitzutheilen. Dadurch leidet zwar die Einheit und kunstvolle Vollendung des so umfangreichen Werkes: allein man erträgt dieses leichter, wo so wie hier zugleich die wichtigsten Quellschriften in großer Zahl erst mitzutheilen sind. Wir wollen nun den Lesern den Gegenstand selbst in aller Kürze vorlegen, und dann bei einigen

*) Beiläufig bemerken wir hier aus freien Stücken, daß gewiß deshalb auch der Kaufwerth dieses großen Werkes sehr niedrig angesetzt ist.

besonders schwierigen Fragen, welche ihn mitbetreffen, etwas länger verweilen.

Es ist bekannt, wie viel in neueren Zeiten bei europäischen Schriftstellern die Namen Sabäer und Sabäismus gemißbraucht sind. Man nannte allmählich alle Sternenanbeter so, hielt den Sabäismus im Sinne der Religion solcher Sternenanbeter für eine besondre sehr alte oder gar älteste und einst namentlich in Asien oder auch sonst am weitesten verbreitete Religion, und schrieb nach solchen Annahmen sogar Lehrbücher. Der Verf. zeigt dagegen, daß diese Namen sowohl sprachlich als geschichtlich auf diese Art gänzlich verkehrt angewandt, ja sogar rein willkürlich erfunden sind. Sabäer sind nie eine Art von Menschen einer bestimmten Religion gewesen: Sábier als Name für die Anhänger einer besondern Religion erscheinen zum erstenmale im Dor'âne, bedeuten aber hier als Täufer nur die sogenannten Johanneschristen, besser Mendäer (der Verf. schreibt Mendaiten) genannt, welche in den letzten Jahrhunderten vor dem Islâm sich besonders in den Niederlanden, wo der Euphrat-Tigris ins Meer mündet, niedergelassen hatten, wo sie den Arabern leicht etwas näher bekannt werden konnten und zu Muhammed's Zeit auch gewiß näher bekannt waren; und eben dort wohnen noch jetzt ihre wenigen Ueberbleibsel. Sie sind dieselben, deren in einer aramäischen Mundart geschriebenen heil. Bücher schon vor mehreren Jahrzehenden Norberg herauszugeben begann, und die seitdem wenig untersucht in neuester Zeit wohl bald wieder den Gegenstand noch genauerer Erforschungen bilden werden.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. 194. Stück.

Den 4. December 1856.

P e t e r s b u r g

Fortsetzung der Anzeige: »Die Ssabier und der Ssabismus von Dr. D. Chwolsohn.«

Als aber der Chalife al Mâmûn im J. 830 n. Ch. in der bekannten mesopotamischen Stadt Harrân oder Gharrân (Carrhae) Leute ganz ungewöhnlicher Kleidung und Tracht fand, welche auf seine Frage, zu welcher Religion sie gehörten, stuzten und im Grunde ihr reines Heidenthum nicht ableugnen konnten, drohete er ihnen (wie er als Chalife allerdings dazu befugt war) mit dem Tode, wenn sie nicht binnen kurzer Frist entweder den Islâm oder eine der im Dor'âne sonst erlaubten Religionen der mit h. Büchern versehenen Juden, Christen und Ssabier annehmen wollten. Hierauf folgten sie dem bald eingeholten Gutachten eines islâmischen Rechtsgelehrten ihrer Stadt, welcher den erschreckten Leuten sich Ssabier zu nennen anrieth, nannten sich öffentlich Ssabier, setzten aber im Geheimen und wo sie konnten auch öffentlich ihr altes Heidenthum noch

Jahrhunderte lang fort. Der qor'anische Name Šābier empfing also nun eine neue viel weitere Bedeutung, wenn man wirklich ihn so anerkennen wollte: dieses konnte aber desto leichter geschehen, je mehr der Name Šābier, welchen der Dor'an allerdings nach dem Vorgange aramäischen Sprachgebrauches den Mendäern gegeben hätte, eben nicht sowohl mendäisch als bloß arabisch war, und je rühriger diese neuen Šābier waren sich und ihre Lehre mit allen Mitteln auch der Weltflugheit und der Wissenschaft selbst zu behaupten, während die Mendäer schon damals wenige geistig ausgezeichnete Männer in ihrer Mitte gehabt zu haben scheinen.

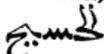
Dieses etwa ist der Kern der richtigen Ansicht über den Namen Šābier, welche sich aus den von dem Verf. mit so großem Eifer und Fleiße gesammelten und bearbeiteten Quellschriften ergibt. Noch bleiben dabei allerdings einige Lücken, die wir gerne weiter ausgefüllt sähen. Wenn der schlaue islāmische Rechtsgelehrte in Harrân zur Annahme des Namens Šābier rieth, die Mendäer aber bis dahin wenigstens im Sinne des Dor'ans und in der Sprache der Araber als der Herren der damaligen Welt Šābier hießen, so fragt sich nicht nur, auf welche näheren Gründe gestützt der Mann einen solchen Rath ertheilen konnte, sondern auch, wie denn die Mendäer, wenn sie bis dahin sich des qor'anischen Ausspruches zu ihrer Tuldung erfreueten, der ganz neuen Ausdehnung eines solchen qor'anischen Ehrennamens, die ihnen doch gefährlich werden konnte, sich nicht ernstlich widersetzten. Allein solche Lücken müßten, so weit als möglich, eher durch eine genauere Erkenntniß der h. Bücher und der ganzen Geschichte der Mendäer ergänzt werden. Wüß-

ten wir die Geschichte der Mendäer namentlich aus jenen Jahrhunderten näher, so würde sich hier Vieles leicht noch weiter aufklären. Aber auch schon das was der Verf. aus den von ihm ganz neu mit so glücklichem Erfolge aufgesuchten und erläuterten Quellschriften mittheilt, läßt über die Hauptsache keinen geschichtlichen Zweifel. Das J. 830 n. Gh. ist die Geburtszeit dieser weiteren Anwendung des Namens Sfabier; derselbe Chalife, welcher selbst immer in seinem Innern wie in seinen Handlungen hin und her schwankte und zu so vielen Neuerungen und Umwälzungen in der damaligen Welt den Anstoß gab, setzte auch diese neue Entwicklung in Bewegung; und ein schlauer islâmischer Rechtsgelehrte war der dienstbare Geist dabei. Und allerdings, so gut wie die Muslim eine Menge verschiedener Arten von Christen und Juden anerkennen mußten, konnten sie auch zwei oder noch mehr verschiedene Zweige von Sfabiern anzuerkennen für billig halten, falls ihnen gewisse Gründe der Nützlichkeit, dieser mächtigen Gottheit des Islâm's wie aller andern niedrig gesinnten Religionen, dieses zu thun anriethen.

Von dieser richtigen Ansicht über den Sinn und Ursprung des Namens Sfabier aus ist es fast lächerlich, aber auch für den oft so grundlosen Stolz europäischer Wissenschaft demüthigend genug zu sehen, wie man in neuern Zeiten unter uns die Sfabier mit den Sabäern verwechselte, sie durch ein ganz willkürliches Hineinziehen des Namens „Gott Zebaoth“ zu Sternenanbetern machte und sich gar einbildete, ja lehren wollte, der „Sabäismus“ sei die älteste Religion der Menschen gewesen. Der Verf., welcher überhaupt die gelehrte Bücherkenntniß mit großem Nutzen ver-

folgt und überall mit vieler Einsicht auf den Stand unserer heutigen Erkenntnisse hinweist, gibt I. S. 23—90 eine Uebersicht der Meinungen europäischer Gelehrten über die Ssabier vom Jahre 1601 an, wo Jos. Scaliger von Casaubonus befragt, zum erstenmale eine bestimmtere, aber leider sogleich unrichtige Ansicht über sie aussprach. Die vielen Irrthümer und ganz verkehrten Ansichten, welche sich seitdem unter den westländischen Gelehrten so starr festsetzten, waren um so schwerer, da schon J. H. Göttinger 1649—51 in seinem *Thesaurus philolog. und seiner Historia Orientalis* die wichtigsten Nachrichten über die Harranischen Ssabier aus dem unten weiter zu besprechenden arabischen Quellenwerke Fihrist bekannt gemacht hatte: allein 200 Jahre lang achtete man nicht darauf, und überließ sich bis heute den grundlosesten Vermuthungen und Einbildungen. Doch erwähnt der Verf. mit gerechter Anerkennung, wie hier in Göttingen J. D. Michaeß zuerst eine strengere Sichtung der verwirrten Begriffe forderte und durch seinen Vorgang sowie durch seine so kräftige Anregung zum Untersuchen aller solcher Fragen so fruchtbar wirkte, während Reiske und de Sacy wenigstens in diesen dunkeln Dingen bei aller ihrer arabischen Belesenheit den Grundirrtum nicht durch eine bessere Lehre ersetzten; nur St. Martin's seltene Gelehrsamkeit hebt der Verf. noch rühmend hervor. Doch müssen wir bemerken, daß ein Anstoß zu diesen so großen Irrthümern über die Ssabier schon durch die meisten in Europa bekannt werdenden arabischen Schriftsteller gegeben war. Durften sich nämlich die Harranischen Heiden seit den letzten Tagen al Mämân's Ssabier nennen, so sieht man nicht ein, warum man nicht auch alle andern

Heiden hätte so nennen sollen. Und wirklich riß dieser noch freiere Gebrauch des Namens seitdem unter den arabischen Schriftstellern immer weiter ein; schon Naimonides nannte die Vorväter und Zeitgenossen Abraham's Ssabier, ausreichende geschichtliche Untersuchungen über sie stellte kein einziger jener morgenländischen Gelehrten an, und die europäischen, von J. Scaliger an, fügten dann nur eine Menge neuer Irrthümer und Willkürlichkeiten zu den schon starr genug gewordenen hinzu.

Es sind nun nicht die Ssabier des Dor'ans, welche die Araber mit einem besser arabischen Worte Moghtasilah, d. i. Läufer (eig. sich waschende) und die sich selbst Mendäer nennen, deren Wesen und deren Geschichte unser Verf. weiter verfolgt. Zwar gibt er I. S. 100—138 auch über diese, ihren wahrscheinlichen Stifter  el H'asaih' oder nach der Schreibart der RBB. 'Hλασαϊ (Elrai), und ihren Zusammenhang mit den etwas später gestifteten Manichäern, vorzüglich auf arabische Schriftsteller gestützt manche sehr zu beachtende Bemerkung: wie es denn sehr zu wünschen ist, daß die in solchen Schriftstellern zerstreuten Nachrichten über die Mendäer, Manichäer, Markionäer, Bardäsianäer und andre solche frühchristliche, wenn auch oft unchristlich gewordene Erscheinungen recht bald sorgfältig gesammelt und gründlich bearbeitet werden mögen. Es sind vielmehr die Ssabier von Harrân, welche sich diesen Namen bloß anmaßten und ihn dann so fest behaupteten, die der Verf. in seinem großen Werke abhandelt. Wirklich sind es diese Ssabier erst, welche den Namen so weit berühmt gemacht, aber auch so viele geschichtliche Verwirrung über ihn zuerst angerichtet haben. Auch sind es erst diese

ŒŒabier, welche den Muslim zur Zeit ihrer groŒen schriftstellerischen Thätigkeit aus verschiedenen Ursachen am meisten bekannt wurden und von ihnen wie im Leben so auch in Schriften viel berücksichtigt wurden. Die ursprünglichen ŒŒabier, aus einer der vielen gnostischen und gnostischartigen Kirchen der ersten christlichen Jahrhunderte hervorgegangen, scheinen sich mit ihren in einer aramäischen Mundart verfaŒten h. Schriften wie vor dem Islām so noch vielmehr nach ihm immer einziger auf sich selbst zurückgezogen zu haben, ohne sich um die groŒe Welt mit ihren Wissenschaften und sonstigen Schätzen viel zu bekümmern: diese neuen ŒŒabier aber des J. 830 n. Gh. machten, seitdem sie die Aufmerksamkeit des Islām's überhaupt auf sich gezogen hatten, sowohl wegen ihrer vielen Seltsamkeiten als wegen ihrer besondern Verdienste in den nächsten Jahrhunderten sehr viel von sich reden.

Die ŒŒabier von Harrân und der Umgegend, also nicht zu weit von Bagdad ab, waren noch reine Heiden in einer schon längst ganz unheidnisch gewordenen Welt, ja sie wollten auch mitten von der Herrschaft des Islām's umgeben noch Heiden bleiben, und blieben es wirklich noch Jahrhunderte lang, trotzdem daŒ der Islām seinen Grundsätzen und Sitten zufolge das reine Heidenthum überall mit Feuer und Schwert vertilgte. Eine solche Erscheinung ist zu seltsam, um sich so leicht zu erklären: so bemühet sich denn auch unser überall so sorgfältig forschende Verf. sie weiter zu verfolgen, und gibt I. S. 301 — 471 eine Geschichte der uralten wichtigen Stadt Harrân in Mesopotamien durch das ganze lange Alterthum bis tief in das Mittelalter hinein, welche schon an sich als Einzelschrift über diesen Gegen-

stand aller Beachtung werth sein würde. Wir können uns hier mit der Bemerkung begnügen, daß diese Stadt schon in den letzten Jahrhunderten vor dem Islām eine ganz besondere Rolle in der Geschichte der Religion spielte. Mitten in dem schon ziemlich früh christlich gewordenen Syrien der Zweiströme und nicht weit von der sehr christlichen Stadt Odeffa gelegen, hätte man erwartet, daß auch sie, wenn nicht schon vor, doch wenigstens nach Konstantin gut christlich geworden wäre: allein sie blieb mit ihrer Umgebung, wenn sie auch unter der Herrschaft des byzantinischen Christenthumes dieses in ihren Mauern dulden mußte, dennoch einem sehr großen und oft wohl dem größten Theile ihrer Bewohner nach gut heidnisch. Das griechische und das diesem ähnliche Heidenthum suchte ja auch unter der Herrschaft der Byzantiner noch lange einige festere Haltorte und Zufluchtsstätten, wo es offener oder verborgener sich erhalten konnte: da kam ihm vorzüglich jener Winkel im Zweiströmelande zu Hülfe, wo die Byzantiner wegen der nahen und oft so unsichern persischen Grenze etwas nachsichtiger verfahren mußten; auch stand in diesem Lande seit alten Zeiten immer eine große Stadt gerne gegen die andre, ähnlich wie in dem Syrien diesseit des Eufrat's, und es ist auch deshalb nicht auffallend, daß nicht weit von Odeffa, welches sich seiner Christlichkeit so sehr rühmte, Harrân desto eifriger dem alten Heidenthume treu blieb. Freilich würde der Widerstand dieser bedeutenden Stadt gegen das Christenthum wohl bald genug völlig gebrochen sein, wenn das byzantinische Reich in jenen östlichen Grenzländern noch eine viel längere Zeit herrschend geblieben wäre: allein auf die häufigen römisch-persischen Kriege folgte dort noch früh ge-

nug die Herrschaft des Islâm's, um auch nach dieser Seite hin neue Zustände hervorzurufen. Die Nachrichten über Harrân gerade aus den letzten Zeiten vor und den ersten nach der Entstehung des Islâm's fließen nach I. S. 451 ff. sehr karg: es ist aber schon an sich sehr wahrscheinlich, daß die islâmische Eroberung dem Heidenthume in Harrân zunächst eine neue Erleichterung und freiere Ausbreitung brachte, wie sie überall die von den Byzantinern unterdrückten Kirchen und andern Genossenschaften sich einmal wieder freier bewegen ließ, die Monophysiten in Syrien und in Aegypten von ihrem Drucke erlöste, auch den Juden an vielen Orten wieder größere Freiheit gab. Ohne eine solche neue freiere Bewegung, welche den griechischen und übrigen Heiden in Harrân so noch einmal die Gunst der Zeit brachte, läßt sich kaum erklären, wie sie die zwei folgenden Jahrhunderte bis zur Zeit el Mâmâr's in so blühenden Verhältnissen sich erhalten und, obwohl von diesem arg bedrohet, dennoch noch weitere Jahrhunderte mitten in einer so völlig veränderten Welt sich sogar in neuen Gestaltungen behaupten konnten. Aber freilich kam ihnen gerade seit der Zeit, wo sie vom Islâm schärfer beobachtet wurden, noch ein besonderer Umstand sehr zu Hülfe.

Wie im byzantinischen Reiche Heidenthum und höhere griechische Bildung lange zusammensiel und die letzten Platoniker Heiden bleiben wollten, so erhielt sich in Harrân allen Zeichen zufolge mit dem Heidenthume auch griechische Philosophie und Bildung sowie Kenntniß der griechischen Sprache und der alten griechischen Schriftsteller lebendiger, ja lebte mit der neuen freieren Bewegung unter dem Islâm neu auf. Das Heidenthum wenig-

stens der Gebildeteren schloß sich desto enger an diese glänzende Seite der alten Bildung an, und fand darin wirklich doch auch noch ein Lebensgut, welches sorgfältig zu bewahren, wohl der Mühe werth war. Als nun um die Zeit al Mämün's das altgriechische Schriftthum einigen wichtigen Theilen nach im Islâm eine so unerwartete Anerkennung und Werthschätzung erlangte, wurden gerade viele der höher gebildeten Ssabier aus Harrân und der Umgegend die thätigsten Beförderer dieser griechischen Wissenschaften, theils als Uebersetzer der besten griechischen Schriften, theils als selbständige Forscher und Schriftsteller, als Aerzte, auch als mündliche Lehrer in den Häusern selbst der Chalifen; ja einige von ihnen gelangten in Bagdâd zu dem höchsten Ansehen, und wetteiferten mit den gelehrtesten Christen, Juden und Moslim der Zeit. Man begreift leicht, wie dadurch auch die kirchliche Gemeinde der Ssabier (wenn man bei ihnen von einer Kirche reden kann) unter den Muslim geachteter und geduldeter werden mußte: wie indessen zwischen der feinern Bildung dieser Ssabischen und aller andern heidnischen Philosophen und dem volksthümlichen Heidenthume von vorne an ein wenn auch lange Zeit verdeckter unversöhnlicher Widerspruch besteht, so brach, sobald einige Ssabier durch ihre griechische Wissenschaft in der arabischen Welt hochgeachtet geworden waren, eine Spaltung zwischen ihnen und der alten Ssabischen Gemeinde in Harrân aus. Eine neue Art Ssabischer Gemeinden wurde nun unter den Augen der Chalifen selbst in Bagdâd gegründet; und die letzten Ausbildungen gemischter griechischer Weltweisheit wie sie uns etwa in den Hermetischen Schriften erscheinen, gelangten noch einmal zu der Möglichkeit, eine wirkliche Gemein-

schaft von Menschen zu gründen. Die Zeiten der freiesten und überhaupt der höchsten Bildung, deren der Islâm in seiner ersten Blüthe fähig war, führten so noch einmal einen Schimmer von Glanz oder doch von ziemlich ungetrübtem Frieden über diese seltsamen Ueberbleibsel des griechisch gefärbten Heidenthumes herbei. Allein mehr als zeitliche Duldung war auch den mildest gesinnten Chalifen hier nicht möglich; der Sinn des Kor'an'es als des Lebensgesetzes für den Islâm konnte nicht zweifelhaft sein; und als die gewaltigeren Stürme von außen, die Gegenherrschaft der Fathimiden im Westen, die Kreuzzüge, und die Zerstörungszüge der vielen östlichen und nördlichen Völker über das Reich zu Bagdad hereinbrachten, ward bald genug der letzte Tempel aller Sâbier zerstört.

Schon aus dieser kurzen Uebersicht wird man leicht erkennen, ein wie mannichfaltiger meist bisher unter uns unbekannter und doch sehr gewichtiger Gegenstand in dem vorliegenden großen Werke abgehandelt werde. Es ist aber das große Verdienst des Vfs, daß er ihn nicht bloß abhandelt, sondern auch die vielen größtentheils sehr mühsam aufzufuchenden und zusammenzubringenden Beweise seiner geschichtlichen Annahmen wie Urkunden gesammelt und ausführlich erläutert vorführt. Der zweite Band ist ganz erfüllt mit diesen Stücken, welche wir immerhin Urkunden nennen mögen, und den diesen beigegebenen meist ebenfalls sehr lehrreichen Erläuterungen. Das bei weitem bedeutendste Stück von allen ist aber das aus dem Fihrist oder einer Art Uebersicht aller Wissenschaften von Mohammed ben Ischâq gewöhnlich genannt el Medim genommene, einem an seltenen Nachrichten meist auch aus seltenen Büchern geschöpft so reichen Werke, daß sein vollständiger

Druck dringend zu wünschen ist: unser Verf. theilt hier nun wenigstens das Wortgefüge des die Ssabier betreffenden Abschnittes mit Uebersetzung und Anmerkungen mit S. 1—365, und schließt daran S. 366—414 Auszüge aus den noch ziemlich frühen Werken Mas'udi's und den spätern „Wundern des Landes und Meeres“ von Schemseldin Dimesqi gest. 1327 n. Chr. Die Auszüge aus Schahrestani's Werke, welches unsre Leser aus den gel. Anz. 1852, S. 473 ff. kennen, so wie aus Maimonides gibt der Verf. alsdann, da diese Bücher schon gedruckt sind, bloß in Uebersetzung und Erläuterung. Aber auch alle die kürzeren Stücke über die Ssabier, welche in den geschichtlichen, erdbeschreibenden, rechtlichen, theologischen, lexikalischen und andern Schriften der Muslim, so wie einiger Christen und Juden zerstreut sind, stellt er von S. 492 an nach den ungedruckten oder wenig verbreiteten Urschriften mit Uebersetzung und Erklärung zusammen, in einer so ungemein reichen Sammlung, daß man bis jetzt kaum irgend einen andern Gegenstand mit Hülfe der Quellen ähnlich behandelt finden wird. Der erste Band dagegen ist zwar zu zusammenhängenden und geordneten Darstellungen bestimmt, enthält aber ebenfalls in den Anmerkungen manche wichtige Stelle nach den seltenen Urschriften mitgetheilt. Wir zeichnen hier aus seinem reichen Inhalte besonders noch zwei längere Abhandlungen aus: eine überschrieben „Biographische und literarhistorische Nachrichten über gelehrte und berühmte Ssabier“ I. S. 542—623, und eine andre noch reichhaltigere und wichtigere „Die speculativen Religionslehren der Ssabier, oder die neuplatonische Auffassung des Heidenthumes von Seiten der heidni-

schen Gelehrten in Mesopotamien zur Zeit des Chalifats“ S. 679 — 802.

Wie der Stoff, welchen das Werk zusammenführt, ungemein groß ist und nur von dem noch größern unverdrossenen Fleiße des Verf. übertroffen wird, so sind freilich auch die Schwierigkeiten, welche er bei dem Versuche, ihn ganz zu bemeistern, zeigt, so mannichfach und so ungewöhnlich, daß man trotz der wiederholten langjährigen so redlichen und im Allgemeinen so erfolgreichen Bemühungen des Verfs künftig noch viel zu thun haben wird, ihn völlig zu verstehen und die wichtigsten Ergebnisse aus ihm zu ziehen. Wir haben hier nicht Raum, Alles was wir möchten, näher zu erörtern, und manche der Dunkelheiten, welche dem Verf. völlig zu zerstreuen weniger gelungen ist, weiter aufzuhellen. Nur beispielsweise wählen wir hier einige der größeren Schwierigkeiten dieser Art aus dem Fihrist, da die Nachrichten desselben im Allgemeinen am mühevollsten richtiger zu verstehen sind, während sie doch so genau als möglich verstanden und gewürdigt zu werden am meisten verdienen.

Wie die im Fihrist zusammengestellten Nachrichten uns die Ssabier erkennen lassen, waren sie noch völlige Heiden alter Art, ohne sich etwa wie später aus Furcht vor den Muslim als Verehrer eines Gottes und Besitzer heiliger Bücher zu verstellen, aber auch ohne ihr volksthümliches Heidenthum irgendwie durch griechische oder andre Philosophie zu verbrämen. Gerade dieses aber ist geschichtlich für uns am lehrreichsten. Wir sehen hier noch in so späten Zeiten und mitten unter dem hellen Scheine der drei großen höheren Religionen das uralte Heidenthum in allen seinen eigenthümlichsten Gebräuchen und Sit-

ten, so daß uns dieses jüngste Heidenthum vieles von dem Wesen und den Einrichtungen des uraltesten erläutern kann. Dazu sehen wir hier das Heidenthum in einem Lande, aus dessen älterer und heidnischer Geschichte wir sonst nur sehr wenige und zerstreute Nachrichten bis jetzt besitzen. Waren aber zu der Zeit als die Gewährsmänner des Fihrist's schrieben viele der mesopotamischen Götternamen schon mit den entsprechenden griechischen vertauscht, so hatten sich doch viele auch noch in ihrer volksthümlichen Gestalt erhalten.

So findet sich S. 23—36 nach den Aufzeichnungen eines Christen Abû-Sa'îd Bahb ben-Israhîm ein vollständiger Kalender der Harrânischen Sábier, mit genauen und ziemlich leicht verständlichen Bemerkungen aller ihrer festlichen Gebräuche. Wir ersehen daraus unter Anderem, daß sie die gemeinen syrischen Monatsnamen gebrauchten, das Jahr aber, oder wenigstens das priesterliche Jahr mit dem Frühlingsmonate Nisân anfangen; welches Alle, die sich unter uns mit der Geschichte des älteren Morgenlandes beschäftigen, sehr denkwürdig finden werden. Sogleich dieser erste Monat im Jahre war den Sábiern vor allen andern heilig: in ihm häuften sich die verschiedensten Feste. Heben wir aber daraus hervor, daß sie am 8ten Tage, also (da sie offenbar nach Mondmonaten rechneten) am Anfange der zweiten Woche ein großes Fasten und dem entsprechend am 15ten ein Hauptfest feierten, so wird man darin leicht die denkwürdigste Uebereinstimmung mit andern uralten Festeinrichtungen aus denselben syrisch-phönikischen Ländern finden. Auch hängt sichtbar damit zusammen, daß das jährliche große Fasten von 30 Tagen ebenso am

achten des vorigen Monats Adâr, des Schlußmonates des Jahres, begann S. 6. 36; sowie daß auch am 8ten des Ab (August) und wahrscheinlich anfangs auch des Shôbâth (Februar) solche Feste begannen.

Nun aber liest man S. 8 f. nach den davon ganz verschiedenen Aufzeichnungen al Kindi's und Ahmed ben al Thajjib's eine kurze Nachricht über die Feste der Sâbier, welche mit jenem Kalender wenig übereinzustimmen und auch sonst sehr dunkel scheint. Wirklich häufen sich hier so viele Schwierigkeiten, daß der im Allgemeinen so vorsichtige Verf. zu einer schon an sich sehr bedenklichen Ansicht kommt. Er meint nämlich, das Wort **ط**, welches, wo von Zeiten und Festen die Rede ist, beständig den Fastenbruch und damit den Anfang eines fröhlichen Festes bezeichnet, habe hier die Bedeutung des jüdisch-aramäischen Wortes **הַפְּטָרָה** Schluß; ferner **السبعة** sei soviel als die Woche; und weil dieses Beides im Arabischen unmöglich ist, so müsse man annehmen, beide Worte seien aus einer aramäischen Redensart **שבוע**; **שבוע** Wochenschluß unrichtig übersetzt. Wie vielfach bedenklich diese Annahme sei, leuchtet beim weiteren Nachdenken leicht ein: denn gesetzt diese Worte könnten auch nur im Aramäischen dieses bedeuten (was selbst erst weiter zu beweisen wäre), so ist doch schon die Annahme so starker Uebersetzungsfehler eine so verzweifelte, daß man nur in einem äußersten Nothfalle zu ihr greifen könnte; hier aber S. 6 f. 8 f. hat ja das so oft vorkommende arabische **ط** sonst überall nur seine einmal feststehende Bedeutung. Und gesetzt, man wollte alle diese Schwierigkeiten übersehen, so würden diese Worte

dennoch sowohl an sich als in dem ganzen Zusammenhange, wo sie stehen, unklar bleiben. Denn „der Schluß der Woche“ wäre wohl etwas Ähnliches wie der Sabbat, dieser aber kann nicht einmal im Sinne der alttestamentlichen Religion ein Fest عيد (einerlei mit שבועות) genannt werden, noch weniger bei den Sfabiern, welche, wenn sie auch dem Mondmonate entsprechend Wochen kannten, doch sicher nichts von der strengen Art eines Sabbates hatten. Doch wir wollen nicht weiter fortfahren, das Unmögliche der Erklärung des Sinnes dieses ganzen Abschnittes zu zeigen, welche der Verf. billigen mochte. Sehen wir nun die Worte genau an, so nennt der Erzähler hier zusammen gerade sieben jährliche Feste: und da die Sfabier in ihren Religionseinrichtungen auch sonst auf die Siebenzahl so viel Gewicht legen, so könnte dieser Kreis von sieben Jahresfesten bedeutsam sein; denn in ihrem von Abû-Sa'îd mitgetheilten Kalender werden wohl noch mehrere genannt, doch könnten die hier gemeinten einst ihre Hauptfeste gewesen sein. Unter diesen sieben werden nun die vier ersten als solche zusammengestellt, welche auf ein Fasten folgen als sich unmittelbar daran schließend, wie noch jetzt im Islâm das Fest nach dem Ramadhân. Der richtige Wortsinne sagt nun weiter aus, daß unter diesen vier Jahresfesten das zweite 2, das dritte 5, das vierte 18 Tage dauere: wir setzen also als selbstverständlich voraus, daß das erste, bei welchem über die Dauer der Tage nichts bemerkt ist, nur einen Tag dauern sollte. Denn außerdem daß sich dieses, wie eben gesagt, schon weil über die Dauer nichts Näheres bemerkt wird, von selbst versteht, so sind diese vier Feste offenbar nach der steigenden Zahl der Tage ihrer

Dauer so zusammengestellt, ja wohl nach dem ursprünglichen Sinne des Festordner absichtlich so gereiht. Was nun das 2tägige Fest nach „den 30 Tagen“ oder nach dem „Monate des Fastens“ sei, erhellet vollkommen sicher aus dem zuvor S. 6 f. über die Fasten Gesagten: es ist das Fasten vom 8ten des letzten Monats im Jahre (Adar oder März) bis zum 8ten des ersten, was ja (wie theilweise schon oben bemerkt) auch mit dem großen Festkalender S. 23. 36 völlig übereinstimmt. Bei den drei übrigen ist zwar allerdings der große Mangel, daß der Anfang nicht so klar noch der Monat des Festes so wörtlich angedeutet wird als bei diesem zweiten durch die Nennung der 30 Tage: allein man darf nicht vergessen, daß die Zeit der 3 jährlichen Fasten schon vorher S. 6 f. genauer bestimmt ist, und daß daraus auch diese Worte über den Amaligen Fastenbruch hinreichend deutlich werden können. Wirklich kommt dann das 4te Fest mit dem Fasten im Monate Shobâth (Februar) nach S. 7. 35 f. überein, wenn dieses am 9ten begann und 7 Tage lang dauerte: nur muß man dann S. 7, 2 statt 8 eher 9, und S. 9, 1 statt 26 vielmehr 16 lesen, Verbesserungen, welche außerdem durch die bestimmte Angabe des Festkalenders S. 35 nothwendig werden, obgleich sich der Ursprung des ersten dieser Widersprüche auch sonst erklärt. Das 3te Fest war dann nach dem Festkalender S. 32 ganz entsprechend das nach dem 9tägigen Fasten vom 21sten des ersten Leschri (November).

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

195. Stück.

Den 6. December 1856.

P e t e r s b u r g

Schluß der Anzeige: »Die Ssabier und der Ssabismus. Von Dr. D. Chwolsohn.«

Und so dürfen wir zuletzt das eintägige erste Fest, welches „das Fest des Fastenbruches der Sieben“ heißt, auch sicher von dem im Festkalender S. 23 als auf den Abend des 6ten Nisân fallend beschriebenen Fastenbruche verstehen, wo man die der Mondgöttin geopfertem Stiere zu essen anfing und damit gewiß den folgenden Tag fortfuhr. Da dieser kurze Fastenbruch in den Anfang des Jahres fiel, so konnte man ihn passend den der 7 (ersten Jahrestage) nennen; und da er das große 30tägige Fasten um das Ende und den Anfang des Jahres nur so kurz um einen Tag unterbrach, weil das Fasten am 8ten Nisân wiederbegann, so erklärt sich endlich auch vollkommen, wie hier S. 8 f. zwar 4 Feste, aber vorher S. 7 f. nur 3 jährliche Fasten genannt sein können. Auch ergibt sich nun, daß die Dauer der 4 auf die Fasten folgenden

Feste gerade nach ihrer Folge im Laufe des Jahres zunahm. Und wir möchten meinen, daß damit alle Schwierigkeiten gehoben seien. Auch der Festkalender, obwohl von einem ganz andern Gewährsmanne beschrieben, stimmt so mit al Rindi's Nachrichten in der Hauptsache überein: wiewohl sich bei der Vergleichung desselben nun neue Fragen erheben, welche wir hier auch nur richtig aufzuwerfen keinen Raum finden.

Ein anderes ebenso wichtiges als äußerst schwieriges Stück ist das über die Götter der Harranier S. 39 f., welches sich ebenfalls nur durch eine Aufzeichnung Abū-Sa'īd's Wāh erhalten hat. Es leuchtet leicht ein, daß hier eine abgeschlossene Reihe oder doch ein langes Verzeichniß der Götter dieses Theiles von Mesopotamien mitgetheilt werden soll: aber die Götternamen finden sich jetzt einem großen Theile nach nur an dieser Stelle, klingen dazu, soweit sie bloß hier erscheinen, äußerst seltsam und haben obendrein von den Uebelständen der arabischen Schrift und der Willkür der Abschreiber stark gelitten. Der Verf. gibt sich nun um ihr Verständniß eine sehr anerkennenswerthe Mühe: allein sehr Vieles ist hier noch vollkommen dunkel, Einiges auch wohl nicht richtig genug erforscht. Wir wollen hier nur Folgendes bemerken. Wenn man diese Reihe von Göttheiten liest, welche richtig mit dem „Herrn der Götter“, d. i. dem sonst Shamāl (auch ein ganz neuer Name!) genannten beginnt, so läßt sich wohl kaum verkennen, daß es eine Reihe gerade von 12 Göttern sein soll: nach der Abtheilung und Uebersetzung des Verfs würde dieses unklar bleiben, allein es scheint mir sicher zu sein, weil es sich bei einem genaueren Vergleichen von selbst ergibt. Die Zwölfzahl der Götter ist in heidni-

schen Religionen, namentlich auch Afiens, nicht selten; und wenn im Festkalender oft von den sieben Göttern geredet wird, so liegt darin ebenso wenig ein Widerspruch, als wenn sonst bei den Sfabiern außer den hier genannten noch andre Namen von Göttern erscheinen. Ein besonders schwieriger Name ist hier nun der der sechsten Gottheit: der Verf. ließt sie Chttân und vermuthet, dieses Wort (welches aber in der Mehrzahl stände) mit dem arabischen حوت vergleichend bedeute Fische, was doch schon als Name einer einzelnen Gottheit seltsam wäre; aber er gibt auch die Möglichkeit zu, daß man den Namen nach den verschiedenen Lesarten anderer Handschriften Chesâb oder Chabîb lesen könne, und bauet auch darauf einige Vermuthungen. Allein er scheint uns hier einen geringen Umstand übersehen zu haben, welcher doch wichtige Folgen haben kann. Er hält nämlich das و des Wortes حيتان für das bloß verbindende und: so häufig aber das und in aller echt arabischen Rede ist, so findet es sich doch gerade mitten in der Reihe der Harrânischen Gottheiten nach diesem kurzen Verzeichnisse nirgends, so daß wir es auch bei der sechsten gar nicht erwarten. Denn wahrscheinlich lag ein griechisches Verzeichniß dieser 12 Namen mit einigen Nebenbemerkungen vor, welches Abû-Sa'îd so wörtlich als möglich ins Arabische übertrug. Ist dieses so, so sprechen wir das Wort mit einer höchst geringen Veränderung vielmehr وحيثان Ohainân aus und meinen dann die nach sonstigen griechischen Berichten bekannte*) babylonische Gottheit 'Qavvîs darin zu

*) Vgl. in der Kürze Berosi quae supersunt ed, Richter p. 48 sq.

finden. Sie wird in unserm Verzeichnisse näher so beschrieben „die aus deren Leibe diese (nämlich die zuerst genannten fünf Gottheiten) hervorgingen, die persische Ohainân, ihre Mutter, welche sechs böse Geister hatte (vgl. bei Berossos *ὑπερορον δὲ φανῆναι καὶ ἕτερα ζῶα ὅμοια τούτῳ*) und mit ihnen zur Küste des Meeres hinzuwandern pflegte“; und man wird in dieser Beschreibung bei aller Verschiedenheit doch einige der auffallendsten Züge auch von Berossos' Erzählung wiederfinden. Verstehen und verbinden wir aber die Worte bei Abû-Sa'îd so wie eben angegeben, so ebnet sich noch manche andre Schwierigkeiten in der Uebersetzung und Erklärung des Verfassers, worauf wir hier nur mit einem Winke hinweisen wollen.

Ebensfalls sehr schwierig ist das im Fihrist erhaltene ziemlich ausführliche Stück über die Mysterien (اسرار) der Harrânier S. 45—51, und dazu um so wichtiger, je dunkler überhaupt noch die Frage über die Mysterien der Alten ist. Unser Verf., überhaupt das Schwierige nicht scheuend, verwendet auch auf die möglich genaueste Erklärung dieser Beschreibung die ernstlichste Mühe, wiewohl auch hier Vieles des für uns so Neuen zu dunkel ist, um sogleich bei dem ersten, wenn auch noch so redlichen Versuche hinreichend aufgeklärt zu werden. Ueberhaupt taucht ja hier ein ganz verschüttetes Alterthum beinahe zum erstenmale wieder etwas vollständiger aus seinen Trümmern für uns empor, welches gerade jetzt mit andern auf jenem mesopotamischen Boden zu erwartenden Entdeckungen glücklich zusammentrifft und dessen Enträthselung künftig wohl noch manche der besten Forscher alter Geschichte beschäftigen wird. Denn so jung diese Sâbier sind, so kann

sich doch bei ihnen Manches erhalten haben, was, wenn man es richtig zu sondern und zu erklären versteht, auch für die Geschichte der entferntesten Zeiten noch sehr lehrreich wird.

— Auch für die entferntesten Zeiten des biblischen Alterthumes scheint hier ein Stern aufzugehen, vor dessen flimmerndem Glanze wir indessen unsre Leser sogleich bei seinem ersten Aufsteigen warnen möchten. Die uralte Stadt Harrân mit der Umgegend ist ja auch der Schauplatz mancher Geschichten der Vorfahren des Volkes Israël, und ihr alter Ruhm hallt in manchen Erinnerungen noch des viel späteren Volkes wieder. Unsre neuesten Untersuchungen jener uralten Geschichten haben uns eben jetzt die beste Vorbereitung gegeben auf diesem Gebiete im Forschen fortzuschreiten, und uns auch wohl eine gewaltige Sehnsucht erweckt, die Räthsel jener Zeit des dritten Jahrtausends vor Chr. weiter zu lösen. In der That wird uns heute nichts mehr so ganz unerwartet und störend kommen, was sich über jene fernsten und doch in Asien wie in Aegypten schon wieder sehr neuen Zeiten aus neu eröffneten Quellen nur irgend sicher weiter erkennen läßt. Aber große Vorsicht kann man dafür nicht genug empfehlen: sowie auch unser Verf. sie bewährt und sie an einer Stelle den deutschen Schriftstellern, welche in jüngster Zeit auch hierin an der Umwälzungs- und noch mehr an der eiteln Ruhmsucht leiden, mit treffenden Worten empfiehlt. So zeigten die Ssabier dem oben genannten Mas'ûdi im Harrân einen Tempel 'Azar's des Vaters Abraham's (II. S. 368 f. vgl. S. 412. 549. 553): allein der Verf. macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Ssabier, seitdem sie vom Islâm verfolgt wurden, gerne auch uralte biblische und

gorânische Namen auf sich und ihre Heiligthümer bezogen, und warnt vor zu eiligen Schlüssen aus solchen Namen und Redensarten. In dem oben besprochenen Verzeichnisse der 12 Sâbischen Gottheiten heißt der siebente leider nur diesem kahlsten Namen nach aufgeführte اقورم, oder nach anderer Lesart ابن رم was wie Sohn Ram's klingt: sollte diese letztere Schreibart in ابورم zu verbessern und darin also gar der Name Abram = Abraham sich erhalten haben? wie der Verf. diese Vermuthung kurz hinwirft II. S. 287 f. 817. Allein ich gestehe, daß ich die Lesart اقورم schon schriftlich für sicherer halten möchte und dabei unwillkürlich an den Namen Aqûr erinnert werde, mit welchem nach dem Marâbid I. S. 84. 253, sowie nach dem hier II. S. 549 abgedruckten Stücke aus Jakût's großer Erdbeschreibung ein Theil Mesopotamiens und zwar gerade dér, in welchem auch Harrân lag, benannt wurde; die Namensbildung Aqûram ist wohl bloß die ältere; und daß eine Stadt oder auch weitere Gegend von einem in ihr vorzüglich verehrten Gotte benannt wird, ist gerade im höheren Alterthume keine seltene Erscheinung. Zwar könnte man nun dér Ansicht, daß unter jenem Namen Abraham verborgen sei (wie ich hier freiwillig bemerke), noch sehr bedeutend dadurch zu Hülfe kommen, daß ja nach jenem so wunderbar erhaltenen gewiß sehr alten Verzeichnisse der Zwölfgötter Harrân's die fünfte Gottheit wie unser Verf. ihren Namen lateinisch schreibt Ssârah heißt, mit dem Zusatze „die Tochter des Aqûr, d. i. des Unfruchtbaren“, wie er übersetzt: wer sollte da nicht zugleich an die unfruchtbare (צַרְפָּרָה) Sara Abraham's Weib denken? Allein auch dieser Schein zerrinnt, so-

bald man ihn festhalten will. Jener Eigename **صراح** steht den Lauten Sara sehr ferne und kann eher **Ssârich** gesprochen werden; sie wird hier „die mit dem Windesflügel“ beibenannt, was eher auf eine Aurora und ein **W. 𐤓𐤓𐤓** aufglänzen hinweist; und der **Aqir**, dessen Tochter sie heißt, ist wohl gewiß einerlei mit dem eben bemerkten **Aqûr** aus demselben Pantheon. So vergeht uns hier Sara und Abraham zugleich mit ihr unter unsern Händen. Zugleich aber wird damit über eine Menge verschiedener Lesarten entschieden. Und „die mit dem Windesflügel“, welche der **Wf.** zu einer besondern Göttin macht, fällt nun als solche ganz aus, da es auch schon an sich ganz unwahrscheinlich ist, daß die drei Wörter **ذات جناح الريح** den einfachen und einzigen Namen einer Göttin enthalten sollten.

Dagegen richten wir gerne zum Schlusse die Augen unsrer Leser noch auf eine neue Art von Quellen, welche uns über dunkle Gebiete des alten Asiens und vielleicht auch über einige Worte der Bibel eine ganz neue Aufklärung verheißt und deren nähere Eröffnung wir wohl bald dem Eifer und der Gelehrsamkeit des **Bers.** zu verdanken haben werden. In das weite Meer des arabischen Schriftthumes haben sich auch Uebersetzungen aus nabatäischen oder wie sie auch wohl genannt werden chaldäischen Büchern verloren: auf die große Wichtigkeit dieser und wie wünschenswerth ihre Veröffentlichung sei, machte ich schon 1832 in diesen gel. Anz. S. 619 f. aufmerksam; und noch zu Anfang des laufenden Jahrganges der gel. A. S. 195 f. veröffentlichte ich auf eine besondre Veranlassung hin einige Untersuchungen über die „Nabatäische Ackerbaukunst“

soweit sie ins Arabische von Ibn-Wachshijja übersetzt in den Auszügen eines wiederum spätern arabischen Buches von Ibn-al'Arwâm vorliegt. Unserm, unermüdlchen Verf. ist es nun gelungen, die Handschriften der Uebersetzung des Ibn-Wachshijja selbst soweit sie jetzt zugänglich sind zusammenzubringen; er hat das äußerst denkwürdige Werk nach ihnen schon etwas näher untersucht, und gibt hier in den Nachträgen II. S. 907 ff. bereits einige Ergebnisse seiner Untersuchungen. Hienach muß unser Verlangen, das Nabatäische Werk in seiner (wie der Verf. gefunden hat) sehr treuen arabischen Uebersetzung kennen zu lernen, nur noch größer werden, und wir können nichts Besseres wünschen, als daß es ihm recht bald gelingen möge, dasselbe zu veröffentlichen. Das Werk scheint ihm aus vorchristlicher, ja theilweise aus sehr alter Zeit abzustammen; und je weniger wir bis jetzt von einem babylonischen und zwar volksthümlichen Schriftthume wissen, desto willkommener wird es zu einer Zeit sein, wo man auch die babylonischen Bautrümmer wieder mit so mächtigem Eifer untersucht und endlich auch dieses gesammte Alterthum unsrer Erkenntniß näher treten will. Was er daraus über die Sage vom Tammûz (Aldonis) mittheilt, ist denkwürdig genug; und wie Adam, Seth, Noah, Abraham in ihm erwähnt werden, das müssen wir aufs genaueste kennen zu lernen wünschen. H. G.

B o n n

Gedruckt bei C. F. Carthaus 1854. De verbo germanico tuon et verbo gothico iddja. Dissertatio Grammatica. Scripsit Christianus Guillelmus K o h n Sigenensis. VIII u. 77 S. in Octav.

Während man früher in der deutschen Grammatik alle diejenigen Zeitwörter, die der Zahl nach allerdings bedeutend überwiegen, da zum Beispiel auch alle Fremdwörter ihnen sich anschließen, deren Flexion aber erst am spätesten sich entwickelte, als die regelmäßig flectirenden bezeichnete und alle übrigen als unregelmäßige ansah, so ist von Jacob Grimm diese Unterscheidung² des Regelmäßigen und Unregelmäßigen aus der Grammatik fast völlig verbannt, und es ist keines der geringsten seiner zahllosen Verdienste, daß er uns darüber belehrt hat, wie die früher mit dem Namen der unregelmäßig bezeichneten Zeitwörter den eigentlichen Kern der deutschen Sprache, den wahren, unerschöpflichen Lebensquell aller deutschen Wortbildung bilden, wie alle übrigen aber erst verhältnismäßig spät gebildet wurden und sämtlich als abgeleitet anzusehen sind. Er hat die letztern die schwachen, jene hingegen die starken Zeitwörter benannt, da in ihnen die eigentliche Lebenskraft der deutschen Sprache liegt. Die schöne Ordnung dieser starken Zeitwörter hat Jacob Grimm in seinen zwölf Conjugationen deutlich gezeigt, und seine Eintheilung, mag man sie auch hie und da mit der Zeit im Einzelnen anders gestalten, wird im Wesentlichen nie erschüttert werden können. Außer den zu ihnen gehörigen Zeitwörtern nun gibt es im Deutschen nur sehr wenige, die noch einige besondere flexivische Eigenthümlichkeiten zeigen, die man doch aber im Allgemeinen nicht gut als Unregelmäßigkeiten bezeichnet. Denn meistens sind es Erscheinungen, die in die allerälteste Geschichte der Sprache zurückreichen und eben nur aus einer früher reicher und weiter verbreiteten Bildung als vereinzelte Trümmer übrig geblieben sind, sie beanspruchen daher ganz be-

sonders unsere Beachtung und genaueres Studium.

Zu diesen wenigen Zeitwörtern aber, die mancherlei ganz Vereinzelttes aus uralter Zeit bis in unsre Zeit her bewahrt haben, gehört vor Allem unser thun. Es ist daher mit besonderer Anerkennung zu erwähnen, daß der oben genannte Verfasser unserem Wort eine besondre Abhandlung gewidmet hat, die sich durch Fleiß und sorgsames Studium auszeichnet, und unter den übrigen philosophischen Bonner Dissertationen, denn als solche ist auch sie bezeichnet, innerhalb eines Zeitraums von zwei Jahren als die umfangreichste sich so gleich bemerklich macht. Leider ist sie in einem fast unlesbaren Latein geschrieben. Was aber ihren Inhalt anbetrifft, so bietet sie im Wesentlichen das Richtige und nur an wenigen Stellen bringt der Verf. längst sicher Erkanntes wieder in Verwirrung; jenes Richtige ist allerdings durchaus auch nicht immer mit Sicherheit und Klarheit hingestellt, und aus dieser Unsicherheit erklärt sich auch wohl die ungehörige Weitschweifigkeit der Untersuchung. Der Verf. sagt S. 62: *do- lendum est quod verbum gothicum non pertinet usque ad monumentorum scriptorum aetatem vel satius usque ad exstantis verbi gothici aetatem monumenta. Sic si res se haberet, quot dubitationibus, quot conjecturis esset supersessum!* So wichtig nun allerdings auch für alle Erforschung deutscher Sprache das Gothische ist und fast ein jeder gothische Buchstabe schwer wiegt, so haben wir doch in fast allen in der obigen Abhandlung in Betracht kommenden Fragen einmal gerade sehr wichtige gothische Formen und dann aber auch in den übrigen deutschen Mundarten so zahlreiche Bildungen, daß wir das im Gothi-

ischen Fehlende mit genügender Sicherheit ergänzen können. Das ist ja gerade ein Hauptgewinn der neuen Sprachforschung, daß namentlich durch Jacob Grimm's und Bopp's Forschungen unser Weg so bestimmt vorgezeichnet ist, daß wir mehrfach auch da, wo einer von ihnen beiden oder auch beide irrten mit völliger Sicherheit die Wahrheit ans Licht bringen können.

Da nun aber weder von Jacob Grimm, noch von Bopp in allen Formen die Bildung des Zeitwortes *thun* und der damit zusammenhängenden Wörter völlig klar erkannt, ja darin zum Theil längst Erkanntes später von ihnen selbst wieder umgestoßen und ins Schwanken gebracht ist, so will ich kurz das Wichtigste darüber zusammenstellen und nebenher die Versehn oder das richtig Dargestellte der angeführten Abhandlung angeben. Schon vor vierzig Jahren ist von Bopp in seinem Conjugationssystem erkannt, daß die Perfecta unserer schwachen Zeitwörter im ganzen Coniunctiv und im Dual und Plural des Indicativs durch Zusammensetzung mit dem Perfect des Zeitwortes *thun* gebildet sind und zum Beispiel das gothische *frijōdēdum*, wir liebten, als zweiten Theil die Form **dēdum*, wir thaten, enthält. Die genannten Perfectformen entsprechen aber so genau der gleichen Form der Grimmschen zehnten Coniugation, daß wir mit gleicher Sicherheit wie der Perfectplural *nēmum*, wir nahmen, den Infinitiv *niman* hinstellen läßt, aus **dēdum* den theoretischen Infinitiv *didan* folgern können, der selbst nirgends vorkommt, wie wir überhaupt von einer selbständigen Flexion des Verbs *thun* im Gothischen keine Spur mehr finden.

Später wurde von Jacob Grimm jenes Zeitwort auch im Singular des Perfects: *frijō-da*,

frijó-dês, frijó-da, angenommen; hier aber ist die bedeutende Schwierigkeit, daß die Flexion von den übrigen Formen durchaus abweicht; nach dem Singular zu *nênum*: *nam*, *namt*, *nam* war (mit den gothischen Lautveränderungen) ein *daþ*, *dast*, *daþ* aufzustellen, womit doch jenes *-da*, *-dêst*, *-da*, wenn es auch öfter versucht ist, sich auf keine Weise vereinigen läßt. Sogleich leitet aber doch das Althochdeutsche auf die rechte Spur. Wir haben hier neben *tatumês* = goth. *dêdum*, wir *thaten*, den völlig abweichenden Singular *têta* für die erste und zweite Person, nicht *tat* (wie *nam* neben *nânumês*), während die zweite Person *tâti* (wie *nâmi*) sich an *tatumês* anschließt. Jenes *têta* scheint völlig abnorm, ihm entspricht aber (abgesehen von auch andern Mundarten) zum Beispiel das altsächsische *dêda* für die erste und dritte Person, woneben wir hier auch eng sich anschließend ein *dêdds* (Grimm Gramm. 1, 894) für die zweite Person haben, nicht ein jenem ahd. *tâti* entsprechendes *dâdi*. Aus dieser althochdeutschen und altsächsischen Form aber ergibt sich mit Sicherheit ein gothisches *dida*, *dîdês* (wie der gothische Pluralgenitiv *fiskê* im Altsächsischen *fiscô* lautet), *dida*, das sich also an jene Endungen *-da*, *-dês*, *-da* durchaus eng anschließt, ja damit völlig übereinstimmt; es ist in diesen nur die Reduplicationsfilbe *di* abgefallen, wie ja zum Beispiel auch reduplicirende lateinische Perfecta in Verbindung mit Präfixen sehr oft ihre Reduplicationsfilbe abwerfen, so *contûdi* im Gegensatz zu *tutûdi*. Diese wenigen reduplicirten Perfectformen aber sind im Deutschen deshalb so denkwürdig, weil sie die einzigen sind, die die ursprüngliche Reduplicationsfilbe bewahrten, ohne Zweifel, weil sie sonst im einfachen Zustande all-

zusehr würde beeinträchtigt sein, und das hebt auch Herr Kohn mit Recht hervor, wenn ihm auch gleich wieder jene wichtige Folgerung entgeht, oder doch nicht von ihm festgehalten wird, daß also im Gothischen auch Verba ohne den Wurzelvocal i doch mit i reduplicirten, wie ja auch im Griechischen im Gegensatz zum Sanskrit und Latein überall der eine Vocal s sich in der Reduplications-silbe, Geltung verschaffte. Von dieser einfachen Reduplication weicht aber die andere im Gothischen bestehende mittels des Diphthongs ai, über die wir an einem andern Orte ausführlicher handeln werden, völlig ab.

Jenes gothische *dida* nun entspricht genau dem sanskritischen Perfect *dadhâu*, für das ein älteres, vedisches, *dadhâ* angelegt werden darf, (von skr. *dhâ*, setzen, machen, thun), woraus goth. *dida* mit derselben Lautschwächung hervorging, wie aus skr. *namâ-mi* das gothische *nima*, ich nehme. Schwierigkeit zu machen scheint aber die zweite Person *didês*, über die auch Hr Kohn nicht ins Klare kommt, im Verhältniß zu gothischem *namt*, du nahmst, oder zu dem entsprechenden skr. *dadhâtha* (woneben auch das verkürzte *dadhitha* vorkommt). Doch da ist zu beachten, daß, während wir für die zweite Singularperson des Perfects im Sanskrit und Gothischen die Endung für die 2te Person skr. *tha* = goth. *t*, im Lateinischen und Neuhochdeutschen (und z. B. goth. *saisôst*), dies *t* mit *s*, das sonst fast überall allein die zweite Person bezeichnet, vereinigt finden, z. B. lat. *tutudisti*, stiessest (goth. *saisôst*), wir außer in jenem gothischen *didês* auch im griechischen Perfect in der zweiten Person z. B. *πέφυκας* nur *s*, nicht *th* oder *st* haben.

Diese unzweifelhafte Identität aber jenes go-

thischen *dida* und des sanskritischen *dadhâ*, dem Perfect der Verbalform *dhâ*, dem das griechische *τι-θη-μι* entspricht, kann unmöglich den aus *dédum*, das Hr Kohn S. 30 aus einem ganz verkehrten *dadoun* glaubt erklären zu müssen, sicher gefolgerten Infinitiv *didan*, sollte er auch wirklich selbst im Gothischen nie gebraucht sein, wieder umstürzen, vielmehr entspricht dieser einer aus skr. *dhâ* durch Reduplication gebildeten Verbalform skr. *dadh*, die auch wirklich, wenn auch noch nicht belegt, als Verbalform in gleicher Bedeutung mit skr. *dhâ* angeführt wird. Ganz ähnlich sehen wir im Lateinischen ein *hibitus* und Anderes gebildet aus *bibo*, das doch eigentlich nur Präsensform aus skr. *pibâmi* (oder *pivâmi*) hervorging, das eigentlich *pipâmi* lauten sollte und wie viele Präsensformen selbst durch Reduplication gebildet wurde aus skr. *pâ*, neben den hieraus unmittelbar gebildeten lateinischen *pôtus* und gr. *πέπωκα*. Diesem Zusammengehören eng verwandter, aber doch nicht unmittelbar zu einander gehörender Formen können wir auch vergleichen, daß zum Beispiel im Althochdeutschen die kurzen Formen *gâm*, *gâs*, *gât* zc. und *gêm*, *gês*, *gêt* zc. neben den etwas anders gebildeten längern *gangu*, *gangis* zc. gebraucht werden und ebenso *stâm* *stâs* *stât* oder *stêm*, *stês*, *stêt*, neben den längern *standu* zc. Da noch treffender ist die Analogie der griechischen Perfect-Singulare *έθηκα* zc., woneben der Plural *έθυμεν* zc. gebraucht wird, welche Bildungen durchaus nicht völlig übereinstimmen.

Als einfache Wurzel aber für jenes Perfect *dida* ist im Gothischen dem skr. *dhâ* entsprechend anzusetzen ein *dâ*, das, da das Gothische kein langes *â* mehr hat, sowohl als *dô* erscheint als auch als *dô*: in der erstern Gestalt erscheint es in dem

gothischen Substantiv *dēdi*, That, dessen Grundform nur so und nicht anders lautet und einem skr. *dhāti* (Suffix *ti*) entspricht, aus dem das griechische *θέσις* durch Verkürzung entstand, und in dem nach dem althochdeutschen *ki-lānēr* zu muthmaßenden Particip goth. *dēns*, Grundform *dēna*, gethan. Aus den althochdeutschen *tuom*, *tuos*, *tuot* u. und dem Infinitiv *tuon* lassen sich aber nur gothische *dōm*, *dōs*, *dōþ* und ein Infinitiv *dōn*, nicht etwa *daian* oder irgend sonst wie folgern. Gegen diese einfachen kurzen Formen aber muß sich das gothische Sprachgefühl früh gesträubt haben: unser Zeitwort erscheint außer in jenem Substantiv *dēdi* im Gothischen nirgends mehr in einfacher Gestalt. Es ist beachtenswerth, daß es auch im Altnordischen nicht gebräuchlich blieb, sondern hier *gera* oder *gōra*, bereiten, machen, dafür eintrat, das mit dem sanskritischen *kar*, machen, genau übereinstimmt. Im Gothischen aber wird seine Stelle meist vertreten durch das schwache Zeitwort *taujan*, zwischen welchem und unserm *thun* Herr Kohn mit Recht jeden Zusammenhang leugnet; doch denkt er selbst wieder unrichtig an einen Zusammenhang mit skr. *dā*, geben, dessen Bedeutung doch auch gar nicht recht trifft. Vielmehr steht *taujan*, Perf. *tavida* für ursprüngliches *tagvjan*, Perf. *tagvida*, deren Lautverbindung *gv* dem Gothischen früh widerstrebte, und entspricht dem sanskritischen *taksh* = *tvaksh*, bereiten, machen, woraus gr. *τένω*, *τένω* und Anderes hervorgingen, mit einer Störung des Lautverschiebungsgesetzes, die hier vielleicht durch das *v* in *tvaksh* veranlaßt wurde, aber auch sonst vorkommt, zum Beispiel im gothischen *tēkan*, berühren, im Verhältniß zum lateinischen *tangere* und im Gothi-

schen haitan, heißen = skr. cêt, rufen, einladen, eigentlich wissen lassen, als Causale zu skr. cit, wissen.

Als Anhang gleichsam bringt Herr Kohn noch Einiges über das Perfect iddja, dessen Bildung unzweifelhaft mit jenem -da, -dês u. eng zusammenhängt, ohne sich ganz entscheidend darüber auszusprechen. Mir aber scheint das Wahrscheinlichste, daß sich im Gothischen aus dem einfachen skr. i zunächst ein dem altslavischen idû, ich gehe (Bopp vergl. Gr. S 635), entsprechende gothische Verbalform id entwickelte, wie z. B. gr. πληθω, erfülle, aus skr. prâ, und anderes, an die dann jenes -da, -des unmittelbar, wie sonst nur in wenigen Formen, z. B. vilda, ich wollte, antrat. In jenes so gebildete idda aber drang das j noch ein, weil dd im Gothischen sonst nur vor j vorkommt und zwar ist in allen andern Wörtern mit dieser Consonantengruppe das d ein unursprünglicher Laut, das sich erst aus dem dem d sehr nah verwandten j entwickelte, so ist goth. tvaddjê, duorum = einem theoretischen skr. *dvayâm, wofür allerdings nur das dualische dvayôs gebraucht wird und goth. daddjan, säugen, entspricht dem skr. dhâyayâmi (wofür dhâpayâmi gebräuchlich), säugen lassen, dem Causale zu skr. dhê, säugen.

Dr. Leo Meyer.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 8. December 1856.

A t h e n

Typographie royale 1855. Antiquités Helléniques ou Répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce par A. R. Rangabé, Professeur d'Archéologie à l'université d'Athènes etc. Vol. II. VIII u. 1097 S. in Quart. Mit 11 lithogr. Tafeln.

Es sind gerade zwanzig Jahre verflossen, seit der Erstling der gelehrten Litteratur aus dem neu erstandenen Griechenland von K. D. Müller in diesen Anzeigen (1836. St. 116) mit lebhafter Freude begrüßt wurde; es war der erste Fascikel von L. Ross *inscriptions graecae ineditae*, der 1834 in der damaligen Hauptstadt des Königreichs, Nauplia, erschien. Es kündigte sich darin noch ziemlich spärlich die Fülle alter Schriftdenkmäler an, welche in den nächsten Decennien so massenweise zu Tage treten sollten, daß auch die kühnsten Erwartungen begeisterter Alterthumsfreunde weit überboten wurden. Diese unverhoffte

Ernte mußte vor Allem den einheimischen Gelehrten Griechenlands Gelegenheit geben, sich an der Förderung der Alterthumswissenschaft zu betheiligen und rüstig in die Arbeit einzutreten. Indessen blieb dieselbe zunächst noch Ausländern überlassen; auch als Athen der geistige Mittelpunkt des Landes und seiner neuen Cultur geworden war, zeigte sich im Allgemeinen weniger Interesse und Verständniß für das hellenische Alterthum, als man hätte erwarten sollen; es wurden fast auf allen Gebieten der höheren Bildung raschere Fortschritte gemacht, als auf dem, wie man denken sollte, zunächst liegenden, und wenn auch schon im Jahre 1835 in Pittakis' *Anciennes Athènes* eine Menge attischer Inschriften bekannt gemacht wurde und zwei Jahre später die *ἐφημερίς ἀρχαιολογική ἀφορῶσα τὰς ἐντὸς τῆς Ἑλλάδος ἀνευρισκομένας ἀρχαιοτάτας* eine Sammlung der neu entdeckten Inschriften zu geben anfing, so sind doch diese Leistungen bei aller Anerkennung, welche man dem patriotischen Eifer des Herausgebers schuldig ist, nicht als wissenschaftliche Leistungen zu betrachten; ja, was mehr zu bedauern ist, man mußte in der Veröffentlichung der Urkunden diejenige Ordnung und Zuverlässigkeit vermissen, ohne welche eine gelehrte Bearbeitung derselben nicht gedeihen konnte. In dieser Beziehung macht das Werk von Rangabé Epoche in der Geschichte der Wissenschaft. Mit ihm ist die neugriechische Philologie, nachdem sie sich in engem Anschlusse an deutsche Alterthumswissenschaft emporgerichtet und ausgebildet hat, ebenbürtig eingetreten in die gemeinsame Arbeit, und wir sehen das hellenische Alterthum zum ersten Male würdig gepflegt von den Händen derer, welche durch Blutsverwandtschaft, Wohnort und Sprachgemeinschaft den nächsten Beruf dazu empfangen haben.

Die *Antiquités Helléniques*, deren zweiter Band hier vorliegt, sollen nach des Verfs Plane ein vollständiger, diplomatisch zuverlässiger und übersichtlich geordneter Codex aller griechischen Inschriften klassischer Zeit sein, welche im neugriechischen Königreiche vorhanden sind; nur einzeln sind auch Inschriften aus dem türkischen Thessalien wie n. 692, aus Kreta zc. mitgetheilt; es ist ein Denkmal dessen, was die Wissenschaft der Befreiung Griechenlands und seiner geistigen Wiedergeburt verdankt, und zugleich ein für alle Philologen ungemein wichtiges Sammelwerk, weil es eine große Menge wichtiger Urkunden, welche bis dahin weit zerstreut, schwer zugänglich, mangelhaft veröffentlicht, zum Theil auch noch ganz unbekannt waren, in wissenschaftlicher Ordnung vereinigt.

Die Haupteintheilung des Stoffs ist eine chronologische. Der zweite Band schließt sich nämlich in der Weise an den ersten an, daß er alle Inschriften umfaßt, welche der Zeit vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Eroberung von Korinth angehören. Die Inschriften auf bildlichen Denkmälern sind dem dritten Bande vorbehalten, welcher die in Griechenland vorhandenen Ueberreste alter Sculptur umfassen soll (doch sind Reliefs von Grabdenkmälern hie und da beschrieben, z. B. n. 1699, dessen Bekanntmachung im röm. *Bulletino* 1840 S. 67 und in Gerhard's *Arch. Zeitung* 1845 S. 145 der Verf. nicht beachtet hat). Ausgeschlossen von der vorliegenden Sammlung sind die im *Corpus inscriptionum graecarum* veröffentlichten; dagegen sind alle in der attischen *Ephemeris* abgedruckten, alle in Griechenland, Deutschland, England, Frankreich in einzelnen Werken oder in Zeitschriften zerstreut erschienenen aufgenommen, und, so weit es dem Verf.

möglich war, nach neuen Abschriften oder Papierabdrücken berichtet.

Die chronologische Anordnung der Urkunden mußte große Schwierigkeit machen. Denn wo nicht die Namen von Archonten oder bestimmte in den Inschriften erwähnte Thatsachen einen festen Anhaltspunkt geben, ist man auf die Kennzeichen angewiesen, welche in der Gestalt und dem Gebrauche der Buchstaben, in den Sprachformen und im Stile der Urkunden zu finden sind. Wie unsicher aber diese Kennzeichen sind und einen wie weiten Spielraum der Zeitbestimmung sie gestatten, wird immer deutlicher. E für EI läßt sich in Inschriften nachweisen, welche der Zeit der 120sten Olympiade angehören müssen; EI für η kommt wiederholt in Urkunden vor, die schon die späte Form η haben (n. 558); E Γ A für EKA findet sich neben solchen Schreibweisen, welche wie die Vernachlässigung des *iota subscriptum* die Nähe der römischen Periode verrathen. Man wird auch in der Schreibart immer mehr locale Unterschiede anerkennen müssen; sind doch in Attika selbst die Urkunden entlegenerer Gaue nachlässiger geschrieben. Auch die Beschaffenheit des Materials ist in Anschlag zu bringen, so wie die sehr verschiedene Tüchtigkeit der Steinmehen. Es kommen Inschriften vor, welche denselben Inhalt haben, die demselben Fundorte und demselben Jahre angehören, und doch ganz verschiedene Schriftzüge zeigen; vgl. n. 381 und 468.

Es standen aber dem Verf. noch ganz andere Schwierigkeiten bei seinem Werke entgegen, als die, welche in dem Stoffe selbst liegen. Er, der bedeutendste Kenner der Denkmäler, der Vertreter der griechischen Alterthumskunde an der neugriechischen Hochschule sah sich mitten in Griechen-

land außer Stande, eine vollständige und genaue Kenntniß der Monumente zu erwerben. Denn erstens sind wegen Mangel an Aufsicht nicht wenige derselben aus dem Lande entfernt worden; so sind einige der wichtigsten Urkunden, das in Argos gefundene Verzeichniß der von einer Reihe von Städten entrichteten Geldbußen (n. 959), so die attische Inschrift (n. 963) verschwunden. Dann sind namentlich in Athen viele Denkmäler dergestalt durch alle Straßen zerstreut, in Häusern eingemauert, in Hofwinkeln versteckt, daß eine umfassende Sammlung des Materials unmöglich war. Eine große Zahl von Steinschriften ist freilich an bestimmten Plätzen der Burg und der unteren Stadt (Leseion, Stoa des Hadrian, Thurm des Antig. Kyrrh. 2c.) gesammelt und unter öffentliche Aufsicht gestellt, aber viele derselben sind auf rohe Weise in großen Holzrahmen mit Gips zusammengeklebt; dabei ist vereinigt, was nicht zusammengehört, während Bruchstücke derselben Urkunden weit von einander getrennt sind; dadurch sind endlich die auf den Seitenflächen und Rückseiten enthaltenen Schriftzüge häufig einer genauen Erforschung entzogen. Vielleicht wird es dem Verf., seit er selbst in die oberste Verwaltungsbehörde des Landes eingetreten ist, möglich sein, darauf hinzuwirken, daß der Urkundenschatz von Athen endlich in würdigerer Weise gehütet und geordnet werde. Von mehreren Inschriften, welche der Conservator der Alterthümer zu Athen veröffentlicht hat, ist es Hrn Rangabé unmöglich gewesen, die Originale zu Gesichte zu bekommen; er hat sie wiederholt, ohne ihre Echtheit verbürgen zu können, die bei solchen Inschriften, wie der Ehreninschrift Alexanders auf Aristoteles n. 1127, auch bei n. 1087, 1089, 1066 mehr als zweifelhaft ist.

Bei Erwägung der ärgerlichen Schwierigkeiten, die der Verf. zu überwinden hatte, ist der unermüdlche Fleiß, mit dem er die chaotische Masse der Schrifturkunden zu sammeln und zu ordnen gewußt hat, doppelt anerkennungswerth. Der Verf. hat sich aber nicht begnügt, bloß ein Repertorium der in Griechenland befindlichen Inschriften zu geben, und die Benutzung derselben durch Register und Index wesentlich zu erleichtern, sondern er hat auch zur Erklärung und Ergänzung derselben mit dem Talente und der Sachkenntniß, wie sie schon im ersten Theile der *Antiquités helléniques* sich allgemeine Anerkennung erworben haben, die wichtigsten Beiträge geliefert und dabei die Arbeiten deutscher Epigraphiker, so weit sie ihm zugänglich waren, gewissenhaft benutzt. Daß bei einer Masse von dritthalbtausend Inschriften die Sorgfalt und Genauigkeit der Behandlung nicht überall gleichmäßig ist, daraus wird nicht leicht Jemand dem Verf. einen Vorwurf machen. Wir folgen in kurzer Uebersicht der Eintheilung des Werks, indem wir gelegentlich einzelne Bemerkungen hinzufügen.

Der erste Abschnitt enthält die Senats- und Volksbeschlüsse und zwar zuerst die attischen, die, soweit es möglich war, nach den Archonten geordnet sind. Unter den hier folgenden Ehrendecreten sind drei, welche ausgezeichneten und verdienten Aerzten gelten n. 377, 378 u. 426. Der Titel eines ἀρχιατρός von Athen, den Rh. n. 426 durch Ergänzung herstellt, bleibt aber durchaus zweifelhaft und ebenso n. 377 die Ergänzung, wonach Euenor, des Euepias Sohn (zwei schöne Namen für Aerzte) aus dem amphiloehischen Argos vom Staate erwählt sei ἐπ[ὶ τῶν φαρμάκων] τὴν παρασκευήν, wobei er aus eigenen Mitteln

ein Talent zugesetzt habe. Wahrscheinlicher ist es, dabei an die Herstellung eines von Staats wegen unterhaltenen *ιατρείον* oder *νοσοκομείον* zu denken. In n. 418, dem mehrfach besprochenen Decrete der Cistadeer, sucht der Verf. gewiß mit vollem Rechte das *ἱερόν τοῦ Ἀπόλλωνος τοῦ Παρνησοῦ* auf dem Parnes, während noch Wordsworth in der dritten Auflage seines Athens and Attica p. 191 an ein parnassisches Heiligthum denkt. Die ursprünglich verwandten Namen *Πάρωνης* und *Παρωνησός* begegnen sich in dem Adjectiv *Παρωνήσιος*, das hier nur uncorrect mit doppeltem Sigma geschrieben ist. N. 433 ist das in des Refer. *inscriptiones atticae duodecim* veröffentlichte, dann von Sauppe in der Neuen Jen. Litteraturzeitung 1845 S. 241 f. und endlich von Bergk in der Archäol. Zeitung 1849 S. 174 besprochene Fragment, welches sich auf die Schicksale der Stadt Chalkis um Ol. 119, bezieht. Beide Gelehrte, deren Bemerkungen R. nicht kennt, haben Z. 5 richtig ergänzt: *αἴτιος ἐγένετο τὸ τὴν πόλιν αὐτῶν ἐλευθέραν γενέσθαι*. N. 443 wird Herodoros belobt, weil er seine Stellung bei Antigonos und Demetrios zu Gunsten der Athener gut benutzt habe; er wird genannt *ΕΜΠΙΣΤΕΩΝ τῷ βασιλεῖ*; *ἐμπιστέω* läßt sich wohl so gut wie *ἐμπειρέω* u. a. rechtfertigen und kann bedeuten „ein Mann des Vertrauens sein“; schwieriger ist es, die aufgelöste Form zu erklären. Merkwürdig ist, daß in denselben Inschriften die Bildsäulen der *Σωτήρες* auf dem Markte neben Harmodios und Aristogeiton stehend erwähnt werden, wie Stratokles deren Aufstellung beantragt hatte. Für attische Staatsalterthümer ist das Decret der Ritter N. 454 von besonderer Wichtigkeit; sie bezeugen den Schatzmeistern der Göt-

tin ihre Dankbarkeit dafür, daß dieselben in Uebereinstimmung mit den Hierarchen für die öffentliche Verpflegung, welche man den Rittern schuldig geblieben war, gesorgt hatten. Für die barbarische Verbalform, die B. 7 in den Cursivtext sich eingeschlichen hat, ist vielleicht *ἰφειληθέντα* zu lesen.

Den attischen Decreten folgen die aus andern Theilen Griechenlands. Ein Hauptstück dieser Gruppe ist n. 692, die Regulirung der Grenzen zwischen den thessalischen Städten Meliteia und Pereia betreffend, wobei ätolische Männer Schiedsrichter sind. Der Verf. wußte nicht, daß die Inschrift schon in Ussing's *inscr. ineditae* herausgegeben worden sei. N. 693—702 sind megarische Inschriften aus dem dortigen Olympieion, von N. selbst gefunden. Merkwürdig ist der Ausdruck *γὰρ καὶ οἰκίας ἐπαρχά*, welcher mehrfach wiederkehrt, wie es scheint, in der Bedeutung von *ἔγκτησις*. Auch n. 703 stammt dorthier; N. gibt diese Inschrift, welche eine Belobung der Megareer von Seiten der Orchomenier enthält, nach einer Abschrift von Kleantes, ohne zu wissen, daß dasselbe Decret schon 1835 von Koß abgeschrieben und von Meier im Anhang zu seiner Abhandlung über die Privatschiedsrichter und die öffentlichen Diäteten Athens behandelt worden ist. N. 705b ist schon vom Ref. im Rhein. Mus. N. F. II, p. 107 und darauf von Keil in seiner Sammlung böotischer Inschriften herausgegeben und was die Varianten des Textes betrifft, so glaubt Ref. wenigstens den Anfang richtiger gelesen zu haben.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. 198. Stück.

Den 11. December 1856.

A t h e n

Schluß der Anzeige: » Antiquités Helléniques ou Répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce par A. R. Rangabé. Vol. II.«

Von n. 706 an folgen die delphischen Inschriften, welche K. soweit sie ihm noch zugänglich waren, nach Papierabdrücken veröffentlicht und chronologisch zu ordnen sucht. Von 751 an gibt er eine Reihe von Inschriften des Archipelagus nach Ross, welchem er in Ergänzung und Erklärung sich anschließt, auch in dem Decrete von Astypalaia n. 762, wo Z. 18 die Artemis Munychia noch nicht zu ihrem Rechte gekommen ist und wo Z. 29, wie Keil erkannt hat, statt *Μενδοσίας*: (τοὺς) μὲν ληστὰς zu lesen sein wird. Den Schluß dieses Abschnitts bildet nachträglich der vollständiger wiederholte Volksbeschuß aus dem Archontate des Nausinikos, welcher, nachdem er von Böckh am Ende seiner Staatshaushaltung besprochen, von Cusiratiades zweimal herausgegeben, von Meier

zweimal bearbeitet worden ist und zuletzt in Beziehung auf die Theilnehmer der neuen Bundesgenossenschaft in N. Schäfers Abhandlung de sociis Atheniensium eine sehr sorgfältige Behandlung erfahren hat.

Kapitel 2 umfaßt die auf öffentliche Bauten bezüglichen Urkunden. N. 777 (Inscr. Att. XII. n. VI) kann unmöglich, wie der Verf. will, benutzt werden, um Anwendung von Tafelgemälden an Tempelwänden zu bezeugen, da hier ja gerade ungehörige Gemälde aus der Cella entfernt werden sollen. Diese *εικονικοί πίνακες* finden ihre Erklärung durch die jüngst im Peiraieus gefundene Inschrift, wo der Ausdruck vorkommt: *ἀναθεῖναι αὐτοῦ εἰκόνα ἐν τῷ ναῷ*. Vgl. Gerhard's Archäol. Anzeiger 1856 S. 84. — N. 780 wird in einem leider sehr verstümmelten Fragmente das Dipylon und die heilige Straße erwähnt; noch beklagenswerther ist die Verstümmelung des in alter Schrift geschriebenen Epigramms (n. 784b), welches der Verwüstung Athens durch die Perser gedenkt; vielleicht ist in der letzten Zeile zu lesen: *ἄστυ βία Περσῶν κλιναμένων*. N. 785 ist die nun auch von Pittakis herausgegebene, in paläographischer, sprachlicher und antiquarischer Hinsicht ungemein wichtige Inschrift über Wiederherstellung eines Tempels, welche der Herausgeber irrtümlich auf das Trophoniosheiligthum in Lebadeia bezieht. — Ein reiches Material für Cultusalterthümer findet sich beisammen in Kap. 3, wo einer Reihe von religiösen Genossenschaften (*ὄργεῶνες, ἑραμισταί, σύνοδος τῶν περὶ Διόνοσον τεχνιῶν*), einer attischen Theorie nach Theophrast, des panathenäischen u. a. Feste, merkwürdiger Götterdienste und heiliger Geräthschaften Erwähnung geschieht. Der *ἀρχαῖος ναός*, aus

welchem Kostbarkeiten in den Parthenon übertra-
gen werden sollen n. 863 B., kann trotz der Be-
merkungen des Wfs S. 542 sehr wohl das Hei-
ligthum der Polias sein; auch n. 783 wird er-
wähnt τοῦ ναοῦ τοῦ ἀρχαίου πᾶσα ἡ περιοχὴ.
— In dem Aten Kapitel (inventaires d'effets
sacrés) sind sehr verschiedenartige Dinge verei-
nigt; die erste Hälfte gehört noch dem Gebiete
der religiösen Alterthümer an und dann folgen
Urkunden privatrechtlichen Inhalts, in denen von
Verkauf und Verpachtung die Rede ist, Freilas-
sungsacten, hypothekarische Inschriften, Grenzsteine,
Gewichtstücke u. dgl. N. 879 ist die Ergänzung
der Worte Ἀθηνᾶς τέλμα πρὸς ταῖς πύλεις
ταῖς παρὰ τὸ Διοχάρου[ς τεῖχος] unstatthaft.
Wahrscheinlicher ist ἠρώων zu lesen. Ebenso we-
nig wird man n. 881 (Inscr. Att. XII n. 7), wo
eine Reihe von Personen, ἀποφυγόντες und ἀπο-
φυγοῦσαι, aufgeführt wird, deren jede eine φιάλη
weiht, der seltsamen Erklärung des Herausgebers
beistimmen können, welcher darin »actions de
graces pour avoir gagné leurs procès et échappé
aux griffes de plaideurs chicaniers« erkennen
will. Die seltsamen Abkürzungen Πειραι und
Φαληρε bestätigen sich. S. 582 finden sich gute
Bemerkungen über die Lage der Pnyx; nament-
lich wird mit Recht geltend gemacht, daß die Hoch-
fläche der traditionell sogenannten Pnyx kein hei-
ßer Ort sei, wie man gesagt hat, sondern sich ge-
rade durch Frische der Luft auszeichne. Zu den
für attische Alterthümer wichtigen Gegenständen
gehört u. a. die τριτὺς Λακκιδῶν und der ὄρος
ἀγορᾶς Μελιτέων 891. Dann folgt eine Masse
nicht-attischer Denkmäler, Inschriften aus Böotien,
Paros, Tenos, 903 ff und die Manumissionsurkun-
den aus Delphi, welche nach Papierabdrücken ab-

geschrieben, hie und da eine Berichtigung der früheren Publication gestatten. Den Schluß des überreichen und buntgemischten Kapitels machen verwandte Inschriften aus Lamia und Glatea, und zuletzt einzelne Inschriften aus Euböia, Anapha und Argos. Kap. 5 umfaßt, was sich auf heilige Spiele, auf Choregie und Gymnasien bezieht, Kap. 6 die Volivinschriften, anhebend mit der von Ulrichs zuerst erkannten Dedication an die Athena Ergane, welcher die übrigen Götter angereicht werden; auch die Unterschriften von Ehrenbildern aller Art sind mit hieher gerechnet. Kap. 7 enthält lauter Namenlisten, auf Heer und Flotte bezüglich, zum Theil auch der Art, daß bei dem unvollständigen Zustande der Urkunden der eigentliche Zweck der Namenreihen von Leuten aus den verschiedensten Gegenden von Hellas (wie n. 1298) gar nicht zu bestimmen ist. Das »énigme épigraphique« n. 1299 ist die Zahlentafel, welche schon Böckh 1841 herausgegeben hat. Endlich folgen die Grabschriften; unter den attischen erst die, bei denen der Demos angeführt ist, alphabetisch nach den Gauen geordnet, dann die, bei denen die Angabe des Demos fehlt; zuletzt die der in Athen bestatteten Fremden. Dann die nicht-attischen und die metrischen Grabschriften. Unter den zu beiden Bänden der *Antiq. Helléniques* nachgelieferten Supplementen ist das schon durch Bursian bekannte alterthümliche Fragment aus Karystos (n. 2237), die attische Rechnungsurkunde, welche Böckh nach der Belsen'schen Abschrift im Monatsberichte der Berl. Ak. 1853 Oct. herausgegeben hat (n. 2253); ferner aus Argos ein sehr merkwürdiges Bruchstück, welches Zahlungen sehr verschiedener Städte in verschiedenen Münzsorten mit durchaus ungewöhnlichen Werthzeichen enthält. Endlich folgen die

schon anderweitig bekannt gewordenen Inschriften aus Hermion und aus Kreta.

Ein Werk wie das vorliegende, dessen Inhalt einigermaßen kennen zu lernen und übersichtlich zu beschreiben, schon eine Arbeit ist, liefert den Stoff für eine Reihe philologisch = antiquarischer Untersuchungen, an denen es bei dem immer allgemeiner werdenden Eifer für epigraphische Forschungen nicht fehlen wird. Der trümmerhafte Zustand fast aller uns erhaltenen Inschriftsteine erschwert freilich die Arbeit auf jedem Schritte in der peinlichsten Weise; aber wenn man bedenkt, welche Fortschritte die Wissenschaft gemacht hat seit der Zeit, da Gruter mit Scaligers Hülfe die griechischen Stücke seiner Sammlung lesbar zu machen suchte, so ist zu erwarten, daß von den vielen Räthseln, welche der vorliegende Band noch enthält, die meisten ihre Lösung finden werden. Das Werk von Rangabé ist jetzt die vollständigste Ergänzung des Corpus inscriptionum und je mehr Material wir hier mit Rücksicht auf Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit vereinigt vor uns sehen, um so anschaulicher tritt uns der Gewinn entgegen, der aus den Steinarchiven der griechischen Städte für die gesammte Philologie gewonnen ist und mehr und mehr gewonnen werden kann. Von den politischen und gottesdienstlichen Alterthümern abgesehen, für die fast auf jeder Seite zu lernen ist, treten ganze geschichtliche Perioden, so namentlich die Periode der späteren Seeherrschaft Athens, die Zeit des ätolischen Principats und die der Verbindung Griechenlands mit dem pergamenischen Reiche mehrfach in ein helleres Licht; Personen aus der Geschichte bekannt, wie z. B. (um der auswärtigen Fürsten hier nicht zu gedenken) der Philosoph Lykos, des Antigonos Gon-

nataß Freund (n. 880) Timotheos, des Konon Sohn (1099), Lykurgos (492), Demades (418) die Söhne des großen Praxiteles (1103), Nachkommen des Sophokles, namentlich sein gleichnamiger Enkel (n. 2337) treten uns in den Steinschriften entgegen. Eine Menge attischer Namen reihen sich immer deutlicher an einander, so daß man ganze Familiengruppen und Stammbäume wiederherstellen kann. Dabei ist es interessant, die Wortstämme zu beachten, welche in denselben Familien unter verschiedenen Variationen als Lieblingsthema wiederkehren, so z. B. *Εὐθύνωμος* und *Εὐθύδομος* (n. 1211), *Εὐθήμων*, *Εὐπολις* und *Εὐκτῆμων* (n. 1068), vgl. die auf *ἄστυ* componirte Namensgruppe S. 739 und vieles Aehnliche. Aber auch im Gegensatz treten Vater- und Sohnname auf, wie z. B. *Ἀστυφίλος Φιλάγρου*. Auch der Aristophanische Name *Πεισθέταιρος* scheint sich in der Form *Πισθέταιρος* (n. 1338) als guter Bützername zu bewähren, dessen Inhaber allen Grund hatte dem Dichter zu zürnen, wenn er bei der ersten Aufführung seiner Vögel unter den Zuschauern saß. — Für Kenntniß der Dialekte sind die böotischen Inschriften nicht unergiebig (siehe S. 778 u. a.); für die Paläographie finden sich außer den oben erwähnten Werthzeichen auch unbekante Buchstabenformen wie \neq für φ S. 180 und das merkwürdige \dagger n. 1338, wo es κ für $\iota\zeta$ nehmen will. In Bezug auf Stil und Wortgebrauch ist es wichtig, gewisse Wendungen zu beachten, die erst in einer bestimmten Zeit aufkommen; so z. B. taucht in der römischen Epoche *ἐπερωτᾶν* in der Bedeutung *legem rogare* auf (n. 689, 56). Endlich führt die Menge der zur Vergleichung vorliegenden Inschriften darauf, die verschiedene Art ihrer Aufstellung, wie sie im Texte

selbst bestimmt zu werden pflegt, und die weiteren Anordnungen über die Eingrabung der Schrift und über die zu diesem Zwecke zu bewilligenden Kosten zu beachten. Ausnahmsweise werden diese auf zwei Kassen, die Kriegskasse und die Verwaltungskasse angewiesen (n. 491). Bei den Ehrendenkmälern wird der Ort der Aufstellung (*στάσις* n. 554; häufig *ἀνάθεσις*, namentlich in Beziehung auf nahe Heiligthümer wie S. 183), um die Ehre zu erhöhen, dem Geehrten überlassen; sie kann selbst *ἐν ἀγορᾷ οὗ ἂν βούληται πλησίον Ἀρμωδίου καὶ Ἀριστογείτονος* (n. 565) erfolgen. Die Staatsdecrete haben namentlich in Athen ihrem Inhalte entsprechend, ihre bestimmten Ortssphären, Akropolis, Buleuterion, Metroon; außerhalb Athen finden wir meist die ersten Heiligthümer als Standörter der öffentlichen Urkunden bezeichnet. Alle diese Punkte, welche für das öffentliche Schriftwesen der Griechen nicht unerheblich sind, entbehren bis jetzt noch einer gelehrten Bearbeitung. Bei der Anzeige eines Werkes, welches in der epigraphischen Litteratur Epoche macht, schien es dem Ref. nicht ungehörig, auf diese Gesichtspunkte hinzuweisen und darauf aufmerksam zu machen, wie in diesem auf attischem Boden geschaffenen *corpus inscriptionum graecarum* nicht nur für Behandlung einzelner Schriftdenkmäler ein ungemein reicher Stoff dargeboten, sondern auch zum vollständigeren Ausbau der gesammten griechischen Inschriftkunde vielfache Anregung enthalten sei. C. C.

Greifswald und Leipzig

C. A. Koch's Verlags-Buchhandlung 1854.
 Symbolik der christlichen Confessionen und Religionspartheien von A. H. Baier, d. Theol.

Doctor und a. o. Prof. an der Universität zu Greifswald. Erster Band. Symbolik der römisch-katholischen Kirche. Zweite Abtheilung. Der römische Katholicismus in der Organisation seiner besonderen Sphären. S. 255—618 in Octav.

Nachdem der Verfasser in der ersten Abtheilung seiner Symbolik der römisch-katholischen Kirche das Wesen des Katholicismus im Allgemeinen dargestellt hat, wendet er sich in der vorliegenden zweiten Abtheilung zur Schilderung und Beurtheilung der einzelnen Formationen, in welchen jenes allgemeine Wesen bestimmt sich ausgeprägt hat. Dort wurden — wie seiner Zeit bei der Anzeige der ersten Abtheilung des Baierschen Werkes in diesen Blättern genauer mitgetheilt ist — die Grundlehren von der Kirche, von der Tradition und vom Episcopate entwickelt, hier aber beschreibt der Verf. in drei Abschnitten zuerst „die Verfassung der Kirche und ihr Verhältniß zum Staate und zur Wissenschaft“ (S. 255—366), dann „Die dogmatische Lehre im engeren Sinne des Worts“ (S. 367—563), endlich „den Cultus und die Disciplin, und das Verhältniß zur Sittlichkeit und Kunst“ (S. 564—618).

Daß der Verfasser, um das römisch-katholische System mit möglichster Treue aufzuzeigen, sich auf die Decrete und den Katechismus des Tridentinischen Concils, als eigentliche Quellschriften, beschränkt, ist gewiß ebenso richtig, als die maßvolle, aber ausreichende Vergleichung von einzelnen hervorragenden katholischen Kirchenlehrern — namentlich Bellarmin und Möhler — wo es sich um die genauere Bestimmung der Tridentinischen Sätze handelt, alle Anerkennung verdient. Manches Wichtige hat das Tridentinum absichtlich nicht gesagt; in andern bedeutenden Punkten

hat die Tridentinische Lehre wesentliche Modificationen erlitten, insbesondere durch Möhler; in allen diesen Fällen stellt der Verf. den Sachverhalt klar und actenmäßig dar und unterscheidet ausdrücklich und sorgfältig das wahrhaft Symbolische von dem durch die spätere Theologie Entwickelten. An einzelnen Hauptpunkten setzt sich der Verf. auch, sowohl was seine Darstellung der katholischen Lehre als auch was seine Kritik derselben anlangt, mit andern Autoren — namentlich Marheineke, Nitsch und Baur — auseinander, jedoch ohne mehr als gelegentliche Bemerkungen in dieser Hinsicht sich zu erlauben.

Der Verf. will, wie schon aus der ersten Abtheilung seines Werkes sich ergab, seine Aufgabe durch eine zwiefache Leistung lösen, indem er nicht mit einer bloß historischen Darstellung des symbolischen Stoffes sich begnügt, sondern denselben auch der Kritik unterwirft. Dies Letztere scheint auch uns der wissenschaftlichen Energie der Symbolik wohl zu entsprechen; nur wird man nicht die Klarheit und Objectivität der in erster Linie stehenden Darstellung selbst durch Einmischen von kritischen Bemerkungen trüben dürfen. Doch ist dies dem Verf. nicht selten begegnet. Bei einzelnen kleinern Abschnitten, zumal wo nur gewisse Modificationen einer allgemeineren und in dieser Beziehung schon explicirten und kritisirten Idee geschildert werden, fließt die Kritik wie von selbst ein (S. 304 fl. 309 fl. 311); aber daß z. B. auch die Entwicklung der Lehren von der Rechtfertigung und von den Sacramenten mit kritischen Elementen durchzogen ist, können wir, selbst abgesehen von den unvermeidlichen Wiederholungen, nicht gut heißen. Die überall vorkommenden Erinnerungen, daß an diesem oder jenem Punkte die katholische Lehrbestimmung mit der „unendli-

chen Idee“ des Christenthums im Widerspruche stehe, stören in der That den Leser, welcher zunächst eine klare Vorstellung von dem katholischen Systeme haben will, um so mehr als derselbe jedesmal den uns wenigstens nicht recht gelungenen Versuch machen muß, zu erkennen, was doch eigentlich für eine Norm sei, nach welcher die vorgetragenen Lehren beurtheilt werden sollen.

Mit Recht hat der Verf. nicht nur die „dogmatische Lehre im engern Sinne des Wortes“, sondern auch die Verfassung der Kirche und ihr Verhältniß zum Staate und zur Wissenschaft behandelt. Zur „Verfassung“ rechnet er nämlich die Bestimmungen über das Priestenthum, insbesondere über den Charakter, die Intention und den Cölibat, ferner über die Functionen des geistlichen Standes und endlich über den Episkopat, Primat und die göttliche Einsetzung dieser Institutionen. Daß aber die katholische Kirche aus dogmatischem Princip ein bestimmtes Verhältniß zum Staate und zur Wissenschaft einnehmen will, zeigt sie schon einerseits durch ihre Bestimmungen über die Ehe, andererseits durch ihre Erklärungen über die Vulgata, durch ihren Index librorum prohibitorum und manches Andere. Gleicherweise billigen wir es durchaus, daß der Cultus und die Disciplin in den Bereich der katholischen Symbolik aufgenommen ist. Was aber der Verf. schließlich über das Verhältniß des Katholicismus zur Sittlichkeit und Kunst sagt, scheint uns wesentlich kritischer Natur zu sein, wie der Verf. selbst (S. 591) andeutet, eine abschließende Erprobung des katholischen Princips an den christlichen Ideen der Sittlichkeit und der Kunst.

In Betreff des äußern Umfangs hat der Verf. also seinen Stoff vollständig vorgelegt. Auch an der Ausarbeitung der einzelnen Theile haben wir

nichts Wesentliches vermißt. Nur die Lehren vom Purgatorium und von den Todsünden im Gegensatz zu den büßlichen Sünden scheinen uns zu kurz, nur wie beiläufig, dargestellt zu sein. Das Tridentinum selbst gibt allerdings in beiden Punkten nur Andeutungen, aber auch diese hat der Verf. nicht völlig wiedergegeben; von dem Sinos Abrahæ hat er z. B. gar nicht geredet. Wegen der wichtigen Lehre von den Todsünden aber hätte wohl, wie bei andern Gelegenheiten, auf die Scholastiker, namentlich Petrus Lombardus, zurückgegriffen werden können. In dem Kapitel über den character indelebilis des Priesters haben wir auch die Angabe, daß der Pabst laisiren könne (vgl. Richter, Kirchenrecht. 3. Aufl. § 103) vermißt. Wenigstens für die kritische Erörterung war dies Moment nicht unerheblich, weil es an seinem Theile die von dem Verf. übrigens treffend bezeichnete Unbestimmtheit und Unklarheit der ganzen Vorstellung vom Charakter fühlbar macht. Eine schiefe Darstellung findet sich S. 567: „In der täglichen Messe bietet die Kirche, welche ja der Leib des Herrn ist, sich selbst in dem geheimnißvollen Opfer — zur kräftigenden Speise und erhaltenden Nahrung dar.“ Nein, das corpus mysticum des Herrn, wie die Kirche sich selbst ansieht, ist durchaus nicht so gemeint, wie corpus et sanguis una cum anima et divinitate Domini nostri J. Chr. (Decr. Conc. Trid. Sess. XIII. de Euchar. Can. 1), welches im Messopfer unblutig dargebracht wird, so daß der katholischen Kirche die ungeheuerliche Vorstellung, welche der Verf. in jenem Satze ausspricht, keineswegs zur Last fällt. Er selbst hat übrigens da, wo er eigentlich von der Eucharistie handelt, das Wichtige klar dargestellt.

Unser Hauptbedenken gegen die vom Verf. ge-

gebene Entwicklung der katholischen Symbolik betrifft die Anordnung. Den im Catechismus Romanus eingeschlagenen Weg konnte er natürlich nicht befolgen. Aber es fragt sich, ob er nicht so viel als möglich der Ordnung, in welcher das Tridentinische Concil verhandelt hat, sich anschließen konnte; denn es ist für die volle Treue der Darstellung, und weiterhin auch für die Kritik, nicht unwichtig, die eigenthümliche Ordnung und den ursprünglichen Zusammenhang der dargestellten Sachen zu beobachten. Von einzelnen, unbedeutendern Dingen, z. B. vor der Zusammenstellung der Sacramente der Ehe und des Ordo wollen wir nicht reden; aber daß die „Verfassung der Kirche“ geschildert wird, bevor die „dogmatische Lehre im engern Sinne des Wortes“ dargelegt ist, scheint uns deshalb nicht richtig, weil nach unserer Anschauung jene Verfassung (Priesterthum, Hierarchie) sich auf die dogmatische Lehre, insbesondere auf die Lehren von der Sünde und von der Rechtfertigung gründet. Das Tridentinum hat deshalb in seiner Weise ganz Recht, wenn es zuvor de peccato originali (Sess. V) und de justificatione (Sess. VI), und danach erst von den Sacramenten und dem, was Dr Baier kurz die Verfassung nennt, handelt. Es ist allerdings ganz richtig, daß nach katholischer Anschauungsweise „das Verhältniß des Einzelnen zu dem Heil in Christo wesentlich und ausschließlich abhängig ist von seinem Verhältniß zu der so verfaßten traditionell hierarchischen Kirche, die Heilsordnung ganz und gar von der Kirchenordnung abhängig ist und in sie aufgeht“ (S. 257); allein deshalb ist noch nicht richtig, daß „die Lehre von der Verfassung die Grundlage und Voraussetzung der katholischen Lehre von der Rechtfertigung und den Sacramenten bildet“ (ebendas.). Vielmehr ist

die Lehre von der Verfassung, das Einschließen eines menschlichen Mittlerthums, nur möglich, weil die Lehre von der Rechtfertigung, oder genauer, weil die Lehre von der Sünde und der Rechtfertigung, eine verkehrte ist. Es kann z. B. nicht allein die Lehre von dem Sacramente der Buße, sondern auch die von der priesterlichen Function der Absolution und dem was damit zusammenhängt (Satisfaction, Ablass, Fegefeuer zc.) nur da aufgestellt werden, wo man in so äußerlicher und mechanischer Weise, wie sie der katholischen Lehre eigen ist, über Sünde und Gnade und über das Verhältniß der einen zu der andern gedacht hat.

Die von dem Verf. an jedem dargestellten Lehrstücke geübte Kritik ist überwiegend dialektischer, weniger theologischer Art, insbesondere nicht auf biblischen Grund gestützt. Vorzugsweise sucht der Verf. durch Aufdeckung von Incongruenzen und Inconsequenzen, oder auch durch Geltendmachung der unvermeidlichen Consequenzen die katholischen Bestimmungen von innen heraus zu zerlegen oder zu zerbröckeln; und in dieser Art der Kritik beweist der Verf. eine nicht geringe Virtuosität. Wo er aber durch etwas wahrhaft Positives den katholischen Irrthum überwinden will, da nimmt er, ganz wie in der ersten Abtheilung, einen so unsichern und für uns so völlig unklaren Standpunkt ein, daß wir in dieser Hinsicht seine Polemik für sehr schwach halten. Nur in sehr seltenen Fällen wird zum Schriftbeweise gegriffen und, wenn es einmal geschieht, nur ganz flüchtig und ungründlich. Die hauptsächlichste und oft angerufene Instanz wider die katholischen Sätze, welche theologischer Art sein soll, ist die „Unendlichkeit“, sei es nun der Idee der Versöhnung, oder des sittlich-religiösen Geistes des Christenthums oder wie sonst der Vf. in den verschiedensten Variatio-

nen dieses beliebten Thema vorträgt (vgl. S. 424. 425. 469. 525. 536. 555. 559 zc.). Vielleicht wird es aus der nun zu erwartenden Symbolik der evangelischen Kirche klar, was eigentlich mit jenen Redensarten gemeint sei.

Dr. Fr. Düsterdieck.

G o t h a

Becker'sche Buchhandl. 1856. Zoologie der alten Griechen und Römer, deutsch in Auszügen aus deren Schriften, nebst Anmerkungen von Dr. H. D. Lenz, Lehrer zu Schnepfenthal. XXIV und 656 S. in Octav.

Der Verf. vorstehenden Werkes hat sich einer sehr verdienstlichen Arbeit unterzogen, indem er einen Theil der großen Naturwissenschaften von der antiquarischen Seite behandelt hat. Das Motto aus Seneca, welches er für sein Buch gewählt hat: »Cum excusatione veteres audiendi sunt: nulla res consummata est, dum incipit« führt den Leser auf den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des bei den Alten Gefundenen: nur sehr unvollkommen waren die Kenntnisse der Thiere bei den Völkern des Alterthums, da ihnen vor Allem der Verkehr mit fernen Ländern, dem Vaterlande der von ihnen beschriebenen Thiere, abging, und sie sich oft genug mit höchst mangelhaften und geradezu unrichtigen Angaben unzuverlässiger Berichterstatter begnügen mußten. Wir würden indessen Unrecht thun, wenn wir ohne Weiteres Alles, was uns nicht auf den ersten Blick als wahr oder doch als wahrscheinlich einleuchtet, für Fabel oder Unsinn erklären wollten. Es können in allen Zeiten Völker gelebt haben, deren Eigenschaften von allen der jetzt noch lebenden bedeutend abwichen; wir wissen ja von manchen Völkern bestimmt, daß sie ganz ausgestorben

sind, wie z. B. das große Volk der Eschuden vom Nordrand des Altai, das ganze weiland die kanarischen Inseln bewohnende Volk der Guanchen, ferner die Aturen in Süd-Amerika etc., es haben Thierarten gelebt, die jetzt längst von der Erde verschwunden sind; es haben Thierarten in Menge große Länderstrecken bewohnt, wo sie jetzt ausgestorben sind, wie z. B. der Elefant Nord-Afrika, der Löwe Griechenland, der Auerochse, das Glendthier, der Wolf und Bär Deutschland; es haben sich Thierarten über große Länderstrecken ausgebreitet, wo sie früher nie gesehen worden, wie z. B. die Wanderratten; es werden noch jetzt zuweilen neue Thierarten entdeckt, deren Bau oder Lebensart etwas ganz wunderbar Scheinendes enthält, wie die Beuteltiere, das Schnabelthier; selbst neue Gewohnheiten sehen wir mitunter bei Thierarten erscheinen, wie es z. B. vorkommt, daß Rothhirsche die jungen Fichten in Gegenden zu schälen beginnen, wo sie seit Menschengedenken nie eine Spur dieses Gelüstes gezeigt. Was daher der Verf. bei den Alten aufgefunden, das hat er in vorliegendem Werke mitgetheilt, nachdem er schon früher in seiner „Schlangenkunde“ und in seiner „gemeinnützigen Naturgeschichte“ einige Auszüge aus alten Schriftstellern mit dem besten Erfolge gegeben: dem Einzelnen hat er hier seine kritischen Bemerkungen und Erklärungen beigefügt, so daß Manches dunkel Erscheinende die richtige Aufhellung erhält, manches Andere freilich geradezu für Fabel erklärt werden muß. Daß Plinius d. Aelt. dabei die meiste Berücksichtigung gefunden, versteht sich wohl von selbst; doch hat der Verf. auch Stellen aus vielen andern Auctoren herangezogen, welche er schon in der Vorrede mit kurzen biographischen Notizen namhaft gemacht hat; sie sind: Herodot, Xenophon, Aristoteles (der Grün-

der der wissenschaftlichen Zoologie), M. Port. Cato Censorinus, Nikander, M. T. Varro, Cicero, Grattius, Virgilius, Diodor Siculus, Columella, Strabo, Plutarch, Arrian, Pausanias, Oppian, Aelian, Athenaeus, Nemesianus (über die Jagd), die *Scriptores histor. augustae*, namentlich Ael. Lampridius, Jul. Capitolinus und Flav. Vopiscus, endlich Palladius (*de re rustica*). Den Stoff selbst hat der Vf. nach dem in seiner „Naturgeschichte“ befolgten Systeme geordnet: er beginnt mit dem Weltall, der Erde, geht dann zum Menschen über, bringt Allgemeines von den Thieren und berücksichtigt dann das Specielle, was über dieselben bei den alten Schriftstellern vorkommt. Bei jedem Thiere hat der Verf. die dasselbe erwähnenden Schriftsteller in chronologischer Reihenfolge aufgeführt und ist von dieser nur in sehr wenigen Fällen aus besonderem Grunde etwas abgewichen. Interessante Thiere hat der Vf. wenn sich genügendes Material darbietet, reichlich ausgestattet: diejenigen dagegen, welche in Deutschland nur Wenigen bekannt sind, wozu namentlich viele Seethiere gehören, hat er gänzlich übergangen oder nur sehr kurz abgefertigt. Die Stellen der Alten hat der Verf. in deutscher Uebersetzung gegeben, wobei er sich nicht an die Folge der einzelnen Wörter gebunden, wohl aber bemüht hat, den Sinn so treu als möglich wiederzugeben. Er hat sich (mit Recht) gedacht, daß sein Werk nicht bloß von denen benutzt werden wird, die man vorzugsweise Gelehrte nennt, und hat auch, um bei Niemand anzustoßen, absichtlich Alles ganz weggelassen, was bei den jetzigen Begriffen von Sittlichkeit irgend Jemand ein Vergerniß geben könnte. Am Schlusse des Werkes hat der Vf. noch eine Allegorie der verschiedenen Thiere, wie sich die Alten eine solche gebildet hatten, mitgetheilt, wobei J. Winkelmann benutzt wurde. Die Botanik und Mineralogie der alten Griechen und Römer hat der Vf. später nachzuliefern versprochen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

199. Stück.

Den 13. December 1856.

L e i p z i g

Verlag von S. Hirzel 1856. Mikrokos-
mus. Ideen zur Geschichte und Naturgeschichte
der Menschheit. Versuch einer Anthropologie von
Hermann Lohse. Erster Band. 1. Der Leib.
2. Die Seele. 3. Das Leben. XX und 439
S. in Octav.

Nur mit wenigen Worten erlaube ich mir an
dieser Stelle die Absicht des Werkes anzudeuten,
dessen Anfang ich jetzt der Deffentlichkeit übergebe,
nicht ohne Unruhe über die Größe und Schwie-
rigkeit des begonnenen Unternehmens, aber auch
nicht ohne das lebhafteste Verlangen, ihm, dessen
Vollendung ein früh von mir gehegter Wunsch
war, längere Zeit meine Kräfte widmen zu kön-
nen. Vielleicht ist die allgemeine wissenschaftliche
Stimmung in diesen Tagen der Durchführung
eines solchen Vorsazes etwas günstiger, als sie
es seit längeren Zeiträumen war. In der Blüthe
unserer philosophischen Entwicklung war Anthro-
pologie ein vielfach behandelter Lieblingsgegenstand

der allgemeinen Bildung, die glückliche Gleichzeitigkeit, mit welcher ein großer Aufschwung der nationalen Litteratur, eine rasche Entfaltung der Naturwissenschaften und ein noch lebendiges Interesse für Speculation zusammenwirkten, begünstigte damals die Reflexionen über den Sinn unsers menschlichen Daseins und konnte sie vor Einseitigkeiten behüten, denen sie Gefahr liefen zu verfallen, sobald eines jener großen Elemente der Bildung unsern geistigen Gesichtskreis mit zu beherrschen nachließ. Der Einfluß der Poesie erlosch zuerst, und während die Meisterwerke unserer klassischen Zeit wohl noch immer einem zahlreichen Kreise die Bilder eines vielseitigen und werthvollen menschlichen Lebens vorhalten, hat doch die nachfolgende Production mit dem größeren Reize der Neuheit die allgemeine Aufmerksamkeit überwiegend für Darstellungen in Anspruch genommen, deren Werth größtentheils nur in der Virtuosität besteht, mit welcher sie die kleinen Pointen eines Lebens wiedergeben, dem der Aufblick zu großen wahrhaft menschlichen Zielen fremd geworden ist. Auch die spätere Gestaltung der Philosophie trug dazu bei, jene erfreuliche Universalität zu verkümmern, mit welcher die früheren Zeiten, unbefriedigend vielleicht, aber lebhaft sich für alle Seiten menschlicher Existenz empfänglich zeigten. Wie überhaupt die praktische Philosophie neben der theoretischen etwas verkümmerte, so wurde innerhalb der letzteren selbst ein Übergewichtiger Werth auf die Methode des Verfahrens gelegt, während die Sehnsucht nach Ergebnissen bescheidener geworden schien; Vieles verschwand aus dem Gesichtskreise der Speculation, was jener Methode sich weniger fügen wollte; Anderes, das aus zufälligen Gründen sich ihr

äußerlich anbequemte, trat mit ungehöriger Wichtigkeit in den Vordergrund; im Ganzen arbeitete auch diese Richtung dem allmählichen Vergessenwerden menschlicher Zwecke und der einseitigen Betrachtung der zu ihnen gegebenen Mittel vor. Die Anthropologie fiel mehr und mehr dem dritten, allein in erfreulicher Entwicklung begriffenen Elemente unserer Bildung, der Naturwissenschaft anheim, ohne Zweifel zu ihrem großen Vortheil einerseits, aber anderseits, wie mir ebenso gewiß scheint, zu noch größerem Nachtheil, wenn nicht die Naturwissenschaft selbst es unternimmt, gegen ihr nächstes Interesse an Alles das zu erinnern, was ihr von Seiten der übrigen Bildung nicht mit hinlänglicher Selbstgewißheit und Lebendigkeit entgegengestellt wird. Ich glaube kaum, daß dies geschehen wird; so vorsichtig und bescheiden die Stimmen einzelner trefflicher Naturforscher sich äußern über das Höhere, was über das Gebiet ihrer eignen Wissenschaft hinaus liegt, so wenig allgemein ist die Anerkennung, daß ohne dies höhere und wesentliche Sein auch das niedere Reich des Erscheinens nicht völlig durchsichtig wird; aber in jenen Stimmen aus dem entgegengesetzten Lager, die zwar dem Mechanismus des natürlichen Geschehens seine Berechtigung einräumen, aber von einem weit höheren Standpunkte auf ihn herabzusehen glauben: in diesen meinen wir doch noch öfter nur eine widerwillige Anerkennung zu hören, abgezwungen durch die zudringliche Beredsamkeit der Thatsachen, mit denen die Erfahrung uns plagt, und bereit, beim ersten Schein einer Hoffnung auf Durchsetzung ihrer Ansprüche sich in die alte Verachtung des Intellectualismus gegen den Werth physischer Vermittlungen zurückzuverwandeln. Und so sehen wir die alten Gegen-

sähe jetzt in neuem Kampfe begriffen: hier die Erkenntniß der Sinnenwelt mit ihrem täglich sich mehrenden Reichthum des bestimmtesten Wissens und der Ueberredungskraft anschaulicher Thatsachen, dort die Ahnungen des Uebersinnlichen, kaum ihres eigenen Inhalts recht sicher, jeder Beweisführung schwer zugänglich, aber durch ein stets wiederkehrendes Bewußtsein ihrer dennoch nothwendigen Wahrheit noch unzugänglicher für jede Widerlegung. Daß der Streit zwischen diesen beiden eine unnöthige Dual sei, die wir durch zu frühes Abbrechen der Untersuchung uns selbst zufügen, dieß ist die Ueberzeugung, zu deren Befestigung ich durch meine Darstellung beizutragen wünschte.

Gewiß mit Unrecht wendet sich die Naturwissenschaft ganz von den ästhetischen und religiösen Gedankenkreisen ab, die man ihr als eine höhere Auffassung der Dinge überzuordnen liebt; sie fürchtet ohne Grund, ihre scharf begrenzten Begriffe und die feste Fügung ihrer Methoden durch die Aufnahme von Elementen zerrüttet zu sehen, die aller Berechnung unfähig, ihre eigne Unbestimmtheit und Nebelhastigkeit Allem mittheilen zu müssen scheinen, was mit ihnen in Berührung kommt; sie vergißt endlich, daß ihre eignen Grundlagen, unsere Vorstellungen von Kräften und Naturgesetzen, noch nicht die Schlußgewebe der Fäden sind, die sich in der Wirklichkeit verschlingen. Auch sie laufen vielmehr für einen schärferen Blick in dasselbe Gebiet des Uebersinnlichen zurück, dessen Grenzen man umgehen möchte.

Nicht minder unbegründet aber ist, was anderseits der Anerkennung der mechanischen Naturauffassung so hemmend entgegensteht: die ängstliche Furcht, vor ihren Folgerungen alle Leben-

digkeit, Freiheit und Poesie aus der Welt verschwinden zu sehen. Wie oft ist diese Furcht schon geäußert worden, und wie oft hat der unaufhalt-same Fortschritt der Entdeckungen neue Quellen der Poesie eröffnet für die alten, die er verschüt-ten mußte! Jenes Gefühl der Heimatlichkeit, mit dem ein abgeschlossenes Volk, unkundig des un-ermesslichen menschlichen Lebens auch außerhalb seiner Grenzen, sich selbst als die ganze Mensch-heit, und jeden Hügel, jede Quelle seines Landes in der pflegenden Obhut einer besondern Gottheit fühlen durfte: diese Einigkeit des Göttlichen und Menschlichen ist überall zu Grunde gegangen in dem Fortschritte der geographischen Kenntniß, den der wachsende Völkerverkehr herbeiführte. Aber diese erweiterte Aussicht verdarb nicht, sondern veränderte nur und erhöhte den poetischen Reiz der Welt. Die Entdeckungen der Astronomie zer-störten den Begriff des Himmels, wie den der Erde; sie lösten jenen, den anschaulichen Wohn-sitz der Götter in die Unermesslichkeit eines Luft-kreises auf, in welchem die Phantasie keine Hei-math des Ueber sinnlichen mehr zu finden wußte; sie wandelten die Erde, die einzige Stätte des Lebens und der Geschichte, in einen der kleinsten Theile des grenzenlosen Weltalls um. Und Schritt für Schritt nahm diese Zerstörung altgewohnter Anschauungen ihren weiteren Verlauf. Aus ei-nem ruhenden Mittelpunkt ward die Erde ein verloren wandernder Planet, um eine Sonne frei-send, die vorher nur zu ihrem Schmuck und Dienst vorhanden schien; selbst die Harmonie der Sphä-ren schwieg; und Alle haben wir uns darein ge-funden, daß ein stummer, allgemeinen Gesetzen gehorchender Umschwung unzähliger Himmelskör-per die umfassende Welt ist, in der wir mit allen

unsern Hoffnungen, Wünschen und Bestrebungen wohnen.

Daß diese Umbildung der kosmographischen Anschauungen auf das Bedeutendste im Laufe der Geschichte die Phantasie der Völker umgestimmt hat, wer möchte dies leugnen? Anders lebt es sich gewiß auf der Scheibe der Erde, wenn die sichtbaren Gipfel des Olymp und in erreichbarer Ferne die Zugänge der Unterwelt alle höchsten und tiefsten Geheimnisse des Weltbaues in die vertrauten Grenzen der anschaulichen Heimath einschließen; anders auf der rollenden Kugel, die weder im Innern noch um sich in der öden Unermesslichkeit des Luftkreises Platz für jenes Verborgene zu haben scheint, durch dessen Ahnung allein das menschliche Leben zur Entfaltung seiner höchsten Blüthen befruchtet wird. An dem Faden einer heiligen Ueberlieferung mochte die Vorzeit das Gewirr der Völker, das den bunten Markt des Lebens füllt, in die stille Heimlichkeit des Paradieses zurückleiten, in dessen Schatten die Mannichfaltigkeit der menschlichen Geschlechter das verbindende Bewußtsein eines gemeinsamen Ursprungs wiederfand: die Entdeckung neuer Erdtheile erschütterte auch diesen Glauben; andere Völker traten in den Gesichtskreis ein, unkundig der alten Sagen, und die gemeinsame Heimath der Menschheit wurde weit über die Grenzen geschichtlicher Erinnerung hinausgerückt. Endlich that die starre Rinde des Planeten selbst, den das menschliche Geschlecht seit dem Tage seiner Entstehung zu besitzen wähnte, ihren verschlossenen Mund auf und erzählt von unermessbaren Zeiträumen des Daseins, in denen dies menschliche Leben mit seinem Troß und seiner Verzagtheit noch nicht war, und die schöpferische Natur, auch so sich genügend,

zahlreiche Gattungen des Lebendigen wechselnd entstehen und vergehen ließ.

So sind alle die freundlichen Begrenzungen zerfallen, durch die unser Dasein in eine schöne Sicherheit eingefriedigt lag; unermesslich, frei und kühl ist die Aussicht um uns her geworden. Aber alle diese Erweiterungen unserer Kenntnisse haben weder die Poesie aus der Welt vertrieben, noch haben sie unsere religiösen Ueberzeugungen anders als förderlich berührt; sie haben uns genöthigt, was in anschaulicher Nähe uns verloren ging, mit größerer geistiger Anstrengung in einer übersinnlichen Welt wiederzufinden. Die Befriedigung, die unser Gemüth in Lieblingsansichten fand, ist stets, wenn diese dem Fortschritte der Wissenschaft geopfert werden mußten, in anderen neuen Formen wieder möglich geworden. Wie dem Einzelnen im Verlauf seiner Lebensalter, so verwandeln sich auch unvermeidlich in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes die bestimmten Umriffe des Bildes, in dem es den Inhalt seiner höchsten und unverlierbaren Ahnungen ausprägt. Nutzlos ist jede Anstrengung, der klaren Erkenntniß der Wissenschaft zu widerstreben und ein Bild festhalten zu wollen, von dem uns doch das heimliche Bewußtsein verfolgt, daß es ein gebrechlicher Traum sei; gleich übel berathen aber ist die Verzweiflung, die das aufgibt, was bei allem Wechsel seiner Formen doch der unerschütterliche Zielpunkt menschlicher Bildung sein muß. Gestehe wir uns vielmehr zu, daß jene höhere Auffassung der Dinge, deren wir uns bald rühmen, bald völlig unfähig fühlen, in ihrem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist, und daß jede beachtete Einrede der Wissenschaft nur eine der täuschenden Beleuchtungen

zerstreut, welche die wechselnden Standpunkte unserer veränderlichen Erfahrung auf das beständig gleiche Ziel unserer Sehnsucht werfen.

Jene Entgötterung des gesammten Weltbaus, welche die kosmographischen Entdeckungen der Vorzeit unwiderrüflich vollzogen haben, den Umsturz der Mythologie, dürfen wir als verschmerzt ansehen, und der letzten Klage, die in Schillers Göttern Griechenlands sich ergoß, wird nie ein Versuch folgen, im Widerstreit mit den Lehren der Wissenschaft den Glauben an dieses Vergangene wiederherzustellen. Große Umwälzungen der religiösen Ansichten haben über diesen Verlust hinausgeführt und längst den überreichen Ersatz dargeboten. Aber wie die wachsende Fernsicht der Astronomie den großen Schauplatz des menschlichen Lebens aus seiner unmittelbaren Verschmelzung mit dem Göttlichen löste, so beginnt das weitere Vordringen der mechanischen Wissenschaft auch die kleinere Welt, den Mikrokosmos des menschlichen Wesens, mit gleicher Zerfetzung zu bedrohen. Ich denke nur flüchtig hierbei an die überhand nehmende Verbreitung materialistischer Auffassungen, die alles geistige Leben auf das blinde Wirken eines körperlichen Mechanismus zurückführen möchten. So breit und zuversichtlich der Strom dieser Ansichten fließt, hat er seine Quelle doch keineswegs in unabweisbaren Annahmen, die mit dem Geiste der mechanischen Naturforschung nothwendig zusammenhängen. Aber auch innerhalb der Grenzen, in denen sie sich mit besserem Rechte bewegt, ist die zerfetzende und zerstörende Thätigkeit dieser Forschung sichtbar genug, und beginnt alle jene durchdringende Einheit des Körpers und der Seele zu bestreiten, auf der jede Schönheit und Lebendigkeit der Gestal-

ten, jede Bedeutsamkeit und jeder Werth ihres Wechselverkehrs mit der äußeren Welt zu beruhen schien. Gegen die Wahrheit der sinnlichen Erkenntniß, gegen die freie Willkürlichkeit der Bewegungen, gegen die schöpferische aus sich selbst quellende Entwicklung des körperlichen Daseins überhaupt sind die Angriffe der physiologischen Wissenschaft gerichtet gewesen und haben so alle jene Züge in Frage gestellt, in denen das unbesangene Gefühl den Kern aller Poesie des lebendigen Daseins zu besitzen glaubt. Befremdlich kann daher die Standhaftigkeit nicht sein, mit welcher die Weltansicht des Gemüths als höhere Auffassung der Dinge den überzeugenden Darstellungen der Wissenschaft hier zu widerstreben sucht; um so nöthiger dagegen der Versuch, die Harmlosigkeit dieser Wissenschaft nachzuweisen, die, wo sie uns zwingt, Ansichten zu opfern, mit denen wir einen Theil unsers Selbst hinzugeben glauben, doch durch das, was sie uns zurückgibt, die verlorene Befriedigung wieder möglich macht.

Und je mehr ich selbst bemüht gewesen bin, den Grundsätzen der mechanischen Naturbetrachtung Eingang in das Gebiet des organischen Lebens zu verschaffen, das sie zaghafter zu betreten schien, als das Wesen der Sache es gebot: um so mehr fühle ich den Antrieb, nun auch jene andere Seite hervorzukehren, die während aller jener Bestrebungen mir gleich sehr am Herzen lag. Ich darf kaum hoffen, ein sehr günstiges Vorurtheil für den Erfolg dieser Bemühung anzutreffen; denn was jene früheren Darstellungen an Zustimmung etwa gefunden haben mögen, das dürften sie am meisten der Leichtigkeit verdanken, mit der jede vermittelnde Ansicht sich dahin umdeuten läßt, daß sie doch wieder einer der einsei-

tigen äußersten Meinungen günstig erscheint, welche sie vermeiden wollte. Gleichwohl liegt in dieser Vermittlung allein der wahre Lebenspunkt der Wissenschaft; nicht darin freilich, daß wir bald der einen, bald der andern Ansicht zerstückelte Zugeständnisse machen, sondern darin, daß wir nachweisen, wie ausnahmslos universell die Ausdehnung, und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Baue der Welt zu erfüllen hat.

Es ist nicht der umfassende Kosmos des Weltganzen, dessen Beschreibung wir nach dem Muster, das unserem Volke gegeben ist, auch nur in dem beschränkteren Sinne dieser ausgesprochenen Aufgabe zu wiederholen wagen möchten. Je mehr die Züge jenes großen Weltbildes in das allgemeine Bewußtsein dringen, desto lebhafter werden sie uns auf uns selbst zurückweisen, und die Frage von neuem anregen, welche Bedeutung nun der Mensch und das menschliche Leben mit seinen beständigen Erscheinungen und dem veränderlichen Laufe seiner Geschichte in dem großen Ganzen der Natur hat, deren beständigem Einflusse wir uns nach den Ergebnissen der neuern Wissenschaft mehr als je unterworfen fühlen. Indem wir hierüber die Reflexionen zu sammeln suchen, die nicht allein innerhalb der Grenzen der Schule, sondern überall im Leben sich dem nachdenklichen Gemüthe aufdrängen, wiederholen wir unter den veränderten Anschauungen, welche die Gegenwart gewonnen, das Unternehmen, das in Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit seinen glänzenden Beginn gefunden hat.

Mit solchen Worten habe ich in der Vorrede selbst die Absicht meiner Arbeit bezeichnet; aber

nur ein kleiner Theil dieser großen Aufgabe hat in diesem ersten Bande seine vorläufige Lösung gefunden. Denn die wahre Bedeutung des menschlichen Daseins schien mir nicht, wie die Anthropologie es so häufig versucht hat, nur aus der Betrachtung der physischen und geistigen Mittel zu enträthseln, welche unsere Organisation unserer Entwicklung zu Gebote stellt; sondern nur aus den großen Ergebnissen der Bildung selbst, wie sie im Laufe der Geschichte sich entfaltet hat, glaubte ich den Sinn und den wahren Werth jener Formen auch des geistigen Lebens rückwärts errathen zu können, die unsere Beobachtung zunächst nur als unverstandene Thatsachen in uns auffindet. So fiel das Hauptinteresse meiner Arbeit auf die Betrachtung der Culturgeschichte, und in der That ist es ja diese allein, welche das menschliche Geschlecht nicht bloß durch einen Ueberschuß von Feinheit der Organisation, sondern durch einen absoluten Unterschied von der übrigen Welt der thierischen Lebendigkeit abscheidet. Aber diesem eigentlichen Gegenstande meiner Absicht schien es doch nothwendig, eine etwas umfangreichere Grundlage in der sorgfältigeren Darstellung der allgemeinen Mittel des physischen und geistigen Wirkens zu geben, aus deren eigenthümlicher Anwendung alle jene Bildung erst errungen werden soll. So ist es gekommen, daß dieser erste Band nur die drei Gegenstände behandelt, welche der Titel nennt, den Zusammenhang des leiblichen Lebens in sich selbst, die Grundzüge des Seelenlebens, endlich die Formen der Wechselwirkung zwischen beiden. Ohne meine eigentliche Absicht tritt daher dieser Band in die Reihe der zahlreichen Schriften, welche in neuerer Zeit diesen vielverhandelten Fragen sich ausschließlich widmeten;

aber seine Bestimmung, nur als Einleitung zu dem größeren Ganzen zu dienen, nöthigte nicht nur zur Unterdrückung aller persönlichen Polemik, sondern auch zu nur kurzer Erwähnung einiger Punkte, die entweder nur in einer streng wissenschaftlichen Darstellung, oder nur in ausdrücklicher Polemik zu erledigen gewesen wären. Ich habe mir vorgenommen, in einer kleinen Reihe von Streitschriften auf solche Fragen ausführlicher zurückzukommen, und die erste, bald erscheinende von diesen, der wesentlich anderen Auffassung gewidmet, welche Prof. Fichte in seiner Anthropologie über die Gegenstände meines Buches ausgesprochen hat, wird zu mehreren Kapiteln dieses Bandes als eine Art von Commentar dienen können.

Was nun den Inhalt dieses ersten Theiles betrifft, so wünschte ich beachtet zu sehen, daß auch er nur in seinem Zusammenhange mit dem später folgenden ein vollständiges Ganzes bilden wird. Ich habe an mehreren Stellen ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ich auf diesem kurzen Raume weder von dem körperlichen noch von dem geistigen Leben eine füllereiche Beschreibung beabsichtigen konnte, welche alle wesentlichen Erscheinungen nach einander vorführte. Es kam zunächst nur auf die Darstellung der Principien und des Mechanismus an, welche wir auf beiden Gebieten als den Rahmen betrachten müssen, in welchen die spätere Untersuchung erst jene Fülle, die unter anderen Gesichtspunkten zu erwähnen sein wird, eintragen soll. Deshalb schildert das erste Buch nur den Zusammenhang des thierischen Lebens in uns, und läßt absichtlich die unterscheidende Stellung der menschlichen Gattung zu der Thierreihe, die Fragen nach ihrer Entstehung,

nach der Verschiedenheit der Racen, endlich die Beziehungen des Lebens zu seinen äußerlichen Bedingungen und Bedürfnissen einstweilen völlig dahingestellt; es ist klar, daß alle diese Gegenstände so wesentlich mit der Eigenthümlichkeit der menschlichen Cultur zusammenhängen, daß sie weit besser ihre Beachtung da finden werden, wo eben dieser ihr Werth für unsere volle Entwicklung erschöpfend dargestellt werden kann. Auch in dem zweiten Buche möge man nicht eine Schilderung menschlichen Seelenlebens suchen; es konnte in ähnlicher Beschränkung nur die allgemeinen Mittel des geistigen Wirkens überlegen, aus deren eigenthümlicher, durch die Einwirkung des Ueßeren begünstigten und zum Theil geleiteten Anwendung sich jene Fülle des Lebens erst gestalten soll. Selbst von dem dritten Buche gilt ein Gleiches. Ich habe allerdings versucht, in den letzten Kapiteln desselben die Weltansicht anzuzeigen, aus deren Princip heraus ich selbst mich über die Schwierigkeiten aller dieser Fragen verständigt fühle; aber es war nicht möglich, auch diese hier anders zu motiviren, als durch einige Ueberlegungen, die sich auch ohne Rücksicht auf den inneren Gehalt des geistigen Universum anstellen lassen; und doch liegt der eigentliche Grund aller Gewißheit und Zuversicht gar nicht hier, nicht in diesen theoretischen Ueberzeugungen, am wenigsten da, wo unsere Aufklärung ihn sucht, in dem *πολυθρόλλητον* naturwissenschaftlicher Weisheit, sondern zuletzt doch nur, wo er zu aller Zeit nicht bloß gesucht, sondern gefunden wurde, in der Evidenz eines religiösen Glaubens, zu welchem die Betrachtung des ganzen Lebens immer, die seiner bloß physischen Seite nicht immer zurückführen wird. Vielleicht habe ich des-

halb die Erlaubniß, auch dies zusammenfassende Ergebniß erst am Schlusse des Ganzen auszusprechen.

Ueber die Reihenfolge des Inhalts und die Art seiner Behandlung habe ich nur wenig hinzuzufügen. Man weiß, daß ich diese Gegenstände nicht zum ersten Male darstelle; aber ich hoffe, daß weder die früheren Arbeiten die jetzige, noch diese jene überflüssig machen wird. Ich habe nicht allein Gelegenheit gehabt, manche Punkte doch von wesentlich neuen Gesichtspunkten aus zu wiederholen, sondern mir hauptsächlich Mühe gegeben, überall mit möglichster Klarheit die unserm Gemüth verständlichen Motive darzustellen, durch welche wir mit Recht oder Unrecht zu jeder Frage und zu jedem eigenthümlichen Versuch ihrer Beantwortung gelangen. Im Uebrigen lag jeder Gebrauch einer Schulsprache mir so fern, daß man, wie ich hoffe, keine andere Schwierigkeit des Verständnisses, als die eigene Schwierigkeit der Sache, finden wird; ich habe aufgeboten, was in meinen Kräften stand, um diese letztere überall so einfach und klar als möglich hervortreten zu lassen.

So bemüht sich nun in dem ersten Buche, über den Leib, das erste Kapitel, Sinn und Grund der verschiedenen Naturauffassungen zu schildern, die wir in der Mythologie, in der Lehre von den Lebenskräften und den beseelenden Trieben, endlich in der mechanischen Ansicht der modernen Physik nach einander auftreten sehen. Das zweite nimmt diese letzte Ansicht auf und sucht die allgemeinen Begriffe und Grundsätze deutlich zu machen, welche die Physik wirklich zur Erklärung der Erscheinungen bedarf, im Gegensatz zu Manchem, was nur einseitige Leidenschaftlichkeit als

wesentliche und unverbrüchliche Grundlage ausgibt. Die übrigen Kapitel dieses Buches suchen nach und nach an einer Uebersicht über den Bau und die Berrichtungen des Leibes den Nachweis zu führen, daß auf jene nothwendigen und wahren, nicht unter ihr natürliches Maß verengten Grundsätze der mechanischen Naturansicht in der That das thierische Leben vollkommen zurückführbar ist.

Das zweite Buch, über die Seele, beginnt im ersten Kapitel mit der Aufzeigung der Gründe für die Annahme der Seele und hat Gelegenheit, manche Mißverständnisse, die meinen Behauptungen früher widerfahren sind, aufzuklären; seine sowie des folgenden Kapitels, über die Natur und die Vermögen der Seele, hauptsächliche Absicht ist die Erweckung der Ueberzeugung, daß die Erscheinungen des innern Lebens in ihrem ganzen Verhalten so durchaus von denen des äußern Naturlaufes abweichen, daß jede Uebertragung von Analogien aus diesem in die Psychologie überaus unsicher wird, und nur eine noch nicht vorhandene allgemeine Statik und Mechanik, welche nicht mehr bloß von Bewegungen und Kräften der Massen, sondern von Zuständen der Wesen überhaupt eine Aufklärung gäbe, dazu hinreichen könnte, Physik und Psychologie als zwei getrennte und abweichende Zweige der Wissenschaft aus sich zu motiviren und in sich zu vereinigen. Die übrigen Kapitel, von dem Verlaufe der Vorstellungen, von den Formen des beziehenden Wissens, von den Gefühlen, dem Selbstbewußtsein und dem Willen, sind zu einer formellen Grundlegung dessen bestimmt, was im Einzelnen erst dem folgenden Bande zu entwickeln vorbehalten bleibt.

Von dem dritten Buche genügt zu erwähnen, daß es in den ersten drei Kapiteln den allgemeinen Begriff eines Zusammenhangs zwischen Körper und Seele, die Frage nach dem Sitze der Seele, die Formen der Wechselwirkung zwischen beiden erörtert; die beiden letzten Kapitel, von dem Leben der Materie, und von den ersten und letzten Dingen des Seelenlebens haben die Gestalt des zukünftigen Abschlusses der Ansicht anzudeuten, und ich hoffe, daß sie dies vermögen, obgleich sie in völlig populärer Form einige Sätze auszusprechen haben, deren Motivirung eigentlich doch nur in strengerem philosophischen Zusammenhange gelingen könnte.

So übergebe ich diesen Band der Oeffentlichkeit, mit dem Wunsche, daß einige Theilnahme für seinen Inhalt mir die Fortsetzung möglich mache, und mit der gewissen Hoffnung, daß dies der Fall sein wird, wenn meine Gedanken nur halb die anmuthige Klarheit und Reinheit haben, welche der Geschmack des Herrn Verlegers dem Aeußeren meines Buches verliehen hat.

Hermann Lohse.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 15. December 1856.

H a m b u r g

Druck von A. F. M. Kämpel 1856. Tabellarische Uebersichten des Hamburgischen Handels im Jahre 1855, zusammengestellt von dem handelsstatistischen Bureau. 160 S. in gr. Quart.

Den Hansestädten Hamburg und Bremen gebührt das Verdienst in Deutschland zuerst das Feld der Handelsstatistik in erfreulicher Weise bebaut zu haben. Das ist eigentlich auch natürlich, und wurde von dem eigenen Interesse beider Städte gefordert. Die Statistik soll Buch führen über das wirthschaftliche Getriebe der Nationen, sie soll daraus die arithmetischen Verhältnisse zu einer Physiologie desselben und weiterhin der menschlichen Gesellschaft, soweit diese auf wirthschaftlichen Gesetzen beruht, aufsuchen und darstellen. Auf dem Material von Beobachtungen und Erfahrungen, welches die Statistik liefert, soll sich dann die Nationalökonomie als empirische Wissenschaft ihr Gebäude ausbauen, indem sie in den statistischen Notizen den Causalnerus zu finden

und daraus feststehende Gesetze abzuleiten sucht. Die Gleichförmigkeit der Wiederkehr gewisser Ereignisse im wirthschaftlichen Leben, versteht Ref. mit Gilbart unter solchen nationalökonomischen Gesetzen, sobald wir durch Erfahrung belehrt sind, daß jener gleichförmigen Wiederkehr eine bewegende Ursache zu Grunde liegt, welche sie garantirt. Die Handelsstatistik soll als Material für die Theorie des Handels dienen; je besser sie diese Aufgabe erfüllt, um so vollkommener ist sie. Kein Theil der Volkswirtschaft läßt eine statistische Behandlung besser zu, wie der Handel, weshalb ein Studium derselben von besonderm Werthe für den Nationalökonom ist. Aber auch praktisch wird sich ein genaues und sachkundiges Buchführen mittelst der Handelsstatistik trefflich lohnen.

Die „Tabellarischen Uebersichten des Hamburger Handels“ verdienen in jeder Hinsicht den Namen eines ausgezeichneten handelsstatistischen Werks. Schon eine Darstellung gerade des Hamburger Handels ist von besonderm Interesse. In Hamburg, als reiner Handelsstadt, die zugleich Staat ist, sind die Handelsinteressen durchaus die ersten, beinahe allein geltenden, ihnen soll, darf und kann Alles untergeordnet werden. An der Gestaltung des Hamburger Handels kann man daher den Einfluß der möglichst rein entwickelten, freisinnigsten, durch nichts Anderes in ihrer Entfaltung gestörten Handelsprincipien vortrefflich studiren. Nur muß man sich hier vor der Gefahr hüten, in Hamburg erfahrungsgemäß erprobte Grundsätze andern Staaten stets als alleinige Richtschnur ihrer Handelspolitik aufstellen zu wollen. Denn so wenig gegen die Richtigkeit der Grundsätze des reinen Freihandelsystems unter gewissen Voraussetzungen etwas behauptet werden kann, so muß

man doch zugestehen, daß, so lange diese Voraussetzungen fehlen, mit andern Worten, so lange andere und oft wichtigere Interessen eines Staats durch sofortigen Uebergang zum Freihandel bis in ihren innersten Kern beschädigt würden, es Vermessenheit wäre, sofort die Principien des Freihandels in Praxis einzuführen. Es gilt, auch die Beschädigung der Einzelinteressen zu vermeiden, wie sie der plöbliche und rasche Uebergang mit sich bringen muß. In Hamburg, wo es solche entgegenstehende Interessen nicht gab, war unbedingte Freiheit des Handels Erforderniß, lange, ehe man im Binnenlande daran denken konnte, dazu überzugehen. Nicht einmal die jetzigen, nur noch sehr geringen Zölle kann dort der Handel ohne ernstliche Gefährdung desselben tragen.

Die Tabellen gewähren auch für den Kaufmann selbst Interesse und Nutzen. Dieser muß nicht nur seinen individuellen Geschäftszweig kennen, sondern auch einen genauen Ueberblick über den gesammten Verkehr seines Plazes, sowie über die Bedeutung und den Zustand des Handels derjenigen Orte, nach welchen von hieraus Geschäfte gemacht werden, haben. Denn hierdurch allein wird er mit der ganzen einen Seite der kaufmännischen Geschäfte gehörig bekannt, nämlich mit den Geldverhältnissen und dem Zustande des Geldmarkts in der Heimath wie in der Fremde. Denn auf den Geldmarkt eines Plazes influencirt die gesammte Geschäftsthätigkeit desselben, nur die Kenntniß der letztern garantirt daher dem Kaufmann das Resultat seiner Geschäfte und aus ihr allein kann er mit einiger Gewißheit die Preise seiner eigenen Waaren berechnen. Denn es ist jetzt wohl durch die Arbeiten Looker's, Wilson's und Fullarton's als richtig erwiesen, daß der

Handel und seine Geschäfte der Regulator des Geldes und des Geldmarkts ist, und nicht umgekehrt. Die Kenntniß der Theorie, wie die internationalen Werthe von dem ganzen Massenumsatz eines Landes mit der Fremde bestimmt werden, hat hier den augenscheinlichsten praktischen Einfluß auf die Geschäftsführung des gebildeten Kaufmanns, welcher nicht bloß den Standpunkt des Routiniers einnimmt. Die genaue Kenntniß der Waarengeschäfte erklärt die Stellung der Wechselcourse. Für einen Handelsplatz von Hamburgs universeller Bedeutung ist zur sicheren Führung kaufmännischer Geschäfte eine Bekanntschaft mit der Lage des gesammten Welthandels nothwendig. Die Hamburgischen umfassenden statistischen Jahresberichte verhelfen dazu zu einem guten Theile, und sind gründlicher, unparteiischer, zuverlässiger, weil in klaren Zahlen sprechend, wie die sonstigen Nachrichten durch Makler oder kaufmännische Circulare. Die Vergleichen der Ein- und Ausfuhr einzelner Artikel während eines ganzen Jahres gewährt einen richtigeren Einblick in die „Aussicht“ des Artikels, wie die vereinzeltten Nachrichten im Laufe des Jahres. Namentlich kann der Kaufmann sich leicht und zuverlässig über die Zukunft anderer Branchen, als gerade der seinigen aus solchen Tabellen unterrichten, was z. B. bei Gewährung von Crediten, bei Beleihung von Waaren von großem Vortheil sein muß. Speculationen werden sich mitunter mit sehr großer Sicherheit auf die officiellen Angaben über Ein- oder Ausfuhr einzelner Waaren, namentlich während mehrerer Jahre, gründen lassen. Man gewahrt z. B. die geringe Ausfuhr eines Artikels nach einem fernen Lande, wovon dieses seiner Natur nach viel mehr consumiren können müßte.

Tabell. Uebersichten d. Hamb. Handels 1997

Nur wiederholen kann Ref. den oft ausgesprochenen Wunsch, daß die statistischen Bureaux der einzelnen Staaten sich mit ihren Veröffentlichungen nicht auf die jährlichen Zusammenstellungen beschränken, sondern periodisch möglichst rasch, in kurzen Zwischenräumen und für möglichst viele Artikel die Uebersichten der Ein- und Ausfuhr bringen möchten. Vergleichung der entsprechenden Perioden der vorhergehenden Jahre wäre dazu nothwendig.

Eine auf solche Mittheilungen gegründete genaue Kenntniß der Waarenmärkte würde vom erheblichsten praktischen Nutzen sein. Namentlich müßte dadurch eine regelmäßigere Wirkung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage erzielt, das vage Ding „kaufmännische Meinung“ in die nothwendigen engeren Schranken gesperrt werden können, wovon die sehr wünschenswerthe Folge ein geringeres Preisschwanken und eine Annäherung der Marktpreise an die Productionskosten, dem eigentlichen Preisregulator, sein müßte. Dadurch würden die Preise mehr und mehr ein sicher resultirendes Product aus möglichst bekannten Factoren. —

Das gegenwärtige Heft über Hamburgs Handel im J. 1855 bildet die Fortsetzung der werthvollen statistischen Jahresberichte, wie sie sich den bekannten Arbeiten Sötbeer's über H. & Handel 1837—44*) anschlossen, zuerst als eine gemeinsame Uebersicht des Hamburger Handels 1845—48 erschienen und seitdem jährlich herauskamen. Von Jahr zu Jahr sind sie reichhaltiger, eingehender, detaillirter, planvoller geworden. So enthält z. B. der Bericht für 1850 nur 55, für 1851

*) Dr. A. Sötbeer über Hamburgs Handel, Hamb. 1840, erste Fortsetz. eb.das. 1842, dritter Th., eb.das. 1846.

96, für 1852 123, für 1853 135, für 1854 151 und der gegenwärtige sogar 160 Seiten. Die Hamburger Tabellen bilden mit den Bremischen jetzt das beste Material zur Statistik des deutschen Handels.

Besondere Anerkennung verdient gleich im Voraus, daß man den Raum nicht gespart und wenigstens die wichtigsten Daten der frühern Jahre immer zur Vergleichung mit abgedruckt hat. Diese Recapitulationen erstrecken sich auf 4, 5, 6 Jahre und bei den Notizen über die Schifffahrt noch weiter zurück. Dadurch wird dem, welcher sich mit diesen Tabellen beschäftigt, viel unnöthige Mühe und Arbeit erspart, bei dem raschen vergleichenden Ueberblicken treten eine Menge Zahlen erst prägnant hervor, wodurch man auf viele oft unscheinbare, aber bedeutungsvolle Abweichungen in den einzelnen Jahren aufmerksam gemacht wird. Um wenigstens annähernd absolut zu werden, bedarf der sehr relative Werth handelsstatistischer Daten eines Jahres durchaus der Zusammenstellung mit denen eines längern Zeitraums.

Die Anordnung des Stoffes ist im Wesentlichen gleich geblieben, was nur zu loben ist. Vorausgeschickt, gleichsam als einleitender Theil, sind die wichtigsten Hauptdaten: Gewicht und Werth der Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, in verschiedenen Tabellen zusammengestellt nach den Ländern, woher und wohin der Handel betrieben, nach den Waarengattungen zc. Dann folgen als zwei specielle Theile die Handelsbeziehungen zu den einzelnen Ländern und die specielle Nachweisung der Ein- und Ausfuhr im J. 1855. Den Schluß bilden die Uebersichten über den See- und Fluß-Schifffahrtsverkehr, die Rhederei, den Landfrachtverkehr, sowie Angaben über Altona's und Har-

Tabell. Uebersichten d. Hamb. Handels 1999

burg's Schiffahrt, erstere eine nothwendige Ergänzung zu Hamburgs Verkehr, letztere ein erwünschtes Mittel zu Schlüssen über die Concurrenzfähigkeit Harburgs. Einen werthvollen Anhang bilden Mittheilungen über H.s Seeversicherungsgeschäft, Auswandererbeförderung, Hauptresultate der Coursnotirungen, eine Zusammenstellung der Börsendurchschnittspreise der wichtigsten Artikel, sowie — zum ersten Male — Nachweisungen, in welcher Weise sich die Hamburger Gewerks- und Fabrikthätigkeit an der Ein- und Ausfuhr betheilt hat.

Betreffend die Angaben über die Richtungen des Handels, so ist zu bedauern, daß bei dem Landhandel nicht die Länder, nach und von welchen die Waaren kamen, sondern nur die Verkehrswege, auf welchen der Transport bewerkstelligt wurde, angegeben sind. Das ist ein Uebelstand, der besonders empfunden wird, weil die Bremischen Tabellen die einzelnen Staaten auch beim Landhandel specificiren, wodurch eine Vergleichung des Landhandels beider Hansestädte erschwert wird.

Der Zweck dieses Referats und die Reichhaltigkeit des dargebotenen Stoffes gestatten nur die Mittheilung einiger Notizen. Es betrug der Gesamtumsatz, davon seewärts in Mark Banco:

1855	1035779790 = 181	498782900 = 174
1854	1023697870 = 179	520027610 = 181
1851-55	880199252 = 155	443705582 = 155
1846-50	569424424 = 100	286666300 = 100

Ein jährlicher Umsatz von mehr als 500 Mill. Thlr preuß. (27 $\frac{3}{4}$ M. B. = 14 Thlr preuß.) erhebt Hamburg zu dem Range eines der ersten Welthandelsplätze und unbedingt zu dem des bedeutendsten auf dem Continent. Unbestritten und

ganz allein behauptet nur London den ersten Platz unter allen Handelsstädten der Erde. In zweiter Linie kommen Newyork, Liverpool und Hamburg, erst nach diesen von europäischen Plätzen Havre, Marseille, dann Amsterdam, Petersburg, Triest, Bremen, Bordeaux, Antwerpen, Rotterdam, Livorno, Genua u., welches etwa annähernd die Reihenfolge sein möchte, welche sie nach der Größe ihres jährlichen Umsatzes einnehmen. Das Verhältniß von London und Liverpool einer-, Hamburg und Bremen andererseits bietet manche interessante Analogie. London und Hamburg sind für ihre Länder die großen Umsatzvermittler mit dem Ausland, sie haben eine ganz universelle Bedeutung als Geldmärkte und Wechselplätze, ihr Handel als Ganzes ist großartig, ohne daß gerade eine Branche vorzugsweise hervorträte. Dies Letztere dagegen ist bei Liverpool und Bremen der Fall. Diese beiden Plätze haben ihre Bedeutung in der Handelswelt als Stapelplätze einiger wichtiger Handelsartikel, worin sie die Märkte beherrschen, so in Liverpool Baumwolle, in Bremen Taback, und auch für Reis und Baumwolle scheint dieses mit der Zeit ein Hauptmarkt werden zu wollen. Liverpool wie Bremen vermitteln auch einen höchst bedeutenden Theil der Manufacturwaarenausfuhr ihrer Länder.

In dem Gesamtumsatze Hamburgs, als wesentlich Durchfuhrplatzes, dessen eigene Consumption und Production zu dem Belauf seiner Aus- und Einfuhr in den Hintergrund tritt, figuriren die meisten Waaren doppelt.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. 202. Stück.

Den 18. December 1856.

H a m b u r g

Fortsetzung der Anzeige: „Tabellarische Uebersichten des Hamburgischen Handels im Jahre 1855, zusammengestellt von dem handelsstatistischen Bureau.“

Das richtigste Bild von Hamburgs Handelsverkehr im Vergleich mit andern Plätzen bietet sein Seehandel; bei den oben darüber mitgetheilten Zahlen ist zu bemerken, daß die Ein- und Ausfuhr über Altona dem Seeverkehr zugezählt ist, denn dazu gehören beide.

Zwei Umstände haben einen erheblichen Antheil an der außerordentlichen Steigerung des Umsatzes dem Werthe nach, nämlich

1) Die starke Zunahme der Contanten- und Edelmetallbewegungen, oder vielleicht richtiger eine etwas genauere Declaration derselben. Mit einiger Zuverlässigkeit lassen sich Daten darüber leider noch nicht einmal annähernd erheben, da ein großer, vielleicht überwiegender Theil dieses Geschäfts sich aller Controлле entzieht. Die in den Tabellen

gemachten Angaben sind daher nur sehr vorsichtig zu benutzen. Eine ganz genaue Kenntniß der Edelmetallbewegungen im Handel wäre für viele nationalökonom. Fragen, wie die Theorie der internationalen Werthe, oder um zu sehen, bis zu welchem Belaufe die jedesmalige Stellung der Wechselcourse Baarsendungen zu ihrer Ausgleichung hervorriefe, von großem Interesse. Die neuerdings immer häufigeren und stärkern Schwankungen im Hamb. Discout und dessen Einwirkung auf die Course scheinen allerdings auf einen lebhafteren Edelmetallverkehr von Einwirkung gewesen zu sein; ebenso die allmähliche Absorption des Silbers im Innern des Continents durch das Gold. Jedenfalls ist von dem neuen Gold nicht Unbeträchtliches in den Hamb. Verkehr gekommen, wie schon das bedeutende Steigen des Werths eines Centners Edelmetall beweist, welcher vor 5—6 Jahren 4—5000, neuerdings durchschnittlich 8—9000, ja bis 12—13000 M. B. bei der Einfuhr seawärts, betrug, so wenig hierauf auch bei der Art der Angaben bis ins Detail zuverlässige Schlüsse gebaut werden können. Die Negociirung russischer Anleihen in H. hat ebenfalls während des Kriegs den in Rede stehenden Verkehr vergrößert. Die Zahlen für denselben sind:

1855	Totale	156860970,	davon seaw.	31496040
1854	"	153633050,	"	46920660
1851-55	"	126125900,	"	34345176
1850	"	64103940,	"	13031990

Nach Abzug davon ergibt sich ein eigentlicher Waarenumsatz im Werthe von B. M.

1855	Total	878918820=117,	seew.	467286860=114
1854	"	870064820=115,	"	473106950=115
1851-55	"	754073252=100,	"	409360406=100

2) Von wesentlichem Einflusse ist ferner die Steigerung der Waarenpreise gewesen. Das er-

Tabell. Uebersichten d. Hamb. Handels 2003

gibt schon die Verschiedenheit der Vergrößerung des Umsatzes dem Gewichte und dem Werthe nach, obwohl in der That auch werthvollere Waaren wie Manufactur- und Industrieartikel in größerer Menge Gegenstand des Hamb. Handels geworden sind. Es war der Umsatz in Hamb. Centnern (à 103 $\frac{1}{4}$ Z. Pf.).

	Totale	davon seewärts
1855	53042335 = 151	27629915 = 155
1854	50558168 = 144	25811110 = 146
1851-55	47995303. = 137	24246073 = 136
1844-50	35109285 = 100	17768870 = 100

Der Preis eines Centners Waaren (mit Ausschluß der Contanten) betrug im Durchschnitt

bei der Einfuhr		bei der Ausfuhr	
überhaupt	seew.	überh.	seew.
1855 13 Mk 13 ß	14. 10	21. 1	22. 4
1854 14 „ 10 „	15. 15	21. 3	22. 6
1853 13 „ 8 „	14. 7	19. 9	22. 15
1852 11 „ 15 „	12. 10	17. 11	22. 5
1851 12 „ 8 „	13. 6	18. 2	21. 7
1850 12 „ 5 „	13. 13	16. 13	17. 12

Auf dem vielbestrittenen Gebiete der Preise und der Einwirkung der Goldentdeckungen auf sie gewährt die Tabelle mit den Durchschnittsbörsenpreisen von 346 Artikeln erwünschte Anhaltspunkte zur Beurtheilung. Nehmen wir das Jahr 1850 zum Ausgang, so sind z. B. von jenen 346 Artikeln 242 theurer geworden, die übrigen 104 dagegen billiger oder gleich geblieben. Von 62 der wichtigsten Artikel, von welchen die jährliche Ein- oder Ausfuhr in einem der Jahre 1850—55 über 1 Mill. M. B. betrug, haben' 49 im J. 1855 höhere Preise gehabt als 1850, die andern 13 niedrigere. Davon sind Verzehrungsgegenstände 19, wovon theurer 16, billiger 3, Rohstoffe, Halb-

fabricate, Brennstoffe 35, wovon theurer 28, billiger 7, Industrie und Kunstartikel, Manufacten 8, wovon theurer 5, billiger 3. Von einigen ganz irrelevanten, bei diesen Angaben mit berücksichtigten Preisänderungen, sowie von solchen abgesehen, wo erweislich die Jahre 1850 oder 1855 anomale waren, wie aus der Vergleichung mit den dazwischen liegenden Jahren sich ergibt, so lassen sich sämtliche übrige, für unsere Frage in Betracht kommende Aenderungen aus Umständen erklären, welche mit den Productions-, resp. Anschaffungskosten der Waaren zusammenhängen.

Es sind namhaft gestiegen: einmal alle Hauptnahrungsmittel, wie die Halmfrüchte, Fleisch, Butter; daran ist Schuld: die mehrjährige geringe und Missernte in einem großen Theile Europas, sowie der Ausschluß der russischen Märkte von der Versorgung desselben während des Kriegs, sodann die Umgestaltung sämtlicher Verkehrsverhältnisse, welche die Tendenz hat, die Preise auszugleichen, indem sie dem Durchschnitte sämtlicher Preise der Märkte, welche für die Versorgung Europas in Betracht kommen, d. h. dem wirklichen Produktionskostensatze des für Europa nöthigen Quantum genähert werden. Deshalb ist auch nicht daran zu denken, daß die Getreidepreise wieder auf den Stand von Mitte der 20er Jahre sinken könnten. Endlich ist besonders für Hamburg die Reform der britischen Handelsgesetzgebung von dem allerbedeutendsten Einflusse gewesen, indem eine Menge der wichtigsten Nahrungsmittel, besonders Getreide und Schlachtvieh aus ganz Norddeutschland, ja noch weiter von Gr. Britannien an sich gezogen wird.

Hauptsächlich in Folge von Missernten sind ferner theurer geworden: Weine, Spirituosen, Ho-

pfen, Rosinen, Korinthen, Fett- und Delwaaren. Indirect kann man auch Zucker hieher rechnen, indem die anderweitige Verwendung der Rüben in Frankreich in Folge der Traubenkrankheit einen erheblichen Ausfall der franzöf. Rübenzuckerproduction veranlaßte. Durch besonders großen Consum, welcher sich in Folge von Mißernten andrer Producte, auf neue warf, sind diese gestiegen, wie z. B. Reis. Durch größern Consum auch wohl Salpeter, Guano, Steinkohlen, Metalle, Holz. Das Steigen der Steinkohlen, und dadurch indirect der Metalle, veranlaßten vornehmlich auch die höhern Seefrachten, die ihrerseits durch den enormen Aufschwung, den nach wiederhergestellter Ruhe vor 4—5 Jahren der Handel nahm, hervorgerufen waren, besonders durch die Ausdehnung des australischen und Südseehandels, der Auswandererbeförderung. Während des Kriegs hielten sich diese Frachten, stiegen theilweise noch, sind aber jetzt bedeutend wieder gesunken. Diese hohen Frachten führten auch wohl einige andere Preissteigerungen herbei. Die durch den russischen Krieg erschwerte Zufuhr und die animirte Speculation trieb die Preise der nordischen Producte gewaltig in die Höhe, wie Talg, Hanf, Flachß, Borsten zc. Die Reaction davon und rasch aufgefundene Versorgung anderswoher stellte die Preise des vor. J. bereits wieder niedriger. Die Unruhen am Laplata vertheuerten die Häute.

Billiger geworden dagegen sind vor Allem die Spinnstoffe, Baumwolle, Wolle, Seide, auch die Garne daraus sind etwas billiger, noch mehr die Webwaaren. Leinen stand 1855. etwas höher, mit in Folge der größern Nachfrage durch den Krieg und der vermehrten Verwendung zu Reis- und Kaffeesäcken. Der niedrigere Preis der Manufac-

turwaaren zeigt, wie wenig sich die Fabrikanten für die vielfach eingetretenen Lohnerhöhungen im Preise ihrer Fabrikate entschädigen konnten.

Kurz: wir haben eine wirkliche Waarentheuerung, keine Entwerthung der edlen Metalle, wenigstens bis jetzt. Und das wird gegenwärtig auch wohl allgemein anerkannt. Der große Umfang der Theuerung, besonders der Umstand, daß sie eine Reihe der wichtigsten Bedürfnisse umfaßt, verbunden mit der Kenntniß der Goldentdeckungen führten wohl zu der so bereitwillig gehörten Ansicht von der Entwerthung der edlen Metalle. Das ist ein ähnlicher Fall, wie der im 2. und 3. Jahrzehent dieses Jahrhunderts in England vorgekommene, wo man alle Theuerung in der Zeit der Bankrestriction allein der Entwerthung der Banknoten, welche damals eigentlich Papiergeld waren, zuschrieb. Trotz der meisterhaften Weise, womit Tooke die Unrichtigkeit dieser Meinung nachwies, spukt sie selbst jetzt noch in vielen Köpfen.

Gold ist im Preise gefallen, wie das der gestiegene Silberpreis in London und der gefallene Goldpreis in Hamburg anzeigt. Setzt man den durchschnittlichen Goldpreis in Hamburg während der Jahre 1831—47 = 100, so stand Gold nach den Berechnungen Sötbeers (in dessen Aufsatz „Das Gold“, Gegenw. 1856) aus sämtlichen Notirungen des Jahres, im Jahre 1850 99,79, 1851 98,08, 1852 98,62, 1853 98,13, 1854 97,30, 1855 97,65, und gegenwärtig (Sept. 1856) bei einem Preise des Goldes von 424 Mk. B. 97,70. Die Entwerthung des Goldes beträgt daher nicht einmal $2\frac{1}{2}$ Proc. Das wäre daher das Maximum, um welches die Waarenpreise in Ländern der Goldwährung gestiegen sein könnten.

Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß an der Veränderung des Werthverhältnisses der beiden edlen Metalle wenigstens auch das Steigen des Silbers Theil hat, mit andern Worten, daß auf den Preis der edlen Metalle eine Veränderung der Nachfrage von größerem Einfluß sich zeigt, wie eine solche seitens des Angebots. So zeigte sich schon bei Umgestaltung des holländischen Münzwesens vor 5—6 Jahren, als man bedeutende Silberankäufe machen mußte, eine plöbliche ansehnliche Aenderung im Werthverhältniß beider Metalle, wozu freilich die gleichzeitige Austreibung holländischen Golds auf die Nachbarländer auch mit eingewirkt haben mag. Jetzt im Laufe dieses Jahres haben wir wieder eine ansehnliche Aenderung im Preise von Gold und Silber, herbeigeführt fast ausschließlich durch die starke Frage nach Silber für den asiatischen Markt, welche freilich auch jetzt auf bereits sehr reducirte Vorräthe wirkt. Die Goldausbeute und die Einfuhren von Gold nach Europa sind beständig gewachsen und konnten doch eine solche Aenderung zu Ungunsten des Goldes nicht herbeiführen. Demnach wäre jene Entwerthung des Goldes von $2\frac{1}{2}$ P. vielleicht nur zum Kleinern Theile eine solche, und nur um diese könnten die Waarenpreise gestiegen sein. In Hamburg dagegen mit seiner Silberwährung, wo die Preise nur in Silber notirt werden, müßten sogar die Waaren billiger geworden sein, wenn auf ihre Preise nur eine Veränderung im Gelde gewirkt hätte. Denn sonst würde man behaupten, eine Preiserhöhung und Depreciation derselben Waare, nämlich des Silbers, könne gleichzeitig Statt finden; eine solche Annahme könnte man nur neben das Dogma der englischen Currency school, auf welchem Robert

Peel seine Bankacte von 1844 aufbaute, stellen: daß nämlich Banknoten, welche mit Metallgeld *al pari* cursiren und jederzeit auf Verlangen dagegen eingetauscht werden können, dennoch entwerthet werden könnten. In der That sehen wir auch an der Veränderung der Wechselcourse, daß in Silber ausgedrückt die Preise niedriger geworden sein müßten. So stand im Jahresdurchschnitt der Preis der Mark Gold 1850 $432\frac{1}{6}$, 1851 $425\frac{7}{8}$, 1852 $427\frac{1}{6}$, 1853 $425\frac{7}{8}$, 1854 $422\frac{1}{4}$, 1855 $425\frac{3}{16}$ und gleichzeitig sank der Londoner Wechselkurs 3 M. Dato von 13 Mk $7\frac{1}{16}$ Schill. auf resp. 13. $3\frac{1}{16}$, 13. $5\frac{5}{8}$, 13. $1\frac{9}{16}$, 13. $\frac{8}{16}$, 13. $1\frac{1}{8}$ und f. S. von 13. $8\frac{5}{16}$ auf 13. $5\frac{7}{16}$, 13. $6\frac{9}{16}$, 13. $3\frac{3}{8}$, 13. $2\frac{7}{16}$, 13. $4\frac{1}{4}$. Für Waaren im Preise von 1 Livr Sterl. zahlte man also in Hamburg 1855 weniger in Bankgeld als 1850. Freilich kommt es nun wieder darauf an, ob die Entwerthung des Goldes geringer gewesen ist, wie das Steigen des Silbers, in diesem Falle nur müßten die Hamb. Preise, *ceteris paribus*, gesunken sein, wenigstens für aus England bezogene Waaren. Ähnlich ist auch, je mehr das Gold in Frankreich trotz der doppelten Währung zum Hauptzahlmittel wurde, der Pariser Cours gesunken, es stand 1850 Paris 3 M. Dato 189, und f. S. $187\frac{3}{4}$, 1855 $191\frac{1}{2}$ und $189\frac{9}{16}$. Uebrigens zeigt sich bei Vergleichung obiger Course auch der Einfluß des Discouts, welcher im vor. J. schon erheblich höher war — $3\frac{3}{4}$ Proc. gegen $2\frac{1}{2}$ im J. 1854 —. Besonders hat derselbe stark geschwankt. In der zweiten Hälfte des vor. J. stand er schon auf 5 Proc. im Durchschnitt, in diesem meist 6 — 7, jetzt sogar 9 Pc., worin sich das colossale Mißverhältniß zwischen den verfügbaren Capitalien und den zahllosen Unterneh-

Tabell. Uebersichten d. Hamb. Handels 2009

mungen der letzten Jahre zeigt. Der Continent wird die nicht beachteten Erfahrungen Englands im Jahre 1825 und 1847 durchmachen müssen.—

Viel größere Veränderungen im Werthverhältniß der edlen Metalle, wie die bisherigen, mögen uns bevorstehen, wenn der eigenthümliche, doch einfach zu erklärende Proceß der Austreibung des Silbers durch das Gold in Frankreich in Folge der dortigen Aufrechthaltung des doppelten Standards vollendet ist, und das wird er allem Anschein nach bald sein. Ein Uebergang zur Goldwährung auch in Deutschland wird dann immer mehr zur zwingenden Nothwendigkeit.

Ueber den Seeschiffverkehrsverkehr nur einige der Hauptresultate, im Uebrigen muß Ref. auf die hier besonders detaillirten Tabellen verweisen. Die Lasten sind Commerzlasten à 6000 R = 5612 Zollpfund.

	Eingelaufen		Ausgelauf.		Zusammen		Last p. Schiff
	Schiffe	Last	Sch.	℔.	Sch.	℔.	
1855	4593	309002	4562	309984	9155	618986	67,61
1854	4896	301368	4879	296938	9755	598306	61,33
18 ⁵¹ / ₅₅	4454	277389	4460	277861	8914	555250	62,29
18 ⁴⁶ / ₅₀	3763	205231	3759	204477	7522	409708	54,47
Davon transatlantisch							
1855	460	53512	443	51865	903	105377	116,67
1854	469	53983	553	62697	1022	116680	114,17
18 ⁵¹ / ₅₅	445	47926	467	50236	912	98162	107,63
18 ⁴⁶ / ₅₀	345	35084	306		651		

Die durchschnittliche Größe der Schiffe hat zugenommen, theils in Folge der Tendenz überhaupt immer größere Schiffe anzuwenden, theils wegen der Vermehrung des transatlantischen Verkehrs und der Auswandererbeförderung über Hamburg. Die Zahl der in Ballast ausclarirten Schiffe, etwa die Hälfte der Zahl und ein Drittel den Lasten nach von allen, erklärt sich aus dem eigenthümlichen Verkehr zwischen Hamburg und

den andern Elbhäfen, besonders Altona, und daraus, daß die englischen Steinkohlenschiffe meist nur für diesen Zweck dienen. Auch ist überhaupt die Hamb. Ausfuhr dem Gewichte nach geringer, wie die Einfuhr, sie findet in werthvolleren Gegenständen Statt. Die Hamb. Flagge ist vorzugsweise im transatlantischen Handel beschäftigt, es führten sie 1855 von den einclarirten Schiffen überhaupt 609, und 186 von den überseisch angekommenen, von den ausclarirten resp. 614 und 243. Den größten Antheil an dem gesammten Verkehr hat die engl. Flagge, den Lasten nach über 50 Proc. Wo die Landesschiffe privilegirt oder das Differentialzollwesen herrscht, wird natürlich die begünstigte Flagge verwendet, so im Handel mit Frankreich die französische, im Exporthandel nach Cuba die spanische, von 16 Schiffen führten diese 1855 14, welche hohe Frachten erzwingen können. Die Dampfschiffahrt hebt sich von Jahr zu Jahr, und beträgt bereits an 36 Proc. der ganzen Schiffahrt, vor 10 Jahren kaum 20 Proc.

Daß das Jahr 1855 im transatlantischen Verkehr und überhaupt im Allgemeinen seinem Vorjahr nachsteht, wie auch die folgende Tabelle erweisen wird, hat u. a. seinen Grund in der sehr spät, erst Ende März eröffneten und bereits Anfang December wieder durch Eis geschlossenen Schiffahrt, ein Umstand, der wieder dringend auf die Nothwendigkeit hinweist, einen großen und sicheren Hafen in Cuxhaven herzustellen und denselben mittelst einer Eisenbahn und Elbüberbrückung mit H. zu verbinden.

Ueber die Richtungen, in welchen sich der Hamb. Handel bewegte, gibt folgende Tabelle, in Lauenden M. B., Aufschluß.

Tabell. Uebersichten d Hamb. Handels 2011

Einfuhr			Ausfuhr			
1855	1854	1851-55		1851-55	1854	1855
	1	131	Australien	3127	5625	2439
5975	6654	5468	Asien	2918	3122	3732
966	1364	1089	Afrika	557	730	508
25486	21404	21733	Südamerika	24459	27545	24255
10979	12730	10755	Westindien	7341	7679	6548
9557	11030	8417	Nordamerika	13691	18983	11875
46022	45164	40905	Amerika	45491	54207	42678
			Proviand	713	947	1009
52963	53183	47593	Trans atl.	52807	64631	50366
12370	13606	12898	Südeurop.	6731	7072	7648
160495	149161	136711	England	59075	82324	57050
17288	17273	15517	Nordeur.	20190	25813	27438
56329	52426	45933	Altona	46251	54539	56837
229114	245019	195032	Landwärts	241462	258651	307883
475595	477485	406090	Europa	373710	428399	456856
299444	285649	258651	Seewärts	185055	234379	199338
528558	530668	453683	Total	426517	493030	507222

Man darf wohl sagen, daß man an dieser Tabelle so ziemlich die Geschichte des Handels der letzten Jahre nicht nur Hamburgs, sondern der Welt studiren kann. Das Jahr 1855 zeigt, während die entsprechende Einfuhr ziemlich gleich geblieben ist, einen sehr starken Ausfall in der transatlantischen Ausfuhr. Dieser trifft vor Allem Nordamerika. Bekanntlich hat der europäische Handel mit diesem Lande im vor. J. überhaupt eine starke Einschränkung erfahren, als Reaction gegen die vorherige, rein unsinnige Ueberführung des dortigen Marktes. Dies »overtrading« scheint leider in einigen Ländern zur periodischen Krankheit werden zu wollen. Selbst die immensen Verluste, welche in den Auctionen an Manufacturwaaren erlitten wurden, konnten nur eine vorübergehende Einschränkung in den Consignationen nach Nordamerika herbeiführen. In diesem Jahr weisen die amerikan. Importlisten schon wieder viel größere Einfuhren als selbst

1854 nach. Die Amerikaner haben nur drei Artikel von Bedeutung, mit welchen sie zahlen können, Baumwolle, Taback und Getreide, außerdem vermitteln sie einen starken Frachtverkehr mit ihrer großen Handelsmarine. Sobald Europa gute Ernten hat, müssen die amerikan. Getreideexporte sistirt oder sehr verringert werden. Aber auch der möglichst große Export aller drei genannten Artikel genügt nicht, die Einfuhren zu bezahlen. Für den Rest muß daher zum großen Theil Gold als Zahlungsmittel dienen, da aber auch hiervon nicht genug zu diesem Zwecke vorhanden ist, so muß nothwendig in kürzeren oder längern Perioden ein Stillstand der Geschäfte eintreten, mit welchem dann eine förmliche Handelskrise sich leicht verbindet. Die vielfachen Unredlichkeiten der Eisenbahnverwaltungen nahmen den Vereinigten Staaten auch größtentheils die Möglichkeit, durch Uebersendung von Werthpapieren ihre Schulden an Europa zu bezahlen. Der hierdurch indirect der europäischen Fabrication erwachsene Schaden ist vielleicht der größte überhaupt aus jenen Betrügereien hervorgegangene. Dächte man sich vollends die Verein. Staaten des californischen Goldes als Zahlungsmittel beraubt, wie viel eingeschränkter müßte dann unser Fabrikwesen sein! — Bekanntlich geht der deutsche Handel mit den V. Staaten zum überwiegenden Theil über Bremen. Hamburg theiligt sich erst in neuerer Zeit daran, sowie an der Auswandererbeförderung. Schlesiſches Zink geht vorzugsweise über H. nach Amerika, sodann auch Wollenwaaren und Strumpfwaaren. In Tuchen beherrschen die Deutschen jetzt fast allein den fremden Markt, namentlich die hochfeinen Aachener sind ohne Concurrrenz. England ist hierin ganz vertrieben. Ueberhaupt sind es immer mehr

Tabell. Uebersichten d. Hamb. Handels 2013

die Wollenstoffe, welche den Hauptausfuhrartikel unter den deutschen Manufacten, namentlich auch nach transatl. Ländern bilden; sodann sind die Deutschen auch in einigen Arten der Seidenfabrication, besonders in Bandwaaren, Sammten obenan, indem die Franzosen im Preise nicht concurriren und selbst die Schweizer wenigstens nicht billiger produciren können. Auch einige, besonders ordinärere Baumwollstoffe finden immer mehr ihren Absatz im Auslande. Nur das Leinengeschäft, früher der Stolz Deutschlands, ist sehr zurückgegangen, und nimmt in Hamburg, von wo es ehemals besonders betrieben wurde, lange nicht mehr den alten Rang unter den Geschäften dieses Platzes ein. Die Gründe sind bekannt: die Concurrnz der irischen Maschinengarne und Leinen und die Verarmung der ehemals spanischen Colonien in Amerika. Folgende Uebersicht gibt einige Daten der Manufacturwaaren und Leinenausfuhr H. S. in den Jahren 1854 und 55 in Tausenden M. B.

		Seid. u. Halbf.	Woll u. Halbw.	Baumw. W.	Div. Ma- nuf. W.	Lein.	Zuf.
Transatl.	1855	2051	6622	6697	2345	4747	22463
"	1854	3015	9198	8329	3865	5061	29467
Amer. Westl.	1855	886	2872	1333	1084	284	6478
"	1854	1105	3573	1180	1480	263	7600
Brafilien	1855	412	1300	1188	403	395	3697
"	1854	475	1610	1277	536	449	4347
Mexico	1855	142	543	445	88	376	1594
"	1854	338	1134	655	401	620	3149
Berein. Staat.	1855	37	645	888	143	61	1763
"	1854	21	1229	1559	263	50	3123
St. Thom. u.	1855	95	97	435	138	762	1527
Portor.	1854	121	211	707	266	1162	2465
Laplata	1855	231	543	276	113	46	1209
"	1854	575	456	774	329	57	2191
Cuba	1855	41	53	292	37	2008	2431
"	1854	55	99	295	77	1503	2029

		Seid. u. Halbf.	Woll. u. Halbw.	Baumw. W.	Div. Ma- nuf. W.	Lein.	Zuf.
Venezuela	1855	88	110	545	146	599	1488
	1854	85	103	448	123	710	1469
Brit. Ostind. }	1855	21	178	790	53	8	1049
Sincapore }	1854	39	117	768	79	-	1003
Australien	1855	42	63	40	15	20	180
	1854	126	274	131	172	15	718
Haiti "	1855	4	22	188	—	110	324
"	1854	25	70	215	38	187	534
Europ. }	1855	901	3551	1378	1580	830	8241
Häfen }	1854	887	4587	1766	2219	759	10218
Ueber Altona	1855	370	2335	2398	641	1360	7104
	1854	443	1906	1905	475	850	5579
Landwärts	1855	3837	10270	14334	16049	1996	46486
	1854	3130	9351	9287	11316	1958	35043
Ueberhaupt	1855	7161	22778	24807	20615	8933	84294
"	1854	7475	25042	21287	17876	8628	80307

Den vornehmsten Einfuhrartikel aus den Verein. St. bildet auch in H. Baumwolle, doch wird ein viel größeres Quantum davon noch immer über Liverpool bezogen. Die rasch sich endlich entwickelnde Spinnerei in Deutschland wird hoffentlich einen eigenen großen Baumwollmarkt schaffen. Bremen macht aber dies zu werden größere Anstrengungen wie H. Man klagt hier über den Zoll, welchem Baumwolle noch unterliegt.

Auch das australische Geschäft H.s hat nach raschem Aufschwung bereits wieder bedeutenden Abbruch gelitten, theils weil auch hier ein *overtrading* über alles Maß Statt gefunden, theils aber auch, weil man von Deutschland hinschickte, was man daheim wegwirft. Nach neuern Berichten sind die deutschen Waaren bereits arg *miscreditirt*. Noch immer machen sich deutsche Fabricanten kleinlicher Betrügereien schuldig, man *raisonnirt* über die Amerikaner: so erbärmlich und unpolitisch führen diese jedenfalls nicht einmal ihre Betrügereien aus. Der Export H.s nach Austra-

Tabell. Uebersichten d. Hamb. Handels 2015

lien betrug 1851 erst 295600, 1852 990210, 1853 dagegen 6284730 M. B.

Das westindische Geschäft, Ein- wie Ausfuhr, hat, Dank der Weisheit der Rübenzuckerprotection, sehr gelitten. Jetzt ist es freilich schwer gegen diese erkünstelte Industrie mehr etwas zu thun, um die Unterlassungssünden vor 15 Jahren wieder gut zu machen, ohne arge Verletzung weitreichender Privatinteressen. Nur sollte man einsehen, daß ohne gegenseitigen Austausch der Producte Deutschland oder die Hansestädte auf die Länge keinen geregelten Verkehr mit Cuba unterhalten können. Auch dem Exportgeschäft nach andern Zuckerländern ist durch die bedeutende Verringerung des deutschen Consums von Colonialzuckern ein Stoß versetzt worden. H. ist vom ersten Continentalzuckermarkt zum vierten oder fünften geworden. Es kann aber nicht wie England im Austausch gegen seine eigenen Producte Schiffe auf Ordre befrachten und mit den Erzeugnissen, die es selbst nicht aufnehmen kann, nach andern Ländern senden, denn dazu fehlt ihm Englands geographische Lage, commercielle Suprematie und großartige Importen nach eben diesen andern Ländern. Verkaufen zu wollen und des Käufers Zahlungsmittel nicht annehmen, ist einmal in der Handelswelt unmöglich.

Den Angelpunkt des Hamburgschen Verkehrs mit Brasilien und Venezuela bildet gegenwärtig das Kaffeegeschäft. In diesem Artikel bildet H. jetzt den größten europäischen Markt, indem nur der vereinigte holländische, Amsterdam und Rotterdam zusammen, noch größere Einfuhren nachweist. H. importirte im vor. J. den größten bekannten Betrag von 942556 Cent. im Werthe von 28024640 M. B. Einen bedeutenden Theil

davon bilden bekanntlich Ordreverladungen, welche vom Canal nach H. dirigirt werden. Die freisinnige Politik H.'s zog diese größtentheils auf hier, indem sie von andern Continentalhäfen als indirecte Zufuhren betrachtet und deshalb ganz ausgeschlossen oder mit Differentialzöllen beschwert zu werden pflegten. In H. ist dadurch meist ein wohl assortirtes Lager anzutreffen. So sehr die Ausfuhren nach Brasilien und Venezuela zugenommen, sie decken doch die Einfuhren von da noch lange nicht. In etwas wird das ausgeglichen durch das starke Plus der Exporte nach den Laplatastaaten, von wo die Versendung von Häuten bekanntlich stark abgenommen hat. Hamburg ist für Häute neben Antwerpen der erste Continentalmarkt. Uebrigens bildet H.'s Handel mit Buenos-Ayres und Montevideo einen Haupttheil des ganzen auswärtigen Handels dieser Länder. Die Eifersüchtelei zwischen Montevideo und Buenos-Ayres, welche jetzt die über den einen oder andern Ort gehenden Waaren differentiell bezollen zu wollen scheint, kann auch für H. sehr lästig werden.

Beinahe die erste Stelle im überseeischen Exporthandel H.'s nimmt jetzt der Verkehr mit der Westküste Südamerika's ein. Auch hier zeigt das vorige Jahr einen Rückgang wegen der Ueberföhrung der Märkte. Die Einfuhr von da ist ebenfalls, wenn auch nicht so bedeutend, gestiegen, sie besteht vornehmlich in Kupfererz, von dem bekannten Elbkupferwerk, Silbererz größtentheils in Chemnitz verarbeitet, in Kupfer, Chilisalpeter und Guano.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

203. Stück.

Den 20. December 1856.

H a m b u r g

Schluß der Anzeige: „Tabellarische Uebersichten des Hamburgischen Handels im Jahre 1855, zusammengest. von dem handelsstatistischen Bureau.“

Letzterer geht nur in Folge Consignationen nach H., da bekanntlich ein Londoner Haus den Vertrieb davon für Deutschland von der peruanischen Regierung erhalten. Die vielen deutschen Handelsfirmen in Amerika, größtentheils aus den Hansestädten selbst, sind dem deutschen Handel sehr nützlich, sie nehmen in der Regel die ersten Plätze in den überseeischen Häfen ein. Eine neue Aera des Aufschwungs wird hoffentlich von der noch im Laufe dieses Jahres zu erwartenden Eröffnung der Dampfschiffahrt mit Brasilien datiren.

Am asiatischen Handel betheiligt sich H. noch viel zu wenig. Wenn auch die engherzige holländ. Colonialpolitik hinderlich ist, so kann doch das Geschäft mit Brit. Ostindien sehr ausgedehnt werden. Aber die meisten Artikel bezieht Hamburg noch immer über England, z. B. von In-

vigo für $5\frac{1}{4}$ Mill. Mark, und für keinen Heller direct. Die Ausfuhr ist nur nach dem Freihafen Sincapore von einiger Erheblichkeit, von wo die Waaren besonders auch nach den Philippinen unter spanischer Flagge gehen. Direct von Afrika wird Palmöl bezogen, Hamb. Factorien haben hier die besten Küstenstriche inne, und treiben Tauschhandel. Dies direct importirte Palmöl wird dem von Liverpool vorgezogen.

Mit Nordeuropa betreibt H. einen sehr lebhaften Zwischenhandel, welcher größtentheils über Lübeck und Kiel geht; es nimmt für die Ostseeländer eine ähnliche Stellung ein, wie England für H. selbst und für das übrige Europa. Namentlich ist H. für ganz Nordeuropa der erste Wechselplatz. Die starke Unterbilanz, welche der Handel H.s mit England zeigt, wird theilweise gedeckt mit den Ausfuhren der nordischen Staaten nach England, welche H.s Schuldner sind. Auf die Beziehungen der Elbstadt zu England einzugehen, würde den Raum eines kleinen Buchs in Anspruch nehmen. Der erste Importartikel Englands ist bekanntlich Twist, es sind davon im letzten Jahre wieder größere Quantitäten wie seit lange angekommen, für $29\frac{1}{2}$ Mill. M. B. Die endlich in Deutschland zunehmende Maschinenspinnerei, besonders die Errichtung großer Etablissements auf Actien, wird vielleicht in einiger Zeit diese Twisteinfuhren beschränken. An dem Ausfall der Exporten H.s nach England im vor. J. gegen 1854 ist hauptsächlich eine geringere Ausfuhr von Wolle und Getreide Schuld. Die erstere wird in Deutschland immer mehr selbst verarbeitet und in England durch die australische ersetzt. Schafwolle bildet jetzt schon einen wichtigen Einfuhrartikel Englands nach H., welches letztere davon 1855

Tabell. Uebersichten d. Hamb. Handels 2019

nur für sehr wenig mehr nach England ein- wie daher ausführte.

Wie schon bemerkt, gestatten die Angaben über den Verkehr landwärts leider nicht, genau zu sehen, wie sich die einzelnen Länder an dem Handel mit H. betheiligen, namentlich kann man die Zahlen für den Zollverein allein nicht ausscheiden. Zum Hauptvermittler zwischen H. und jenem hat sich von Jahr zu Jahr mehr die Berlin-Hamb. Bahn herausgebildet. Sodann kommt die Oberelbe, freilich kaum den vierten Theil des Umsatzes auf der Berl.-Hamb. Bahn vermittelnd. Die viel bedeutendern Belaufe der Ein- und Ausfuhr mittelst Post schreiben sich hauptsächlich von Baarsendungen her. Der Umsatz zwischen H. und Harburg ist sich in den letzten 7 Jahren fast ganz gleich geblieben, ja die Ausfuhr nach dem hannoverschen Hafen hat mit Ausnahme des letzten Jahres nicht unbeträchtlich sich vermindert. Fast man den auf den genannten 3 Wegen Statt findenden Verkehr zusammen, wozu noch die Ausfuhr nach preuß. Ostseehäfen, — die Einfuhr von diesen ist ganz unbedeutend —, sowie der Verkehr mit Lüneburg kommt, so wird man der Hauptsache nach ein Bild von dem Handel H.'s mit dem Zollverein sich machen können. Demnach betrug die Ausfuhr H.'s nach dem Zollverein,

B. M.	1854	1855
Ausfuhr	163472210	196093520
Einfuhr aus d. Z. V.	164655470	136675880
Ausfuhr — —	— 1183260 +	39417640

In den Jahren vorher überwog die Ausfuhr H.'s immer sehr stark, die Wechselcourse waren daher auch für den Zollverein sehr ungünstig. Im J. 1854 stellten sie sich dem Pari dagegen viel näher wie seit lange, und auch 1855 waren

sie für H. noch ungünstiger wie ehemals, das zeigt, daß das starke Guthaben H.'s erst in diesem Jahre zur Ausgleichung gekommen ist. Die Course auf die Wechselplätze des Zollvereins sehen wir dann auch in Hamburg niedriger wie je stehen. Es war z. B. im Jahresdurchschnitt der Berliner Cours 1850 $152\frac{9}{16}$, 1851 $152\frac{7}{16}$, 1852 $153\frac{1}{16}$, 1853 $153\frac{5}{16}$, 1854 $151\frac{1}{16}$, 1855 $151\frac{3}{4}$ und zwar in der zweiten Hälfte des Jahres bereits $152\frac{1}{16}$ im Durchschnitt. Dagegen hat er im laufenden Jahre den Standpunkt von 156 schon zeitweilig überschritten. Das Pari ist 151,35. Die Handelsverhältnisse der beiden letzten Jahre, 1854 eine ungewöhnlich starke Fabricaten-Ausfuhr Deutschlands, besonders für den transatlant. Markt, 1855 eine starke Reaction hiergegen und eine Füllung der erschöpften Waarenlager, welche im Steuerverein vor dem Anschluß desselben an den Zollverein vollgespeichert waren, sind vornehmlich an den starken Silbersendungen nach H., für England oder den asiatischen Markt, Schuld. Man darf also gewissermaßen sagen, daß der Anschluß des Steuervereins gerade vor 3 Jahren mit dazu beiträgt, uns zur Goldwährung zu drängen.

Noch zur Besprechung einer großen Menge der interessantesten nationalökonomischen Fragen geben die „Tabellarischen Uebersichten“ Anregung und zu ihrer Beurtheilung Material, so z. B. über das Verhältniß H.'s zu Harburg. So bedeutend dieser Hafenort sich in den letzten Jahren aufgeschwungen hat — 1849 kamen daselbst nur 44 Schiffe mit 3586 Lasten, 1855 1118 mit 77890 (à 4000 Pfd) an! — so hat, und wir sagen hoffentlich, Hamburg doch für seinen eigenen Großhandel nicht so viel zu fürchten als man oft meint. Harburg bildet einen trefflichen Transitplatz, es

Tabell. Uebersichten d. Hamb. Handels 2021

kann viel billiger spediren, weil die Waaren gleich vom Schiffe in die Speicher genommen werden können, aber es bildet keinen Markt. Zudem genießt es Befreiung vom Stader Zoll, dessen Aufhebung auf irgend eine Art für Hamburg jährlich nothwendiger wird. Uebrigens hat sich in Hamburg doch immer noch jährlich die Masse und der Werth der als Transitogut durchgehenden Artikel vermehrt. Zu der allerwichtigsten Frage in Betreff Hamburgs bieten die Tabellen vielleicht das vornehmste Material, meinen wir zu der über den Anschluß H.s an den Zollverein. So lange Deutschland einmal kein einiger Staat ist, soll es wenigstens die wenigen Früchte seiner Zersplitterung genießen. Eine der besten darunter ist aber jedenfalls die, daß es ein paar so ganz unabhängige kleine Handelsrepubliken hat, welche mit allen Kräften nur sich dem Handel widmen. Hamburg könnte sich ja nicht mehr rühren und regen, wenn es ein Glied eines so schwerfällig organisirten Körpers wie des Zollvereins wäre. Wie durchaus nothwendig man überall für den Handel die möglichst freie Bewegung hält, zeigt ja schon die Creirung von Freihandelsplätzen. Nun, Deutschland hat deren ja zwei in Hamburg und Bremen, welche ohnedem den Vortheil genießen, als souveräne Staaten, alle erdenklichen Wünsche für den Handel ihres Platzes erfüllen zu können. Gewiß wäre Hamburg ohne seine freie Selbständigkeit nicht der erste Continentalhandelsplatz. Weßhalb nimmt kein französischer Hafen diesen Rang ein, welche ja in der für Hamburg gewünschten Stellung zu einem großen und mächtigen Zollgebiete bereits sind? — Und aus reiner Marotte und abgeschmackter Eifersucht gegen H. sollte man doch wahrlich seinen Anschluß an den

Zollverein nicht herbeiführen, oder es durch die kleinlichsten Chicanen dazu veranlassen. Der Ruf einer Stadt von Hamburgs oder Bremens Bedeutung wird unsern deutschen Industrie- und Handelsinteressen im fernem Auslande mehr nützen, als ein paar Duzend künstlich groß gezogener Handelsplätze, wie die andern Elb-, Weser- oder Emshäfen. —

Schließlich kann Refer. nur den Wunsch aussprechen, daß das statistische Bureau in H. fortfahren möge, uns in seinen ausgezeichneten Werken ein so treffliches Material zur Beurtheilung der Bedeutung von Hamburgs Handel für Deutschland darzubieten. Dadurch werden sich die mit diesen statistischen Zusammenstellungen verbundene Arbeit, sowie die damit verknüpften Unkosten am besten bezahlt machen, indem sie Deutschland aufklären, was es an Hamburg hat. — Die ganze Ausstattung des Werkes läßt in keiner Weise zu wünschen übrig. Von Druckfehlern ist Ref. nur der aufgefallen, daß in der Tabelle der Preise S. 154 die Notiz für Balsam Peru sich auf Balsam Copaive und umgekehrt beziehen muß.

H. W.

M a i l a n d

Coi tipi di Giuseppe Bernardoni di Gio 1856. Studii linguistici di B. Biondelli, membro effettivo dell' i. r. istituto lombardo etc. etc. XLVI u. 379 S. in Octav.

Hr Biondelli hat in diesem Buche eine Anzahl wissenschaftlicher Aufsätze, die er zum größten Theil in Journalen, dem Politénico, der Revista Europea etc., früher veröffentlicht hatte, gesammelt herausgegeben. In Mitten dieser Journalartikel aber begegnen wir, und wir müssen gestehn, mit

einiger Bewunderung, einem Abdruck jener geistlichen Dichtung des Mailänder Bescapè, welche Hr Biondelli erst ganz vor kurzem, ja fast gleichzeitig in den *Poesie lombardi inedite* — die wir im 128. Stück dieses Jahrgangs besprochen haben — veröffentlicht hat. Auch das ebenda abgedruckte Gedicht Bonverino's findet sich hier wieder! Ein solches Verfahren, dessen Motive sich kaum begreifen lassen, ist dem Publicum gegenüber im höchsten Grade unbillig, und um so mehr als der Titel des vorliegenden Werks gar nicht auf die Vermuthung führen wird, in demselben die eben erst herausgekommenen *Poesie inedite* bis auf ein paar Seiten wiederzufinden, zumal dieselben sogar ein volles Drittel des Raumes der *Studii linguistici* einnehmen. — Sagen wir es offen, die ganze vorliegende Publication des Hn Biondelli schmeckt etwas nach Buchmacherei. Sehen wir von dem innern Werth der hier gesammelten *Saggi* einmal ganz ab, so können wir schon nicht die Art ihrer Wiederveröffentlichung billigen: der Verf. hat ihnen, obwohl sie bereits vor einem Decennium theilweise erschienen, gar keine Verbesserung zu Theil werden lassen. Ein eclatantes Beispiel, das originell genug ist, kann dies belegen. Einer der Aufsätze, *Ordinamento degli idiomi e dei dialetti italici* überschrieben, von dem wir hernach ausführlicher reden wollen, handelt von der Eintheilung, resp. Begrenzung der italiänischen Dialekte. Der Dialekt von Belluno wird hier zu der Familie der kärnthner Dialekte gezählt, während in dem selbstständig vor zwei Jahren — aber nach der ersten Veröffentlichung des genannten Aufsatzes — erschienenen Buche des Verf., *Saggio sui dialetti gallo-italici* das Bellunefische zu der veneziani-

schen Familie gerechnet und zwischen dieser und der kärnthner der Tagliamento als Grenze gesetzt wird. Und nun ist Letzteres das Richtige. Denn Herr Biondelli ersucht in der Vorrede unster Studii jenen in dem Aufsatz *Ordinamento etc.* „eingeschlichenen Fehler“ in der eben angezeigten Weise zu berichtigen! Hr Biondelli hat sich also nicht einmal die Mühe genommen vor dem Wiederabdruck jenes Aufsatzes einen Fehler zu verbessern, den er vor zwei Jahren bereits in einem größern Werke (namentlich auf der demselben beigefügten Karte) selbst corrigirt hatte, und einen Fehler von solcher Bedeutung!

Die meisten der Aufsätze sind ohne tiefern wissenschaftlichen Werth und hätten keine Auferstehung zu feiern brauchen, am wenigsten aber in ihrer unveränderten Gestalt. Als Journalartikel mögen sie zu ihrer Zeit interessant genug gewesen sein, und in der That anregend zu philologischen Studien, zumal in dem in dieser Beziehung hinter Deutschland und Frankreich sehr zurückgebliebenen Italien gewirkt haben, aber einen bleibenden Werth haben sie keineswegs: es müßte denn der sein, daß sie von dem Stand der philologischen Studien in Italien während der letzten Decennien Zeugniß ablegen. Indessen wollen wir darum nicht leugnen, daß einzelne Artikel, wie der über die Volkslitteratur von Epirus, oder der über den Ursprung und die Verbreitung der *lingue turbesche* eine ganz unterhaltende wissenschaftliche Lectüre gewähren.

Unter allen am werthvollsten und von einem mehr dauernden Interesse erscheinen uns die beiden Aufsätze *Prospetto topografico-statistico delle Colonie straniere d'Italia* und der oben erwähnte *Ordinamento degli idiomi XX. italici*. Rück-

sichtlich des erstern, welcher, wie der Verf. in der Vorrede mit einer für einen Statistiker doch etwas zu großen Sorglosigkeit sagt, „vor ungefähr zehn Jahren“ zuerst publicirt wurde, ist nur zu beklagen, daß die numerischen Angaben nach dem heutigen Stande nicht rectificirt wurden. Von dem andern Aufsatz wollen wir hier einen kurzen Bericht geben, da der Gegenstand an sich von Bedeutung ist, und der Verf. gerade auf diesem Gebiet gerechte Anerkennung erworben hat.

In einer Einleitung, welche der Ordnung der Dialekte vorausgeht, entwickelt der Verf. seine Ansichten über den Ursprung derselben und ihr geschichtliches Verhältniß zu der allgemeinen italiänischen Sprache. Er ist der Meinung, daß die heutigen italiänischen Dialekte unmittelbar von den altitalischen Idiomen, der Etrusker, Gallier u. s. w. herkommen oder diese selbst vielmehr, nur im Laufe der Zeit verändert, sind, und daß aus „einer künstlichen Vereinigung“ dieser Dialekte ebensowohl einst die lateinische Schriftsprache, als später die italiänische hervorgegangen sei, in dem nämlich, wie es an einer andern Stelle heißt, „nach dem Verschwinden jener“ (der lateinischen Schriftsprache) in Folge des Einbruchs der Germanen, „Italien mit seinen vielgestaltnen ursprünglichen Dialekten zurückblieb.“ Unter der *lingua romana rustica* versteht Herr Biondelli nämlich die Sprache der Dialekte. Die Verkehrtheit solcher Ansichten, die der Verf. auch in einigen der andern Aufsätze gelegentlich vorbringt, braucht nicht dargelegt zu werden, sie zeigt aber, wie derselbe, dem unseres Diez Forschungen gänzlich unbekannt geblieben zu sein scheinen, in diesen Studii rückfichtlich der allgemeinen romanischen Sprachkunde sich auf einem ganz über-

wundnen Standpunkt noch befindet. Von jenen Ansichten mußten wir aber um deswillen hauptsächlich hier Kenntniß nehmen, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach keinen geringen Einfluß auf Hr Biondelli's System der italiänischen Dialekte gehabt haben. Doch wäre das letztere deshalb allein noch keineswegs zu verwerfen, da ein Einfluß der altitalischen Idiome auf die Bildung der heutigen Dialekte im Allgemeinen nicht zu bestreiten ist, und es nur die Frage sein kann, in welchem Grade ein solcher in dem einzelnen Fall anzunehmen sei. Hr Biondelli hat nun leider in dem vorliegenden Aufsatz seine Ordnung der italiänischen Dialekte ganz und gar nicht motivirt; um so mehr enthalten wir uns einer Kritik derselben: da er aber die Belege mannichfaltiger dialektischer Forschungen, wie angedeutet, in andern Werken gegeben, halten wir auch seine Annahmen für wichtig genug, um sie in knappem Auszug — indem wir die Grenzen nur andeutungsweise wiedergeben — hier mitzutheilen.

In acht große Familien theilt der Verf. die Dialekte Italiens ein, indem er in jenen aber wieder Zweige, oder Gruppen (*gruppi*) unterscheidet. Indem der Verf. vom äußersten Nordosten Italiens beginnt, führt er als erste die *Famiglia Carnica* auf, welche in die zwei Gruppen von Friaul und von Görz sich scheidet. Jenseits des *Tagliamento* folgt dann die venezianische Familie, im Süden von dem *Po*, im Osten von dem *Gardasee* begrenzt; auch sie theilt sich in mehrere Gruppen. Die dritte Familie ist die gallo-italische: von ihr werden zunächst drei Zweige unterschieden, der lombardische, piemontesische und emilianische, von welchen Zweigen ein jeder wieder eine Anzahl Gruppen umfaßt. Die *Sesia* trennt den lomar-

dischen Zweig von dem piemontesischen, der Po von dem emilianischen. Pekttern scheidet eine von Balenza nach Bobbio gezogene Linie von dem piemontesischen Zweig, ferner begrenzt ihn der Appennin und die Foglia. Die vierte Familie, die ligurische wird von dem piemontesischen Zweig der gallo-italischen durch den ligurischen Appennin geschieden, und dehnt sich im Osten bis Sarzana aus. Die fünfte Familie ist die tuscanisch-lateinische; an die ligurischen und emilianischen Dialekte sich anreihend, hat sie im Osten und Süden die Grenze des Kirchenstaats. Von ihren beiden Zweigen hat der toskanische die vier Gruppen: Fiorentino, Sienese, Tiberino (das Land um die Quellen der Tiber), Corso (Corsica und Elba); der lateinische die römische und die umbrische Gruppe. — Das Festland des Königreichs Neapel mit Ausnahme Calabriens bildet die sechste Familie die »Sannitico-Japigia«, welche in die vier Gruppen, die abruzzische, campanische, apulische und tarentinische zerfällt; die siebente Familie ist die Bruzio-Sicula; sie umfaßt Calabrien, welches der Dialekt von Cosenza vorzugsweise repräsentirt, Sicilien (mit zwei Gruppen: Dialekt von Palermo und von Catania) und den nördlichsten Theil von Sardinien, welchen gegen Süden eine zwischen Alghero und Terranova gezogene Linie begrenzt. Diesen sardinischen Zweig der Bruzio-Sicula repräsentirt der Dialekt von Sassari. Die achte und letzte Familie endlich erstreckt sich über das übrige Gebiet von Sardinien, es ist die Famiglia Sarda mit den beiden Zweigen logudorese und campidanese, welche eine von Baunei nach dem Cap Manno gezogene Linie von einander scheidet.

P r a g

bei J. G. Calve 1856. Handbuch der Litauischen Sprache von August Schleicher. I. Grammatik. XVII u. 342 S. in gr. Octav.

Das Lithauische bildet als Sprache ein wichtiges Glied in der Reihe aller mit dem Deutschen verwandten asiatisch-europäischen Sprachen. Obgleich aus früheren Jahrhunderten uns unbekannt und erst in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten zu einer wenig gebrauchten Schriftsprache ausgebildet, hat es viele der ältesten Bestandtheile und Eigenthümlichkeiten dieses großen Sprachstammes mit einer bewundernswürdigen Treue erhalten. Den slavischen Mundarten, von denen es vor der Ausbreitung des Deutschen an der Ostsee allein umringt war, steht es in manchen Stoffen am nächsten, unterscheidet sich aber auch wieder in andern so stark von ihnen, daß es ihnen nicht beigezählt werden kann. Manches von ihm erinnert zunächst an die großen asiatischen Zweige des Sprachstammes, wie *kalb* reden an das persische گوشتن und گشتن *gosten* vermittelst des sanskritischen क्लृप्; *klus* hören an das armenische կլսլ, welches nach einer Eigenthümlichkeit des Armenischen aus *klsel* B. *klus* erweicht ist und zeigt wie stark vorne die Namenwörter *auris* οὖς *Dhr* die ursprünglichen Laute eingebüßt haben; wir bemerken noch, wie ähnlich an Sinn und Gebrauch der lithauische Vorsaß *be-* oder *te-* vor dem Präsens und andern Zeitgebilden dem etwas schwer zu verstehenden Vorsaße ب vor den persischen Zeitgebilden ist. Anderes aber findet im Deutschen sein zunächst entsprechendes, wie *sak* unser *sagen* und *galb* unser *helfen* ist, wobei

zu beachten, daß die Laute *h* und *f* dem Lithauischen fremd sind. Dazu kommen so viele lehrreiche Ähnlichkeiten mit andern Sprachen auch fremder Sprachstämme: wie die lithauische Vorliebe mit dem verneinenden Thaworte den Genitiv statt des Accusatives zu verbinden, ganz an das arabische *عن* ... *لا* erinnert.

Man kannte nun zwar schon frühere Sprachlehren und Wortverzeichnisse des Lithauischen. Diese aber hat der Verf. des vorliegenden Werkes nicht bloß benützt, er hat auch durch eigne mühevollte Erforschung des Lithauischen, wie es noch jetzt weniger in Städten als vielmehr nur in Dörfern und andern Winkeln seines alten Vaterlandes gesprochen wird, diese Sprache welche allmählich ganz von der Erde zu verschwinden drohet, noch in ihrem vollen Leben und wahren Wesen sich ganz anzueignen gestrebt, und hier eine in der That sehr tief eindringende umfassende und nach vielen Seiten sehr nützliche Beschreibung von ihr gegeben, so daß sein Werk alle früheren wohl weit übertrifft. Seine Kenntniß auch der slavischen Mundarten und seine Bekanntschaft mit der neuern deutschen Sprachwissenschaft kommen dem Verf. dabei sehr glücklich zu Hülfe. Namentlich findet man hier die Lautgesetze des Lithauischen sehr gut abgehandelt.

Wir machen es nun dem Verf. nicht im geringsten zum Borwurfe, daß er diese lithauische Sprachlehre fast ganz rein für sich hingestellt hat, ohne bei ihr die verwandten Sprachen beständig zu vergleichen, soweit er sie etwa übersichtlich kennt. Mit diesen Sprachvergleichen ist in neuern Zeiten zu viel wohlfeiler Aufwand und täuschender Schein getrieben, als daß man sie in der bisherigen Weise gern fortgesetzt sähe. Das Reich-

tere drängt sich ja hier überall von selbst Allen auf, welche sich etwas näher mit den verwandten Sprachen beschäftigen wollen: das schwieriger zu Erkennende aber hat man dabei meist übersehen oder unerörtert gelassen. Was sollte außerdem werden, wenn man bei der Beschreibung jeder dieser Sprachen stets auf so viele andre mit gehöriger Deutlichkeit hinweisen wollte! Jede Sprache, auch eine noch so wenig allgemeiner bekannte, wie die lithauische, muß sich vielmehr auch für sich in aller kurzen Gedrängtheit sehr sicher und vollständig beschreiben lassen können: und sie kann dieses desto richtiger, je vollkommener die allgemeine Sprachwissenschaft schon ausgebildet ist.

Allein wir fürchten, der Verf. habe die Ansprüche und den jetzigen Bildungsstand dieser Sprachwissenschaft doch etwas zu wenig berücksichtigt. Allerdings ist der große Sprachstamm, wozu das Lithauische gehört, bis jetzt noch nicht im Ganzen so bearbeitet oder vielmehr noch nicht so vollkommen erkannt und so richtig beschrieben, daß man in den dadurch gegebenen Rahmen die Beschreibung einer neuen Sprache leicht eintragen könnte. Allein in unsrer gesammten neuesten Sprachwissenschaft liegen doch schon so viele äußerst gewichtige und sichere Erkenntnisse, daß man von Werken, welche, wie das vorliegende, auf Wissenschaft Anspruch machen, etwas mehr erwarten kann. Der Verf. unterscheidet z. B. schon ganz richtig, wie dieses die neuere Sprachwissenschaft fordert, Wurzel, Stamm und Umbildung (Flexion) als die drei Stufen der Wortbildung: er will also nicht mit der Declination und Conjugation anfangen, wie in so vielen Werken, welche als wissenschaftlich gelten wollen, noch immer geschieht. Allein indem er nun dennoch die Wort-

bildung als den zweiten Haupttheil der Sprachlehre auf die Erklärung der Wortstämme beschränkt, die er gar mit dem Infinitiv und Supinum beginnt, dann die „Flexion“ zum dritten, die Syntax zum vierten Haupttheile macht, hebt er doch wieder die richtige Betrachtung des Sprachlichen auf und führt Vieles von der alten Unwissenschaftlichkeit zurück. Auch die Syntax scheint uns hier keineswegs richtig abgehandelt zu sein, schon weil der Verf. Vieles in sie hineinzieht was gar nicht in ihr Gebiet gehört. Dazu kommen andre in der Boppischen Weise, welcher der Verf. im Ganzen folgt, noch höchst unklar gelassene Annahmen, wie die eines Bindevocales, wobei man sich eben nichts denkt. In alle dem muß die Wissenschaft, wenn sie nicht wieder zurückgehen soll, ihre wahren Aufgaben künftig noch viel vollkommner lösen; und vor Allem muß man fordern, daß Alles was in ihr wirklich schon erreicht ist, nicht unbenutzt bleibe.

Es ist dabei jedoch ein bedeutender Vorzug und bleibendes Verdienst dieses Werkes, daß es, auch wo es den höhern wissenschaftlichen Anforderungen weniger genügt, doch die einzelnen Spracherscheinungen selbst mit großer Vollständigkeit und Zuverlässigkeit vorführt, trotz aller löblichen Gedrängtheit, deren es sich befreißigt. Wir wünschen ihm daher viele Leser; und hoffen, daß der Verf. bald die zweite Hälfte hinzufüge, welche lithauische Sprachstücke, meist mit Mühe aus dem Munde des Volkes gesammelt, enthalten wird.

Noch bemerken wir, daß der Verf. in der deutschen Wortschreibung viele Neuerungen einführt und noch viel weiter als Andre sie verkürzen möchte. Er schreibt demnach vilmer für viel-

mehr, im für im und ihm, inen für ihnen und innen, während er Anderes, was nach unserer Meinung sehr wohl verkürzt werden könnte, z. B. sh für sch völlig unangetastet läßt. Daß er die großen Buchstaben nur bei Eigennamen beibehält, ist, wie jeder Sprachkennner urtheilen muß, vortrefflich. Allein, indem der Verf. jene Verkürzungen ausführte, hat er schwerlich bedacht, wie sehr dadurch die deutsche Schreibart nur noch unvollkommener werde. Denn unstreitig ist es ein großer Mangel in ihr, daß sie die Länge und Kürze der Selbstlaute theils gar nicht, theils sehr ungleich bezeichnet: durch die Neuerungen des Verfs würde nun aber sogar alle Bezeichnung der Dehnung eines Lautes wegfallen, was keineswegs zu billigen ist. Auch können wir es nicht gutheißen, daß er die Vorwörtchen des Thatwortes und der ähnlichen Wörter beständig trennt, zumal dadurch sogar Unklarheiten entstehen: er ist zu gelassen ist doch zu verschieden von er ist zugelassen. Wir wünschten also das Verfahren des Verfs insofern verbessert zu sehen.

H. G.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 22. December 1856.

B ü r i c h

Druck und Verlag von Fr. Schultheß 1856.
Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie von F. H. Germar, Doctor der Theol. und Hofprediger a. D. R. v. D. XIII und 288 S. in Octav.

Der Verf. ist ein Veteran unserer Litteratur, der, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, bereits an der gewöhnlichen Grenze des menschlichen Lebens steht; er wird denen im Andenken sein, welche mit der Litteratur der protestantischen Theologie bekannt sind, aus einer Reihe von Schriften, welche er zu Begründung einer wissenschaftlichen Hermeneutik — er nennt seine Auslegungsweise die panharmonische Interpretation — vor Jahren herausgegeben hat. Durch seine Arbeiten in diesem Fache ist er weiter fortschreitend auch auf die unsichern Grundlagen unserer Phi-

losophie aufmerksam geworden und er legt uns
 jetzt seine Bedenken an das Herz, um Andere zur
 Vertheidigung des Wahren aufzufordern, wenn er
 nicht mehr für dasselbe würde sprechen können.
 Es ist zu besorgen, daß diesem Unternehmen ei-
 nes rüstigen Greises zwei Vorurtheile sich entge-
 genstellen werden — der Verf. würde sie Tactur-
 theile nennen —; man wird fürchten von einem
 alten Manne nur Beraltetes zu hören; den zünf-
 tigen Philosophen gehört er nicht an; man wird
 in seinen Untersuchungen nur dilettantische Ver-
 suche erwarten. Wir gehören nicht zu denen,
 welche von Vorurtheilen oder Tacturtheilen sich
 leiten lassen, und wenn wir auch gestehen müssen,
 daß in dem vorliegenden Werke mancherlei sich
 findet, was beiden Vorurtheilen einen Schein lei-
 hen könnte, so möchten wir doch zu beherzigen
 geben, daß die Warnungen und Ermahnungen
 eines Greises, den leidenschaftlichen Bewegungen
 unserer neuesten Litteratur gegenüber, wohl Ge-
 hör verdienen und daß es nicht das erstemal sein
 würde, wenn die Fachgenossen einer Wissenschaft
 auch von außen her eine kräftige Anregung für
 ihre Forschungen empfangen hätten, besonders die
 Philosophen, mit deren Untersuchungen alle übrige
 Wissenschaften gern oder ungern in Berüh-
 rung gerathen. Unserer Anzeige liegt der aufrich-
 tige Wunsch zu Grunde, daß die Gedanken, welche
 der Verf. vertritt, nicht unbeachtet bleiben mögen;
 wir können ihnen zwar nicht in allen Beziehun-
 gen beistimmen; wie schon gesagt, wir finden
 Zeichen des Beraltetes und des Dilettantischen in
 ihnen; aber dennoch halten wir sie für beachtungs-
 werth, und die Worte, in welchen sie ausgespro-
 chen sind, für ein Wort zu seiner Zeit; was aber
 in ihnen hinderlich sein dürfte dem Verständnisse

unserer gegenwärtigen Zeit möchten wir gern von ihnen nehmen, damit der Kern der Ueberzeugungen, welche der Verf. vertritt, um so sicherer seine Wirkung ausübe.

Daß der Verf. von der Theologie aus zur Philosophie gekommen ist, verräth schon der Titel seiner Schrift. Die alte Streitfrage, mit welcher sie sich beschäftigt, möchte sie unter einen neuen Gesichtspunkt bringen, indem sie den Begriff des Glaubens auf den Begriff des Factis zurückführt, den Begriff des Wissens auf den Begriff der Prüfung des Glaubens bezieht. Es ist dies eine Veränderung des Gesichtspunkts, von welcher wir meinen, daß er nicht ohne Frucht sein dürfte, denn er führt zu einer Verallgemeinerung der Frage, wenigstens nach der gewöhnlichen Auffassungsweise derselben. Wenn man Glauben und Wissen einander entgegenseht, so ist man geneigt dabei sogleich an den Gegensatz zwischen dem religiösen Glauben und der wissenschaftlichen Erkenntniß zu denken; man übersieht dabei, daß der Glaube der Menschen viel weiter reicht als die religiösen Ueberzeugungen, und wenn dies auch nicht immer geschehen ist, so findet sich doch in unserer gegenwärtigen Stimmung hierzu eine Neigung vor, von welcher die Untersuchung abzulösen gerathen sein möchte. Der Begriff des Factis, von welchem der Verf. ausführlich zeigt, wie er in alle unsere theoretischen und praktischen Urtheile sich einmischt, ist hiervon frei; er führt in das weiteste Gebiet der Untersuchungen, und wenn es bei wissenschaftlichen Untersuchungen immer gerathen ist, mit dem Allgemeinen zu beginnen, so wird es ohne Zweifel einen großen Vortheil gewähren, daß man nicht sogleich bei der angeregten Frage

nur das Verhältniß der Wissenschaft zum religiösen Glauben in das Auge fasse.

Damit soll nun nicht bestritten werden, daß unter den Arten des Glaubens der religiöse Glaube von besonderer Wichtigkeit ist. Der theologischen Richtung des Verf. gemäß tritt dies auch in der ganzen Anlage der Schrift deutlich hervor. In dieser Richtung macht sich aber auch noch eine besondere Auffassung der theologischen Aufgaben geltend, welche der größte Theil unserer gegenwärtigen Theologen dem Veralteten zuzählen würde. Der Verf. ist Rationalist und nimmt mit Eifer die Partei einer theologischen Doctrin, welche in seiner Jugend ihre Blüthe hatte. Darauf weist die wissenschaftliche Prüfung hin, welche er auch über den religiösen Glauben oder Sact verhängen will. Was uns betrifft, so können wir zwar nicht zu den Lehren des theologischen Rationalismus des vorigen und des Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts uns bekennen; wir sind aber auch ebenso wenig geneigt, wie Lessing sagte, das Kind mit dem Bade auszuschütten, sondern es scheint uns, als hätte auch jene Periode der Theologie ihr Recht auf Beachtung, wie andere Entwicklungsweisen, durch welche unsere wissenschaftlichen Bestrebungen hindurchgegangen sind, ja als wäre es eben jetzt an der Zeit, sie gegen unbillige Urtheile der herrschenden Gegenpartei zu vertheidigen. Die Art, wie der Verf. es thut, kann im Allgemeinen als gemäßigt gelten; sie beruft sich auf Luthers helle, klare Gründe; sie hätte sich auf eine viel größere Reihe der entschiedensten Supranaturalisten berufen können, welche dennoch den Bernunftgebrauch in der Beurtheilung des religiösen Glaubens nicht aufgegeben haben und der Ueberzeugung waren, daß man vom Glauben

zum Wissen gelangen sollte durch das verständige Nachdenken und durch die Prüfung der Vernunft hindurch; auch verwirft der Verf. dabei den Gebrauch der religiösen Autorität keinesweges; den Tact, den Glauben will er vielmehr nicht allein beim Einzelnen, sondern auch im allgemeinen Gange der Geschichte dem Erkennen vorausgehen lassen, und überdies finden sich gar mancherlei Andeutungen in seiner Schrift, welche zeigen können, daß seine und anderer Rationalisten Ueberzeugungen von dem Grunde der Religion nicht so oberflächlich waren, wie man jetzt gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Der Verf. ist hierbei so billig die Anmaßungen eines falschen Rationalismus, seine „rückichtslose Exegese“ anzuerkennen; er meint, man sollte nur den wahren Rationalismus von dem falschen unterscheiden, jenen will er alsdann als die rechte Weise der Theologie geltend machen und eifert dagegen, daß man einen schönen Namen zu einem verkehrten Schimpfworte entstellt habe; ihn wieder zu Ehren zu bringen, ist er bemüht. Diese Aufgabe, welche er sich gesetzt hat, wird doch nicht leicht durchgeführt werden können, wenigstens nicht in unserer Zeit. Der Rationalismus ist einmal ein Parteiname geworden; er hängt an einer gewissen Entwicklungsstufe unserer Theologie, welche ihre großen Schwächen hatte; dies wird schwerlich bald in Vergessenheit gebracht werden können. Im Gegensatz gegen den Supranaturalismus hat sich der Rationalismus geltend gemacht; er stand daher auch mit dem Naturalismus im Bunde; die Vernunftreligion, welche er geltend machen wollte, wurde daher auch die natürliche Religion genannt; sie wurde der positiven Religion entgegengesetzt; man suchte diese zu beseitigen, wie man um die-

selbe Zeit auch das positive Recht durch das Natur- oder Vernunftrecht zu ersetzen dachte. Dieser Streit gegen das Positive in der Religion ist zwar dem richtigen Gebrauch der Vernunft in der Religion nicht wesentlich, aber er ist mit der Geschichte des Rationalismus auf das engste verbunden und man möchte glauben, er wäre mit dem Namen des Rationalismus verwachsen. Denn warum hat sich wohl mit diesem Namen eine Lehre der Theologie bezeichnet? Wollte sie damit nur sagen, daß sie vernünftige Ueberlegungen nicht ausschloesse? Dies versteht sich von jeder Lehre so sehr von selbst, daß keine Lehre es besonders zu sagen hat. Wollte sie damit nur sagen, daß sie mehr als der Supranaturalismus der Vernunft ihre Rechte wahre? So würde ihr Streit nur um mehr oder minder gewesen sein. Hinter ihrem Namen verbarg sich vielmehr die Anklage gegen den Supranaturalismus, daß er Vernunftwidriges annehme. Wir wollen hierdurch allen, welche sich Rationalisten nannten, nicht aufbürden, daß sie alles Uebernatürliche und Ueberschnünftige aus der Religion hätten verbannen wollen; ihr Streit gegen den Supranaturalismus war zum Theil gerecht; denn auch die Ansprüche des Uebernatürlichen auf Anerkennung sind übertrieben worden. Wollte man diese Parteienamen theologischer Doctrinen scharf gegeneinander abwägen, so würde man sagen können, daß es mit dem Supranaturalismus ebenso stände, wie mit dem Rationalismus; denn für den, welcher an Gott glaubt, versteht es sich auch wohl, wie man meinen sollte, von selbst, daß seine Meinungen Uebernatürliches, einen Gott, welcher über Natur und Vernunft herrscht, nicht ausschließen; aber man hat hierbei doch auch noch Anderes als die

Doctrinen der Theologie zu berücksichtigen. Der Supranaturalismus hat sich daher auch nicht im Streit mit dem Rationalismus ausgebildet, sondern im Streit mit einer der Religion feindlichen philosophischen oder unphilosophischen Ansicht der Dinge, welche nur Natur und natürliche Werke in der Welt anerkennen wollte, aber nicht ein wunderbares Werk und wunderbare Zeichen Gottes. Man könnte nun wohl in dem Rationalismus, wenn er noch die allgemeinen Voraussetzungen der Religion festhielt, aber doch gegen den Supranaturalismus stritt, nur ein Mißverständniß der von ihm bestrittenen Lehre muthmaßen, wenn nicht noch ein anderer Umstand bei diesem Streite in Frage käme. Der Supranaturalismus nämlich, welcher die positive Religion vertheidigt und dabei an eine besondere heilige Geschichte sich anschließt, fordert doch nothwendig, wenn wir auch von allen seinen Uebertreibungen absehn, besondere wunderbare Zeichen Gottes, in welchen er sich den gläubigen Menschen vorzugsweise offenbart; es wird sich aber schwerlich leugnen lassen, daß viele von denen, welche sich zur Vernunftreligion bekannten, zwar geneigt waren, das allgemeine Wunder in der Schöpfung der Welt anzuerkennen, aber auch die besondern wunderbaren Erweisungen Gottes in der heiligen Geschichte zu leugnen. Sie mögen hierzu gekommen sein durch die Häufung des Wunderbaren, zu welcher viele Supranaturalisten geneigt waren, außerhalb und innerhalb des Protestantismus, oder auch durch die Uebertreibung des Wunderbaren, welche Gottes Wirksamkeit in der Welt in Widerspruch mit den Gesetzen setzt, welche seinen Willen in der Welt verkünden; aber wie auch ihre Polemik gegen den Supranaturalismus nach dieser Seite zu

entschuldigt werden mag, sie heben dadurch einen wesentlichen Punkt in der Annahme einer positiven Religion und einer historischen Offenbarung auf. Wenn dagegen Jemand annehmen sollte, die heilige Geschichte, welche die Grundlage der positiven Religion bildet, biete wunderbare Zeichen dar, in welchen der übernatürliche Wille Gottes sich uns vorzugsweise verkündet habe, so müssen wir gestehn, daß seine Ueberzeugung von der supranaturalistischen Lehre in keinem wesentlichen Punkte sich uns zu entfernen scheint, wie viel er auch sonst geneigt sein möchte, in der Auslegung und der Prüfung der Ueberlieferungen der Vernunft einzuräumen. Von einem solchen Manne würden wir sagen müssen, daß er zwar zur Partei der Rationalisten in vielen Einzelheiten sich schlug, aber doch im Wesen seiner Denkweise der supranaturalistischen Denkweise sich zugewandt hätte.

Diese abschweifenden Bemerkungen konnten wir uns nicht ersparen, wenn wir das Vorurtheil beseitigen wollten, welches der scheinbare Rationalismus des Verf. der Wirkung seiner Schrift entgegensetzen könnte. Wir können ihn nur zu den Männern zählen, welche zwar von der rationalistischen Denkweise ausgegangen sind und von ihr das Gute sich zu bewahren gesucht haben, aber doch unbemerkt durch ihren religiösen Tact den Ueberzeugungen des Supranaturalismus zugeführt wurden. Der Verf. ist sich vielleicht nicht deutlich dieser Umwandlung bewußt, und das große Gewicht, welches er darauf legt, daß der Tact ohne Bewußtsein der in ihm wirksamen Factoren in uns Ueberzeugungen begründe (S. 7), macht es begreiflich, daß er hierüber eine volle Rechenschaft sich nicht gegeben hat.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. 206. Stück.

Den 25. December 1856.

Z ü r i c h

Fortsetzung der Anzeige: „Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie von F. H. Germar.“

Die Zeichen seiner supranaturalistischen Denkweise sehen wir aber mitten unter den Ausdrücken, welche dem Rationalismus entlehnt sind, nicht selten hervorbrechen. Den Tact betrachtet er als eine wunderbare, eine göttliche Gabe; unter besondern Begünstigungen Gottes soll sie einzelnen Menschen zu Theil werden in einem vorzüglichen Grade, einer vorzüglichen Reinheit, und der Glaube an die Offenbarungen, welche ihnen geschehen sind, soll alsdann auch weiter als Autorität andern Menschen zu ihrer religiösen Führung dienen, so daß hieraus eine positive oder historische Religion erwachsen werde. Daher nimmt der Verf., sowie in andern Dingen, so auch in der Religion die

Autorität sehr eifrig in Schutz (vgl. S. 7; 28 ff.; 134 ff.). Es liegt hierin, wie man bemerken wird, etwas Mystisches, welches der Rationalismus immer von sich hat abwehren wollen. Die Dunkelheiten in den Vorgängen, durch welche die Tacturtheile zu Stande kommen, mußten es nothwendig herbeiführen.

Es scheint nun freilich seltsam, ist aber doch mit den entgegengesetzten Richtungen, in welchen die Entwicklung unserer Wissenschaft sich bewegt, wohl verträglich, daß wir eben in dem mystischen Elemente, welches uns hier begegnet, obwohl es vom Rationalismus gescheut wird, doch ein Ueberbleibsel des Rationalismus, wie er sich historisch ausgebildet hat, wiederzuerkennen meinen. Eine der Schwächen des Rationalismus war sein Kleinmuth, seine Kleingläubigkeit. Er konnte keinen Glauben an die wunderbaren Werke Gottes fassen; er mußte sie wenigstens möglichst klein sich zu denken suchen, überall an die Schranken der Natur gebunden; nicht diese Gesetze beherrschend, wie es einem übernatürlichen Willen geziemt, sondern von ihnen beherrscht, sollte der Wille Gottes vielmehr nur schwache und gebrechliche Geschöpfe hervorbringen, welche in der Natur wenig wirken und in der sittlichen Welt den Willen Gottes nicht vollkommen erfüllen könnten. Der großartige Glaube der Supranaturalisten an das Ebenbild Gottes im Menschen ist in dieser Denkweise zusammengeschrumpft; der Satz des Athanasius, in welchem jener Glaube sich aussprach als das Vertrauen, daß in dem Unvermögen die Kraft, in dem Schwachen die Macht, in dem Leidenden die Leidenlosigkeit, in dem Sterblichen die Unsterblichkeit liege, würde von den Rationalisten schwerlich gebilligt worden sein; wenn der alte

Supranaturalismus seine Hoffnungen auf das Schauen der ewigen Wahrheit, auf das Schauen Gottes gerichtet hatte, so pflegte dagegen der neuere Rationalismus uns an die Schranken unserer Erkenntniß zu verweisen und anzunehmen, daß sie in keiner zukünftigen Entwicklung überwunden werden könnten. Eine Folge dieser Kleingläubigkeit ist nun natürlich in der Erkenntnißtheorie, daß wir daran erinnert werden, daß uns Vieles dunkel bleiben müsse, daß wir an die ewige und vollkommene Wahrheit Gottes, des letzten Grundes aller Dinge, zwar glauben, aber nicht sie erkennen können und hiermit, denke ich, ist der Grund zum Mysticismus gelegt. Dem Glauben, dem Tact, welcher uns vom Sinnlichen und Uebersinnlichen eine Erkenntniß, aber doch nicht die volle Erkenntniß gewährt, müssen wir uns überlassen; wir können dabei auch prüfen und durch die Prüfung der Erkenntniß uns nähern; aber die Ursachen des Tacts werden wir schwerlich ergründen; unser Geschick ist es in halber Dämmerung zu leben und so uns einem tastenden Verfahren zu überlassen, welches die Mysterien der Wahrheit nur zur Hälfte verräth, zur Hälfte in Dunkelheit läßt. Der alte Supranaturalismus, welcher vom Glauben zum Wissen vordringen will, hatte eine viel höhere Meinung von der Vernunft, als der Rationalismus. Der Verf. theilt die Meinung des letztern; er billigt zwar den Satz des Anselmus, ich glaube, um zum Verständnis zu gelangen, aber nur in einem beschränkten Sinne (S. 59); die Prüfung des Glaubens behält er sich vor, aber nur, um beim geprüften Glauben stehen zu bleiben.

Wir würden hiergegen nichts einzuwenden haben, wenn nur von unserm gegenwärtigen Stand-

punkte die Rede wäre. Aber es hat allen Anschein, daß nicht dieser allein von ihm bedacht wird. Seine Theorie über das menschliche Erkennen läuft auf einen Dualismus hinaus, in welchem Glauben oder Tact und Prüfung oder Wissen einander entgegengesetzt werden. Eine Auflösung dieses Dualismus, eine Zurückführung der beiden Quellen unseres Erkennens auf einen gemeinsamen Grund scheint er nicht zu beabsichtigen. Wir werden nun wohl zugestehn können, daß seine Bemerkungen über die Elemente unseres Denkens viel Zutreffendes enthalten; aber daß sie auf den letzten Grund vorge drungen wären, müssen wir bezweifeln, weil sie sich nicht darauf einlassen den Grund des Dualismus, welcher in unserm gegenwärtigen Denken ist, aufzudecken und dadurch die Dunkelheit aufzuheben, welche über die Tacturtheile und über die Grundsätze ihrer Prüfung schwebt. Die Absicht der Schrift geht nicht auf eine endgültige Entscheidung; sie will nur auf einen Punkt aufmerksam machen, welcher bisher in den philosophischen Untersuchungen nicht genug beachtet worden wäre und ohne welchen doch eine rechte Verständigung über die Philosophie und ihr Verhältniß zum religiösen Glauben besonders, aber auch sonst zu andern Zweigen unserer vernünftigen Bildung nicht möglich sein würde. Wenn wir nun auch glauben, daß dieser Punkt von der bisherigen Philosophie nicht in dem Grade vernachlässigt worden ist, in welchem der Verf. es annimmt, so finden wir ihn doch sehr beherzigungswerth und müssen es für ein Verdienst des Verf. halten, daß er ihn nachdrücklich zur Sprache bringt.

Schon vorher ist es hervorgehoben worden, daß es nöthig sei, wenn man über den religiösen

Glauben wissenschaftlich sich verständigen wolle, ihn unter einen allgemeineren Gesichtspunkt zu stellen. Eine isolirte Masse von Erscheinungen oder Entwicklungen des Geistes wird uns immer nur als ein Räthsel erscheinen können; wir müssen sie an das Ganze heranziehen, um sie verständlich zu finden. Das, was für heilig gehalten wird, pflegt sich aber gern der Berührung mit dem Gemeinen zu entziehen; es fürchtet in das Profane gezogen zu werden, wenn seine Gemeinschaft mit den gewöhnlichen Geschäften des Marktes aufgedeckt wird. Hiervon sollten die frei sein, welche erkannt haben, daß die Religion das ganze Leben durchdringen soll; aber die wenigsten sind hiervon frei; die meisten besorgen, daß die Würde der Religion verleßt werde, wenn man ihre Gründe in den Regungen unseres Geistes nachweist, welche keinem Menschen fremd bleiben können. Dieses Vorurtheil dürfte auch den Ansichten des Verf. sich entgegensetzen, wenn er den religiösen Glauben auf den Fact zurückführt, von welchen er nachzuweisen weiß, daß er überall in unsere Urtheile sich einmischt, wie eine unentbehrliche Gabe, welche das Kind wie den Greis leitet. Wenn er diese Sätze geltend macht, wenn er auch die Philosophen daran erinnert, daß sie einen solchen Fact nicht entbehren könnten, daß sie ihn zur Ueberwachung ihrer Speculationen gebrauchen sollten und selbst im höchsten Fluge ihrer Speculationen von ihm sich hätten leiten lassen, so werden wir nicht anstehn, ihm hierin ohne Abzug Recht zu geben.

Es ist auch von keiner geringen Wichtigkeit, hierauf aufmerksam zu machen, nicht allein für die Religion, sondern auch für die Philosophie. Der Verf. streitet mit Recht gegen die Anmaßun-

gen einer Philosophie, welche alle Wissenschaft und alle Meinungen der Menschen ins Reine bringen und zur absoluten Wissenschaft alles Wißbaren sich aufwerfen will. Er macht gegen sie geltend, daß vor der Philosophie das Denken vorhergeht, durch den Tact geleitet, daß wir zwar vielen Urtheilen des Tactes mißtrauen dürfen, daß alle Tacturtheile der Prüfung unterworfen werden sollen, daß aber doch nicht alle Tacturtheile falsch sein würden, daß neben der Philosophie auch andere, wenn auch weniger sichere Wissenschaften bestehen blieben, und nicht weniger auch Tacturtheile, daß auf diese zwar die philosophischen Grundsätze sich anwenden ließen, aber die Anwendung derselben das Bestehen eines der Philosophie fremden Gebiets unserer Gedanken voraussetze und die angewandte Philosophie, welche von der reinen Philosophie sorgfältiger, als bisher geschehen, unterschieden werden sollte, nicht so sicher sein könnte, wie diese, daß es daher auch keinesweges abzulehnen sei, wenn es den Philosophen empfohlen würde, die Controle ihrer oft sehr luftigen Speculationen durch den Tact sich gefallen zu lassen. Er beschränkt daher das Geschäft der philosophischen Forschung, ohne ihre Anwendbarkeit auf alle Gebiete unseres Denkens beschränken zu wollen. Seiner Ansicht nach würde die Philosophie noch immer den Namen einer allgemeinen Wissenschaft verdienen, aber doch nicht andere Gebiete des Denkens, welche neben ihr bestehen bleiben, zu leugnen haben; denn er betrachtet die reine Philosophie als die allgemeine Prüfungswissenschaft, welche alle Tacturtheile, auch die, welche zu einzelnen Wissenschaften sich ausgebildet haben, ihrer Beurtheilung zu unterwerfen hat (S. 52; 161), und eben dieser Begriff, welchen er

von der Philosophie geltend macht, setzt voraus, daß neben der Philosophie ein Gebiet des Denkens bestehn bleibt, welches den Stoff für ihre Beurtheilung und für die Anwendung ihrer reinen Grundsätze darbietet. Wir finden, daß dies Alles sehr richtig ist und nicht minder ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, weil es sich den Anmaßungen einer eingebildeten Philosophie entgegensetzt und den Irrthümern, welche daraus hervorgegangen sind, daß man die Philosophie als allgemeine Wissenschaft erkannt hatte, aber darüber sich keine sichere Rechenschaft zu geben wußte, wie die allgemeine Wissenschaft doch noch andere Wissenschaften und Denkweisen richtiger Erkenntniß neben sich dulden könnte. Es leuchtet hieraus auch ein, warum dem Verf. für die richtige Vertreibung der Philosophie, und damit wir nicht einem blinden Autoritätsglauben zugetrieben werden (S. 51), Alles darauf anzukommen scheint, daß zuerst das Verhältniß zwischen Tact und Wissen untersucht und festgestellt werde.

Aber nun würden wir uns doch sehr wundern müssen, wenn es sich so verhalten sollte, wie man nach den Aeußerungen des Verf. glauben dürfte, daß die Untersuchung über dies Verhältniß bisher von den Philosophen ganz oder fast ganz vernachlässigt worden wäre. Theologen und Männer anderer einzelner Fächer der Wissenschaft haben sich oft über den Stolz der Philosophen beklagt, aber nicht alle Philosophen waren von einem solchen aufgeblasenen Stolge, daß sie ihre Wissenschaft für die einzige Wissenschaft und im Besiß aller Wahrheit gehalten hätten; die angeführten Gründe, welche ein richtiges Denken vor und neben der Philosophie uns annehmen lassen, sind auch so einleuchtend, daß sie nicht leicht Män-

nern entgehen können, welche einen freien Ueberblick über unsere Denkweisen sich zu verschaffen bemüht sind, und wenn der Verf. den Tact mit dem Glauben zusammenstellt und das Verhältniß beider als eine alte Streitfrage bezeichnet, so konnte er nicht unbeachtet lassen, daß über dasselbe schon oftmals und seit ältester Zeit verhandelt worden ist. Der Tadel, welchen er über die bisherige Philosophie in dieser Beziehung ausspricht, ist daher wohl etwas zu allgemein gehalten, so wie er auch sonst alle bisherige Versuche in der Philosophie mit zu allgemeinen Worten des Tadels abfertigt. Er meint, das Bestreben, eine unbezweifelbare Grundlage für die philosophische Prüfung, diesen „Stein der Weisen“, zu finden, sei bisher „gänzlich“ mißlungen (S. 50); er spricht von einem kläglichen Mißlingen aller bisherigen philosophischen Systeme (S. 51). Ähnliche Aeußerungen zu hören sind wir freilich gewohnt, besonders von solchen, welche in dilettantischer Weise die Philosophie zu reformiren unternehmen und daher durch ein gründlicheres Studium der philosophischen Grundsätze und Systeme nicht darauf sich vorbereitet haben, genau abzuwägen, was bisher in der Philosophie geleistet worden ist und was nicht; aber auch, wenn der Verf. nur in der Theologie sich sorgfältig umgesehen hätte nach dem Streite über Glauben und Wissen, so sollten wir meinen, daß ihm nicht leicht hätte entgehen können, wie mancherlei brauchbare Bausteine für sein Unternehmen schon von frühern Philosophen herbeigeschafft worden wären. Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir in der Geschichte der Philosophie ihm alle die ähnlichen Gedanken nachweisen wollten, welche denselben Gegensatz im Auge hatten, der von ihm zu einer Reform der

Philosophie aufgerufen wird. Nur an Einiges will ich erinnern. Als Platon die Wissenschaft genau von der Meinung zu unterscheiden unternahm, konnte er sich hierbei schon auf die Eleaten als seine Vorgänger berufen; seine Untersuchungen über den Gegensatz zwischen Meinung und Wissenschaft lassen in der erstern eine göttliche Gabe zu, welche das Richtige zu treffen wisse, und an diese Ansicht haben sich später die Untersuchungen der Kirchenväter über das Verhältniß der Wissenschaft zur Meinung und zum Glauben angeschlossen. In der That war schon in diesen Untersuchungen das im Gange, was oben an dem Unternehmen des Verf. gelobt worden ist, daß man den religiösen Glauben, welchen man gegen die Philosophie abzuwägen hatte, unter einem allgemeinen Gesichtspunkt zu fassen suchte. Später aber führte die schon angedeutete Besorgniß, daß hierdurch das Heilige profanirt werden könnte, zu einer strengern Absonderung des religiösen Glaubens von andern Arten der Meinung. In der neuern Philosophie ist das Verhältniß zwischen Wissen und Meinung, Glauben oder Tact besonders sorgfältig von der Lockischen Schule und von den Ausläufern derselben, den schottischen Philosophen, besprochen worden; die Wendung der Gedanken, welche bei diesen sich findet, so wie bei ihren Geistesverwandten, den neuern französischen Eklektikern, bietet in der That vieles Aehnliche mit dem dar, was der Verf. uns bedenken läßt, so daß seine Theorie auch in unsern Zeiten nicht so vereinzelt steht, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Da der Verf. auf Hermeneutik sich versteht und sehr gut zu beachten weiß, daß es in allen unsern Reden weniger auf die Worte als auf den Sinn ankommt, so

wird er sich nicht daran stoßen, daß nicht immer das Wort *Tact* da gebraucht wird, wo er es an der Stelle findet. Einen genauern Ausdruck einzuführen in die Wissenschaft hat zwar auch seine großen Vortheile und der Verf. mag einigen Grund haben den Ausdruck *Tact* andern Ausdrücken, welche sonst in der wissenschaftlichen Untersuchung gebraucht worden sind, als passender nach unserer gewöhnlichen Ausdrucksweise vorzuziehen; aber er wird auch der Regel eingedenk sein: in *verbis simus faciles*, und nicht verlangen, daß wegen einer jeden kleinen Abschattung, welche in Ausdrücken und Begriffen angebracht werden kann, sogleich eine völlige Reform der Wissenschaft vorgenommen werden müßte. Gewiß wird es der Philosophie zu keinem großen Vorwurf gereichen können, daß sie noch nicht die ganze Mannichfaltigkeit der psychologischen Momente erschöpft hat, welche bei der Entwicklung unseres Denkens in Frage kommen können.

Doch wir müssen bei diesem Punkte etwas länger verweilen, weil das ganze Unternehmen des Verf. auf ihm beruht. Es wird von ihm nicht verkannt, daß dem Begriffe des *Tacts* verwandte Begriffe schon sonst angewandt worden sind, um die Erscheinungen im Gebiete des geistigen Lebens zu erklären, welche er der wissenschaftlichen Prüfung entgegensetzt. Er sucht aber zu zeigen, daß diese Begriffe dem nicht Genüge leisten, was erklärt werden soll. Die Kritik, welche hierbei über diese verwandten Begriffe ergeht, finde ich nun nicht sehr genau und ich möchte besonders das, was die Lockische und Schottische Schule zu diesen Begriffen geführt hat, gegen den Verf. in Schutz nehmen, auch deswegen, weil die Lehren dieser Schule in der That mit den alten Tradi-

tionen der philosophischen Schule besser zusammenhängen, als der Sprachgebrauch des Verf. und man auch im wissenschaftlichen Sprachgebrauch nicht ohne Grund Neuerungen vornehmen soll. Freilich muß ich gestehn, daß auch dieser Sprachgebrauch nicht ganz feststeht und eine genauere Bestimmung desselben wohl wünschenswerth scheinen kann, so daß ich mit Freuden die Hand bieten würde, wenn die Untersuchungen des Verf. hierzu den Weg bahnten. Die Schule der englischen Philosophen hat besonders auf Instinct, Gewohnheit und gesunden Menschenverstand (*common sense*) großes Gewicht gelegt; der Verf. findet diese Begriffe nicht ausreichend für das, was er erklären will; den Instinct findet er zu dunkel, zu sehr mit der Organisation verwebt und bemerkt überdies, daß der Tact nicht allein auf einem natürlichen Triebe beruhe, sondern auch durch Uebung entwickelt werde. Doch würde wohl von ihm zugegeben werden, daß auch etwas vom Instinctartigen in unsere Tacturtheile sich einmischt; denn das Instinctartige charakterisirt sich hauptsächlich durch seine unbewußten Regungen und diese hebt auch der Verf. in den Tacturtheilen besonders hervor. Auf die Fortbildungen aber, welche in den Tacturtheilen oder in den Meinungen des *common sense* sind, hatte Hume vornehmlich sein Argument gerichtet, als er die fortschreitende Macht der Gewohnheit in der Erklärung unserer Culturstände hervorhob; ich habe es nur bedauern können, daß der Verf. auf die Untersuchung dieser Erklärungsweise nicht näher eingegangen ist, obwohl sich voraussetzen läßt, daß er zu dem Resultate gekommen sein würde, in den Tacturtheilen sei nicht allein etwas durch Uebung Angebildetes, sondern auch etwas Ursprüng-

liches. Ohne Zweifel aber kommt dem, was der Verf. mit dem Namen des *Tactes* bezeichnet, das am nächsten, was mit dem Namen des gesunden Menschenverstandes oder des *common sense* gewöhnlich bezeichnet worden ist. Er lehnt auch diesen Ausdruck ab; doch müssen wir gestehn, daß seine Gründe uns nicht völlig einleuchten. Er mag darin Recht haben, daß die Namen, welche man gebraucht, nicht ganz passend gewählt sind. Wenn von gesundem Menschenverstande geredet wird, so scheint der Ausdruck zu sagen, daß von ihm nur Gesundes und Richtiges zu erwarten sei, und dagegen bemerkt der Verf., daß nicht alle *Tacturtheile* richtig sein müßten. Wenn der Menschenverstand als der allgemeine, als *sensus communis* bezeichnet wird, so wird mit Recht dagegen eingeworfen, daß sich nicht selten Parteimeinungen in ihn einmischten und ein individuell modificirter *Tact*. So wenig wir diese Einwürfe tadeln können, so wenig können wir in ihnen genügenden Grund finden zu einer völligen Umwandlung des Sprachgebrauchs zu schreiten. Durch genauere Bestimmungen würde sich ihm wohl der richtige, unzweideutige Sinn abgewinnen lassen, soweit in isolirte Worte ein unzweideutiger Sinn sich legen läßt. Auch das Wort *Tact* dürfte von aller Zweideutigkeit nicht frei zu sprechen sein. Will man die Worte gesunder oder allgemeiner Menschenverstand nicht gelten lassen, so setze man an ihre Stelle den natürlichen oder wissenschaftlich noch ungebildeten Menschenverstand. Er gibt sich als einen Grund wahrer und falscher Meinungen zu erkennen und bringt das hervor, was man in der neuesten deutschen Philosophie die gemeine Denkweise der praktischen Menschen genannt hat; seine Ergebnisse sind gar sehr der

wissenschaftlichen Prüfung bedürftig; sie entsprechen in der That, soweit unser Urtheil reicht, allem dem, was der Verf. mit dem Namen der Tacturtheile bezeichnet.

Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß der Verf. noch einen Grund gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch hinzufügt, obwohl wir gestehn müssen, daß wir ihn nicht recht begreifen können. Jeder Versuch, sagt er (S. 151), den gemeinen und gesunden Menschenverstand zum Princip der Philosophie zu machen müsse an der Frage scheitern, worin denn der gesunde von dem ungesunden zu unterscheiden sei. Dieser Grund würde entscheidend sein gegen die Philosophen, welche den gesunden Menschenverstand zum Princip der Philosophie haben machen wollen, aber gegen die, welche seine Meinungen nur den prüfenden Untersuchungen der Wissenschaft entgegensetzen, ist er von gar keiner Wirkung. Für den Verf. würde er daher auch nur etwas austragen können, wenn er den Tact zum Principe der Philosophie erheben wollte. Es kommen allerdings Aeußerungen bei ihm vor, welche zu einer solchen Annahme verleiten könnten. Er nennt den Tact den Urquell alles Denkens (S. 222); er sagt, daß alles Denken durch den Tact längst hervorgebracht sei, bevor an eine Wissenschaft der Philosophie gedacht ward (S. 157); diese Ausdrücke könnten dahin zu deuten scheinen, daß er in ihnen den obersten Grund aller Erkenntniß aufgefunden zu haben glaubte; sie werden aber wohl nur einen Beweis davon abgeben, daß auch der Ausdruck Tact nicht über alle Zweideutigkeiten der Rede uns hinweghebt und daß wir sehr Unrecht thun, wenn wir philosophische Untersuchungen oder Systeme für kläglich mißlungene Versuche erklären,

wenn wir diese oder jene Aeußerung in ihrer Darstellung nicht genau oder nicht in Uebereinstimmung mit ihren Absichten finden. Besser als die gelegentlichen Aeußerungen des Vfs wird uns die Begriffserklärung unterrichten, welche er vom Tact gibt. Er erklärt ihn als das Vermögen des menschlichen Geistes, eine Menge von Empfindungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen (besonders verwandter Art) schnell mit einander zu vergleichen und des Resultats dieser Vergleichung (der Harmonie oder Disharmonie) sich bewußt zu werden, ohne jene einzelnen Factoren zum Bewußtsein zu bringen (S. 9).

Als ich diese Definition las, muß ich gestehn, wurde ich unwillkürlich daran erinnert, daß der Verf. Dilettant in der Philosophie ist. Dilettanten sind mit naturalistischen Fechtern zu vergleichen, welche, indem sie ihre kräftigsten, gewandtesten Hiebe führen, zugleich die größten Blößen geben. Sie sind unvorsichtig, weil sie die Kunst nicht kennen, mit welcher ihre Gegner sie angreifen werden, die Uebung, in welcher diese ergraut sind, und die Vorbildung, mit welcher sie sich einlassen müssen. Ein jeder in unserer gegenwärtigen Philosophie geübter Philosoph würde sich gescheut haben, den Tact für ein Vermögen zu erklären. Wir wollen den Verf. mit den Zweifeln verschonen, welche gegen den Begriff des Vermögens überhaupt in unserer neuesten Philosophie erhoben worden sind, obwohl sie ihre guten, wenn auch nicht unlösbaren Gründe haben. Aber daran hätte er doch wohl denken können, daß die Herbartianer gegen die Vielheit der Seelenvermögen noch viel stärkere Zweifel erhoben haben, als gegen den Begriff des Vermögens überhaupt. Und mit einer Vielheit der Seelenvermögen werden

wir nach dieser Definition es zu thun bekommen. Denn den Tact selbst zerlegt sich der Verf. in verschiedene Tactarten, z. B. den perspectivischen Tact; er setzt auch in seiner Definition andere Seelenvermögen voraus; denn wenn der Tact ein Vermögen zu vergleichen sein soll, Empfindungen nämlich, Begriffe, Urtheile und Schlüsse, so wird das Vermögen Empfindungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu haben ihm vorausgehen müssen. Wir berufen uns hierüber gern auf den vom Verf. öfters gebrauchten Satz, daß Gedanken nicht gegeben werden können. Noch bedenklicher ist es, daß der Verf. selbst erklärt, der Tact würde durch Uebung oder Entwicklung ausgebildet (S. 12), durch Entwicklung natürlich eines Vermögens, so daß er also auch nicht ein Vermögen, sondern das Ergebnis aus der Entwicklung eines Vermögens sein würde. Die Definition selbst setzt die Empfindungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse als die Factoren des Tactes; wenn er aber solche Factoren hat, so wird man ihn wohl wenigstens theilweise als ein Resultat vorangegangener Bildungselemente ansehen müssen, nicht aber als ein Vermögen. Wir können nicht umhin, hierbei zu bemerken, daß mit diesem Punkte, welcher im Begriffe des Tactes liegen soll, sehr gut übereinstimmt, daß wir ihn als den wissenschaftlich noch ungebildeten Menschenverstand betrachten, welcher als ein Product aus mancherlei noch nicht recht verarbeiteten Factoren unseres Denkens hervorgeht. Man wird daher wohl zu der Annahme berechtigt sein, daß dem Verf. eine Verwechslung begegnet ist, welche freilich nicht selten sich ereignet hat, über welche aber doch die Fortschritte, welche die Philosophie in der Kunst zu unterscheiden schon seit lange gemacht hat, leicht

hätten hinweghelfen können, nämlich die Verwechslung der Fertigkeit (*habitus*) mit dem Vermögen (*potentia*). Wir wollen nicht sagen, daß der Vf. den Tact in allen Stücken nur als eine Fertigkeit hätte erklären sollen, aber zum großen Theil kommen wir doch auch aus den Einzelheiten, welche er über ihn berichtet, nur zu dem Ergebnisse, daß er in ihm auch eine Fertigkeit sieht aus mancherlei Bildungselementen heraus zu einem schnellen Endurtheil zu gelangen. Es bleibt uns aber noch ein anderes Bedenken gegen seine Definition übrig. Sie schließt mit einem negativen Merkmale; als das Charakteristische des Tactes wird angegeben, daß er die Factoren, aus welchen sein Urtheil als Resultat sich ergibt, doch nicht zum Bewußtsein bringe. Die Regeln der Logik aber lassen negative Merkmale wenigstens mit Mißtrauen betrachten. Dieses Mißtrauen wird sich steigern müssen, wenn uns angemuthet wird in unserer Seele etwas anzunehmen, wovon wir gar kein Bewußtsein haben sollen. Wenn wir Empfindungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse vergleichen sollen, so müssen wir sie haben und ohne Zweifel in unserm Bewußtsein haben, weil sie nur Acte des Denkens und also auch des Bewußtseins sind, aber wir müssen sie nicht nothwendig in deutlichen Unterschieden vor uns haben und dies wird es sein, was der Verf. in seiner Definition ausdrücken wollte und nur unvollständig ausgedrückt hat; er hätte aber auch überdies in positiver Weise ausdrücken sollen, in welcher Weise wir sie in unserm Bewußtsein haben, um den logischen Forderungen an die Definition zu genügen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

207. Stück.

Den 27. December 1856.

Z ü r i c h

Schluß der Anzeige: „Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie von F. H. Germar.“

Unvollkommenheiten in einer Definition sind noch keinesweges ein Beweis, daß der Begriff, welcher definirt werden soll, nicht seine Richtigkeit hat. Das, was der Verf. beabsichtigt, halten wir vielmehr im Wesentlichen für richtig, ja in einem noch weitern Sinne für richtig, als in welchem er es geltend macht. Das Wesentliche seiner Absichten sehen wir nämlich darin, daß er zeigen will, daß in unser Denken noch andere, schneller wirkende Beweggründe uns treiben, als die sind, welche in den Formen unseres wissenschaftlichen Denkens sich ausdrücken lassen, daß eben diese wegen ihrer schnellern Wirksamkeit auch früher zu Ergebnissen uns führen als unsere wissenschaftli-

chen Ueberlegungen und daß die letztern daher in unserer Seele schon eine Reihe ausgebildeter Gedanken vorfinden, ohne welche die wissenschaftliche Untersuchung gar nicht zu Stande kommen könnte. Dieses Gebiet der Vorbildungen für die wissenschaftliche Untersuchung ist freilich nicht, wie der Verf. zuweilen anzunehmen scheint, den Philosophen ganz unbekannt geblieben oder von ihnen vernachlässigt worden; sie haben es gewöhnlich mit dem Namen der Meinungen des gesunden oder des praktischen Menschenverstandes bezeichnet; sie sind aber zuweilen in entgegengesetzter Richtung zu Irrthümern über dasselbe verleitet worden, indem sie entweder dem gesunden Menschenverstande zu unbedingt vertrauten, wie die Schotten, oder der gemeinen Vorstellungsweise zu unbedingt sich entgegengesetzten, wie viele der neuesten deutschen Philosophen. Es darf daher als ein Verdienst des Vfs angesehen werden, daß er die Urtheile des Lactes in Schutz nimmt, aber auch nachweist, daß sie der Prüfung bedürfen. Er hat dies als ein vielseitig gebildeter Mann gethan, indem er dabei auf fast alle Gebiete der Wissenschaft Rücksicht nahm, und wenn seine Nachweisungen auch nicht auf Vollständigkeit und in allen Punkten auf gleiche Sicherheit Anspruch machen können, so veranschaulichen sie doch den Sach, welchen er vertheidigt, in einer sehr zweckmäßigen Weise. Nur müssen wir uns dagegen verwahren, daß er die Untersuchung über den Ursprung der gewöhnlichen Meinung zu kurz abschneidet, indem er sie auf ein ursprüngliches Factvermögen zurückführen will. Diese Untersuchung ist eine der verwickeltesten Aufgaben; sie fällt mit der Untersuchung über die Bildung aller unserer Denkformen zusammen und darf der Philosophie nicht

entzogen werden, wie auch der Verf. wird eingestehen müssen; denn die endgültige Prüfung der Tacturtheile, welche er der Philosophie zuweist, wird nur dadurch sich vollziehen lassen, daß man über die Beweggründe, aus welchen sie hervorgehn, sich Rechenschaft gibt. Bei dem Verf. tritt die Annahme eines wunderbaren Tactvermögens wie ein *deus ex machina* in dem Drama der Entwicklung unseres Geistes zur Zerhauung des Knotens auf und dies bringt das mystische Element in seine Lehren, welches wir früher bemerkt haben. Der Philosophie dagegen wird es zukommen, dieses mystische Element mehr und mehr zu beseitigen; denn, indem sie die Tacturtheile der gewöhnlichen Meinung zu prüfen unternimmt, muß sie zu zeigen suchen, aus welchen Motiven sie hervorgehn, was in ihnen Schwaches, was in ihnen Wahres ist, und indem sie die Motive des Wahren in ihnen aufsucht, muß sie dieselben in der Vernunft nachweisen. So ergibt sich, daß auch der Tact aus vernünftigen Gründen begriffen werden muß, soweit seine Stärke reicht; seine Schwächen, durch welche er dem Irrthum unterworfen ist, werden aber nur daher stammen, daß die Vernunft noch nicht in voller Wirksamkeit in ihm sich findet. In ihm ist also eine noch schwache, noch unentwickelte Vernunft wirksam und deswegen haben wir auch das Tactvermögen nicht als ein besonderes Vermögen, welches dem Prüfungsvermögen entgegengesetzt werden müßte, zu betrachten.

In die Einzelheiten der Untersuchungen des Vfs können wir nicht eingehn, sonst müßten wir ein Buch über das Buch schreiben. Wir müssen es daher auch aufgeben, seine Ansichten über den Begriff und das Princip der Philosophie ausführ-

lich zu prüfen und die Anwendungen auseinanderzusetzen, welche er von seinen Grundsätzen besonders reichlich auf die verschiedenen Auffassungsweisen der Religion macht. Man wird auch hierin vieles sehr Beachtungswerthe finden, aber auch die Schwächen, welche am Dilettantismus haften. So wie wir haben sagen müssen, daß seine Lehren über das Verhältniß der Philosophie zum Tact keine Reform der Philosophie werden bewirken können, so müssen wir dasselbe auch von seinem Begriffe und seinem Principe der Philosophie meinen. Nur mit wenigen Worten wollen wir Einiges über dieselben sagen. Er schlägt folgende Definition der Philosophie vor. Die Philosophie ist diejenige Wissenschaft, welche lehrt, wie die menschlichen Tacturtheile durch Vergleichung derselben mit unbezweifelbaren Thatsachen des menschlichen Bewußtseins geprüft werden können (S. 160). Wir haben schon früher Einiges, was an dieser Ansicht von der Philosophie zu loben ist, hervorgehoben; wir können dem noch hinzusetzen, daß in ihr auf eine genaue Unterscheidung der Philosophie von den einzelnen Wissenschaften mit Recht gedrungen wird. Diese Unterscheidung wird vom Verf. in dem Merkmal des Unbezweifelbaren ausgedrückt. Die einzelnen Wissenschaften prüfen die Tacturtheile nur mittelst unbezweifelter Sätze, die Philosophie verlangt eine Prüfung durch das Unbezweifelbare. Wir würden hieran nur tadeln können, daß der Gegensatz zwischen dem Unbezweifelten und zwischen dem Unbezweifelbaren nicht ganz klar sich herausstellt. Denn sobald das Unbezweifelbare von der Philosophie gefordert wird, muß sie auch die unbezweifelten Grundsätze der einzelnen Wissenschaften einer Kritik unterziehen und sie hören alsdann auf, unbezweifelt zu sein

Doch wir geben gern zu, daß dieser Mangel in der Unterscheidung sich leicht würde heben lassen und daß auch die Sätze des Verf. hierzu schon genügende Ansätze bieten. Bedenklicher machen uns die Bemerkungen, welche der Verf. über das Unzweifelbare hinzufügt. Er will ihm doch nicht absolute Untrüglichkeit zuschreiben, welche dem unbeschränkt vollkommenen Geiste ausschließlich vorbehalten sei (S. 161); absolute, untrügliche Wahrheit ist dem Menschen nicht möglich (S. 252). Daher will der Verf. auch die Kritik nicht zu weit getrieben wissen, weil sonst der Mensch vor lauter Kritik nie zum Wahrnehmen und Handeln kommen würde (S. 194). Diese Beschreibung der philosophischen Kritik erinnert uns an die Lehren der schottischen Schule, mit welchen die Ansichten des Verf. in mehr als einem Punkte Ähnlichkeit haben; sie führt die Beschränkung des Unbezweifelbaren herbei, welche uns den Zweifel erregen muß, ob der Verf. überhaupt noch etwas Unbezweifelbares annehme; denn wenn die Sätze des Widerspruchs und der Uebereinstimmung, der Harmonie nicht absolut gewiß sind, und für Gott ebenso gut, wie für den Menschen gelten, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als auf alle Wahrheit Verzicht zu leisten. In der Definition der Philosophie, welche der Verf. gibt, ist aber auch noch ein anderer Umstand bedenklich. Die unbezweifelbaren Sätze, auf welche die Philosophie zurückgehen soll, werden als Thatsachen des menschlichen Bewußtseins bezeichnet. Auch dies erinnert an bekannte Sätze der schottischen Philosophie und ihrer Geistesverwandten, der französischen Eklektiker. In der deutschen Philosophie ist, glaube ich, die Periode vorüber, in welcher man auf solche Thatsachen als auf Grundsätze der Philosophie

sich zu berufen pflegte. Und wohl nicht mit Unrecht hat man diese Thatsachen aus der Philosophie beseitigt. Denn wenn es darauf ankommt, die Philosophie von den übrigen Wissenschaften zu unterscheiden, so darf man ihr nicht dieselbe Grundlage zuschreiben, welche den empirischen Wissenschaften zukommt. Thatsachen, Data und Facta geben den Grund des empirischen Erkennens ab. Zur Prüfung können sie nur gebraucht werden, wenn außer ihnen schon allgemeine Grundsätze feststehn, wie z. B. die Sätze der Harmonie und der Disharmonie, auf welche der Verf. mit Recht großes Gewicht legt; diese Grundsätze sind aber keine Thatsachen, denn sie sprechen nicht von dem bisher Vorgekommenen, sondern sie fordern, daß auch in jeder Zukunft, in aller Ewigkeit sie ihre Gültigkeit haben werden. Nach seiner Definition der Philosophie will denn auch der Verf. eine Thatsache des Bewußtseins an die Spitze der Philosophie stellen. Sein Princip der Philosophie lautet: Ich kenne verschiedene Empfindungen (S. 162). Man wird hierin eine Abwandelung des Cartesianischen Principis: *cogito, ergo sum*, nicht leicht verkennen können. Das Princip des Vfs klingt nur etwas sensualistischer, soll aber doch nicht sensualistisch sein, wofür das Leibnizische *nisi intellectus* angeführt wird (S. 164). Auch hierin stimmt der Verf. mit der schottischen Philosophie überein und etwas wesentlich Neues läßt sich darin nicht entdecken. Das Princip bezeichnet wohl den Ausgangspunkt für unser Denken, aber nicht den Beweggrund, welcher uns über die Erscheinungen hinaus zur Erforschung ihrer Gründe treibt.

H. Ritter.

S t u t t g a r t

Verlag von Aue und Sohn 1856. Die Obstbenutzung, eine gemeinfaßliche Anleitung zur wirtschaftlichen Verwendung unserer wichtigeren Obstsorten. Im Auftrage der Königlichen Centralstelle für die Landwirthschaft von Eduard Lucas, Königl. Württemb. Garteninspector. Mit 4 Tafeln Abbildungen und 22 in den Text gedruckten Holzschnitten. XII u. 314 S. in Octav.

Refer. hat schon früher einige den Obstbau betreffende Schriften in diesen Blättern zur Anzeige gebracht, vornehmlich, um dabei auf die große, bis jetzt in Deutschland noch nicht gehörig anerkannte volkswirtschaftliche Bedeutung des Obstbaues aufmerksam zu machen und dadurch vielleicht zur Hinwegräumung der Vorurtheile und Hindernisse, welche namentlich im nördlichen Deutschland noch der Entwicklung dieses wichtigen Zweiges des Gartenbaues und der Landwirthschaft im Wege stehen, Einiges beizutragen. Zu dem Zwecke wählte er zur Besprechung ein paar Schriften über Obstbaumzucht und Obstcultur, welche wie die „Anleitung zur Kenntniß und Anpflanzung des besten Obstes für das nördliche Deutschland“ unseres Landmannes, des Superintendenten Oberdieck zu Nienburg, jetzt zu Teinsien (s. G. g. A. 1853 St. 10—12) und „Die Kernobstsorten Württemberg“ von Lucas, dem Vorsteher der k. Gartenbauschule zu Hohenheim (das. 1854 St. 201—3) sich gleichmäßig durch die vielseitige auf lange Erfahrung gegründete Beleuchtung der behandelten Gegenstände wie durch eine wirklich wissenschaftliche Auffassung ihrer Aufgabe auszeichnen und deshalb nicht allein jeden über den gewöhnlichen Schlendrian sich erhebenden Landwirth we-

nigstens zum Nachdenken anregen müssen, sondern auch einen Anspruch darauf haben, von dem Nationalökonom und dem praktischen Staatsmanne beachtet zu werden. — Da offenbar ein Haupthinderniß eines erfreulichen Aufschwunges der Obstcultur in dem größeren Theile Deutschlands noch darin besteht, daß in neuerer Zeit die pomologische Kenntniß der Obstsorten und die mehr kunstgemäße Behandlung der Obstbäume nicht allein mit den sonstigen außerordentlichen Fortschritten im Gartenbau und in der Landwirthschaft nicht gleichen Schritt gehalten, sondern im Gegentheil, selbst unter den sogenannten gelernten Gärtnern, wirkliche Rückschritte gemacht haben, so gingen die beiden genannten Schriftsteller mit Recht vornehmlich zunächst darauf aus, eine gründliche Belehrung über Erziehung und Pflege der Obstbäume, so wie über den Charakter der verschiedenen Varietäten des Obstes namentlich auch nach ihrem Werthe für bestimmte Dertlichkeiten anzubahnen und zugleich den Weg zu zeigen, wie auch ohne große Schwierigkeiten die zu einer allgemeineren Hebung des Obstbaues nöthigen Kenntnisse unter das Volk und vornehmlich in der Klasse der kleineren ländlichen Grundbesitzer zu verbreiten sind, für welche der Obstbau gerade so sehr nutzbringend sein kann. Daß die Befolgung der von beiden Vff. angedeuteten und von dem Hn Lucas noch in zwei anderen für den Landmann sehr bemerkenswerthen kleinen Schriften („Die Gemeindebauerschule“ u. s. w. 2te Aufl. Stuttg. 1852. 8. und „Ueber die Mängel und Hindernisse des Obstbaues und über die Mittel zu deren Abhülfe“ 2c. 2te Aufl. Stuttg. 1854. 8) weiter ausgeführten Vorschläge in der That wichtige Resultate liefern würden, kann wohl für den Kenner der in Be-

tracht kommenden Verhältnisse nicht zweifelhaft sein und haben wir deshalb auch nach bester Ueberzeugung die beiden bezeichneten Werke nur auf das wärmste allen denen empfehlen können, welche ein Interesse oder eine Pflicht an der Hebung eines wirklich wichtigen Zweiges der Landescultur haben.

Um jedoch von dem Obstbau im Großen einem Lande den ganzen möglichen volkswirthschaftlichen Gewinn zu verschaffen, muß außer für Hebung der Obstcultur selbst vornehmlich auch noch für die Verbreitung richtiger Kenntniß über die vortheilhafteste Benutzung des Obstes gesorgt werden. Denn so lange man, wie noch bei uns, das Obst hauptsächlich nur zum Rohgenuß und außerdem höchstens unmittelbar für die Küche zu benutzen versteht, wird ein Haupthinderniß der Ausbreitung der Obstcultur darin bestehen bleiben, daß nur in schlechten Obstjahren das Obst, seiner Seltenheit wegen, einen annehmbaren Preis hat, bei guten Ernten dagegen, weil man keine Verwendung des Obstes im Großen zur Producirung einer nicht bloß auf die nächste Umgebung beschränkten wirklichen Handelswaare kennt, der Preis so außerordentlich heruntergeht, daß er vielerwärts nicht einmal die Kosten des Einerntens verlohnt, mithin Keiner ein ökonomisches Interesse hat, Obst in größerer Menge zu ziehen. Nun müssen aber gerade die Jahre des reichen Ertrags dem Obstproducenten den eigentlichen Gewinn bringen und ihn entschädigen für die damit fast regelmäßig abwechselnden Jahre der Missernte, und dazu ist es durchaus nothwendig ihn eine Verwendung seines Products kennen zu lehren, welche ihn mit seinem Absatze von der unmittelbaren Nachfrage auf dem nächsten Markte unabhängig macht. Diese

Belehrung bezweckt das in der Ueberschrift genannte Buch, und insofern eine solche Belehrung zu der über die beste Erziehung der Obstbäume und über die werthvollsten Sorten des Obstes noch hinzukommen muß, um dem Obstbau im Interesse der Volkswirthschaft den rechten Aufschwung zu geben, bildet dieses Buch eine wahre Ergänzung zu den genannten früheren Schriften des Verf., welche ebenso wie die vorliegende im Auftrage der Kön. Württembergischen Centralstelle für die Landwirthschaft ausgearbeitet wurden.

Das vorliegende Buch geht nicht darauf aus, uns etwas ganz Neues kennen zu lehren, denn bekanntlich findet eine solche Benützung des Obstes, wie sie die Erhebung des Obstbaues zu einem wichtigen Zweige der landwirthschaftlichen Production voraussetzt, schon vielerorts Statt; es bezweckt vielmehr hauptsächlich nur die wichtigsten Arten der Benützung der verschiedenen Hauptobstsorten aufzuführen, die zuverlässigsten Nachrichten darüber zusammenzustellen und auf Grund eigener Versuche so wie durch Herbeiziehung wissenschaftlicher Hülfsmittel das Verfahren zu verbessern und überhaupt rationeller zu machen. Um jeden Zweifel zu beseitigen, daß überhaupt der Obstbau eine große volkswirthschaftliche Bedeutung erlangen könne, braucht man nur auf Frankreich, einen Theil der Vereinigten Staaten (z. B. die Staaten New Jersey und New York), das südliche Rußland und selbst einige Gegenden Deutschlands (z. B. Böhmens, dessen Obstertrag jetzt jährlich auf 3 Mill. Himten zu einem reinen Geldwerthe von $3\frac{1}{4}$ Mill. Thaler geschätzt wird) hinzuweisen, von denen gewisse Obstsorten in ungeheuern Quantitäten entweder frisch exportirt werden oder in denen sie, getrocknet, eingekocht oder zu Cider ver-

wandt, einen wichtigen Gegenstand des allgemeinen Consums und des Handels abgeben. Da es ist sogar bewiesen, daß der Obstbau in dieser Beziehung selbst dem Weinbau in solchen Ländern gleichkommen, wenn nicht ihn übertreffen könne, welche wir mit Recht zu den wirklichen weinbauenden zählen. Es bleibt für uns nur die Frage, ob diejenigen Obstarten, welche so verwerthet werden können, sich auch zur Cultur in anderen Theilen Deutschlands und namentlich im nördlichen Deutschland eignen. Hierauf können mit Sicherheit nur die Erfahrungen solcher Männer Antwort geben, welche einmal die pomologischen Kenntnisse besitzen, um die Sorten genau bezeichnen zu können, welche vorzugsweise von ökonomischem Werthe sind, dann aber auch Gelegenheit gehabt haben, über das Gedeihen der verschiedenen Obstarten in Deutschland umfassende Beobachtungen anzustellen. Nun sind wir freilich noch weit davon entfernt, für jede Obstsorte oder Varietät genau ihren ökonomischen Werth zu bestimmen und welche klimatische und Bodenverhältnisse ihr Gedeihen erfordert, so viel aber steht, vorzüglich auch nach den Arbeiten Oberdiecks und unseres Verfs, bereits fest, daß in volkswirtschaftlicher Beziehung unter den einen allgemeineren Bau gestattenden Kern- und Steinobstarten gerade diejenigen Sorten mittlerer Qualität die allerwerthvollsten sind, welche die regelmäßigsten und reichsten Erträge geben und welche auch bei uns noch völlig gesund gedeihen, nicht aber die ganz feinen Sorten Tafelobst, über deren Qualification für unser Klima noch Zweifel Statt finden können. Ein Hauptverdienst des vorliegenden Buches besteht auch wieder darin, in dieser Beziehung die zuverlässigsten Nachrichten zusammengestellt und den

Beweis geliefert zu haben, daß auch für das nördliche Deutschland der Obstbau eine hohe volkswirthschaftliche Bedeutung erlangen könne und so möchte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dies Buch auch vorzüglich bei uns eine besondere Beachtung verdient, sofern es nämlich dem Vf. auch gelungen ist, seine Hauptaufgabe in diesem Werk, — die gemeinfaßliche Anleitung zur wirthschaftlichen Verwendung der wichtigeren Obstsorten — in genügender Weise zu lösen. Dies aber zu bejahen, tragen wir nun kein Bedenken, wenn gleich wir freilich nicht im Stande sind, alle Vorschläge und Berechnungen des Verfs im Einzelnen zu prüfen. Es geht aber aus dem Buche hervor, daß der Verf. mit Fleiß und Umsicht sein Material zusammengebracht, und überall erst selbständig und mit einer auf Erfahrung und wissenschaftliche Kenntnisse gegründeten Kritik geprüft hat, ehe er seine Belehrung dem Leser in der ihm eigenen klaren Darstellung vorträgt, und da ihm außerdem noch die Mitarbeit anerkannter praktischer Obstproducenten und Agricultur-Chemiker (wie z. B. des Stadtpfarrers Hörlin zu Sindringen und des Prof. Wolff zu Hohenheim), so wie die reichen litterarischen Hülfsmittel der Königl. Würtemb. Centralstelle für die Landwirthschaft zu Gebote gestanden haben, so irren wir wohl nicht, wenn wir dies Werk, welches der Verf. selbst gleichsam als den Schlußstein zu seinen früheren pomologischen Schriften ansieht, auch für wissenschaftlich bedeutend genug erachten, um auch der Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter empfohlen zu werden, wenn gleich die Besprechung seines Inhalts im Einzelnen den betreffenden Fachzeitschriften überlassen bleiben muß.

Frankfurt a. M.

Meidinger 1856. Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin von Rudolf Virchow. Mit 3 Tafeln u. 45 Holzschnitten. XIV u. 1024 S. in Octav.

Es ist von dem größten Interesse, den Gang der wissenschaftlichen Entwicklung und der daraus entspringenden Aufeinanderfolge der Arbeiten eines bedeutenden Mannes zu verfolgen; der hochgeehrte Verf. des vorliegenden Werkes führt uns selbst in die Werkstätte seines Schaffens ein. Als er im Jahre 1844 die Assistenz am Leichenhause der Charité erhielt, begann er die Reihe seiner selbständigen Arbeiten mit Untersuchungen über die Phlebitis, diese führten ihn weiter zur Erforschung der Verhältnisse der Gerinnungen des Blutes, der Natur des Faserstoffes, der weißen Blutkörperchen, der Pigmente zc. und so reihen sich an diesen einen Ausgangspunkt eine große Anzahl der bedeutendsten Arbeiten. Dieselben erschienen zerstreut in verschiedenen deutschen Zeitschriften und da dieselben dem größeren Theile des Publicums nur schwer zugänglich sind, entschloß sich der Verf. einer Aufforderung des Verlegers Folge zu leisten und dieselben in Verbindung mit allen anderen nicht in seinem Archiv erschienenen Abhandlungen in einem Bande neu herauszugeben. Wir können dem Verf. für dieses Unternehmen im höchsten Grade dankbar sein und der Wissenschaft für diese neue wesentliche Bereicherung nur Glück wünschen.

An der Spitze der Abhandlungen finden wir die im Jahre 1849 nach seinem Umzug von Berlin nach Würzburg herausgegebene Schrift: Die Einheitsbestrebungen in der wissen-

schaftlichen Medicin, in welcher B. sein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß niederlegte. Diese Abhandlung ist unverändert wieder abgedruckt, aber mit sehr umfangreichen Zusätzen in Noten versehen; diese Zusätze sind theils an und für sich von größtem Interesse, theils, deshalb, weil sie in die seit der letzten Naturforscherversammlung in Göttingen so lebhaft angeregten Kämpfe des Spiritualismus und Materialismus eingehen und das wichtige Botum Virchow's in dieser Sache enthalten. Die zweite Abhandlung: Ueber den Faserstoff beginnt mit einem Aufsatz über die Form des geronnenen Faserstoffes, welcher zuerst im Sept. 1845 in Froriep's Notizen erschien und dessen Inhalt in einem neueren Zusatz wesentlich erweitert und verbessert wird, indem B. in diesem zugesteht, daß als letztes Resultat der Zusammenziehung eines Gerinnsels die Entstehung wirklicher feinsten Fäserchen angesehen werden muß, während er früher diese letzteren für Kunstproducte hielt. Hieran schließen sich die im 4. und 5. Bd der Zeitschrift für rationelle Medicin im Jahre 1846 erschienenen Aufsätze: Physikalische Eigenschaften des Faserstoffes, Chemische Eigenschaften des Faserstoffes, Das Zerfallen des Faserstoffes, welche durch eine ganze neue Abhandlung: Ueber den Ursprung des Faserstoffes und die Ursache seiner Gerinnung aus den thierischen Flüssigkeiten und durch zahlreiche Noten zu einem Ganzen abgerundet sind. Es erscheint nach B. am wahrscheinlichsten, „daß in keiner der normalen thierischen Flüssigkeiten der Faserstoff als solcher vollständig präexistirt, daß vielmehr das Blut nur eine nähere, die Lymphe und die lymphatischen Flüssig-

keiten eine fernere Vorstufe desselben enthalten, welche unter dem Contact des Sauerstoffes schneller oder langsamer in wirklichen Faserstoff übergehen und dann gerinnen.“ „Der fibrinogene Stoff ist ein Umsetzungsproduct der Gewebe und zwar zunächst der mit dem Lymphatischen System näher zusammenhängenden Theile (Lymphdrüsen, Milz, besonders Bindegewebe). Von hieraus gelangt er sowohl in die Exsudate, als in die Lymphe, indem er durch die vom Blut her transsudirenden Flüssigkeiten ausgewaschen wird. Je nachdem er früher oder später mit Sauerstoff oder sauerstoffreichen Flüssigkeiten in Contact kommt, bildet er das eigentliche gerinnbare Fibrin, dessen Gerinnung daher auch innerhalb des Gewebes selbst, in Exsudaten, in Lymph- und Blutgefäßen wirklich zu Stande kommen kann. Indes geschieht dies immer nur krankhafter Weise. Im gesunden Zustande wird der fibrinogene Stoff wahrscheinlich direct weiter umgesetzt und zerstört.“ Die dritte Abhandlung: Ueber farblose Blutkörperchen und Leukämie enthält den wörtlichen Abdruck der Aufsätze: Weißes Blut aus Froiepß Notizen Nov. 1845, No 780; und über Weißes Blut und Milztumoren aus der medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen 1846 No 34—36, 1847 No 3, 4; an diese reihen sich zwei neue Aufsätze: Die Leukämie und Die farblosen Blutkörperchen. Ueber die Rolle der letzteren bleibt B. bei seiner früheren Ansicht, nämlich, daß sie „einfache, nicht specifische Zellen sind, deren Umbildung zu rothen Körperchen nicht mehr Statt findet, die also einen relativ überflüssigen Bestandtheil des Blutes, eine Art von Ueberschuß oder Abfall darstellen. Die Umbildung der Lymphkörperchen zu

rothen Blutkörperchen geschieht schon ungleich früher, und es scheint, daß wenn eine bestimmte Zelle zur Zeit, wo sie in das Blut gelangt, über jene Stufe hinaus entwickelt ist, ihre specifische farbige Metamorphose unmöglich ist. Sie circulirt dann einige Zeit und geht endlich durch regressive Metamorphose zu Grunde.“ Die vierte Abhandlung über: Thrombose und Embolie, Gefäßentzündung und septische Infection, umfaßt fast die Hälfte des ganzen Werkes, enthält in classischer Darstellung das Beste und Vollendetste, was überhaupt über diesen Gegenstand geschrieben worden ist und bildet den Ausgangs- und Mittelpunkt der bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen des Verf. Durch seine Arbeiten in diesem Gebiete hat W. eine ganz neue Epoche herbeigeführt und wenn auch die unberechenbar große Macht der Trägheit und Tradition eine allgemeine Anerkennung der neuen Anschauungen noch lange hinhalten wird, so kann dieselbe in der Zukunft mit Gewißheit vorausgesehen werden. Die einzelnen Aufsätze sind folgende: 1. Ueber die Verstopfung der Lungenarterie aus Froiery's Notizen Jan. 1846. No 794. 2. Weitere Untersuchungen über die Verstopfung der Lungenarterie und ihre Folgen aus Traube's Beiträgen zur experimentellen Pathologie und Physiologie Berl. 1846 Heft II mit neuer Fortsetzung und Schluß dieses damals unvollendet gebliebenen Artikels. 3. Ueber die acute Entzündung der Arterien aus Virchow's u. Reinhardt's Archiv 1847 Bd I. S. 272. -

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 29. December 1856.

Frankfurt a. M.

Schluß der Anzeige: „Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin von R. Virchow.“

4. Verstopfung der Gefäßarterie durch einen eingewanderten Pfropf aus den Verhandlungen der phys. med. Gesellschaft zu Würzburg IV. S. 341. 1852. 5. Eine ganz neue Abhandlung über Phlogose und Thrombose des Gefäßsystems und 6. eine solche über Embolie und Infection, auf welche zahlreiche Noten mit interessanten Nachträgen und Erläuterungen folgen. Der fünfte Abschnitt: Zur Gynäkologie bringt zunächst den in den Verhandlungen der Gesellschaft für Geburtshülfe in Berlin Bd III. S. 151 1848 enthaltenen Aufsatz: Der puerperale Zustand. Das Weib und die Zelle, vermehrt und erweitert durch eine große Anzahl Noten, welchen auch einige kleinere ältere Mittheilungen einverleibt sind, z. B. Weiblicher Hermaphroditismus aus den Verh. d. Würzb. Ges. IV. S. 359, Ueber Decidua-Bildung

in Frorieps Notizen 1847 März No 20. Dann folgen der Aufsatz: Ueber die Bildung der Placenta aus den Verhandlungen der Würzb. Ges. IV. S. 370 1853 und ebendaher drei Mittheilungen über Extrauterinschwangerschaft, I. S. 104. 298, III. S. 349, welchen eine neue Beobachtung beigefügt ist; ferner: Ueber Vorfal der Gebärmutter ohne Senkung ihres Grundes aus den Verhandlungen der Gesellschaft für Geburtshülfe in Berlin II. p. 205 und ebendaher IV. p. 80 Ueber die Knickungen der Gebärmutter mit einer Nachschrift und Noten. Der sechste Abschnitt enthält Aufsätze über die Zustände der Neugeborenen und zwar zuerst: Harnsäure-Abscheidung beim Fötus und Neugeborenen aus den Verh. der Ges. für Geburtsh. zu Berlin Bd II. S. 170 mit Noten; — dann: Ueber congenitale Nierenwassersucht aus den Verhandlungen der Würzb. Ges. V. p. 447. 1854; — Ueber Apoplexie der Neugeborenen ebendaher II. p. 11. 1850. Im siebenten Abschnitte sind die Abhandlungen Zur Pathologie des Schädels und Gehirns enthalten, unter denen sich insbesondere die über Cretinismus auszeichnen; zuerst finden wir den Aufsatz aus der Zeitschrift für Psychiatrie 1846 Heft 2. S. 242: Ueber das granulirte Ansehen der Wandungen der Gehirnventrikel; dann folgen: Ueber den Cretinismus, namentlich in Franken, und über pathologische Schädelformen und Ueber die Verbreitung des Cretinismus in Unterfranken aus den Verh. der Würzb. Ges. II. p. 230 und III. p. 247, welche Abhandlungen durch Abbildungen verschiedener Schädelformen und nach dem

Leben gezeichneter Cretins vermehrt sind; durch die folgende neue Abhandlung: Zur Entwicklungsgeschichte des Cretinismus und der Schäeldifformitäten werden die obigen zu einem Ganzen abgerundet; in denselben wird von B. auf ein neues Moment bei der Beurtheilung des Cretinschädels hingewiesen, nämlich auf die frühzeitigen Verwachsungen der Knochen der Schädelbasis, in welcher Hinsicht sehr interessante Thatsachen beigebracht werden; von großem Interesse ist auch der wohlgelungene Holzschnitt eines neugeborenen Cretins. Hierauf folgen: Neubildung von grauer Hirnsubstanz aus den Verh. der Würzb. Ges. II. p. 167. 1851; — Ueber die Involutionenkrankheit (Malum senile) der platten Knochen, namentlich des Schädels, ebendaher IV. p. 354. 1853. Die letzte Abhandlung ist der kleine Aufsatz: Ueber Kanfröide und Papillargeschwülste aus denselben Verhandlungen I. S. 106. 1850, welcher durch mehrere Abbildungen vermehrt worden, übrigens aber unverändert geblieben ist. Der Buchhändler hat das Seinige gethan, um diesem Werke eine würdige Ausstattung zu geben.

Fr.

M a r b u r g

Clwert'sche Universitäts = Buchhandlung 1857. Charakterbilder englischer Dichter. Von Henry T. Tuckerman. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Müller. XIV und 306 Seiten in gr. Duodez.

Das vorliegende Werkchen ist eine Uebersetzung der zuerst in Neu York 1845 erschienenen Thoughts on the Poets von Tuckerman, einem der vor-

zöglichsten Essayisten Amerikas. Diese „Gedanken über die Dichter“ — welchen Titel der Uebersetzer mit Recht gegen den bessern vorstehenden vertauschte — fanden in England wie in Amerika besondern Beifall, wie sie denn hier sowohl als dort mehrere Auflagen erlebten. Und in der That verdient dies Buch, auch dem deutschen Publicum, das sich für englische Litteratur interessirt, sehr empfohlen zu werden. Es gibt wenige Bücher, die zu dem Studium, oder auch nur der Lectüre der neuern englischen Dichtung so lebhaft anregen, ja auffordern, als das vorliegende.

Die Dichter, welche der Verf. uns charakterisirt, sind aber folgende, indem wir die Namen nach der Ordnung im Buche geben: Goldsmith, Gray, Collins, Pope, Cowper, Thomson, Crabbe, Shelley, Leigh Hunt, Byron, Moore, Rogers, Burns, Campbell, Wordsworth, Coleridge, Keats, Barry Cornwall, Bryant. Man sieht, daß die Koryphäen der englischen Dichtung — wenn wir diesen Ausdruck im engern Sinne, dem der Versdichtung nehmen — seit dem Zeitalter der Königin Anna, mit wenigen Ausnahmen (vor andern Young und Scott), in dieser Sammlung englischer Dichterporträts sich finden. Wir sagen Dichterporträts: denn mit diesem Ausdruck glauben wir die Art der Charakteristik sogleich kurz zu bezeichnen. Es sind keine Historienbilder, die der Verf. entwirft; nicht auf breiter geschichtlicher Basis zeichnet H. Tuckerman jene Poeten, indem er ihre Beziehungen zu ihrer Mitwelt, ihren Vorgängern und Nachfolgern des Weiteren und Tieferen entwickelte: sondern er faßt die einzelne Dichterpersönlichkeit als solche, und sucht, jede Idealisierung ablehnend, durch lebhafteste Her-

vorhebung des charakteristischsten Zuges der Physiognomie eine gleich auf den ersten Blick treffende „Aehnlichkeit“ zu erzielen. Der Verf. redet weder als Historiker, noch als Aesthetiker von Fach; aber seine „Gedanken über die Dichter“ sind das Urtheil eines Mannes von scharfem Verstand, und einem feingebildeten Geschmack, von einem lebhaften Gefühl für sittlichen Werth und dabei von einer in seinem Vaterlande wie in England äußerst seltenen Vorurtheilslosigkeit. Er spricht es nämlich zu öftern Malen aus, daß zur sittlichen Beurtheilung eines Dichtergenies nicht die Elle der gewöhnlichen Moral des Kleinbürgers ausreicht; gegen die bornirte, verfolgungsfüchtige Intoleranz eines großen Theils des englischen Publicums nimmt er einen Shelley und Byron ausdrücklich in Schutz. In dieser Rücksicht auch macht sein Werk andern englischen litteraturgeschichtlichen Arbeiten gegenüber (z. B. der von Spalding), einen wohlthuenden Eindruck. Unterscheidet sich hierin der Verf. sehr vortheilhaft von der großen Mehrzahl auch seiner Landsleute, so verräth ihn als Amerikaner hingegen der Mangel tieferer kunstphilosophischer Anschauung und, was damit zusammenhängt, eine Ueberschätzung directer moralischer Wirkung der Dichtung. Nach ihm soll die Poesie dem öffentlichen Leben dienstbar sein. In Amerika insbesondre soll sie, so verlangt er in der Charakteristik Bryant's, hohe, männliche und ernste Anschauungen nähren, und „das Dasein vielmehr zu höherer Würde zu heben, als bloß zu schmücken streben.“ Aber die Kunst ist sich selbst Zweck. —

Aus dem ästhetischen Standpunkt des Verfs erklärt sich die angedeutete Art seiner Charakteristik, die zum Theil originell genug und wenigstens

für eine gewisse Klasse von Dichtern mit vielem Erfolg zu gebrauchen ist. Herr Luckerman setzt nämlich meist den poetischen Charakter der Dichter mit ihrem bürgerlichen — wenn wir letztern Ausdruck in der allgemeinsten Bedeutung nehmen — in Bezug, und sucht dann nachzuweisen, wie der eigenthümlichste Zug der poetischen Individualität auch in dem Leben des Dichters der herrschende ist, wie die Werke ein Abbild des Charakters sind. So ist es die Wahrhaftigkeit Goldsmith's, jene naive Treuerzigkeit und bis zur Unflugheit unbegrenzte Gutmüthigkeit, welche den eigenthümlichsten Reiz auch seiner Dichtungen ausmacht. Nur ein solcher, im besten Sinne des Wortes naiver Mensch konnte von der Natur und dem Menschenleben so reine Eindrücke empfangen, und sie so ungetrübt wiedergeben. So ist die Correctheit Gray's entscheidender Charakterzug im Leben wie in der Dichtung. So spiegelt sich die epikureische Weichlichkeit und Arbeitscheu Thomson's schon in dem sanft hingleitenden Fluß seines Verses, der keine Hindernisse zu überwinden bietet, aber auch keine schäumenden Strudel hat. Erinnern wir noch daran, daß der Verfasser der Jahreszeiten auch der des Schlosses der Trägheit ist. —

In seinen Schriften wie in seinem Charakter drückt sich nun allerdings die Individualität eines Dichters aus, aber keineswegs immer in derselben Weise, dieß ist vielmehr im Allgemeinen vorzüglich nur bei Dichtern zweiten Ranges, zu denen z. B. die drei oben erwähnten zählen, der Fall. Große Dichter erhebt ihr Genius über die Sphäre ihrer irdischen Existenz, oder führt sie wenigstens auf andre Bahnen, was selbst Poeten von geringerer Begabung nicht selten geschieht.

Daher können sich denn auch in den Werken ein und desselben Dichters die größten Gegensätze in sittlicher Rücksicht finden. Es scheint uns unnöthig und würde hier auch zu weit führen, Beispiele zu citiren: es sei nur an Ariost, Boccaccio und Wieland erinnert. Ueber den Entwicklungsgang des Genius eines Dichters sein Leben zu befragen, ist etwas Anderes, als aus dem Charakter, der „sich im Gewühl der Welt bildet“, die Eigenthümlichkeit der poetischen Individualität zu erkunden. Wenn es Hn Tuckerman bei einer Anzahl der aufgeführten Dichter gelungen ist eine Identität ihres poetischen und ihres bürgerlichen Charakters in den wichtigsten Zügen nachzuweisen, so verdankt er diesen Erfolg nicht bloß, wie angedeutet, dem beschränkteren Maaß ihrer Genialität, sondern auch der Eigenthümlichkeit des englischen Nationalcharakters. In England gibt es mehr als irgendwo Männer aus Einem Gusse. Dort insbesondre gedeihen die Charaktere überhaupt. Die Dichter zweiten Rangs ersetzen dort was ihnen an Reichthum der Phantasie gebricht, meist durch Fülle und Tiefe des Gemüths wie durch sittliche Tendenz.

Wir hoffen, das Gesagte zeigt schon, daß Hrn Tuckerman's Buch originell und anziehend ist. Es ist selbst für den, der seinen Urtheilen nicht beipflichten möchte, eine Fülle interessanten Materials auf knappem Raume gegeben. Wie aus den Denkwürdigkeiten der Dichter eine Menge interessanter Notizen zusammengestellt sind, so ihnen gegenüber keine geringere Zahl charakteristischer Stellen aus ihren Werken. Zum vollkommenen Verständniß dieser „Charakterbilder“ ist allerdings eine Kenntniß des Lebens und der bedeutendsten Werke der gezeichneten Dichter noth-

wendig; aber darin zeigt sich eben Hrn Lückerman's Verdienst, daß seine geistreichen und sprechenden Porträts uns die Bekanntschaft der Originale selbst zu suchen so rege antreiben. Bei dem sehr fühlbaren Mangel einer bedeutenden allgemeinen englischen Litteraturgeschichte sind solche Schriften, wie die vorliegenden, um so werthvoller.

Was die Uebersetzung betrifft, so ist dieselbe eine sehr gelungene zu nennen. Das ganze Buch legt davon Zeugniß ab, mit welcher Sorgfalt der Uebersetzer verfahren ist. Eine Vorrede desselben gibt uns eine dankenswerthe Skizze der litterarischen Thätigkeit des Verfassers und eine treffende kurze Kritik des Werkes selbst. Der Stil des Hn Lückerman, der etwas an seines Landsmannes W. Irving's gewählte Redeweise erinnert, bot Schwierigkeiten genug für eine getreue Wiedergabe. — Besonders ist noch anzuerkennen, daß der Uebersetzer auch die aus den Dichtern angeführten Stellen metrisch übertragen hat, um so das Buch einem größeren Leserkreise zu erschließen (obwohl, mit Recht, die Originalstellen darum nicht wegblieben); und wir theilen keineswegs seine bescheidne Ansicht, daß diese seine metrischen Uebertragungen keinen Anspruch auf ästhetischen Werth machen könnten, im Gegentheil sind sie zum größten Theil ebenso elegant als getreu ausgefallen.

Marburg.

A. Ebert.

(Schluß des Jahrgangs 1856).

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1856

by unknown author

Göttingen; 1856

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Register

über die

Göttingischen gelehrten Anzeigen

sowohl der Werke und Aufsätze, deren Verfasser sich genannt haben oder bekannt geworden sind, als auch namenloser Schriften, vermischter Sammlungen oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser

vom Jahre 1856.

Anm. Die Zahlen verweisen auf die Seiten. In () eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift, hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt, sondern in einem größeren Werke zu finden ist.

Abel, s. *Annal. suev. Ortlieb.*

Acten des Erfurter und Dingolfinger Concils v. J. 932 (1660).

Adam, *drame anglo-normand du XII. siècle, publié pour la première fois . . . par Victor Luzarche* 233.

Adamus Bremensis ed. Lappenberg (1880. 1884).

A. Adler, s. *Ad. Quetelet.*

Meschylos, übers. v. Donner 672.

Albertus, s. *Ariprand.*

Aug. Albrecht, *practische englische Sprachschule oder Anleitung die engl. Sprache in kurzer Zeit verstehen, sprechen und schreiben zu lernen, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung* 2c. 271.

F. von Alten, *Graf Christoff von Oldenburg*

und die Grafenfehde (1534—36). Ein Beitrag zur Geschichte des Dänischen Interregnums 1033. 1036.

Ambrose, f. Spicilegium Syriac.

Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur. Hrsggb. von A. Ellissen. 1. Thl. Die Tragödie: *Χοιρός πάσχων*, griech. und deutsch mit Einleit. und erläuternder Analyse. 2. Thl. Die Franken im Peloponnes, nach der Chronikendichtung des Mittelalters und im Gewande der neugriech. Romantik 1482.

Annalen aus dem Kloster Schäftlarn hrsggb. von Rudhart (1658).

Annales austriaci et salzb. ed. Wattenbach (1885). **Ann. Romani** ed. Pertz (1879. 1884). **Erphespurd.** (1879. 1884). **Ann. suev.** ed. Abel (1885).

Les Annales et la chronique des Dominicains de Colmar. Edition complète . . . avec traduction en regard, notes et éclaircissements etc. par Ch. Gérard et J. Liblin 1113.

Annalista Saxo ed. Waitz (1879. 1884).

Jam. Annesley, researches into the causes, nature and treatment of the most prevalent diseases of India and of warm climates generally. To which is prefixed a memoir of the author, by Th. Pettigrew 1593.

Anonym. Haserensis ed. Bethmann (1880. 1885).

Aug. Anschütz, f. Aripvand.

Anselmus, f. Heriger.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit . . . neue Folge, hrsggb. unter Mitwirkung des Gelehrten-Ausschusses v. von Hufsch, A. von Eyn und G. K. Frommann Bd. I. II. 805.

Apologia mulierum (822).

Γ. Ἀποστολίδης Κοσμηῆτης, f. Γραῖα u. f. w.

Appianus, f. J. A. Wijnne.

D'Archiac, f. L. Bellardi.

Aripvand and Albertus, *Lombarda-Commentare*. Ein Beitrag zur Geschichte des germanischen Rechts im 12. Jahrh. Nach d. Handschr. zum 1. Male hrsggb. v. Aug. Anschütz 1554. 1590.

Aristophanes, übersf. v. Mindwiz 672.

Aristoteles übersf. v. Karsch 672. — S. auch Jürgen Bona Meyer.

Frdr. Arnold, über die Athmungsgröße des Menschen. Ein Beitrag zur Physiologie und zur Diagnostik der Krankheiten der Athmungswerkzeuge 851.

Arnulf u. d. ält. Landulf, *Geschichten von Mailand* (1880). Ed. Bethmann et Wattenbach (1885).

Aubergier, über die Cultur des Mohns in Frankreich zur Gewinnung des Opium (1429).

von Aufseß, f. Anzeiger usw.

Bach, über die pathologische Anatomie der verschiedenen Arten des Kropfes u. üb. d. Behandlung des letzteren. Preisschrift (1439. 1430).

A. S. Baier, *Symbolik der christl. Confessionen und Religionspartheien*. 1. Band. *Symbolik der röm. kathol. Kirche*. 2. Abth. *Der röm. Katholicismus in der Organisation seiner besondern Sphären* 1967.

De conversione Bajoariorum et Carantanorum (1881).

Bamberger, ein Fall von tödtlich endender Urämie z. (472).

Bardesan, f. *Spicilegium Syriacum*.

Fr. von Bärensprung, über die Folge und den Verlauf epidemischer Krankheiten. Beobachtungen aus der medicinischen Geschichte und Statistik der St. Halle 553.

Barrier, Beobachtung von vollständiger Inversio uteri nach einer Entbindung, schwere Blutungen und glückliche Reduction nach 15 Monaten (1429).

Barth, f. Aug. Petermann.

C. Baudi a Vesme, f. *Edicta regg. Lang.*

Thom. Bazin, *histoire des règnes de Charles VII. et de Louis IX., jusqu'ici attribuée à Amelgard, rendue à son véritable auteur et publiée pour la première fois avec les autres ouvrages historiques du même écrivain par J. Quicherat. T. I. 313.*

E. F. Beale, f. Gwinn Harris Heap.

Βέασα, f. *Ἰνιχασασαμουτσαῖα* usw.

Joa. Th. Beelen, f. *Clementis Rom. epistt. Ueber die im J. 1848 in Mantua geprägten Belagerungsmünzen* (208).

L. Bellardi, *Catalogue raisonné des Fossiles nummulitiques du Comté de Nice, avec la Collaboration de . . E. Sismonda, pour les Echinodermes, de . . d'Archiac, pour les Foraminifères, et de J. Haime, pour les Polypiers* (1193).

Benda, Selbstwendung auf den Steiß z. (367).
Aufzeichnungen über Benedictbeuern, f. *Chron. Bened.*

Th. Benfey, *Index zu den Harmonien und Discrepanzen in seiner Ausgabe des Sâmaveda* (757).

- Benzo ed. Carol. Pertz (1882. 1886).
- Claude Bernard, leçons de Physiologie expérimentale 1511.
- Ch. von Bernhardt, Denkwürdigkeiten des kais. russischen Generals der Infanterie C. Frdr. Grafen von Toll. 1. Bd. 473.
- G. Bernhardt, Grundriss der Römischen Litteratur. 3. Ausg. 1. Abthl. 551.
- Bernoldus ed. Pertz (1879. 1884).
- Bertholdus ed. Pertz (1879. 1884).
- Bethmann, s. Anonym. Haserensis, Arnulf. Chronicon S. Huberti, Novaliciense. Farfa. Genealogiae etc. Gesta episc. Gisleberti carmen. Gundechar. Landulfus. Sigebertus.
- Biefel, über Aphthen u. Soor (375).
- C. Bindemann, der heil. Augustinus. 2. Bd., das Leben des Aug. von seiner Taufe bis zu seiner Erwählung zum Bischofe in Hippo Regius enthaltend 768.
- Binder, s. Horaz.
- Βινσουσαρμᾶν, Χιτοπαδάσσα ἢ Πάντσα Τάντρα (Πεντάτευχος . . . καὶ ψιττάκου μυθολογίαι νυκτεριναί, μεταφρασθέντα . . . νῦν δὲ πρῶτον ἐκδοθέντα, μετὰ τῆς ὑπὸ Συμεῶνος Μαγίστρου τοῦ Σηθ̄ γενομένης μειαφράσεως τῆς Πεντατ. usw. 1825.
- Bion, s. Theophr.
- B. Biondelli, studii linguistici 2022. — S. auch: Poesie lombarde.
- Blache, die gymnastische Behandlung der Chorea (1429).
- Ἐ. Bode, s. A. Rotureau.
- Boileau-Despréaux, l'art poétique, avec des notes explicatives, littéraires et philologiques par G. H. F. de Castres 351.

Baldass. Boncompagni, intorno ad alcune opere di Leonardo Pisano matematico del secolo decimoterzo 793.

Jules Bonnet, s. Jean Calvin.

Bopp, s. W. D. Whitney.

U. Fr. Brachelli, gli Stati d'Europa, brevemente descritti in via statistica. Versione dal Tedesco in Italiano da C. Tacchetti. Nuova ediz. migliorata ed accresciuta dall'autore 1432.

Jo. Brandis, über den historischen Gewinn aus der Entzifferung der assyrischen Inschriften. Nebst einer Uebersicht über die Grundzüge des assyrisch-babylonischen Keilschriftsystems 633.

Fr. Bratsch und F. Ranchnner, zur Anatomie des Rückenmarkes. Beantwortung der Frage: ob und inwiefern das Rückenmark nichts anderes ist, als die zum Gehirn sich verlängernden Primitivfasern der Spinalnerven . . . Preisschrift 812.

Ed. Brauer, die deutschen Schwurgerichtsgesetze in ihren Hauptbestimmungen übersichtlich zusammengestellt, mit kurzem Hinweis auf fremdes . . . Recht 831.

C. Braun, Uebersicht der klin. Ergebnisse des Gebär- und Findelhauses in Trient (466).

B. Breslau, Diagnostik der Tumoren des Uterus außerhalb der Schwangerschaft und des Wochenbetts vom klinischen Standpunkte aus 1187. — Ein neuer Fall von Spondylolisthesis (466).

Briefe von Winckelmann, Schiller und Fesch (210).

Broca, über die Veränderungen der Röhrenknos-

den bei Rhachitis (1271). Ueber Kapselstaar und Keratitis (1271).

Piccolo Bronzo inedito della famiglia consolare Axia (210).

Bruchstück eines Klagegesangs der heil. Jungfrau (821).

Bruno de bello Saxonico (1879).

Fundatio Brunwilarensis ed. Köpke (1882. 1885).

Bulletins de la Société anatomique de Paris. 27 — 29 Année 1271. — de la société de Chirurgie de Paris pendant les Années 1852 — 55. 911.

Burnouf, le Lotus de la bonne loi (763)

Conr. Bursian, quaestionum Euboicarum capita selecta 1153. 1162.

F. J. Buß, der heil. Thomas, Erzbischof von Canterbury und Primas von ganz England und sein Kampf für die Freiheit der Kirche 333.

Jean Calvin lettres, recueillies pour la première fois et publiées d'après les manuscrits originaux par Jules Bonnet. Lettres françaises. T. I. II. 673.

H. Ph. Cappe, die Münzen der Stadt und des Bisthumes Hildesheim, nach der Zeitfolge geordnet und beschrieben 139.

J. u. Frz. Carraras Nekrolog (208). (210).

Carrière, über die medicinischen Eigenschaften der Salzwasser des Jura (1429).

G. S. F. de Castres, neue kritisch = vergleichende Syntax der französischen Sprache für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten 550. — S. auch: Boileau-Despréaux.

Celestino Cavedoni, biblische Numismatik

oder Erklärung der in der heil. Schrift erwähnten alten Münzen. Aus dem Italienschen übers. u. m. Zusätzen verseh. v. A. v. Werlhof. 2 Thl. enthalt. Anhang und Nachträge 796.

Ch. Chatin, s. A. Rotureau.

Χροϊσὸς πάσχω, s. Analekten usw.

Chronica Polonorum ed. Köpke et Szlachetowsci (1880. 1885).

Chronicon Benedictoburanum ed. Wattenbach (1880. 1885). S. Benigni ed.

Waitz (1882. 1884). — Gozecense ed. Köpke

(1880. 1885). — S. Huberti ed. Bethmann

et Wattenbach (1880. 1885). — Novaliciense

ed. Bethmann (1880. 1884). — Venetum et

Hildesheimense ed. Pertz (1880. 1884).

D. Chwolsohn, die Ssabier und der Ssabismus. Bd. I. II. 1913.

Cicero, übers. v. Kühner 672.

Zul. Clarus, Handbuch der speciellen Arzneimit-

tellehre nach physiol = chemischen Grundlagen für

die ärztliche Praxis bearbeitet. 2. umgearb. und

verm. Aufl. 1. Abthlg. 150. 2. Abthlg. 870.

Clementis Romani epistolae binae de vir-

ginitate, syriace, quas ad fidem cod. ms.

Amstelodam., additis not. crit., philol., theol.,

et nova interpret. latina, ed. Joa. Th.

Beelen. Accedunt fragmm. nonnulla exe-

getici argumenti ex eod. cod. nunc primum

edita et latine reddita 1451.

Cleß, s. Sallust.

C. J. Fynes Clinton, s.:

Henry Fynes Clinton, literary remains con-

sisting of an autobiography and literary jour-

nal and brief essays on theological subjects

edited by C. J. Fynes Clinton 1473.

- Codex diplomaticus Brandenburgensis.** Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Geschichtsquellen für die Mark Brandenburg und ihrer Regenten ... Des 1. Haupttheils od. der Urkundensammlung für die Orts- und specielle Landesgeschichte 9. und 10. Bd. 1266.
- Codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXXIV con note storiche osservazioni e dissertazioni di C. Troya.** T. I—IV. Auch u. d. Tit.: Storia d'Italia del medio evo di C. Troya Vol. IV. P. I—IV. 1553.
- Constantino Cumanò,** illustrazione d'una moneta argentea di Scio etc. (208).
- H. Coquand,** description géologique de la Province de Constantine (1196).
- Cosmas v. Prag** ed. Köpke (1880. 1885).
- A. Cramer,** f. Schauenburg.
- Credé,** über die wirksame Beschränkung des Contagiums des Puerperalfiebers in der Charité (373).
- J. Cruveilhier,** traité d'Anatomie pathologique générale 1107.
- Will. Cureton,** f. Spicilegium Syriacum.
- G. Decher,** die Religion, in das Licht der Betrachtung gestellt 307.
- Delesse,** recherches sur les roches globuleuses (1194).
- Delour,** kritische Prüfung der erweichenden Heilmethode (1429).
- G. D. Della Bona,** sopra un sigillo della illustre famiglia d'Ungrispach rinvenuto in

- Cormons (207). Sulle antiche famiglie dei Reiffenberg e dei Dornberg etc. (209).
- Denare von Thomas, König von Bosnien, und Kupfermünze etc. (208).
- Sur un denier de Charles le Gros etc. (207).
- Denkschriften des germanischen National-Museums. 1. Bd. Das germ. Nat.=Mus. Organismus und Sammlungen. 1. Abthlg. Organe u. literarische Sammlungen 801.
- H. Dernburg, die Compensation nach röm. Rechte, mit Rücksicht auf die neueren Gesetzgebungen 1075.
- Mois Dessáry, Grundzüge der österreichischen Finanz-Gesetzkunde 8.
- Dhammapadam. Ex trib. codd. Haunien-sibus palice ed., latine vertit, excerptis ex commentario palico notisque illustr. V. Fausböll 1261.
- Diesterweg, Geschichte einer Drillingsgeburt (367). Entartung der Nieren (372).
- Frz. E. C. Dietrich, s. Zwei Sidonische Inschriften etc.
- Donders, s. Schauenburg.
- Donizo, Gedicht üb. d. Gräfin Mathilde (1882).
- W. Donnelly, the Census of Ireland for the year 1851. Part III. Report on the Status. of Disease 895.
- Donner, s. Aeschylos und Homer.
- Νοῦργα, μεταγραφασεία usw. 1826.
- Frdr. Düsterdieck, s. die drei johanneischen Briefe u.
- Ebn Taher, lettre crit. à M. S. Schweitzer touchant l'histoire monétaire de Gorice (207). Lettre crit. etc (209).

A. D. Eden, neues Englisches Lesebuch, welchem die Grundsätze der Aussprache nach Smart's Walker remodelled und dem von Worcester aufgestellten Systeme vorangehen. Mit durchgehender Bezeichnung der Aussprache u. e. vollständ. Wörterb. 2. verbess. u. verm. Aufl. Bevormortet v. J. G. Flügel 230.

Edicta regum Langobardorum edita ad fidem optt. codd. opera et studio C. Baudi a Vesme. Auch u. d. Tit.: *Historiae patriae monumenta edita jussu regis Car. Alberti.* Ed. reg. Lang. 1553. 1576. Ed. r. L. quae Baudi a V. in genuinam formam restituit . . . repetenda curavit J. F. Neigebaur. Cum appendice: *Regum Langobardorum leges de structoribus* 1553. 1589.

Stud. von Eitelberger, s. Gust. Heider.

Ekkehardus ed. Waitz (1879. 1884).

A. Ellissen, s. Analekten usw.

Ernst Elster, Commentar über den Prediger Salomo 353.

Eneas, ein episches Gedicht (819).

A. Erdmann, utö Jernmalmsfält in Stockholms Län 1273.

A. von Ehn, s. Anzeiger usw.

Eyth, s. Plutarch.

J. C. Faget, *études sur les Bases de la Science médicale et exposition sommaire de la Doctrine traditionnelle* 993.

A. Falkmann, Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums Lippe, aus archivalischen Quellen. 2. Hft. 390.

J. Fancourt, *the history of Yucatan from its discovery to the close of the seventeenth century* 1534.

Farfa Kloster ed. Bethmann (1882. 1884).

W. Farr, Nomenclatur und Classification der Krankheiten zc. (1421).

Fausböll, s. Dhammapadam.

Rob. Ferguson, Nineveh and its ruins; or the history of the Great City 1712.

Fesch, s. Briefe.

Poema del Re Fierabbraccia (824).

Roman Fischer Beiträge zur Lehre über die Hernia obturatoria 871.

Florentius Wigorniensis (1882).

F. G. Flügel, s. A. D. Eden.

Lex XXXV folies, ki ben i prent garde etc. (821).

Ernst Günth. Förstemann, Nordhusana. Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt Nordhausen 1005.

Fragment eines altromanischen Alexanderromans (818).

F. B. von Franque, geschichtlicher Abriss über die typhösen Krankheiten in Nassau usw. (666). —
S. auch: Medicinische Jahrbücher usw.

H. Fresenius, s. C. Neubauer.

Herm. Friedberg, chirurgische Klinik. Beobachtungen und Erläuterungen in dem Gebiete der Chirurgie. 1. Bd. 1232.

W. Friße, s. Medicinische Jahrbücher usw.

G. K. Frommann, s. Anzeiger usw.

H. Froriep, die Rettung der Cretinen 1073.

Gachard, retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste u.: Retr. et m. de Ch. — Q. etc. Lettres inédites publiées d'après les originaux etc. T. I. II. 875.

Galvani, de aëriformibus principiis thermarum Porrectanarum (1434).

J. Gavarret, physique médicale. De la chaleur produite par les êtres vivans 1663.

Beiträge zur Geburtskunde und Gynäkologie. Hrsgb. von F. W. Scanzoni. 2. Bd. 466.

H. Geck, die Abteikirche zu Werden (1910). Gedike, über Geistesstörungen (373).

Hans Bruno Geinitz, Darstellung der Flora des Hainichen-Ebersdorfer und des Floehaer Kohlenbassins im Vergleich zu der Flora des Zwickauer Steinkohlengebirges. Preisschrift 833.

Genealogiae comitum Flandriae ed. Bethmann (1880. 1885).

Genth, über einen Kaiserschnitt (369).

De Geologie van Nederland. Handleiding voor de Besigtigers der Verzameling, welke op het Paviljoen te Haarlem bijeengebragt is, door de Commissie belast met het Vervaardigen eener geologische kaart en Beschrijving van Nederl. I.

Ch. Gérard, f. Les Annales et la chronique etc.

P. N. Gerdy, Maladies des organes du mouvement 348.

Drz. Doroth. Gerlach, die Geschichtschreiber der Römer . . . bis auf Drosius. Uebersichtlich dargestellt 672.

F. G. Germar, die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie 2033. Gelehrte Gesellschaften. Journal of the American Oriental Society. Fifth vol. Numb. I.

320. — Notizblatt des Vereins für Erdkunde und verwandte Wissenschaft. zu Darmstadt N. 1—20. 428. — Verhandlungen der Gesellschaft für Geburtshülfe. 8. Hft. 365. — Mémoires de la Société géologique de France. Deux. Série. T. IV. Deux. partie. T. V. Prem. part. 1193. — De Geologie van Nederland. Handleiding etc. door de Commissie belast etc. f. De Geolog. van Ned. — Siegel des Mittelalters etc. Hrsggb. von dem Vereine für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. 1. Hft. 1250. — Bulletins de la Société anatomique de Paris. 27—29 Année 1271. — Mémoires de l'Académie impériale de Médecine. T. XIX. 1428. — Denkschriften des Germanischen National-Museums f. Denkschriften usw. — Bulletins de la société de Chirurgie de Paris pendant les Ann. 1852—55. 911.
- G**esta abbat. S. Trudonis ed. Köpke (1880. 1885). — Episcoporum Camerac. ed. Bethmann. 1880. 1885. — Episcoporum Merseburg. ed. Wilmans (1885). — Episcoporum Mettensium ed. Waitz (1880. 1884). — archiepiscoporum Salisburgensium (1881). — Trever. ed. Waitz (1880. 1884). — episcoporum Tullensium ed. Waitz (1880. 1884). — episc. Tungrens. ed. Köpke (1885).
- E**rnst Giese, die christliche Lehre zum Schul- u. Hausgebrauche für junge evangel. Christen 86.
- W.** Gill, Gems from the Coral Islands. Western Polynesia. Comprising the New Hebrides Group, the Loyalty Group, the New Caledonia Group 1026.
- G**isleberti carmen de incendio S. Amandi Elnon. ed. Bethmann (1885).

Γιτα ἡ θεσπέσιον μέλος μεταφρασθεῖσα ἐκ
 τῆς Βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλα-
 νοῦ Ἀθην. Νῦν πρῶτον Ἑλληνιστὶ ἐκ-
 δοθεῖσα καὶ μετὰ προλεγομένων καὶ παρα-
 τηρήσεων ἀνέξηθεῖσα, δαπανη μὲν καὶ μελέτῃ
 Γεωργ. Κ. Τυπάλδου . . . ἐπιστοαίᾳ δὲ
 καὶ διωρθεύσει Γ. Ἀποστολίδου Κοσμήτου
 1825.

Rodulf. Glaber ed. Waitz (1884).

Ge. Grey, Polynesian mythology, and ancient
 traditional history of the New Zealand race,
 as furnished by their priests and chiefs 1633.

Zwölf griechische Inschriften, entdeckt von S.
 R. Porter, erläutert von Woolsey (327).
von Griesheim, der Compagnie=Dienst in der
 Kön. Preussischen Armee. 3. vermehrte u. mit
 den neuesten . . . Bestimmungen versehenen Aus-
 gabe. Bearb. von Santelmann 1144.

Guillem v. Poitiers, en Alvernhe, part Lemozi
 (818).

Guillermus Appuliensis ed. Wilmans
 (1880. 1885).

Gundechar ed. Bethmann (1880. 1885).

G. Gurlt, über die Cystengeschwülste des Halses.
 Eine chirurg. Monographie 1789.

Guhlem de Cerveira, Bruchstücke zweier moral.
 Dichtungen (818).

J. Haime, Description des Bryozoaires fossiles
 de la Formation Jurassique (1201). — S.
 auch: L. Bellardi.

Tabellarische Uebersichten des Hamburgischen
 Handels im J. 1855, zusammengestellt von
 dem handelsstatistischen Bureau 1993.

H. Handermann, die letzten Zeiten Hansi-

scher Uebermacht im Skandinavischen Norden 1033. 1035.

Urkundliche Geschichte des Geschlechts von Hantstein in dem Eichsfelde in Preußen (Provinz Sachsen) nebst Urkundenbuch und Geschlechts-Tafeln 1337.

Hantelmann, s. von Griesheim.

Hardy, eastern monachism (763). Manual of Buddhism (763).

H. Harnack, der christliche Gemeindegottesdienst im apostolischen und altkatholischen Zeitalter 273.

Gwinn Harris Heap, central Route to the Pacific, from the valley of the Mississippi to California: Journal of the Expedition of E. F. Beale . . . and Gw. H. H. from Missouri to California in 1853. 441.

Hecker über Syphilis congenita (370).

Hyacinthe Hecquard, voyage sur la côte et dans l'intérieur de l'Afrique Occidentale 1772.

Gust. Heider, Hud. von Eitelberger und S. Hieser, mittelalterliche Kunstdenkmale des Oesterreichischen Kaiserstaates. Zfr. I. II. 1289.

Heimo Babenbergensis ed. Pertz (1879. 1884).

Arth. Helps, the Spanish conquest in America and its relation to the history of slavery and to the government of colonies 99.

E. W. Hengstenberg, Christologie des Alt. Test. und Commentar über die Messianischen Weissagungen. 2. Bd. 2. Ausg. 161.

Herbst, s. Terenz.

Herigeri et Anselmi Gesta episcoporum Tungrensium (1880).

Hermann von Reichenau ed. Pertz (1884).

Hermannus Augiensis (Contractus) (1879).

Hermannus Tornacensis (1882).

Hesse, f. Lambert.

Hesso, üb. d. Rheims'er Concil (1882).

Paul Heyse, f. Romanische Inedita.

S. Hieser, f. Gust. Heider.

H. H. Hildebrand, f. Fr. von Soltau.

Hinrichs, f. Ulr. Jasp. Seetzen.

W. Hiß, Beiträge zur normalen und pathologischen Histologie der Cornea 1737.

Homer, übersf. v. Donner 672.

Honorius von Autun (1879).

S. Hoppe, die Nervenwirkungen der Heilmittel. Therapeutisch = physiol. Arbeiten. 1. Hft. 111. 2. 3. Hft. 1829.

Horaz, übersf. v. Binder 672.

S. Houdart, histoire de la Médecine Grecque depuis Esculape jusqu'à Hippocrate exclusivement 593.

Hugo Flaviniacensis ed. Pertz (1880. 1884).

Hugo Floriac. ed. Waitz (1880. 1884).

Hutin, pathologische Anatomie der Narben in den verschiedenen Geweben. Preisschrift (1429. 1431.)

Jaffé, f. Rupertus. Vitae Theogeri etc.

John Hewitt Jellet, an elementary Treatise on the Calculus of Variations 290.

Indische Studien. Beiträge für die Kunde des Indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten hrsggb. v. Albr. Weber. III. Bd. 757.

Jocundi Translatio S. Servatii (1882).

Die drei johanneischen Briefe. Mit e. vollständigen theologischen Commentare v. Frdr. Düsterdieck. Zweit. Bandes 2. Lief. den Commentar zu 1. Joh. V, 6—21, die Einleit. u. d. Comm. zu 2. Joh. u. 3. Joh. enth. 873.

Journal of the American Oriental Society.
Fifth vol. Number I. 320.

H. Barbet de Jouy, les della Robbia, sculpteurs en terre émaillée. Etude sur leurs travaux, suivie d'un catalogue de leur oeuvre fait en Italie en 1853. 1284.

Ἰτιχασασαμουτσαῖα τούτεστιν Ἀρχαιο-
λογίας συλλογή ἢ περὶ διαλόγων τε καὶ
μύθων φιλοσοφικῶν νομίμων τε καὶ ἐθίμων
Ἰνδικῶν συλλεχθέντων κατ' ἐκλογὴν ἐκ τῆς
Μαχαβαράτας, συγγραφείσης ὑπὸ τοῦ φιλοσ.
Βέασα. Μεταφρασοθεῖσα ὡς. 1825.

S. Julien, vie de Hiouen Thsang (763).

Emil Kade, kurzgefaßte Grammatik der Englischen
Grammatik. Für höhere Lehranstalten . . .
und durch zahlreiche Beispiele aus guten Schrift-
stellern erläutert 1021.

Kâlidâsa, Mâlavikâ und Agnimitra, ein Drama
in 5 Acten. Zum ersten Male aus d. San-
skrit übers. v. Albr. Weber 1202. — Ra-
ghuvânço 1825. 1827.

Karsch, s. Aristoteles.

Kauffmann, über Geschwülste im Douglas'schen
Raume (367).

(Kaufmann und Ed. v. Siebold), Lehrbuch der
Hebammenkunst. Zunächst bestimmt zum Unter-
richt für die Hebammen des Königreichs Han-
nover 188.

Francisc. Kaulen, linguae Mandschuricae in-
stitutiones, indicibus ornat. chrestomathia
et vocabulario auct. 1793.

John Kenrick, Phoenicia 1393.

Bruno Kerl, Handbuch der metallurgischen Hütten-
kunde zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum

Selbststudium. Bd. 1. 2. 3. Abtheil. 1. 2
737.

Ein Kirchengebet für das Wohl des Kaisers
und Reiches aus d. Anf. d. 9. Jahrh. (1660).

A. G. de Klerck, *disquisitio historico-literaria
de L. Munatio Planco* 1309.

Lh. Kliefoth, liturgische Abhandlungen. 1. Bd. I.
Die Einsegnung der Ehe. II. Vom Begräbniß.

III. Von der Ordination und Introduction 121.

Koerte, über Diphtheritis und Croup (368).

Skirrhöse Entartung der Gebärmutter (372).

Chrstn. Gu. Kohn, *de verbo germanico tuon
et v. gothico iddja. Diss. grammatica* 1944.

Kölliker und Scanzoni, das Secret der Schleim-
haut der Vagina und des Cervix uteri (471).

Geschichte Konrad II. (1882).

Köpke, s. *Fundatio Brunwilarensis. Chronica
Polon. Chronicon Gozecense. Cosmas.
Gesta abbat. etc. G. episc. Tungr.
Translationes etc. Vitae Annonis etc.*

Alb. Krause, die künstliche Frühgeburt monogra-
phisch dargestellt 252.

Krieger, über die Anwendung des Chloroformes
in der Geburtshülfe (370).

Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen
Weltansichten 1833.

Sak. Kruger, Geschichte der Assyrier und Iranier
vom 13. bis zum 5. Jahrh. vor Christus 633.

Fr. Kruse, s. Ulr. Jasper Seetzen.

Kühner, s. Cicero.

Frdr Kunstmann, Afrika vor den Entdeckungen
der Portugiesen. Festrede usw. 996.

Paul. Ant. de Lagarde, *de Geoponicon ver-
sione syriaca commentatio* 193.

- Félix Lajard**, recherches sur le culte du cyprès pyramidal chez les peuples civilisés 433.
- Lambertus Hersfeldensis**, ed. Hesse (1879. 1884).
- Landulf d. ält.**, f. Arnulf.
- Landulfus**, ed. Bethmann et Wattenbach (1885).
- Langheinrich**, Mittheilungen von der geburtsh. Klinik in Würzburg (467).
- Vict. Langlois**, Numismatique de l'Arménie au Moyen Age 507.
- Lappenberg**, f. Adam. Brem.
- John Zachariah Laurence**, the Diagnosis of surgical Cancer 1750.
- Laurentius de Leodio**, Geschichte von Verdün (1880).
- Thom. Laycock**, f. Jo. Aug. Unzer.
- Lebensbeschreibung der Kön. Mathilde** (1881).
- L. Lehmann**, die Sooltherme zu Oeynhaus (Rehme) und das gewöhnliche Wasser. Eine chemisch-physiologische Untersuchung zur Anbahnung einer vergleichenden Balneologie 1166.
- W. Lehzen**, Hannover's Staatshaushalt. 2. Thl. Die Ausgaben. 1. u. 2. Hälfte 1353.
- Alb. Lemoine**, du sommeil au point de vue physiologique et psychologique. Ouvrage couronné 498.
- S. D. Lenz**, Zoologie der alten Griechen und Römer, deutsch in Auszügen aus deren Schriften, nebst Anmerkungen 1974.
- Leo et Petrus**, Chronic. Mont. Cassin. ed. Wattenbach (1880. 1885).
- Leonardo Pisano**, f. Baldass. Boncompagni.

K. Pet. Lepsius, Kleine Schriften, Beiträge zur thüringisch = sächsischen Geschichte und deutschen Kunst = und Alterthumskunde. Gesammelt und theilweise zum ersten Male aus dem handschriftl. Nachlaß des Vfs. hrsggb. von A. Schulz (San-Marte) Bd. 1 — 3. 153.

K. Lepsius, über eine hieroglyphische Inschrift am Tempel von Edfu, in welcher der Besitz dieses Tempels an Ländereien unter der Regierung Ptolemäus XI. Alexander I. verzeichnet ist 93.

Leubuscher, über Nymphomanie (373).

Leyser, s. Fr. L. von Soltau.

J. Liagre, Calcul des Probabilités et théorie des erreurs, avec des applications aux sciences d'observation en général, et à la Géométrie en particulier 357.

J. Liblin, s. Les Annales et la chronique etc.

Die Lieder des 30jährigen Krieges nach den Originalen abgedruckt. Zum ersten Male gesammelt v. Emil Weller. Mit e. Einleit. von W. Wackernagel 1505.

Nich. Adalb. Lipsius, s. Zeitschrift f. d. hist. Theol. usw.

Ueber Lothars Wahl (1882).

Herm. Lohé, Mikrokosmos. Ideen zur Geschichte und Naturgeschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. 1. Bd. 1. Der Leib. 2. Die Seele. 3. Das Leben 1977.

Ed. Lucas, die Obstbenutzung, eine gemeinfaßliche Anleitung zur wirthschaftlichen Verwendung unserer wichtigeren Obstsorten 2063.

H. d'Albert de Luynes, mémoire sur le sar-

cophage et l'inscription funéraire d'Esmunazar, roi de Sidon 689.

Victor Luzarche, f. Adam.

Mannichfaltiges in der Zeitschrift f. christl. Archäologie und Recht (1910. 1911).

W. Mantels, Lübeck und Marquard von Westensee. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des im 14. Jahrh. erloschenen Geschlechts von Westensee 1243.

Catologue général des manuscrits des bibliothèques publiques des départements etc. T. I. II. 1251.

Mara bar Serapion, f. Spicilegium Syriacum.

Marchand, über das Trinkwasser . . . mit besonderer Berücksichtigung der Trinkwasser von den Arrondissements Havre und Jvetet (1429).

Marianus Scotus ed. Waitz (1879. 1884).

Traugott Märker, f. Monumenta Zollerana.

San Marte, f. R. Pet. Lepsius.

J. R. Martin, the influence of tropical climates on european constitutions. A new edit. 1593.

Martinus Gallus (1880).

A. Mattei, essai sur l'accouchement physiologique 570.

C. Mayer, über das Zwandfche Pessarium (366). Ueber das Clarkefche Blumenkohlgewächs (367). Ueber ein Fibroid in der vorderen Uteruswand. (372).

Thom. Taylor Meadows, the Chinese and their rebellions, viewed in connection with their national philosophy, ethics, legislation and administration; to which is added an

essay on civilization and its present state in the East and West 1673.

v. Medel, Aufenthalt in Cairo (374).

Pensieri ispirati da una Medaglia di Cornelia Supera (210).

Notices historiques pour servir à l'illustration d'une Médaille d'or etc. (206). Sur une médaille en or d'Alphonse VIII, roi de Castille (207).

Mich. Medici, della vita e degli scritti degli Anatomici e Medici fioriti in Bologna dal cominciamento del secolo XVIII fino al presente. Discorsi etc. P. I. che comprende i nati al dichinare del sec. XVII e fioriti nel XVIII. 1433.

Medicinishe Jahrbücher für das Herzogthum Nassau. . . . hrsggb. von J. B. von Franque, W. Friße, C. Vogler. 12. u. 13. Hft. (die Verbreitung der typhösen Krankheiten) 666.

Meliton, s. Spicilegium Syriacum.

Mémoires de l'Académie impériale de Médecine. T. XIX. 1428. — de la Société géologique, s. unter: Gel. Gesellsch.

Herm. Mertens, neuestes Städte-Lexicon enthaltend sämtliche Städte, Flecken und Verkehrsorte von Europa, sowie die aussereuropäischen Handelsplätze. 2. umgeänd. u. verm. Aufl. 31.

Jürgen Bona Meyer, Aristoteles' Thierkunde. Ein Beitrag zur Geschichte der Zoologie, Physiologie und der alten Philosophie 613.

Michailowskij = Danilewskij und Miliutin, Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Kais. Pauls I. im J. 1799. 1. 2. Tbl. Nach dem russisch. Originale in's Deutsche übertragen von Chr. Schnitt 1849.

Miliutin, f. Michailowski=Danilewski.

Minckwitz, f. Aristophanes.

Illustrazione di una moneta singolarissima etc. (208). Cenno sopra alcune monete inedite d'Aquileja (206).

W. F. Montgomery, an Exposition of the Signs and Symptoms of Pregnancy: with some other papers on subjects connected with Midwifery 1698.

Monumenta Germaniae historica . . . ed. Geo. H. Pertz. Scriptorum T. V—XII. 1876. Mon. Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Hrsggb. v. Rud. von Stillfried und Traugott Märker. 2. Bd. Urk. der Fränkischen Linie. 1235—1332. 1508.

Jos. Morganti, f. Maur. Rusconi.

Mörise, f. Theofrit.

Moschus, f. Theofrit.

Motets et Rondels (821).

N. Mühry, die geographischen Verhältnisse der Krankheiten oder Grundzüge der Noso=Geographie, in ihrer Gesamtheit und Ordnung und mit einer Sammlung der Thatsachen dargelegt. I. Thl. Allgemeine Gesetze und Lehren. II. Thl. Thesaurus noso-geographicus oder geordnete Sammlung noso=geographischer Berichte mit hinzugefügten Commentationen 116.

Emil Müller, f. G. L. Ludermann.

L. Müller, Numismatique d'Alexandre le Grand. Suivie d'un appendice contenant les monnaies de Philippe II. et III. 840.

G. Fr. Herm. Müller, f. Ulr. Jasper Seetzen.

S. Munk, essai sur l'inscription Phénicienne du sarcophage d'Eschmoun-ézer, roi de Sidon 1410.

H. Fr. Münnichs Nekrolog (366).

Münze mit HVGO GRATIA DI DVX etc. (210).

M. von Kön. Eudo (210). Zwei Münzen von Tvartko III., Kön. v. Bosnien (209). Bericht über einen Münzfund bei Klösterle im Vorarlberg (206).

Roderick Impey Murchison, Siluria. The History of the oldest known Rocks containing organic Remains, with a brief Sketch of the Distribution of Gold over the earth 1615.

Edw. W. Murphy, Chloroform; its properties and safety in Childbirth 376.

J. F. Neigebaur, f. Edicta reg Langob.

C. Neubauer und J. Vogel, Anleitung zur qualitativen und quantitativen Analyse des Harns . . . Bevorwortet von N. Fresenius. 2. Aufl. 913.

K. Frdr. Neumann, Geschichte des englisch chine- sischen Krieges. 2. verm. Aufl. 178.

Chr. W. Niedner, f. Zeitschrift f. d. hist. Theol. usw.

K. W. Nitzsch das Taufbecken der Kieler Nicolaikirche. Ein Beitrag zur Kunst- und Landesgeschichte Holsteins 1243.

Nolta, über die Obliteration der Nabelarterien u. über die Entzündung derselben (1429).

Notter, f. Theokrit.

Notizie peregrine di Numismatica, e d'Archeologia pubblicate per cura di F. Schweitzer. Decade I. Auch u. d. S.: Mittheilungen aus d. Gebiete der Numismatik und Ar- chaeologie 205.

Pier-Camillo Orcurti, catalogo illustrato dei monumenti Egizii del R. Museo di Torino 1099.

Ortlieb ed. Abel (1885).

(Othbert,) Lebensgesch. Heinrich IV. (1882).

Othlonus ed. Wilmans (1882. 1885).

H. Otte, die Kanzel im Dom zu Merseburg (1911). S. auch: Zeitschrift für christl. Archäol.

Otto, s. die Pommersche Kirchenordnung u. S. Overbeck, Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken usw. 1220.

Overweg s. Aug. Petermann.

C. Paludan-Müller, Grevens Feide skildret efter trykte og utrykte Kilder. I. II. Deel. 1033. 1039.

Reinh. Pauli, Geschichte von England. 4. Bd. 582.

Ant. José Peixoto, über Elephantiasis des Scrotum, Ligatur der Art. anoxyma, Lithotritie, Lipom, Resection der Rippen, eingeklemmten Bruch und Exstirpation der Parotis (1429).

Pellion, la Grèce et les Capodistrias pendant l'occupation française de 1828 à 1834. 859.

Hugo Pernice, operationum in arte obstetricia examinatio critica et historica. P. I. 393.

Pertsch, alphabetisches Verzeichniss der Versanfänge der Riksamhita (757).

Carol. Pertz, s. Benzo.

Geo. H. Pertz, s. Monumenta Germaniae histor. Annal. Romani. Bernoldus. Bertholdus. Chronicon Venetum. Heimo. Hermann v Reichenau. Hugo Flavi-

niac. Sigebertus. Vitae Meinwerçi etc. Wipo.

Aug. Petermann, an account of the progress of the expedition to Central Africa, performed . . . under Richardson, Barth, Overweg, and Vogel. In the years 1850 — 53 . . . with descriptive notes etc. 1291. African discovery. A letter etc. 1291.

Petrus, s. Leo.

Max Pettenkofer, zur Frage über die Verbreitungsart der Cholera. Entgegnungen und Erläuterungen usw. 755.

Th. Pettigrew, s. Jam. Annesley, Pfister—Anderegg, über ein Medaillon von Heinrich Schwarz etc. (208).

Die Pfründenordnung des Klosters Geisenfeld a. d. 13. Jahrh. (1660).

Phoenician Inscription of Sidon (by E. E. Salisbury and W. W. Turner) 17.23.

Phönikische Inschrift von Sidon (327).

Plato, übers. v. Prantl 672.

Plutarch, Lebensbeschreibungen, übers. v. Eyth 672.

Poesie lombarde inedite del secolo XIII, publicate ed illustrate da B. Biondelli 1277.

G. Polanzani, sopra una medaglia d'argento di Massenzio (207).

Die Pommerische Kirchenordnung und Agenda nebst den Legibus praepositorum, statutis synodicis und der Visitations=Ordnung von 1736. Hrsgab. v. Otto 310).

J. L. Porter, s. Zwölf griechische Inschriften.

K. Prantl, Uebersicht der Griechisch=Römischen Philosophie 672. — S. auch: Plato.

W. O. Priestley, f. James Y. Simpson.

Geo. Prochaska, f. Jo. Aug. Unzer.

F. von Quast, die Münsterkirche zu Essen (1910). Nochmals Mainz, Speier, Worms (Antikritik) (1911). Kelch der Kirche zu Werben in der Altmark (1911). — S. auch: Zeitschrift für christl. Arch.

Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte . . . 1. Bd. Auch u. d. Tit.: Quellen zur b. u. d. G. 1641.

Ad. Quételet, Annuaire de l'Observatoire royal de Belgique. 23e Année 542. — du système social et des lois qui les régissent. Deutsch u. mit Literaturnachweisungen hrsggb. von H. Adler 1631.

J. Quicherat, f. Thom. Bazin.

M. F. Rampf, der Brief Judae, des Apostels und Bruders des Herrn. Historisch, kritisch, exegetisch betrachtet 1179.

Fr. Rander, f. Fr. Bratsch.

A. R. Rangabé, Antiquités Helléniques ou Répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce. Vol. II. 1953.

Notizen aus d. Rechnungsbuche des Klosters Aldersbach v. 1291 — 1362 (1660).

Répertoire de Cartes, publié par l'Institut royal des Ingénieurs Néerlandais. Livraison 1. 2. 3. 382.

Sixteenth annual Report of the Registrar-Ge-

neral of births, deaths and marriages in England 1414.

James Richardson, narrative of a mission to Central Africa, performed in the years 1850—51. under the orders etc. Voll. I. II. 1120. — S. auch: Aug. Petermann.

Niedel, s. Codex diplom. Brandenb. etc.
 W. G. Niehl, die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. 1. Bd.: Land und Leute. 2. Bd.: die bürgerliche Gesellschaft. 3. Bd.: die Familie 33.

S. H. Rinkes, disputatio de crimine ambitus et de sodalitiis ap. Romanos tempore liberae reip. 1233.

H. Ritter, System der Logik und der Metaphysik. 2 Bde. 1753.

Robert, Untersuchungen über die Anatomie und Mechanik des Kniegelenkes 269. 1110.

E. Rödiger, Bemerkungen über eine phönizische Inschrift eines . . . nahe bei Sidon gefundenen Königs-Sarkophag's 17.

Rodulfus Glaber, s. Glaber.

Timoth. W. Röhrich, Mittheilungen aus der Geschichte der evangel. Kirche des Elsasses. 1. Bd.: Mitth. aus der Vorgeschichte der Reformation und Elsass. Kirchenordnungen. 2. Bd.: Evangel. Zeitbilder und die Kirche der Väter unter dem Kreuze 400.

de Roisin, die sogen. römischen Bäder zu Trier u. s. w. (1911).

Romanische Inedita auf italienischen Bibliotheken gesammelt von Paul Heyse 817.

Roser, über die Heilbarkeit der tiefgehenden angeborenen Astresien zc. (367).

Roth, s. Tacitus.

A. Rotureau, die Mineralquellen zu Nauheim,

nebst chemischen Erörterungen und Analysen von A. Chatin. Uebers. v. F. Bode 1151.

Rudhart, s. Annalen u. s. w.

Ruperti, Chron. S. Laurentii Leod. ed. Wattenbach (1880. 1885).

Rupertus de incendio Tuitiensi et de vita Cunonis Ratispon. ed. Jaffé (1886).

Maur. Rusconi, histoire naturelle, développement et métamorphose de la Salamandre terrestre. Ouvrage posthume, inédit, publié par Jos. Morganti 146.

Rustico o Rusticiano da Pisa, Girone il cortese, romanzo cavalleresco, volgarizzamento inedito del buon secolo, pubblicato con note dal Francesco Tassi 1499.

Jos. L. Saalschütz, Archäologie der Hebräer. 1. Thl. 703.

E. E. Salisbury, s. Phoenician Inscription etc.

Sallust, übers. von Gleß 672.

Neueste Sammlung ausgewählter Griechischer u. Römischer Classiker verdeutscht usw. Bfzg. 1 — 29. 671.

F. W. Scanzoni, über die Anwendung der Anaesthetica in der geburtschülflichen Praxis (468). Beitrag zur Pathologie der Gebärmutterpolypen (470). Zur Lehre von den Gebärmutterknickungen (472). — S. auch: Kölliker u.: Beiträge zur Geburtskunde zc.

L. S. Schauenburg, das Accommodationsvermögen der Augen. Nach A. Cramer u. Donders 1350. Ophthalmiatrik. Nach den neuesten Forschungen für das Studium und die Praxis bearbeitet 1425.

Schauer, über die Menstruation (366).

Fr. W. Jos. von Schelling, sämtliche Werke. 2. Abthl. 1. Bd. Einleitung in die Philosophie der Mythologie 922.

Das Schenkungsbuch des Klosters Emmeran zu Regensburg hrsggb. v. Wittmann (1649). — des Stiftes Obermünster zu Reg. hrsggb. v. Wittmann (1654). — der gefürsteten Probstei Berchtesgaden (1655).

Schiller, s. Briefe.

Aug. Schleicher, Handbuch der Litauischen Sprache. I. Grammatik 2028.

F. W. Th. Schliephake, Einleitung in das System der Philosophie 1713.

Const. Schlottmann, über die Grabschrift des Eschmunazar 1393. 1401.

Chr. Schmidt, la vie et les travaux de Jean Sturm, premier recteur du Gymnase et de l'Académie de Strasbourg 184.

S. B. Schmidt, ein Fall von Motilitäts- und Sensibilitätsstörung während der Schwangerschaft und Geburt (472). Ueber die Leistungen auf dem Gebiete der Geburtshülfe und Gynäkologie im J. 1853 (472).

S. F. Sul. Schmidt, der Mond. Ein Ueberblick über den gegenwärtigen Umfang u. Standpunkt unserer Kenntnisse von der Oberflächengestaltung und Physik dieses Weltkörpers 710.

Chr. Schmitt, s. Michailowski-Danilewski. G. F. Schoemann, animadversiones de Ionibus 1153.

J. L. C. Schroeder van der Kolk, Anatomisch Physiologisch Onderzoek over fijenere Zamenstel en de Werking van het Ruggermerg 782.

M. Schulz (San Marte), f. K. Pet. Lepsius.
Otto Schulze, Nachklänge aus den Sonn- und
 Festtags-Evangelien in geistlichen Ländern mit
 zu Grunde gelegten Kirchenmelodien 591.

F. Schweitzer, *Babioles numismatiques* (209).
 — S. auch: *Notizie peregrine di Numis-*
matica etc.

Scoutetten, *une Visite à l'Abendberg*. 2. édit.
 1073.

Ulr. Jasper Seetzen, *Reisen durch Syrien,*
Palästina, Phönicien, die Transjordan-Län-
der, Arabia Petraea und Unter-Aegypten.
 Hrsggb. u. commentirt von Fr. Kruse in
 Verbindung mit Hinrichs, G. Fr. Herm.
 Müller und mehreren andern Gelehrten.
 3. Bd. 1055.

Seheri primordia Catmosiacensia ed. Jaffé
 (1882. 1885).

W. Seyffarth, *Grammatica Aegyptiaca*. Erste
 Anleitung zum Uebersetzen altägyptischer Littera-
 turwerke nebst der Geschichte des Hieroglyphen-
 schlüssels 3. Theologische Schriften der alten
 Aegypter nach dem Turiner Papyrus zum
 ersten Male übersetzt 7.

Zwei Sidonische Inschriften, eine grie-
 chische aus christlicher Zeit und eine alt-
 phöniciische Königsinschrift zuerst hrsggb.
 und erklärt v. Frz. E. C. Dietrich 17

(Ed. v. Siebold, f. Kaufmann).

Siegel des Mittelalters aus den Archiven
 der Stadt Lübeck. Hrsggb. von dem Ver-
 eine für Lübeckische Geschichte und Alter-
 thumskunde. 1. Hft. 1250.

Sigebertus ed. Bethmann (1879. 1884). —
Gesta abb. Gemblac. ed. Pertz (1880. 1884).

P. Silbert, *traité pratique de l'accouchement*

prématuré artificiel comprenant son histoire, ses indications, l'époque à laquelle on doit le pratiquer et le meilleur moyen de le déterminer 1030.

Aug. S. Simon, Geschichtliches über die Kön. Preuß. Immediat-Commission 113.

J.-B. Simonin, recherches topographiques et médicales sur Nancy 725.

James Y. Simpson, obstetric Memoirs, and Contributions. Edited by W. O. Priestley and Horatio R. D. Storer. Vol. I. 211, Vol. II. 1379.

E. Sismonda, s. L. Bellardi.

W. Gottl. Soldan, Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. 1797.

Fr. L. von Soltau, deutsche historische Volkslieder, 2. Hundert. Aus Soltau's und Lesfer's Nachlaß und anderen Quellen hrsggb. mit Anmerkff. von H. S. Hildebrand 1551.

Spicilegium Syriacum: containing remains of Bardesan, Meliton, Ambrose and Marabar Serapion. Now first edited, with an English translation and notes, by Will. Cureton 649.

Spiegel, Beitrag zur altiranischen Mythologie von Westergaard (767). Nabânazdistá-pa-oiryô-tkaêsha (768).

Spöndly, zur Lehre von der Behandlung der Placentar-Retention (466).

Στεφανίτης καὶ Ἰχνηλάτης ἤτοι Βιβλίον φυσιολογικὸν (ἠθικοπολιτικὸν), μετακομισθὲν ἐκ τῆς Ἰνδίας . . . παρά τινος Περζωέσοφου . . . καὶ μετενεχθὲν εἰς τὴν Ἀραβων γλώσσαν. Ὑπὸ δὲ Συμεὼν Μαγίστρου τοῦ Σήθ . . . εἰς τὴν Ἑλλήνων διάλεκτον με-

ταβληθὲν . . . Ἐκδοθὲν νῦν τὸ δεύτερον
usw. 1826.

Rud. von Stillfried, f. Monumenta Zollerana.

D. T. Stoddard, Grammar of the modern Syriac language, as spoken in Oroomieh, Persia, and in Koordistan (320).

Horatio R. Storer, f. James Y. Simpson.

Edw. Strachey, Hebrew Politics in the times of Sargo and Sennacherib: an inquiry into the historical meaning and purpose of the prophecies of Isaiah, with some bearings on the social and political life of England 1313.

Συμμεῶν Μάγιστρος ὁ Σήθ f. Βινσουσαρμᾶν u. Στεφανίτης usw.

Szlatowski, f. Chronica Polonorum.

Sacitus, übersf. v. Roth 672.

Francesco Tassi, f. Rustico.

Serenz, übersf. v. Herbst 672.

Shevrit, Bion u. Moschus, übersf. v. Mörike und Notter 672.

Tractatus de bonitate et malitia mulierum (821).

Translationes S. Dionysii et Servatii ed. Köpke (1885).

Triumphus S. Remacli (1882).

Carlo Troya, f. Codice diplomat. Longob.

H. L. Tuckermann, Charakterbilder englischer Dichter. Aus d. Engl. übersf. von Emil Müller 2075.

Γεωργ. Κ. Τυπάλδος, f. Γετα usw.

W. W. Turner, f. Phoenician Inscription etc.

Max Uhlemann, Israeliten und Hyksos in Aegypten. Eine historisch = kritische Untersuchung 265. Drei Tage in Memphis. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volks = und Familienlebens der alten Aegypter 1820.

Fr. W. Unger, Perspective oder Lehre von der Abbildung nach Form, Beleuchtung und Farbe 753.

Jo. Aug. Unzer, the Principles of Physiology; and Geo. Prochaska, on the Functions of the nervous system. Translated and edited by Thom. Laycock 303.

Zeit, über die Dauer der Schwangerschaft (366).
Notizblatt des Vereins für Erdkunde und verwandte Wissenschaften zu Darmstadt. N. 1 — 20. 428.

Verhandlungen der Gesellschaft für Geburtshülfe 8. Hft. 365.

C. Baudi a Vesme, f. Edicta regg. Lang.

H. Birchow, gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin 2069. Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medicin (2069). Ueber den Faserstoff (2070). Ueber farblose Blutkörperchen und Leukämie (2071). Ueber Thrombose und Embolie, Gefäßentzündung und septische Infection (2072). Zur Gynäkologie (2073). Ueber die Zustände der Neugeborenen (2074). Zur Pathologie des Schädels und Gehirns (2074). Ueber Kankroide und Papillargeschwülste (2075).

Vita Chrodegangi (1881). Vitae Annonis, Karoli comitis Flandr. et Ottonis Babenb. ed. Köpke (1882. 1885). Vitae Altmanni, Theogeri Mettensis, Gode-

- fridi comitis Capenbergensis, Norberti Magdeb. (1882). — Anselmi Lucensis, Bennonis Osnabr., Norberti Magdeb. ed. Wilmans (1882. 1885). — Meinwerci u. Godehardi ed. Pertz (1882. 1884). — Stephani regis, Bardonis Altmanni, Heinrichi IV. imperat. ed. Wattenbach (1882. 1885). — Theogeri, Godefridi Capenbergensis ed. Jaffé (1886).
- Vogel, f. Aug. Petermann.
3. Vogel, f. C. Neubauer.
- C. Vogler, f. Medicinische Jahrbücher u. f. w.
- W. Fridolin Volkman, Grundriß der Psychologie vom Standpunkte des philosophischen Realismus nach genetischer Methode als Leitfaden für acad. Vorlesf. u. zum Selbststudium 513.
- W. Wackernagel, die deutsche Glasmalerei. Geschichtlicher Entwurf mit Belegen 983. — S. auch: die Lieder usw.
- Wagener, essai sur les rapports qui existent entre les apologues de l'Inde et les apologues de la Grèce (763).
- Geo. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die Europäische Politik. 1—3 Bd. 1033. 1042. — S. auch: Annalista Saxo. Chronicon Sti Benigni. Ekkehardus. Gesta episc. Mett. Gesta Trever., episc. Tullens. Rod. Glaber. Hugo Floriac. Marianus Scot. Willelmus.
- Wattenbach, die Congregation der Schottenklöster in Deutschland (1910. 1911). — S. auch: Annal. austriaci. Arnulf. Chronicon Benedictobur., S. Huberti. Lan-

dulfus. Leo et Petr. Ruperti chron. etc.
Vitae Stephani etc.

Albr. Weber, alphabetisches Verzeichniss der Anuvâka- und Brahmana-Anfänge des Yajur-Veda (758). Caranavyûha: Uebersicht über die Schulen der Veden (760). Der Kândânukrama der âtreya-Schule des Taittiriya-Veda, Text und Commentar (762). Einiges über das Kâthakam (762). Die neuesten Forschungen auf dem Gebiet des Buddhismus (762). Ueber den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen (763). — S. auch: Indische Studien. Kâlidâsa.

Hug. Weber, die neueste Vergötterung des Stoffs. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes 713.

Wegscheider, Beckengeschwulst als Gebärhinderniß (373). Ueber das Verhältniß der Brightschen Krankheit zur Eklampsie der Gebärenden (373).

Emil Weller, s. die Lieder usw.

Herm. Weissenborn, die Principien der höhern Analysis in ihrer Entwicklung von Leibniz bis auf Lagrange, als ein Beitrag zur Geschichte der Mathematik 956.

A. von Werlhof, s. Celestino Cavedoni.

Ch. West, an Enquiry into the pathological importance of Ulceration of the Os uteri. Being the Croonian Lectures for the year 1854. 197.

Westergaard, Oversigt af det kgl. danske Vidensk. Selsk. Forhandling nr. 7 übersetzt von Spiegel (767).

J. D. Whitney, the metallic Wealth of the States, described and compared with that of other Countries 1323.

W. D. Whitney, Beurtheilung des Buches über

die Accente im Sanskrit und Griechischen von Popp 327.

Widerstein, über eine Extrauterinschwangerschaft (369).

Wido de schism. Hildebrandi ed. Wilmans (1882. 1885).

J. A. Wijnne, de fide et auctoritate Appiani in bellis Romanorum civilibus narrandis exploratis fontibus, quibus usus esse videtur 432.

Willelmus Malmesburiensis ed. Waitz (1882. 1884).

Wilmans, s. Gesta episc. Merseb. Guillelmus Appul. Othlonus. Vitae Anselmi etc. Wido.

Winckelmann, s. Briefe.

Wipo ed. Pertz (1882. 1884).

Wittmann, s. Schenkungsbuch u. s. w. Ferd. Wolf, Proben portugiesischer und catalanischer Volksromane mit einer literarhistorischen Einleitung über die Volkspoesie in Portugal u. Catalonien 1469.

S. P. Woodward, Manual of the Mollusca 328.

Woolsey, s. Zwölf griechische Inschriften.

Xenophon, übers. v. Zeising 672.

Zeising, s. Xenophon.

Zeitschrift für die historische Theologie hrsggb. von Chr. W. Niedner. Jahrg. 1856. Heft 1: Ueber die Aechtheit der syrischen Recension der Ignatianischen Briefe. Von Rich. Adalb. Lipsius 1513. — für christliche Archäologie u.

Kunst. Hrsggb. v. F. v. Quast u. H. Otte.
1. Bd. Hft. 1. 2. 1909.

- G. Zimmermann, Dr Martin Luthers Leben
. . . Nebst einem Anhange, die Augsburgerische
Confession, die Schmalkaldischen Artikel u. den
Ausgb. Religionsfrieden enthaltend. 2. Aufl.
1011.
-

Berichtigungen.

- ©. 65 3. 19 l. Mächten st. Wächtern.
Berichtigungen zu ©. 1006—1010 u. 1338—1350 f. ©.
1832.
©. 1095 3. 4 anst. Umständen l. Eridar.
— 1235 — 17 — Von l. Vor.
— 1239 — 4 — erlangt l. verlangt.
-